# DIE·WOCHE



MODERNE ILLUSTRIERTE ZEITSCHRIFT

Verlag von August Scherl G.m.b.H.

Library of




Princeton University.

The
Benjamin Strong
European War Collections



# DIE·WOCHE

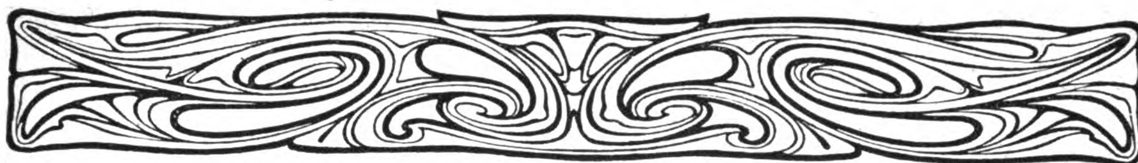
## MODERNE ILLUSTRIERTE ZEITSCHRIFT

**Band 1** (Heft 1—13)

vom 1. Januar bis 31. März 1917.



Druck und Verlag von August Scherl G. m. b. H., Berlin SW 68.



# Sachregister.

# Alphabetisches Register.

Die mit einem * versehenen Artikel sind illustriert.

## L.



## M.

Seite



## N.



## O.



## P.



## Q.



## R.

## S.



## Sch.



## St.



## T.



## U.



## V.

## W.



## Y.



## Z.





# DIE·WOCHE

Nummer 1. | Berlin den 6. Januar 1917. | 19. Jahrgang.


## Inhalt der Nummer 1.





## Die sieben Tage der Woche.

### 23. Dezember.

Der schweizerische Bundesrat hat an die Regierungen der kriegführenden Staaten eine Note gerichtet, in der er die Gelegenheit ergreift, die Bestrebungen des Präsidenten der Vereinigten Staaten von Amerika zur Erreichung eines dauerhaften Friedens zu unterstützen.

### 24. Dezember.

Durch die Operationen der Dobrudscha-Armee ist der Feind in den Nordwestzipfel des Landes gedrängt worden. Isaccea ist genommen. Das nördliche Donau-Ufer beiderseits Tulcea liegt unter Feuer unserer Geschütze.

### 25. Dezember.

In der Großen Walachei entwickeln sich neue Kämpfe. Die Dobrudscha-Armee steht im Angriff auf den Brückenkopf von Macin.

### 26. Dezember.

Die deutsche Regierung beantwortet die Note des Präsidenten der Vereinigten Staaten von Amerika und erklärt, daß der Kaiserlichen Regierung ein unmittelbarer Gedankenaustausch als der geeignetste Weg erscheint, um zu dem gewünschten Ergebnis zu gelangen.

Deutsche Divisionen stürmen mit zugeteilten österreichisch-ungarischen Bataillonen das zäh verteidigte Dorf Filipesti (an der Bahn Buzeu-Braila) und beiderseits anschließende stark verschanzte Stellungen der Russen.

### 27. Dezember.

In der Großen Walachei ist Rimnicul Sarat genommen.

### 28. Dezember.

Die Schlacht bei Rimnicul Sarat bringt einen vollen Sieg über die zur Verteidigung Rumäniens herangeführten Russen. Der Feind sucht durch Gegenstöße starker Massen den verlorenen Boden zurückzugewinnen. Die Angriffe scheitern. Preußische und bayrische Infanteriedivisionen stoßen dem zurückflutenden Feinde nach, überrennen seine in der Nacht angelegten Stellungen und dringen über Rimnicul Sarat hinaus vor.

In der Dobrudscha gelingt es bulgarischen und osmanischen Truppen, die Russen aus befestigten Höhenstellungen östlich von Macin zu werfen.

### 29. Dezember.

Der Südflügel der Heeresgruppe des Erzherzogs Joseph unter dem Befehl des Generals der Infanterie von Gerok hat sich in Übereinstimmung mit den Bewegungen in der Großen Walachei in dem Gebirge ostwärts vorgeschoben. Deutsche und österreichisch-ungarische Truppen stürmen in dem schwierigen Höhengelände der Ostfront von Siebenbürgen mehrere hintereinanderliegende Stellungen.

In der Dobrudscha wird Rachel genommen.

Im Monat November gehen 138 feindliche Handelsfahrzeuge von insgesamt 314 500 Br.-Reg.-To. durch kriegerische Maßnahmen der Mittelmächte verloren. — Außerdem sind 53 neutrale Handelsfahrzeuge mit 94 000 Br.-Reg.-To. wegen Beförderung von Bannwaren zum Feinde versenkt.

### 30. Dezember.

Unsere Truppen stehen in fortschreitendem Kampf in der Linie nordöstlich Vizirul — Sutesti (am Buzaul), Slobozia (halbwegs Rimnicul Sarat — Plaginesti).

### 31. Dezember.

Die Antwort der Alliierten auf den Friedensvorschlag enthält die Ablehnung des Friedensangebots.

### 1. Januar.

Die 9. Armee drängt den Feind in Stellungen halbwegs Rimnicul Sarat und Focsani, die Donauarmee in den Brückenkopf von Braila zurück.

○ ○ ○

## Die große Stunde.

Von Rudolph Stratz.

Das Jahr 1916 hat sich aus dem Sturm des Tages in den Stein der Weltgeschichte gewandelt. Das dritte der großen Kriegsjahre, die mit Flammenschrift durch die Jahrhunderte vom Heldenkampf des Deutschen um sein Dasein zeugen werden. Zum drittenmal bricht ahnungsgrauend und todesmutig der große Morgen an. Aber diesmal schimmern in seinen Frühnebeln, die uns die Zukunft verhüllen, noch unbestimmt, noch scheu und leichtverweht goldene Strahlen aus einer anderen Welt, in der wir einstmals wandelten, die einmal da war und Frieden hieß.

Noch wissen wir nicht, ob aus der Morgenfrühe von 1917 die Blitze des Krieges oder der blaue Himmel des Friedens uns beschieden sein werden. Aber das ahnen wir, in diesen ersten Stunden des neuen Jahres, in der Kraft unserer Siegeszuversicht wie in der Lauterkeit unseres Friedenswillens: das Gewissen der Welt wurde wach. Ihr Wohl und Wehe wohnt nicht mehr allein in den Schlünden der Lüge von London, es liegt nicht mehr allein auf den Lippen gewissenloser Kammerschwätzer des feindlichen Auslandes, es ruht nicht mehr allein in den unverantwortlichen Reden verantwortlicher Minister des Gegners, die der Krieg erhöht hat, auf daß der Frieden sie verschlinge. Neue Kräfte haben Leben ge-

wonnen, wachsen über die Brandstifter der Gegenwart im Ausland hinaus, suchen die Zukunft. Ob sie sie finden, ob die Völker sie finden — wir wollen in dieser Stunde der Entscheidung alles hoffen und nichts fürchten, an unseren Sieg glauben und des Friedens harren.

Aber nicht mit Gewehr bei Fuß, sondern ohne Rast und Ruh! Wie im Schützengraben, so im Vaterland! Was sollen wir daheim tun, um uns all den Wundern und Wunden der großen Zeit würdig zu zeigen? Wir finden die Antwort in dem Erlaß, in dem der Kaiser seinen Kriegern von dem deutschen Friedensangebot Kenntnis gab:

„Ob das damit verbundene Ziel erreicht wird, bleibt dahingestellt. Ihr habt weiterhin mit Gottes Hilfe dem Feind standzuhalten und ihn zu schlagen."

Das Kaiserwort an das deutsche Heer gilt ebenso für das deutsche Volk. Für das große Heer der Heimkrieger in des Wortes schönster Bedeutung. Heimkrieger kann und soll jeder sein, Wehrmann im Bürgerrock, im Dienst des Vaterlandes. Wie hinter Brustwehr und Schutzschild draußen, so soll hinter Drehbank und Pflugschar drinnen der Deutsche dem Feind standhalten und ihn schlagen.

In seinen vier Wänden, im stillsten Städtchen, auf einsamer Flur wie im Lärm der Maschinenhalle kann er streiten. Denn dieser Krieg ist kein Krieg wie andere. Krieg war bisher ein Kampf der Männer. England blieb es vorbehalten, einen Hungerkrieg gegen fünfzig Millionen wehrlose Frauen und Kinder zu eröffnen. Die Männer überschüttet es inzwischen draußen mit amerikanischen Granaten, gekauft von der City, die sich in einen feuerspeienden Berg verwandelt hat. Englands erster Galgenspruch heißt: „Kein Brot für die deutschen Frauen und Kinder!" Seine zweite Geschäftsformel: „Nicht genug Munition für die deutschen Männer!" Ein Ruf wie Donnerhall antwortet ihm in dieser Wende des Jahres aus Deutschland: „Genug Brot für uns und mehr Munition als ihr alle!"

Brot und Munition: Brot, um zu leben, leben, um zu kämpfen, ein Schluß der Wacht am Rhein: Wir alle wollen Hüter sein! Ein einziges Band umschließt durch der Hände lange Kette ganz Deutschland, wenn daheim in der Munitionsfabrik die beschlagnahmten messingenen Ofentürchen stoßweise in den farbigen Feuerglast des Schmelzofens kollern, wenn aus dem Keuchen des Dampfhammers und dem Zucken der Zangen und Stangen der glühende Rohling entsteht und Frauenhände die fertige Granate füllen, wenn draußen auf der rechten Straßenseite die Doppelkarren der Munitionskolonnen dahinziehen und nachts zur Stellung rumpeln, wenn unter dem Tannenschirm das Maul des Mörsers aufblitzt, ein Heulen hoch durch die Lüfte zieht und drüben aus schwarzem Rauchbaum der Tod in den Feind springt. Jede deutsche Granate mehr kann deutsche Leben sparen. Jede deutsche Granate mehr ist vielleicht ein Dutzend Gegner weniger. Jede deutsche Granate mehr ist vielleicht eine Sekunde näher zu Sieg und Frieden. Unsere Helden draußen tragen alles, wagen alles, schlagen alles, jagen alles. Aber vor allem verlangen sie von der Heimat das Brot der Geschütze, die Granate. Schafft ihnen alle Granaten, die sie brauchen, und immer noch eine mehr — das ist das Gebot der Stunde. Der deutsche Werkmann, der das daheim tut, kämpft draußen mit! Wer vor dem Feuer steht, steht auch im Feuer.

Und wieder ruft die große Stunde und ruft den dritten deutschen Mann, der das Sinnbild der Zeit, das Eisen, in Händen hält. So wie der Krieger das Gewehr, so wie der Werkmann den Hammer, so wie der Bauer den Pflug. Unser täglich Brot gib uns heute! Gott gibt es uns durch den deutschen Fleiß. Der deutsche Bauer hat bisher schon das Unmögliche möglich gemacht. Greise lenkten statt der Männer das Kuhgespann statt der Gäule, Frauen ackerten, Mädchen mähten, Kinder rafften das Korn. Jeder wird sein Letztes tun nach Hindenburgs Mahnung. Wir erwarten vom Munitionsarbeiter, daß er sein Bestes leistet! Drum haben wir die Pflicht, ihn leistungsfähig zu erhalten. Die Pflicht liegt dem Landmann ob und wird zur Tat. Hindenburgs Stimme öffnet im fernsten Dorf die Seelen und die Schränke. Gebt, was ihr entbehren könnt! Gebt Brot für Munition! Die Herzen auf! Die Hände auf! Die Räucherkammern auf. Auch die Speckseite ist heute eine Waffe, wenn man sie richtig schwingt! Auch der Schmalztopf ist ein Kriegsgerät! Der Landmann, der daheim danach handelt, der kämpft draußen mit! Wer das Feld bestellt, der steht im Felde.

Und zum letzten ruft die große Stunde und ruft die letzten im Lande und alle: Auch die da nicht kämpfen, die da nicht Granaten drehen und Furchen durch das Ackerland ziehen, auch ihr tretet in Reih und Glied! Für jeden wird sich etwas finden, wo er sich im kleinen Kreis bewährt. Und es gibt daheim nicht nur ein Mitstreiten, sondern auch ein Mitleiden, das, wenn es in einem freudigen und aufrechten Mut geschieht, auch ein Dienst am Vaterland ist, weil es als gutes Beispiel die Herzen der anderen stärkt. Dadurch, daß man immer vom Essen redet, wird es auch nicht mehr. Gewiß, es klingt ein Lied durch Deutschland: „Entbehren sollst du, sollst entbehren!" Wer kennt es nicht? Aber was ist es gegen Taten und Opfer unserer Helden draußen! Gebt der Brotkarte, was der Brotkarte ist! Aber dann erhebt euch über sie zum rechten deutschen Kartoffelbrotgeist der Selbstvergessenheit und Vaterlandsliebe, der daheim unseren Feinden so furchtbar ist wie die dicke Berta und ihre Zuckerhüte draußen. Unser weitaus gefährlichster Gegner, Lloyd George, hat es selbst gesagt.

Wer aber durchaus manchmal auch an das liebe Ich denken muß, der frage sich jeden Morgen, ehe er an den Kleinkram des Tageslaufs geht: Was wäre aus mir geworden und meinen Lieben und uns allen, wenn das wütende Heer der Feinde Weichsel und Rhein überflogen hätte? Dann wird er froh sein, sein Päckchen in der Gegenwart zu tragen. Der Kriegswinter 1914-15 in Ostpreußen steht wieder vor mir: Sibirier und Kosaken noch mitten im deutschen Land. Wohin sich auch in der Angerapp-Stellung das Fernrohr drehte, überall stille, schwarze Brandstätten im weißen Schnee, das verkohlte Gebälk der Gutshöfe, die kahlen Giebel der Amtshäuser. Das Hallen der Schritte in verlassenen Trümmerstädtchen, das Fluten der Flüchtenden auf zerfahrenen Straßen, das angstvolle Brüllen trabender, schwarzweiß gefleckter Rinderherden, das Flattern schwarzweißer Fähnlein schirmender Ulanen um die Leiterwagen voll weinender Frauen und Kinder, und drüben, hinterm Wald, Dampfwolken und nahe, schwere, donnernde Kanonenschläge wie vom Pochen einer Riesenfaust an das deutsche Tor. So wie damals in Ostpreußen, so und noch schlimmer hätte es, ohne Heeresmut und Feldherrnkunst, in ganz Deutschland ausgesehen. Denke immer daran, Deutscher daheim, und dann danke deinem Gott, daß du lebst, daß dein Dach sich über dir wölbt, daß die Ernte in den

Scheunen ruht, daß draußen die Kinder spielen und die Glocken Sieg läuten und die Feinde wohl, wie sie sich vorgenommen, millionenköpfig in ganz Deutschland wimmeln, aber als wehrlose Gefangene.

Was ist das bißchen „Ich“ gegen das deutsche All? Was ist die eigene kleine Not gegen großes fremdes Leid? Was ist die verfallene Eierkarte gegen den Witwenschleier? Was der verweigerte Bezugschein gegen das Heldengrab? Ungeheure Opfer brachte unser Vaterland. Manche werden ihm vielleicht noch beschieden sein. Aber keins war umsonst. Stärker denn je steht Deutschland an der Pforte des neuen Jahres — stärker als alle Feinde in der Weisheit seines Kaisers und seiner Fürsten, in der Schlachtenkunst seines Hindenburg und seiner Feldherrn, in der stürmenden Tapferkeit seines Heeres und seiner Verbündeten, in der Opferwilligkeit eines einigen Volkes von Brüdern daheim. Nicht nur „Durchhalten“ wollen wir. Nicht nur unser weiteres Dasein erkämpfen. Wir suchen mit dem Schwert den Platz an der Sonne, der uns in aller Zukunft sicheren Frieden, ehrenvolle Freiheit, ehernen Schutz vor einem erneuten Mordanfall der halben Menschheit bietet. Nur zu diesem Zweck des eigenen Schutzes führt Deutschland Krieg, aber auch so lange, bis dieser Schutz wirklich erreicht ist. Rascher als die Welt noch vor Wochen dachte, beginnen sich die Zeiten zu erfüllen. Vielleicht stehen wir schon nahe am letzten Ziel. Vielleicht sind uns noch neue Prüfungen beschieden. Dann werden wir sie tragen bis zu dem Ende, das wir wollen! Geheimnisvoll klingen im Namen unseres germanischen Lichthelden die beiden Laute ineinander, die wir nie trennen dürfen. Das Wort Siegfried birgt in sich Sieg und Frieden. Wir suchen das eine um des andern wegen: den Sieg um des Friedens willen und den Frieden im Sieg.

---

# Der Angriff.

Von dem Ersten Offizier eines Z.-Luftschiffes*).

Mitternacht! Es ist fast ganz klarer Sternenhimmel geworden. Steuerbord, schon weit zurück, verliert sich der bläulichgraue Streifen der Donau im Dunst der Nacht. Weit und breit im großen Umkreise um uns herum ist nichts als schwarzes, undurchdringliches Dunkel. Nur unter uns sieht man an einem schillernden Nebenflüßchen der Donau eine rumänische Provinzstadt; ihr schwacher Lichterschein dringt bis zu uns herauf. Ich greife zur Karte und rechne einen Augenblick.

„In . . . Minuten sind wir über Bukarest, Herr Hauptmann!“

„Dort liegt es schon, Herr Leutnant!“ ertönt wie ergänzend zum Ergebnis meiner Rechnung die Stimme des Seitensteuermanns. Aller Augen fliegen voraus. Richtig, dort liegt der lichthelle, aus dem Dunst herauskommende Schein einer großen Stadt. Ihr Bild wird deutlicher von Minute zu Minute. Schon treten einzelne Lichter heraus, und größere, hell erleuchtete Stellen sind zu erkennen. „Z 181“ nähert sich mit großer Fahrt dem Ziel!

Jeder einzelne verdoppelt auf seinem Posten Aufmerksamkeit und Achtsamkeit. Wir stehen vor der Erfüllung unseres Wunsches. Nur wenige Kilometer vor uns liegt Bukarest.

„Der Angriff wird von A. über B. gefahren! Abwurfvorrichtung klar und Bombenlager prüfen!“ kommt der Befehl des Kommandanten.

Die allgemeine Spannung ist auf das höchste gestiegen. Dort liegt die Stadt, sie kann uns nicht mehr entgehen. Wir werden unsere Bomben gutgezielt und mit furchtbarer Wirkung abwerfen können!

Ich trete an das Pendelfernrohr neben den Seitensteuermann: „G . . ., die hellen Lichter dort sind die Bahnanlagen von Bukarest. Sehen Sie, was ich meine?“

„Jawohl, Herr Leutnant.“

„Behalten Sie den Kurs genau im Auge!“

In demselben Augenblick verlischt der Anhaltspunkt zusammen mit mehreren anderen Lichtern ganz plötzlich. Kurzschluß in ganz Bukarest könnte man denken; so plötzlich wird die an sich schon stark abgeblendete Stadt in tiefes Dunkel versenkt.

Daß wir angemeldet und verraten sind, wissen wir nun ganz bestimmt. Der Höhensteuermann meint gelassen: „Durch die Abblendung wollen Sie versuchen, uns jetzt noch zu entwischen. Da werden sich die Bukarester aber schwer täuschen.“

„Die machen nur so schön dunkel, damit wir's nachher echt gut brennen sehen! Wir haben schon andere Nester funden als Bukarest!“ ist G . . .s Ansicht.

K . . . öffnet unterdessen die Tür des Gondeldaches und besteigt die leichte Leiter, die von der Gondel herauf in den Laufgang des Schiffes führt, um zu seinen Bomben zu gelangen. Während des Angriffs ist sein Platz oben im Schiff bei den Bomben. Von dort aus beobachtet er Abwurf und Wirkung.

Mit dem Rücken der Fahrrichtung entgegen hochsteigend, wird der Körper vom scharfen Winde fest gegen die Sprossen der Leiter gedrückt, bis man den eigentlichen Schiffskörper erreicht hat und im schützenden Laufgang verschwinden kann. Der Schein einer Taschenlampe durchdringt das tiefe Dunkel des Laufgangs nur schwach und leuchtet immer nur wenige Schritte voraus. Unheimlich knarrt der schwache Boden unter den Füßen. Rechts und links hängen leere Ballastsäcke, und darüber schweben dicht aneinandergedrängt die tragenden Gaszellen. Im Bombenraum angelangt, prüft K . . . noch einmal seine Lieblinge, legt sich dann an sein Cellonfenster, das Sprachrohr in der Hand, und erwartet den Moment des Angriffs. —

„Es ist verdammt dunkel, dieses Bukarest! Jetzt ist eigentlich alles abgeblendet.“

„Noch fünf Minuten, Herr Hauptmann, dann muß die Stadt unter uns liegen.“

„Bei der starken Diesigkeit heute nacht haben wir die Stadt doch erst verhältnismäßig kurz vor dem Erreichen gesichtet. Hat auch sein Gutes. So hat man auch uns nicht zu sehen bekommen!“

Einzelne Wolken ziehen oft dicht neben uns wie leichte Schleier vorüber. Ich habe die Uhr in der Hand. Noch

---

*) Unter dem Titel „Z 181“, Im Zeppelin gegen Bukarest — gibt der Erste Offizier eines Z-Luftschiffes eine Schilderung seiner Fahrten auf dem neuesten Kriegschauplatze in Buchform heraus (Berlin, Verlag von August Scherl G. m. b. H., Preis 1 M.). Wir entnehmen dem spannenden Inhalt ein interessantes Kapitel, das einen Angriff auf Bukarest beschreibt.

fünf Minuten! Ich lehne mich zum Fenster hinaus. Es ist bitterkalt geworden. Wir haben eine gute Höhe.

Noch drei Minuten!

Man müßte uns eigentlich schon hören. Noch kein suchender Scheinwerfer?

Dort liegen aber deutlich die dunklen Konturen von Bukarest! Und hier und dort, jetzt schon genau unter uns, Lichter und erleuchtete Stellen von dämpfendem Nebel überzogen.

„An den Abwurfapparat! — Alles klar zum Angriff!"

Steuerbord weitab erscheinen zwei stark erleuchtete Stellen. Das Licht bewegt sich! Scheinwerfer! Sie stehen aber zu weit vom Schiffsort entfernt. Die diesige Nacht können sie anscheinend nicht durchdringen ... oder leuchten sie noch nicht richtig?

Dort ein kleiner See. Ich greife zur Karte und suche in dem Dämmerlicht etwas darauf zu erkennen. Es ist unmöglich. Plötzlich, wie aus der Erde gestampft, fliegt der Strahl eines kleinen Scheinwerfers über meine Karte. Ich finde den See sofort. Wir sind also gerade über dem Festungsgürtel, der die eigentliche Stadt in weitem Umkreise umgibt. Der Scheinwerfer steht unmittelbar unter uns und spielt über den Schiffskörper hinweg. Wir bedanken uns bei dem höflichen Mann dort unten für seine Beleuchtung mit einer kleinen Bombe. Sie genügt vollkommen. Ein Aufblitzen unten ... der Scheinwerfer erlischt im gleichen Augenblick, und nach einiger Zeit dringt ein dumpfer Knall zu uns herauf.

„Der arme Kerl hat Unglück, daß wir ausgerechnet an seinem Platze den Fortgürtel überschreiten."

Doch er hat unseren Standort verraten. Steuerbord und Backbord leuchten jetzt Scheinwerfer auf und recken ihre Riesenarme gen Himmel. Ein volles Dutzend ist schon leicht zu zählen, und es werden noch ständig mehr. Sie huschen am dunklen Himmel entlang und suchen planmäßig das ganze Firmament ab. Hier und dort verschluckt eine Wolke den breiten Lichtarm. Bald müssen sie uns haben! Aber auch wir sind gleich am Ziel!

Jetzt liegt ein heller Schein auf dem Mittelschiff. Wie hetzende Hunde springen sämtliche Scheinwerfer im Augenblick aus ihrer bisherigen Richtung, und hastig stürzen sich die zahllosen Strahlen in die Nähe unseres Standortes.

Nun liegen mehrere zu gleicher Zeit auf dem ganzen Schiff. In der Gondel sieht alles wie geblendet einen Augenblick zur Erde. Sie lassen das Schiff nicht wieder los! Wie auf ein einziges Kommando tritt die Abwehrartillerie in Tätigkeit. Immer näher am Schiff liegen die weißen Sprengwölkchen der platzenden Schrapnelle. Das Surren der Propeller wird von dem in schneller Folge heraufdringenden Krachen der Geschütze übertönt.

„Hart Steuerbord!"

Gehorsam verschwindet das Schiff im Dunkel der Nacht. Die Riesenarme der Scheinwerfer irren suchend umher. Unter uns liegen die Bahnanlagen.

„Abwurf!"

In langsamer Folge wird ein Teil der Bomben ausgelöst. Ich liege über dem Pendelfernrohr.

„Sprengbombe ... Brandbomben ... Sprengbombe ... Brandbomben ..."

Ein mächtiger Luftstoß wirft „Z 181" ein gutes Stück in die Höhe und drückt das Schiff wieder herunter. Alles hält sich unwillkürlich fest.

„Das war eine nette Explosion dort unten!"

Man wird an unseren Besuch in Bukarest denken! ...

Wie rasend feuern die Abwehrbatterien. In ohnmächtiger Hast jagen die Scheinwerfer am Himmel. Es ist ein überwältigendes Schauspiel, das sich tief in das Gedächtnis eines jeden einprägt.

Die Scheinwerfer, die die dunkle Nacht über der Stadt oft taghell erleuchten, im Kreise um Bukarest herum die zahllosen Feuerschlünde der Abwehrbatterien und dazwischen die dumpfen Explosionen der aufschlagenden Bomben mit den oft weithin leuchtenden Feuererscheinungen! Die Nerven der Besatzung sind bis zum äußersten gespannt. Aber ein stolzes Gefühl überkommt jeden: Was müssen wir euch dort unten unangenehm sein, daß ein so riesiger Abwehrapparat mobil gemacht ist!

„Abwurf!"

„Sprengbombe! ... Brandbomben! ..."

Jetzt hat uns wieder der große rötliche Scheinwerfer gefaßt. Auch seine Trabanten lassen nicht lange auf sich warten. Brandgeschosse ziehen hell leuchtend durch die dunkle Nacht ihre feurige Bahn ...

„Hart Backbord!"

Sie lassen uns nicht wieder los. Wenn nur die Motoren gerade jetzt durchhalten, so ist die Geschwindigkeit recht gut. Das Schiff fährt mit dem Winde. Ein Schrapnellwölkchen liegt bedenklich nahe unter der vorderen Gondel! Ein zweites wenige Meter davon. In allen Fugen des Schiffes scheint es zu krachen. Es ist aber nur ein Cellonfenster, das laut polternd mitten in die Gondel fällt.

„Achtung! Mehrere Brandbomben!"

Einzelne der abgeworfenen Brandbomben verschwinden im Dunkel, ohne aufzuleuchten. Die sitzen!

Andere offenbar irgendwo freiliegende bezeichnen auf der Erde den Weg des Schiffes hell leuchtend und brennend.

Noch immer schwimmt „Z 181" im blendenden Licht der Scheinwerfer. Die Geschütze donnern und blitzen.

„Wir müssen aus dem Scheinwerferlicht, sonst wischen sie uns doch noch etwas aus ... Hart Steuerbord, G ...!"

Das Manöver gelingt, aber nur für einige Augenblicke. Da ruft der Maschinentelegraph. Wir stürzen heran und verfolgen den unheilverkündenden Hebelarm. Unerbittlich stellt er sich ein: „B. B.-Motor fällt aus!"

„Reparatur kurz oder lang?"

„Fällt aus für die ganze Fahrt!"

„Ingenieur nach vorn!"

Ausgerechnet jetzt, mitten über dem Feinde! ...

„Ist es nicht möglich, die Maschine noch wenigstens zehn Minuten laufen zu lassen?"

„Unmöglich, nach kurzer Zeit geht uns die Maschine durch und fliegt in tausend Stücke."

„Wir müssen hier aber unbedingt mit voller Ausnutzung aller Maschinen fahren! Lassen Sie den Motor durchlaufen, und wenn ..."

„Zu Befehl, Herr Hauptmann."

Der Ingenieur verläßt die vordere Gondel, und kurz darauf zeigt der Maschinentelegraph an: „B. B.-Motor voll voraus" ...

Mit Kurs W sucht „Z 181" das schützende Dunkel auf. Die wie ein wogendes Meer aufgewühlte Luft kommt langsam zur Ruhe. Hier erlischt ein großer Scheinwerfer und dort wieder einer. Allmählich stellen sie alle ihre Tätigkeit ein. Der Riesenvogel ist ihnen wieder einmal durch ihre leuchtenden Netze gegangen ... Das Surren der Propeller wird in Bukarest schwächer und schwächer gehört. Es verschwindet ganz. Die Stadt

scheint aufzuatmen. Sie hat sich wieder in ihr schützendes Dunkel gehüllt. Nur in der Nähe des Bahnhofs brennt es hell.

„Die dicken Bomben haben gute Arbeit getan. Die großen Gebäude dort an den Bahnanlagen leuchten wie Pechfackeln."

„Das sind diese großen Fabrikanlagen hier hart an der Bahn", sagt der Kommandant zu mir, den Stadtplan von Bukarest in der Hand.

„Wieviel Munition ist noch vorhanden?"

„Wir haben noch ... Kilogramm Spreng- und Brandbomben, Herr Hauptmann!"

„Bogen über Steuerbord, G . . .!"

„Alles klar zur zweiten Anfahrt!"

Das wird man sich wohl da unten nicht träumen lassen. Wir kommen noch einmal zurück! Vom Norden her tastet sich „Z 181" durch die dunkle Nacht wieder an die Stadt heran zum zweiten Angriff.

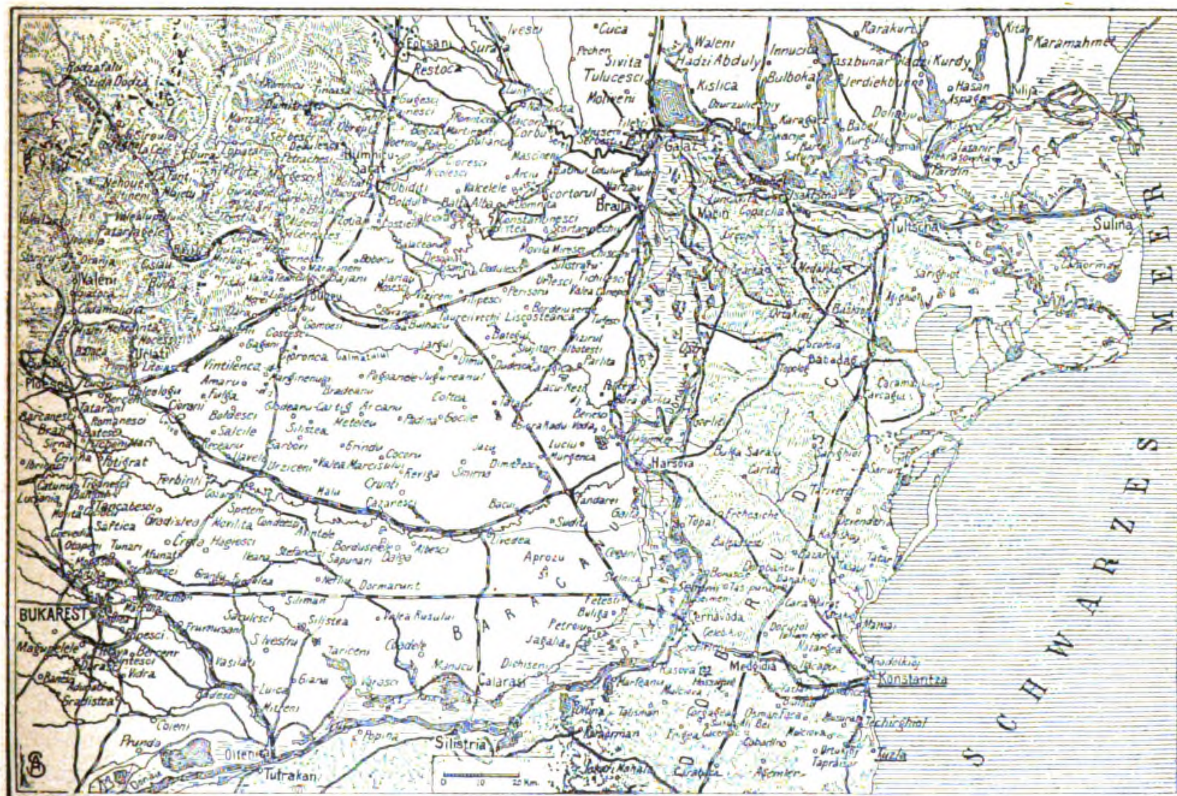
Es gelingt uns, sehr nahe an die Stadt heranzukommen, bevor die Scheinwerfer in Tätigkeit treten. Man wähnt in Bukarest offenbar die Gefahr schon vorüber. Wie zaghaft sucht dann ein einzelner Scheinwerferstrahl den Himmel ab. Er glaubt sich zu irren und erlischt.

Dumpf krachend explodiert eine Sprengbombe. Mehrere Brandbomben fallen wie Sternschnuppen. Wie elektrisiert ist der ganze Abwehrapparat fast im gleichen Augenblick wieder in Bewegung gesetzt. Mit erhöhtem Eifer suchen die leuchtenden Kegel der Scheinwerfer. Aus unzähligen Rohren blitzt es unter uns auf. Wir sind mitten über der Stadt. Im Pendelfernrohr fliegen die Ziele vorüber. Ein Druck auf den Knopf des Abwurfapparates, und jedesmal saust eine schwere Bombe in die Tiefe. Eine Detonation folgt der anderen. Das alte Spiel beginnt von neuem. In schneller Fahrt, geschickt manövrierend, sucht „Z 181" den Strahlen der Scheinwerfer zu entkommen . . .



Spezialaufnahme der „Woche"

**General Liman von Sanders in Berlin.**




**Karte zu den Kämpfen in der nördlichen Walachei.**

„Die gesamte Munition ist abgeworfen, Herr Hauptmann.“

„Kurs S.“ Der Angriff ist vorüber.

Die Leuchtkraft der Riesenarme wird allmählich schwächer und schwächer, und schließlich verlieren sie sich im Dunkel der Nacht. Auch das Aufblitzen der Geschütze wird seltener und schwächer. Die schützende Nacht nimmt „Z 181“ auf. Fast Dreiviertelstunden war das Schiff über der Stadt!

„Herr Leutnant, Steuerbord zurück ein großer Brand und dort und dort noch einer!“

Jetzt hat das Feuer, das unsere Brandbomben gebracht haben, sich den Weg nach außen gebahnt ... Bald sehen wir schwarze, schwelende Rauchwolken sich über die Stadt hinwälzen, bald brechen die Flammen von neuem hell hervor und beleuchten grell ganze Stadtteile.

Wir haben gute Arbeit getan. Noch lange zeigt uns der helle Feuerschein der Brände die Stelle, wo Bukarest liegt. Wir haben uns für den Heimweg eine brauchbare Fackel angezündet! ...

Ich sehe noch einmal zum Fenster hinaus, zurück auf Bukarest. Ein Windstoß kommt und reißt mir ganz unversehens die Mütze vom Kopf.

Nun, wir kommen zurück und holen sie uns wieder!

# Der Empfang der deutschen Austausch-Invaliden zu Konstanz.

Von Prof. Dr. Richard Herbertz. — Hierzu 3 Abbildungen auf Seite 16.

Weihnachtstimmung! Über Nacht hat Frau Holle mit ihren Gehilfinnen kräftig die Wolkenkissen ihrer Himmelsbetten geschüttelt, und heute morgen — wir schreiben den 20. Dezember — liegt eine fußhohe Schneedecke über dem badischen Land, und die Sonne glitzert in den aber tausend Schneekristallen an den Zweigen der Tannen im deutschen Walde. Bald werden viele dieser knorrigen Stämme in unsere Stuben ihren Einzug halten, und wir werden wieder einmal vor dem lieben alten Christbaum stehen, aber mit neuer Hoffnung im Herzen. Und — wie um uns zu bestärken in dieser Hoffnung — wird unter manchem deutschen Christbaum heute ein lang vermißter, sehnlichst erwarteter Bruder, Gatte und Vater stehen, um wieder mit uns das Weihnachtslied zu singen, das diesmal zugleich ein deutsches Friedens- und Heldenlied ist:

„Deutsche Freiheit, deutscher Gott,
Deutscher Glaube ohne Spott,
Deutsches Herz und deutscher Stahl,
Sind vier Helden allzumal!“

Und heute ist der festlich ernste Tag, an dem wir den ersehnten Weihnachtsgast empfangen können, denn heute kehrt er aus schmerzlicher Gefangenschaft endlich zu uns zurück. Die Stadt Konstanz hat sich zum Empfang gerüstet; die Fahnen wehen, die Willkommschilder grüßen, und die Regimentsmusik steht bereit, ihr Vaterlandslied zum Gruß erklingen zu lassen. Hundert und nochmals hundert hilfsbereite Hände von Sanitätsmannschaften, Krankenschwestern, Rote-Kreuz-Damen sind bereits ausgestreckt, um alsogleich das Liebeswerk kräftig und doch sanft in Angriff zu nehmen. In der Bahnhofshalle harrt eine erlesene Schar: die Vertreter der Militär- und Zivilbehörden in Gala mit funkelnden Ordensternen, allen voran Prinz Max von Baden, der allzeit bereit ist, wenn es gilt, unseren heimkehrenden Tapferen das erste „Willkommen in der Heimat“ zu entbieten. Alles harrt in gespannter Erwartung, auch die vielhundertköpfige Menge draußen auf der Straße, die gewiß nicht aus müßiger Neugierde herbeigeeilt ist, sondern aus einem schönen Drang des Herzens. Pünktlich auf die Minute — 8 Uhr 35 — fährt der schweizerische Lazarettzug in die Halle ein, die Tücher wehen, die Willkommrufe ertönen, und die Kapelle stimmt das „Heil dir im Siegerkranz“ an. Schon dürfen wir durch die geöffneten Wagenfenster die uns froh entgegengestreckten Hände unserer Tapferen drücken, deren Augen leuchten, und über deren Züge ein wundersames wie verklärtes Lächeln geht: Heimat, Vaterland, nun haben wir dich wieder! Mögen auch unsere Leiber hart getroffen sein, mögen feindliche Kugeln und Granaten unsere Glieder uns grausam zerrissen haben — unsere Seelen sind aufrecht geblieben trotz aller Leiden, ja sogar durch diese zu größerer Kraft geläutert; unsere Herzen sind ganz geblieben. Wir wissen, daß die Brüder in der Heimat uns nicht nur mit Worten danken werden, daß sie uns auch nicht unfruchtbare „Belohnungen“ schenken, sondern in Taten danken werden, in den Taten einer werktätigen Liebe und Hilfe, die uns die Rückkehr in die Arbeitsgemeinschaft unserer Brüder nach Kräften ermöglicht. Es ist, als ob eine solche Hoffnung jene „Schar der seelisch Aufrechten“ erfüllte, die jetzt aus dem Zuge steigt. Selbst die am schwersten an ihrem Leibe Betroffenen, die Blinden, die Einarmigen, Einbeinigen, selbst die auf Tragbahren Liegenden, auf Krücken sich Bewegenden — selbst sie sind nicht verzweifelt! Ihre Haltung ist musterhaft, über alles Lob erhaben. Sie zeigen sich auch jetzt als tapfere, stramme deutsche Soldaten, als ganze, innerlich aufrechte Männer! Als Helden! Hier ist das Wort, mit dem man sparsam umgehen sollte, am Platze. Es ist ein Zug des Leidens und schwersten Schicksals zwar, der da an uns vorüberzieht, aber auch zugleich ein Zug der Größe, die stärker ist als alles Leid und Schicksal. Ein Zug von erschütternder Tragik! Aber zugleich auch ist es, als ob nicht wir gekommen seien, um diesen Männern zu helfen und um sie zu stärken, sondern als ob sie gekommen seien, um uns zu stärken — durch ihr Vorbild — an Mut und an Willenstärke. Wir bekämpfen die Rührung, die uns ergreift, und drängen die Tränen zurück, um nicht vor diesen Starken schwach zu erscheinen. Und wir legen uns innerlich das feierliche Versprechen ab: wenn je wieder in unseren kleinen Leiden und Sorgen des Alltags, in unseren persönlichen kleinen Entsagungen und Entbehrungen uns Ruhe und Standhaftigkeit zu verlassen droht, dann wollen wir an dieses „Fähnlein der Aufrechten“ denken und sorgen, daß wir uns vor ihnen nicht zu schämen brauchen!

Man versammelt sich in der Empfangshalle. Ein Männerchor gibt der frohen und doch zugleich ernsten Stimmung im Liede Ausdruck. Prinz Max hält in markigen Worten eine Ansprache, in der er den Heimgekehrten den Willkommgruß und den Dank des Deutschen Kaisers und des ganzen deutschen Volkes entbietet. Ganz besonders aber betont der Prinz auch die große Dankes-

schuld des deutschen Volkes an die Schweiz, die das Werk des Invalidenaustausches ermöglicht und unermüdlich kräftig durchgeführt hat. Nachdem das „Hurra“ auf den Kaiser und auf den Großherzog von Baden verklungen, werden Begrüßungstelegramme der Kaiserin, der Könige von Bayern und Württemberg sowie anderer deutscher Bundesfürsten verlesen. Und als zuletzt ein blinder Invalide vor den Prinzen sich führen läßt und mit fester, heller Stimme dem Dank und dem Frohgefühl der Heimgekehrten spontanen Ausdruck gibt, da lauschen alle tiefergriffen. Auch der Invalide unterläßt es nicht, der Schweiz dankbar zu gedenken, die die aus der Gefangenschaft Erlösten schon in Genf durch einen lichtergeschmückten Christbaum tief im deutschen Herzen gerührt und sie auf der ganzen Fahrt mit Gaben überschüttet hat. — Die Wagen fahren vor, und mit liebevoller Behutsamkeit hilft die Sanitätsmannschaft, von Pflegerinnen unterstützt, den Invaliden — es sind ihrer diesmal 270 — auf ihre Plätze. Die Menge begrüßt freudig die Heimgekehrten, Blumen werden geworfen, und der Jubel heller Kinderstimmen begleitet die Wagen auf ihrer Fahrt zu den Lazaretten der Petershausener Kaserne. „Weihnachten werden wir bei den Unsrigen sein“ — diese Gewißheit läßt die Herzen auch der am schwersten Verwundeten höher schlagen. Und wir anderen, wir Zuschauer, wir scheiden mit dem bestärkten Entschluß, allüberall unsere Pflicht so zu tun wie diese Wackeren, da und dann, wo und wann es auch für uns gilt, nicht Zuschauer, sondern Handelnde zu sein!

▽ ▽ ▽

## Der Weltkrieg. (Zu unseren Bildern).

Fest steht unsere Macht im Westen und im Osten, umlagert von den feindlichen Heeren. So trotzig sie ihre drohende Haltung bewahren, so laut ihre Machthaber darauf pochen, daß sie ihre Streitkräfte zu neuer Kraftäußerung aufpeitschen könnten, es sind immer nur die Stimmen der feindlichen Machthaber. Sie hört man antworten auf unsere feindlichen Mahnungen.

Die Stimmen der Völker selbst scheinen noch zu schweigen. Aber sie werden erwachen. Es ist undenkbar, daß in diesem Völkerkrieg die Volksstimme in der Entscheidungsstunde verstummen wird.

Wie anders bei uns! Hinter unseren Truppen steht das einige deutsche Volk, entschlossen und unerschütterlich, in unbedingter Eintracht mit unseren Verbündeten.

Nach dem Erschlaffen der Kampfkräfte unserer Gegner im Westen, nach dem vollen Sieg unserer Verteidigung in der Sommeschlacht behaupten wir uns in überlegener Stärke an der ganzen Front.

Ebenso an der Ostfront. Dort bringt es die Lage mit sich, daß unsere Truppen nicht so starr in ihren Stellungen zu kämpfen haben. Daher von dort hin und wieder Meldungen von einzelnen Unternehmungen. Durchweg lauteten diese Meldungen in unserem Sinne günstig.

Von dort aber, wo es darauf ankommt, daß wir uns rühren, vom Balkanschauplatz, folgen sich die Berichte in stetem Vorwärts.

Vor allem hat unsern siegreichen Truppen das scheidende Jahr einen neuen großen Erfolg mit der Durchbruchsschlacht in der Ostwalachei gebracht.

Es handelte sich um die große Frage für das Schicksal Rumäniens, ob die Serethlinie den verfolgten Rumänen einen Widerstand geben könnte. Mit Anlehnung an die Donau und an das Gebirge bot sich eine günstige Möglichkeit dazu. Die Stellung stützte sich auf ein Festungssystem mit einem vorteilhaften Wegenetz und guten Bahnverbindungen. Die Plätze Braila, Galatz und Focsani mit ihren Häfen und Magazinen versprachen einen sicheren Halt. So bestand eine Aussicht, dort gegen unser Vordringen Front zu machen und einen Widerstand zu leisten, unter dessen Schutz ein Abschub der flüchtenden feindlichen Heeresteile gelingen sollte.

Mit äußerster Kraft hatten sich daraufhin die Gegner nach dem Rückzug aus den Stellungen von Buzeu gegen die neunte Armee gestemmt.

In kühnem Vorstoß griff Mackensen den stärksten Punkt der Serethstellung, die Befestigungen von Rimnicul-Sarat an. Tagelange schwere Kämpfe unter aller Ungunst des Geländes und der Witterung brachten die Entscheidung. In beträchtlicher Breite wurde die feindliche Front durchstoßen. Gleichzeitig glückte im Zentrum der Einbruch in die Linie Filipesti-Liscosteanca. Unmittelbar folgte die Einnahme des Platzes Rimnicul-Sarat. Die Bulgaren überwanden, an der Donau vorrückend, einen Gegenstoß feindlicher Kräfte.

Mit jedem weiteren Schritte unserer rastlos von Ziel zu Ziel nachdrängenden Truppen verkürzt sich unsere Front. Der errungene Sieg bringt dem Feinde, ganz abgesehen von den sehr schweren Verlusten, eine verhängnisvolle weitere Schwächung. Von wilder Flucht melden die Berichte, von gewaltigen Ziffern gefangener Russen und Rumänen, von großer Beute an Kriegsmaterial. Sie bestätigen in vollem Umfange die unwiderstehliche Schlagfertigkeit und Stoßkraft unserer Truppen. Und mit dieser dritten Durchbruchsschlacht vor den Toren der Moldau, in der auch die Russen aufs schwerste geschlagen sind, leitet das alte Jahr ins neue hinüber. X.

Singendes Schwert. Neue Lieder aus großer Zeit von Joseph von Lauff. Zweiter Teil. Verlag von August Scherl G. m. b. H., Berlin. Preis geb. 1.50 Mk. In würdiger Ausstattung liegt die Sammlung jener Gedichte Joseph von Lauffs vor, die in jüngster Zeit nach dem Erscheinen der ersten Sammlung entstanden sind. Gleich machtvoll wie damals ist der Grundton dieser neuen Verse; ein ernster Zug gibt vielen von ihnen ein feierliches Gepräge. Hell lodert der Zorn auf über das verräterische Italien, das geschäftslüsterne Amerika — prachtvoll in Ausdruck und Gedankenreichtum ist das der deutschen Zukunft gewidmete Gedicht „Deutscher Osten“. Aus der Zahl der vielen anderen, die alle wert sind, Eigentum unseres Volkes zu werden, seien genannt: „Der Fahnenträger“, „Der Schuß“, „Herzliebe Frau Marie ...“, „Flandern“, „Der Feldgraue“ usw. Als die Gabe eines reifen Dichters, der zu den volkstümlichen unserer Zeit zählt, wird die neue Sammlung alte und neue Freunde beglücken und erheben.




*Wollen Sie etwas Gutes haben gegen Rheumatismus, etc, so kaufen Sie*

**Amol**

Amol · Amol-Versand Hamburg · Amolposthof · Amol lindert innerliche und äußerliche Schmerzen.

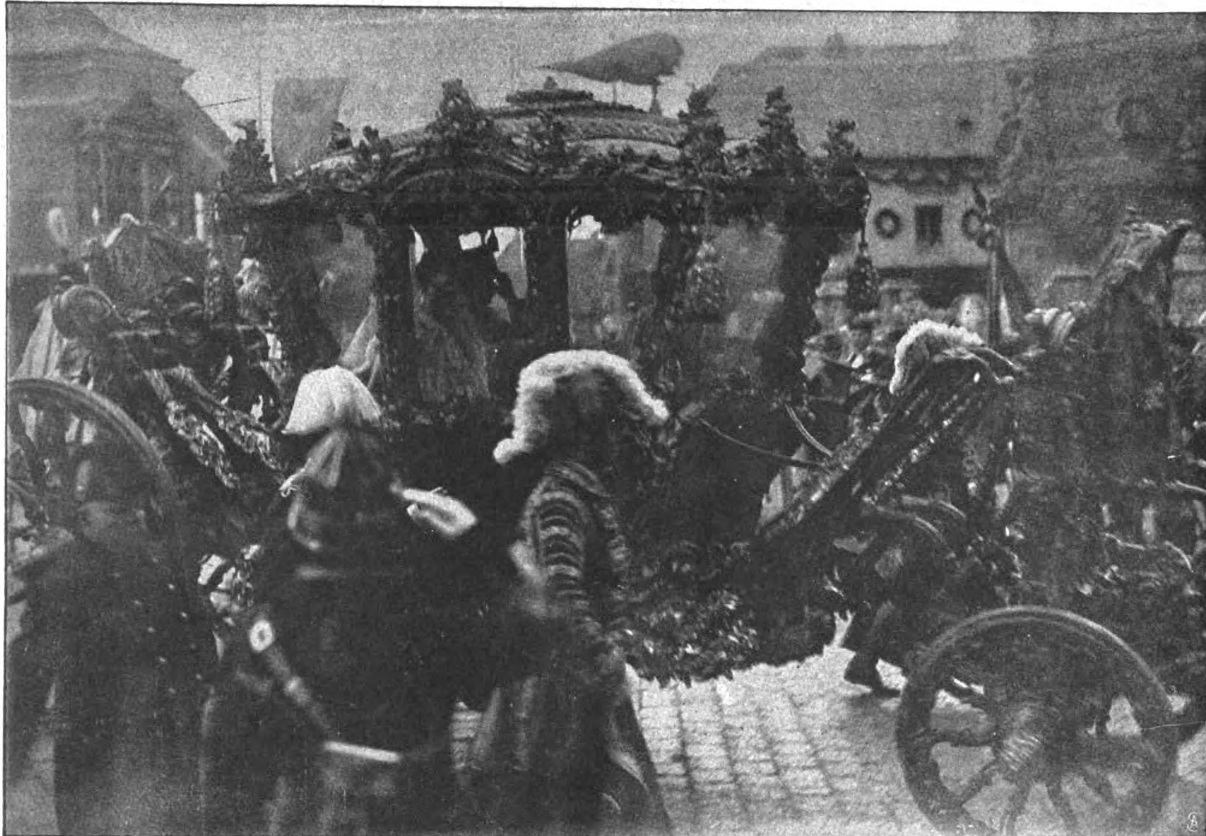
**Amol-Versand Hamburg** Amol-Posthof



Phot. Urbahns.

**Kapitänleutnant Max Valentiner erhielt den Orden „Pour le Mérite“.**

Kapitänleutnant Max Valentiner hat bis jetzt 128 Schiffe von 282 000 Bruttoregistertonnen versenkt. Vor kurzem führte er den Angriff im Hafen von Funchal aus.



Das Königspaar begibt sich zur Kirche.

Phot. Groß



Der Palatin-Stellvertreter und die Kammerherren tragen die Kroninsignien.

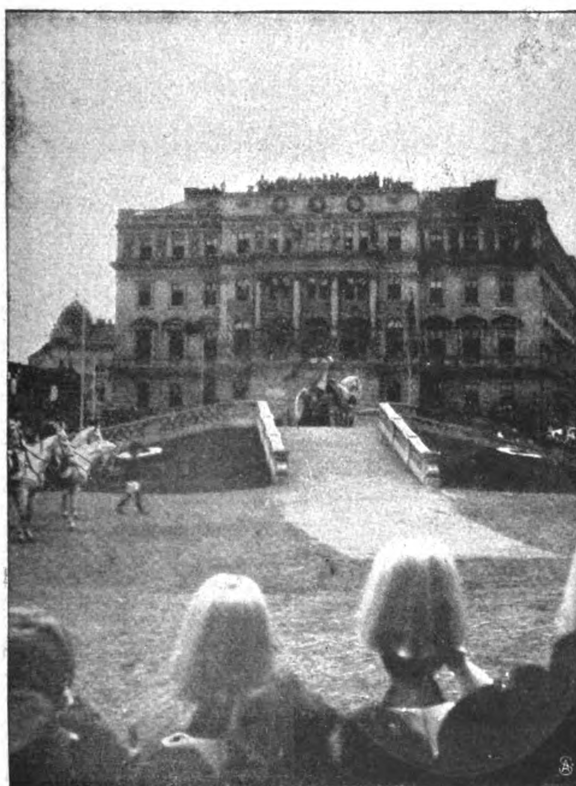
Phot. Az Est.

## Die Königskrönung in Budapest.



Phot. Groß.

Die Eidesleistung.



Phot. Az Est.

Der Schwertstreich auf dem Krönungshügel.



Phot. Groß.

Ungarische Aristokratinnen im Nationalkostüm.

Die Königskrönung in Budapest.



**Prof. Adolf Donndorf †**
Bekannter Bildhauer.



Spezialaufnahme.

**Geh. Med.-Rat. Prof. Dr. Joh. Orth, Berlin,**
berühmter medizinischer Forscher, feiert den 70. Geburtstag.



Hofphot. Gebr. Lützel.

**Wilhelmine v. Hillern †**
Bekannte Schriftstellerin.



Im Wagen: Exzellenz Kolutscheff und Memduh Fuad-Bei, Zeremonienmeister des Sultans. Phot. Phöbus.

**Exzellenz Kolutscheff, der bulgarische Gesandte in Konstantinopel, begibt sich zur Überreichung seines Beglaubigungschreibens zum Palast von Dolma Bagtsché.**



**Jonkheer van Vredenburch,**
Gesandter der Niederlande in Bukarest, der sich vor dem Einrücken der Armee Mackensens in Bukarest der deutschen und österreichisch-ungarischen Internierten in hohem Maß angenommen hat.



Hofphot. Stolік.

**Baron Burian,**
der bisherige Minister des Auswärtigen, wurde gemeinsamer Finanzminister.

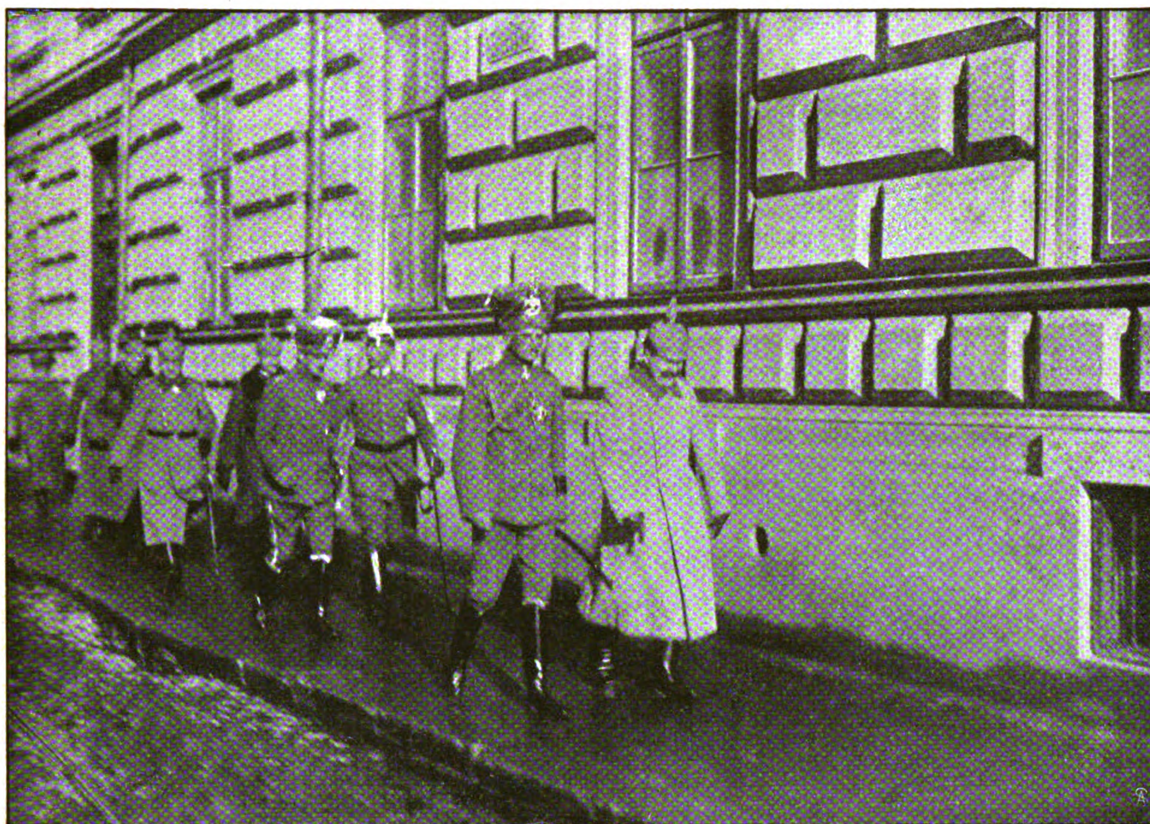


**Konrad Prinz zu Hohenlohe**
der bisherige gemeinsame Finanzminister, trat zurück.



**Graf Czernin,**
der neue Minister des Auswärtigen früher Gesandter in Bukarest.

**Ministerwechsel in Österreich-Ungarn.**



Generalfeldmarschall von Mackensen auf einem Gang durch die Straßen des eroberten Bukarest.





Mil. Film- & Photostelle.

Die Deputiertenkammer in Bukarest mit der deutschen Fahne. Vor dem Torbogen an der Kathedrale von Bukarest.

Im eroberten Bukarest.


Oberst v. Zglinicki.


Major A. Fritschi.


Phot. Krasselt.
Major Baron G. v. Reden.


Hofphot. Noack.
Major Jakobs.


Major Wagler.


Hauptmann Hans Donat.


Phot. O. Heinrich.
Hauptmann Wilh. Foß.


Phot. O. Heinrich.
Hauptmann Tronje v. Hagen.


Hauptmann Otto Kiesel.


Hauptmann O. Gossow.


Hauptmann Hans Utech.


Hauptmann Eberhard Merckel.


Leutnant Irmisch.


Leutnant Fladt.


Phot. Vollmer.
Leutnant Otto Mull.


Leutnant Ernst Weil.


Leutnant Melzer.


Phot. A. Wertheim.
Leutnant Voß.


Leutnant Anke.


Leutnant Andreas Jung.


Leutnant Karl Degermann.


Leutnant Erich Fischer.


Phot. Gerlich.
Offz.-Stellv. P. Winkel.


Phot. Fellner.
Leutnant W. Hoenicke.

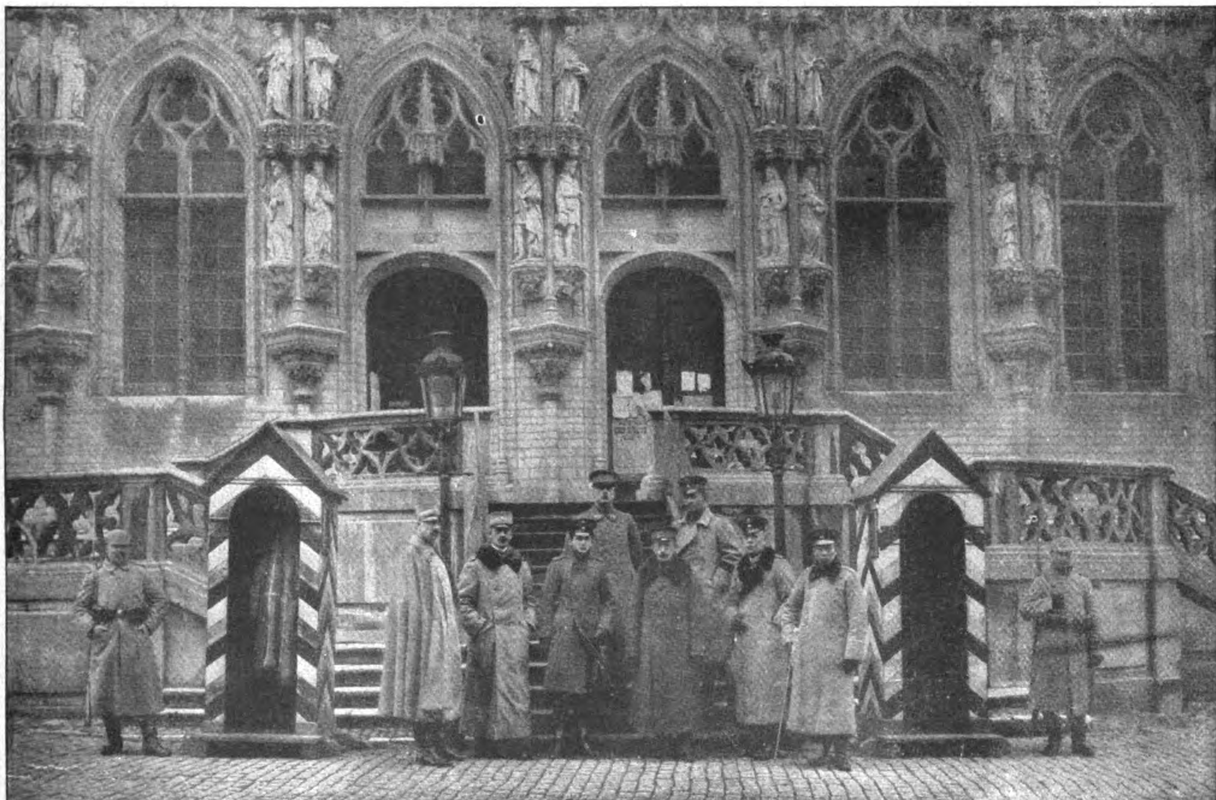

Gefreiter Lesemann.


## Ritter des Eisernen Kreuzes I. Klasse.




Von links oben: Otto Ottbert, Richard Bendey, Frl. Schmidt, Frau Franziska Rene-Hilpert, Frl. Feldmann, Frl. Geßner.
Unten: Direktor M. René, Maler Huhnen.

**Ensemblegastspiel von Direktor Maximus René an der Westfront: Quartierwechsel in einem Lastwagen.**



**Von links:** Major von Adlercreutz (Schweden), Oberst von Castonier (Dänemark), Zivilkommissar des Kreises Löwen, Dr. Kreuter, Oberstleutnant Muller-Massis (Holland), Major Ruiz de Valdivia (Spanien), Major Eckmayer, Hauptmann Burmann, Oberleutnant Wu Kuangdjie (China)

**Die neutralen Militärattachés auf einer Reise zur Front: Vor dem angeblich zerstörten Rathaus in Löwen.**



Ankunft des schweizerischen Zuges.



Die Austausch-Invaliden verlassen den Zug.




Nach der Begrüßung.

Phot. Fischer.

## Ankunft deutscher Austausch-Invaliden in Konstanz.

Hierzu der Aufsatz von Prof. R. Herberg.

# Breslau-Midilli.

## Ein Jahr unter türkischer Flagge.

### Selbsterlebtes nach Tagebuchblättern von W. Wath.

5. Fortsetzung.

„Oleg“ und „Athos“ in Grund geschossen.

Wenn nichts dazwischengekommen wäre, hätte die Besatzung von „Breslau-Midilli“ am 23. Dezember 1914 ihren ersten Weihnachtsfeiertag gehabt. Es kam aber gerade etwas dazwischen, und zwar erhielten wir Befehl, bereits gegen Abend in See zu gehen.

Der Nachmittag versammelt die ganze Besatzung noch zu einer schönen kirchlichen Feier unter der Back, in der der allgemein beliebte Botschaftspfarrer Konstantinopels, Graf von Lüttichau, gute, liebe Worte an uns richtet und uns herzliche Wünsche mit auf die Reise gibt.

Dann verschwinden nach und nach all die bunten Herrlichkeiten, mit denen die Wände geschmückt waren, das Laub und die Tannen gehen über Bord, um Munitionsbüchsen und anderen für ein Gefecht wichtigeren Sicherungs- und Verteidigungsmitteln Platz zu machen.

Der Festbraten wird noch voll Behagen vertilgt. Und daß auch der Humor zu seinem Recht kommt, dafür sorgt ein gutes Tröpfchen und der nimmer rastende „Plapperkasten“. Gewiß wäre es jedem lieber gewesen, hätten wir auch diesen Abend noch in Ruhe feiern können.

Aber der Krieg nimmt keine Rücksicht auf die Wünsche des einzelnen, und wo es die militärische Lage fordert, hat alles andere in den Hintergrund zu treten. So heißt es denn gewissermaßen gleichzeitig mit all den bunten Sachen auch die Erinnerung, die Gedanken an das Fest über Bord werfen. Nur die Hoffnung auf schönere Tage im nächsten Jahr bleibt zurück.

Jetzt gilt es, wieder Augen und Ohren offen halten. Dem Feind entgegen und ihm alles heimzahlen mit Zins und Zinseszins, was er uns an Überraschungen zugedacht hat.

Um 5 Uhr nachmittags verlassen wir denn, nachdem alle Vorbereitungen getroffen sind und das Schiff in gefechtsklaren Zustand versetzt ist, den Bosporus und nehmen unseren Kurs die anatolische Küste aufwärts.

Bald fängt es an zu dämmern. Die Nacht bricht an. Nur vereinzelt durchbricht ein Stern den von schweren Wolken bedeckten Himmel. Stunde auf Stunde vergeht. Die Wachen lösen sich ab — es wird Mitternacht.

Der 24. Dezember beginnt. Wohl eilen die Gedanken zurück über Länder und Meere in die ferne Heimat, und unwillkürlich fragt man sich: Wie werden wohl die Lieben daheim heute den heiligen Abend verbringen?

Aber bald schiebt sich vor die lieben, trauten Bilder der Heimat eine dunkle Wand. Die Nacht auf dem Meer. Das Rauschen der See, das Gefühl des schwankenden Schiffbodens unter den Füßen versetzt uns zurück in die rauhe Wirklichkeit. Nicht „Friede auf Erden“, sondern „Krieg“ lautet heute die Losung, und angestrengt spähen die Augen in die finstere Nacht und suchen nach einer Spur, dem Schatten eines feindlichen Schiffes. So verrinnt die Zeit.

Drei Stunden der Wache sind vorüber. An Deck ist es kalt. Auf einen Augenblick verschwinde ich und versuche die innerlich erkühlten Lebensgeister durch ein Liebesgabenfläschchen aufzumuntern.

Da schallt plötzlich der Alarmruf durch die einzelnen Decke. Jäh reißt er die Schlafenden aus ihrem Traum. Schnell krabbeln sie aus ihren Decken, und im Augenblick steht jeder Mann auf der Gefechtsstation.

Erst muß sich das Auge an die draußen herrschende Finsternis gewöhnen. Doch dann kann man mit ziemlicher Sicherheit nicht weit von Backbord voraus die Umrisse eines Fahrzeuges erkennen, das anscheinend schräg vor unserem Bug vorbei will.

Schnell eine Peilung! Scheinwerfer leuchten! Kegelförmig huscht ein weißer Lichtstrahl nach vorn über das Meer und umhüllt mit grellem Schein den Rumpf eines größeren Dampfers.

Einen Augenblick herrschen Meinungsverschiedenheiten über Beschaffenheit und Angehörigkeit des Fahrzeuges. Gerade wollen wir, um uns Klarheit zu verschaffen, das Heck des Dampfers umfahren, um womöglich Namen und Heimathafen festzustellen — da hilft er uns selbst über alle Zweifel hinweg.

Und jetzt geschieht etwas so Unerwartetes, daß es zunächst verblüfft. An der Signalleine des Dampfers flammt ein Erkennungsignal auf und wird aus der Dunkelheit wiederholt.

„Scheinwerfer Cäsar 250 Grad leuchten!“

Unser hinterster Scheinwerfer läßt jetzt ebenfalls sein Licht spielen, und ein russisches Linienschiff liegt, in blendendes Weiß getaucht, dicht hinter uns. Hinter seinem Heck hebt sich silhouettenartig ein Torpedojäger ab.

Jetzt heißt es schnell handeln. Zum Überlegen ist keine Zeit. Der Dampfer, der inzwischen langsam, fast querab getrieben ist, zeigt uns die Breitseite. Im nächsten Augenblick kracht eine Salve.

Nur kurz ist die Entfernung — knappe 3000 Meter — und unsere sämtlichen Schüsse sitzen. Sie treffen das feindliche Schiff vorn, über und an der Wasserlinie. Und im Feuerschein der platzenden Granaten sieht man Teile des Schiffskörpers auseinanderbersten. Die nächste Salve sitzt mittschiffs.

Ein unheimlich schöner Anblick. Das Aufblitzen der Schüsse, gefolgt vom scharfen schneidenden Knall und dem Bersten der Geschosse. Blendende Weiße, rote Feuerglut. Ringsumher die schwarze Nacht.

Auf dem Linienschiff versucht man ebenfalls in aller Hast die Scheinwerfer anzustellen. Vor seiner Breite sieht man, wie die Besatzung sich sammelt und erregt das unheimliche Schauspiel betrachtet. Da schlagen ein paar Geschosse mitten in ihre Reihen.

Doch jetzt ist es genug. Da wir nicht unterrichtet sind über die Stärke des Feindes, auch nicht wissen, was die Dunkelheit noch birgt, kann jede Minute Verweilens für unseren eigenen ungepanzerten Kreuzer Verderben zur Folge haben.

Zum Torpedoschuß auf das russische Linienschiff kommen wir nicht. Der sinkende Dampfer ist uns im Wege. Ein Manövrieren am Platze unmöglich.

„Scheinwerfer blenden!“

Finstere Nacht umgibt uns.

„Beide Maschinen äußerste Kraft voraus!“

Mit höchster Fahrt dampfen wir davon. Die Reitung

der etwa noch lebenden Besatzung des Dampfers müssen wir dem russischen Linienschiff überlassen. So leiten wir den Weihnachtstag von 1914 mit Kanonendonner ein.

Aber es sollte bald noch mehr Arbeit geben.

In ständiger Alarmbereitschaft wird der Freiwache gestattet, unter Deck zu gehen, und vollständig angekleidet liege ich ein wenig auf der Hängematte und versuche zu schlafen.

Lange dauert das Vergnügen indes nicht. Bald wecken uns die Bootsmannspfeifen.

Eine Rauchwolke wurde an Oberdeck bei Hellwerden gesichtet, und abermals geht es mit erhöhter Fahrt zur Jagd auf Leben und Tod. Schnell etwas gewaschen, einen Schluck warmen Kaffee, einige Zigarren und Zigaretten in die Tasche, und schon ruft das Hornsignal: Klar Schiff zum Gefecht!

Abermals zeigt sich nicht weit von Backbord voraus, aber im Tageslicht deutlich erkennbar, ein Dampfer, der jetzt, wo er sieht, daß es kein Entrinnen mehr gibt, beigedreht hat. Als wir auf einige tausend Meter aufgedampft sind, beobachten wir plötzlich kurz hinter der Back das Aufsteigen einer weißen Rauchwolke.

Hat er geschossen? Kaum ist es anzunehmen, doch wir dürfen nicht überlegen, und im nächsten Augenblick geben die beiden vorderen Geschütze die erste Salve.

Eine kurze Pause. Durch Signal fordern wir den Gestellten auf, seine Nationalität zu bekennen. Die weißblaurote Flagge steigt drüben auf, und die zweite Salve kracht.

Dann ist es genug: der Dampfer sinkt.

Schnell laufen wir auf ihn zu, um noch zu retten, was möglich ist. Schon sind seine Boote zu Wasser gelassen, und diejenigen, die keinen Platz mehr darin finden, sind mit Rettungsringen und Schwimmwesten über Bord gesprungen.

Als wir nahe an ihn heran sind und das Rufen der Besatzung hören, die verzweifelt gegen die ziemlich hohe See ankämpft, bedeuten wir ihnen, so gut es geht, daß wir unser möglichstes tun werden, um die vor Aufregung und Erschöpfung Ermatteten vor dem sicheren Tode des Ertrinkens zu retten.

Sofort sind auch unsere Boote zu Wasser und suchen die vom Schiff am weitesten Entfernten zuerst aufzugreifen. Aber das Rettungswerk ist schwer. Die hohen Wellen verdecken die Schwimmenden teilweise gänzlich, und so dauert es fast 50 Minuten, ehe die letzten geborgen sind. Dankbar küssen die aus dem Wasser Gezogenen den Bootsbesatzungen Hände und Füße.

Gezwungen, mit dem Schiff ab und zu vor- und rückwärts zu gehen, will es der Zufall, daß dadurch ein Mann, der sich dem Schiff stets bis auf kurze Entfernung genähert hat, jedesmal, ehe ihm die rettende Leine von Bord aus zugeworfen werden kann, wieder fortgetrieben wird. Als er sich dem Schiff zum drittenmal nähert und wir von Bord bemerken, daß der arme Kerl bald am Ende seiner Kräfte angelangt ist, springen sofort zwei Mann der Besatzung im vollen Zeug ins Meer, und es gelingt den Wackeren, den jetzt hilflos Treibenden längsseit zu bringen, wo er sogleich mit einer Leine an Bord geholt wird.

Aber leider ist es schon zu spät. Trotz schnellstem Eingreifen unseres Stabsarztes kann das fliehende Leben nicht mehr gehalten werden, und alle angestellten Wiederbelebungsversuche bleiben erfolglos.

Während dieser Zeit ist der Dampfer „Athos", ein ehemaliges deutsches Schiff, das wahrscheinlich bei Kriegsausbruch in einem russischen Hafen beschlagnahmt wurde, ständig im Sinken. Das Vorschiff neigt sich zuerst und sackt langsam Fuß um Fuß.

Nach und nach brechen auch die Seen über die Verschanzung herein und lecken gierig über das ganze Vordeck, während das Heck sich mehr und mehr aus dem Wasser hebt. Tiefer sinkt das Vorderschiff, höher hebt sich der „Athos" achtern.

Plötzlich steigt das Heck kerzengrade in die Höhe.

Ein kurzes Zischen — weißer Dampf quillt aus Schornstein und Ventilatoren, ein wirres Zuwasserrutschen der noch auf dem Oberdeck befindlichen Gegenstände. Deutlich hört man das Stürzen der Ladung, und wie ein Pfeil schießt das Schiff in die Tiefe. Lautlos schließen sich die Wasser darüber.

Nur ein kleiner Kreis fast spiegelglatten Wassers, vom Sog des Versunkenen herrührend, auf der Meeresoberfläche, und eine Unmenge Schiffstrümmer bezeichnen die Stelle, wo unser zweites Opfer am heutigen Tage das Schicksal ereilte.

Ein seltsamer Weihnachtstag.

Friede auf Erden verkündet die Schrift, aber Tod, Vernichtung und Verderben fordert der harte Krieg statt dessen von uns an diesem Tage. Aber Barmherzigkeit können wir noch an unseren Feinden üben, und die wird ihnen, soweit es unsere Mittel erlauben, in größtem Umfang zuteil.

Die Geretteten — es ist Personal der russischen Kriegsmarine — sind im warmen Zwischendeck untergebracht, nachdem sie zunächst in Gegenwart eines Dolmetschers untersucht worden sind.

Und nun zeigt sich der Deutsche, ich glaube, nicht von seiner schlechtesten Seite. Das nasse Zeug, das die Leute am Körper gehabt haben, ist ihnen abgenommen. Dafür hat man ihnen Wolldecken gegeben, Matratzen zum Ruhen, und wer was übriggehabt, hat auch mit Schuhen, Hosen usw. ausgeholfen.

Einige Leute spülen das nasse Zeug in der Heizer-Badekammer und hängen es dann zum Trocknen auf. Die Taschen werden auf Waffen und Papiere untersucht, die uns vielleicht eine Auskunft über Vorhaben und Absichten der Gefangenen geben können. Alle übrigen Gegenstände werden gesammelt und den Betreffenden später mit dem getrockneten Zeug wieder zugestellt.

So gönnt man den Ermatteten zunächst Ruhe, nur die mit Seitengewehr und Revolver postenstehenden Matrosen erinnern die Liegenden daran, daß sie nun zwar gerettet, aber vorläufig der goldenen Freiheit beraubt und kriegsgefangen sind.

Doch sie scheinen mit ihrem Los nicht unzufrieden zu sein. Große, stämmige Kerls sind es fast durchweg, auch blauäugig und blondhaarig.

Aus verschiedenen Teilen des großen Zarenreiches stammen sie. Meist weit aus dem Inland. Auf der Straße hat man sie aufgegriffen, und ehe sie recht wußten, wie ihnen geschah, befanden sie sich an Bord eines Schiffes. Und ohne zu wissen, wozu sie gebraucht werden sollten, wohin der Weg sie führte, sandte man sie hinaus ins weite Meer.

Bedauernswerte Menschen —! So schwindet auch jegliches Haßgefühl gegen sie bei uns und macht dem Mitleid Platz. Tabak und Papier, Zigarren und Zigaretten, Pfefferkuchen und Nüsse, noch reichlich von unserem verfrühten Heiligabend vorhanden, werden ihnen zugesteckt, und der dankbare Blick, mit dem die Leute die Kleinigkeiten entgegennehmen, bereitet auch uns Freude.

So können wir denen, die ausgesandt waren, uns zu verderben, Gutes erweisen. Mögen sie später, wenn die Greuel des Krieges vorüber sind und sie zurückkehren in ihre Heimat, Mutter und Geschwistern, Weib und Kind erzählen, wie gutherzig die deutschen „Barbaren“ an ihnen gehandelt haben . . .

### Flottenparade vor der Krim.

Der Weg führt uns weiter — neuen Kämpfen entgegen. Inzwischen sind die Gefangenen — zwei Offiziere und 33 Mann — vernommen worden, und die verschiedenen Aussagen lassen jetzt erst in vollem Umfang erkennen, welche Ueberraschungen man uns von russischer Seite zugedacht und welche guten Folgen unser verfrühtes Auslaufen nach sich gezogen hat.

Die beiden von uns versenkten Schiffe „Oleg“ und „Athos“ waren mit Steinen und Sprengstoffen beladen und bestimmt, vor der Einfahrt des wegen seiner Kohlen für uns wichtigen Hafens von Z. versenkt zu werden.

Diesen Auftrag haben wir nun allerdings selbst besorgt, und der Führer der feindlichen Flotte kann uns für pünktliche Erledigung dieses Auftrages nur dankbar sein. Mußten wir auch zu eigenem Besten einen anderen Platz wählen, wo es — tiefer war.

Auf einem dritten die Flotte begleitenden Dampfer befinden sich Minen, die in Bosporusnähe gelegt werden sollen. Man gibt uns den gutgemeinten Rat, sofort umzukehren und einzulaufen — ehe wir den Weg des mächtigen Gegners kreuzen.

Deutscher Mut und Unternehmungsgeist aber finden in der Überlegenheit des Gegners kein Hindernis, sondern ein Ziel, das reizt, und so schlagen wir den Kurs ein, der uns bald mit der russischen Flotte zusammenbringen muß. Denn zunächst gilt es, die Aufmerksamkeit des Feindes auf uns zu lenken, bis die „Goeben“, die mit ihrem breiten Rücken den Transport mehrerer Truppendampfer an der Küste schützt, ihre Aufgabe erfüllt hat.

Ein paar Stunden später.

Spielende Tümmler umjagen das Schiff. Prachtvoller, warmer Sonnenschein erweitert die Aussicht. Soweit das Auge reicht, Himmel und Wasser, Wasser und Himmel.

Da stören ein paar dunkle Fäden am Horizont das Blau im Hintergrund. Werden breiter und stärker, ziehen sich in die Länge und kommen wie von unsichtbarem Druck geschoben näher. An Deck der „Breslau“, hauptsächlich um die Schornsteine, haben sich Gruppen gebildet und verfolgen gespannt, was sich aus den Rauchwolken entwickelt. Dann tauchen zuerst Masten auf — Schornsteine — und endlich die grauen erwarteten Schiffsrümpfe — der Feind —!

Schmetternd ruft das Horn abermals zum Gefecht.

Vorweg ziehen in langer Kiellinie vier Zerstörer. In größerem Abstand folgen die beiden Kreuzer der feindlichen Flotte und die Hauptmacht — fünf Linienschiffe.

Also elf Schiffe, und wir sind allein.

Dennoch halten wir mit derselben Fahrt auf die Spitze des Gegners zu. Jetzt beträgt die Entfernung vom vordersten Boot nur noch zwölf Kilometer.

Da schwenken wir um und gehen mit großem Bogen auf Gegenkurs. Freien Spielraum müssen wir haben.

Im selben Augenblick blitzt es drüben auf. Der Feind sendet die ersten Grüße, und bald durchzittert eine heftige Kanonade die Luft. Zeitweise deutet eine ganze Reihe weißer Wölkchen auf das Abfeuern der Breitseiten. Heulend pfeifen ein paar Geschosse über uns fort, doch die meisten schlagen zu kurz vor uns nieder.

Aber auch wir bleiben die Antwort nicht schuldig. Aufblitzen die Salven, und nach einigen Lagen kann man deutlich Unordnung unter den vordersten Booten beobachten.

Nur wenige Minuten dauert das Feuerspiel. Eine neue Formation des Gegners, der mit seinen Schiffen ein Kesseltreiben veranstalten will, zwingt uns zum Abbruch des Gefechts. Achteraus marschiert das Gros in breiter Dwarslinie auf, die Zerstörer jagen auf die andere Seite, während die Kreuzer versuchen, den Abstand von uns zu verringern.

Dicker schwarzer Rauch entquillt allen Schloten der feindlichen Schiffe, deren Maschinen zu höchster Kraftleistung gesteigert werden. Aber auch wir sind auf der Hut. Wirbelnd peitschen die Schrauben das Wasser und treiben unser Schiff mit äußerster Kraft vorwärts. In Reichweite der schweren Geschütze des Gros dürfen wir nicht kommen.

So setzt man auf beiden Seiten die besten Kräfte ein. Allmählich gelingt es den Zerstörern, an Weg zu gewinnen. Auf größte Entfernung sind unsere Geschütze eingestellt und gerichtet. Noch wenige Minuten, und wir können das Feuer eröffnen und versuchen den lästigen Gegner abzuschütteln.

Aber da steht plötzlich die Entfernung von den vordersten Booten. Zu weit durch die Jagd von dem eigenen Gros getrennt, fürchtet man den Kampf allein mit uns aufzunehmen. Langsamer arbeiten sofort auch unsere Schrauben, denn noch heißt es, in Fühlung mit dem Gegner bleiben.

Mag er sich getrost noch einige Stunden an unserem Anblick erfreuen oder erbosen. Wie aber mag es unseren Gefangenen zu Mute sein, die das alles an Bord mit ansehen und erleben?

Während wir weiter, den Feind im Rücken, den Kurs verfolgen, bestatten wir einen der Ihren mit militärischen Ehren. Auf der Schanze liegt der Tote aufgebahrt, bedeckt von der russischen Kriegsflagge. Vollzählig hat man die Gefangenen herbeigeführt, und auch die von unserer Besatzung, die vom Dienst nicht zurückgehalten werden, haben sich in großer Mehrzahl eingefunden.

Nur langsam laufen die Maschinen. Unser Kommandant hält eine Ansprache und weist darauf hin, daß auch der Tote getreu seinem Kaiser und Reich in Erfüllung seiner Pflicht den ehrenvollen Seemannstod gefunden hat. Ein stilles Vaterunser. Die Ehrenwache präsentiert, und der russische Kamerad gleitet in das kühle Grab. Drei Salven folgen, dann werden die Gefangenen wieder abgeführt und die alte Fahrt aufgenommen.

Der Tag geht zu Ende. Wir vermehren wieder die Fahrt, und allmählich kommen auch die russischen Schiffe außer Sicht. Einen Torpedobootsangriff in dunkler Nacht müssen wir vermeiden. Deshalb ändern wir nach Anbruch der Dunkelheit unsern Kurs und steuern der anatolischen Küste entgegen.

Noch aber gilt es, dem Feind ein Schnippchen zu schlagen, und nach Mitternacht stoßen wir wieder mit erhöhter Fahrt auf die Krim vor. Der anbrechende Morgen des 25. Dezember sieht uns an der Spitze der Halbinsel. Es dauert auch nicht lange, da kommen voraus abermals die bekannten Rauchwolken in Sicht, und wir haben die Sebastopol zudampfende Flotte vor uns.

Weit voraus dampfen die Zerstörer. Ein Kreuzer folgt, und danach das Gros, das jetzt einen Dampfer — wahrscheinlich den Minenleger — mit sich führt, und der zweite Kreuzer bildet den Schluß.

Dumme Gesichter mag es wohl drüben geben, als man uns, die man jetzt sicher schon längst auf dem Wege zum Bosporus glaubte, hier oben unerwartet wiedersieht.

Aber ehe der Russe Zeit findet, sich von seinem Erstaunen zu erholen, soll er gleich etwas von unserer Anwesenheit hören und hoffentlich auch zu fühlen bekommen. Wiederum ruft das Horn zum Gefecht, und als wir die Torpedojäger fast an Backbord querab haben, krachen unsere ersten Salven.

(Fortsetzung folgt.)



Aus besetzten Gebieten:
**Teppichweberei in der serbischen Stadt Pirot.**



Phot. Hänse Herrmann.

**Dr. Trautmann,**
der neue Oberbürgermeister von Frankfurt a. O.



**Eduard von Gebhardt-Sender-Ausstellung in Dresden.**

Der sächsische Kunstverein in Dresden veranstaltete eine Eduard von Gebhardt-Sender-Ausstellung, die 118 fast ausschließlich aus Privatbesitz stammende Ölbilder, 27 Zeichnungen und Aquarelle und in 22 photographischen Aufnahmen Darstellungen der im Kloster zu Loccum, in der Friedenskirche zu Düsseldorf, in der Friedhofskapelle zu Düsseldorf und in der St. Petrikirche zu Mülheim a. d. Ruhr befindlichen Wandgemälde umfaßt.

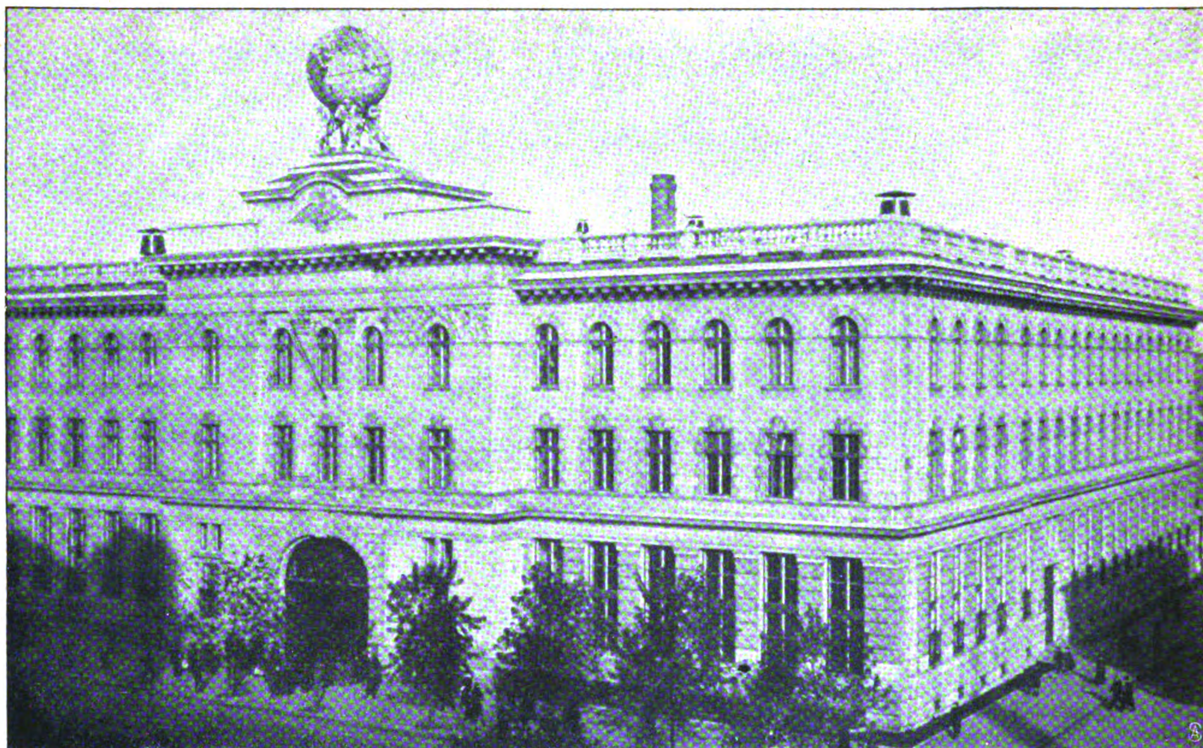


Deutsche und bulgarische Landsturmtruppen vor einer mit Paprika behängten Veranda.



Von unseren Truppen gestürmte rumänische Stellung in der Dobrudscha.

Kriegsbilder aus Rumänien.



Postgebäude am Wareckiplatz in Warschau.

# Die deutsche Post im Generalgouvernement Warschau.

Kaum hatten die deutschen Truppen nach siegreichen Kämpfen in Russisch-Polen festen Fuß gefaßt, als auch die Reichspostverwaltung daran ging, dort wie in dem besetzten Belgien neben der für den Postverkehr des Heeres wirkenden Feldpost eine Post- und Telegraphenverwaltung für den Verkehr der deutschen Behörden und der Einwohnerschaft einzurichten. Zunächst übertrug das Reichspostamt, Anfang Januar 1915, die Leitung des Post- und Telegraphendienstes in dem deutscherseits besetzten Teile Polens der Oberpostdirektion in Posen. Vom 1. Mai 1915 ab wurden die inzwischen eingerichteten Postanstalten der neu gebildeten „Kaiserlich Deutschen Post- und Telegraphenverwaltung in Russisch-Polen“ in Kalisch unterstellt, die dann Anfang September 1915 nach Warschau übersiedelte und die Bezeichnung „Kaiserlich Deutsche Post- und Telegraphenverwaltung im Generalgouvernement Warschau“ erhielt. An ihrer Spitze steht ein höherer Postbeamter, der den Titel „Präsident“ führt. Da der schon vor mehreren Jahren von den Russen begonnene weitläufige und imposante Neubau am Wareckiplatz erst im Rohbau fertiggestellt war, wurde die deutsche Postverwaltung zunächst in dem Gebäude der vormals russischen Internationalen Bank untergebracht. Inzwischen ist deutscherseits der Neubau so weit gefördert worden, daß die Post ihn unlängst beziehen konnte. Im Erdgeschoß liegen die Hauptkassen und die Schalterhalle. Im gesamten Bereich der deutschen Post- und Telegraphenverwaltung befinden sich jetzt 64 Postanstalten. Bereits Anfang Juli d. J. waren über 7000 km Telegraphen- und Fernsprechlinien mit mehr als 33 000 km Leitungen im Betriebe, während das Telegraphen- und Fernsprechnetz zur Zeit der russischen Herrschaft nur 4700 km Linien mit 11 800 km Leitungen umfaßte. Als Postwertzeichen werden Wertzeichen der Reichspostverwaltung mit dem Überdruck „Gen.-Gouv. Warschau“ benutzt; anfangs lautete der Überdruck „Russisch-Polen“. Dank der Tüchtigkeit und Arbeitsfreudigkeit des deutschen Personals ist es gelungen, aller Schwierigkeiten Herr zu werden, die sich der Durchführung der wichtigen Aufgaben der Post- und Telegraphenverwaltung entgegenstellten.



Schalterhalle des Postamts.

# Der Hof in Flandern.

Roman aus dem Völkerkriege.


17. Fortsetzung.

Von Georg Freiherr von Ompteda.



Durch einen Saal, wo Schreiber saßen, schritt der Major, dann kam er in das Treppenhaus. An allen Türen stand geschrieben, wer dort arbeitete: Adjutanten, Ordonnanzoffiziere, die Generalstabsoffiziere mit ihren Nummern und Buchstaben. Ein Hauptmann, eine Anzahl Schriften unter dem Arm, ging sich verbeugend eilig vorüber. Aus einem der Zimmer trat der Stabschef des Korps, Oberst Bach, dem Major entgegen. Der große dicke Mann, ein wahrer Riese, bartlos, haarlos auch an dem kugelrunden Schädel, preßte dem Major mit gewaltigem Druck die Hand: „Herr von Esserte, immer erfreut, eine Kraft wie Sie zu sehen, und immer erfreut, Sie zu lesen. Denn was von der 347. J.-B. kommt, hat Hand und Fuß." Und eine Quint tiefer: „Um was handelt es sich?"

Der Generalstabsoffizier zog aus dem Aermelaufschlag seines Mantels die Karte. Kurz ging Erklärung, Frage, Antwort, Gegenfrage, Einverständnis hin und her. In wenigen Minuten war alles erledigt: „Es wird angegriffen."

Der Major stand auf. Nun sagte Oberst Bach wieder eine Quint höher: „Ich habe Ihr Gespräch vorhin mit dem Unteroffizier gehört. Hat mich riesig gefreut. Das ist der unmilitärischste Kerl, den ich je gesehen habe. Aber unschätzbare Kraft. Landwehr. Der Mann weiß hier alles. Ist in Bordeaux geboren, Sohn einer berühmten Weinfirma. Macht Proklamationen, Übersetzungen, französische Korrespondenz, treibt alles auf, was kein andrer mehr findet: Schreibmaschinen, Sekt, Oefen, Baumwolle, Kupferdraht, geheime Korrespondenzen, und hat den Maire von Bobines, mit dem nichts anzustellen war, zu allem gebracht, was wir nur wollten. Herr von Esserte, hat mich gefreut, Sie zu sehen. Bitte mich Exzellenz zu empfehlen, und grüßen Sie Ihren famosen Major Rennhöfer. Übrigens haben sie ja gestern bei Ihnen reingefunkt? Wollen Sie nicht Ihren Divisionstab wo anders hinlegen? Der Kommandierende sagte es heute früh gleich, als wir es hörten."

Major von Esserte traf der Gedanke wie ein Schlag: „Ich glaube, Exzellenz denkt gar nicht daran. Wir haben ausnahmsweise feste schöne Keller. Exzellenz hat sie schon verstärken lassen."

„So, so, nun, je näher die Befehlstellen der Truppe sind, desto besser, nur muß die Ruhe zur Arbeit gewährleistet sein."

Als käme es ihm ganz zufällig in den Sinn, nannte er gleich, was sie sich beim Korps schon zurechtgelegt hatten: „Sonst wäre da zwei Kilometer südwestlich das Schloß La Grenouillère. Eine Kolonne liegt jetzt da. Die könnte sofort wo anders hin."

Die kleinen schlauen Augen schlossen sich fast unter Fettwülsten des dicken Gesichtes: „Sie würden wohl gern dort bleiben?"

Aber der Major antwortete nicht minder klug ausweichend: „Ich habe nicht zu befehlen, Herr Oberst. Exzellenz fühlt sich sehr wohl da. Wir sind nun mal eingerichtet, und ich glaube, Exzellenz ist gern nah bei der Truppe!"

Oberst Bach rieb sich das bartlose Kinn und strich wie kämmend von hinten nach vorn über den kugelrunden Kahlkopf: „Ich will Ihnen mal meine Privatmeinung sagen. Der Kommandierende hat es Generalleutnant Greger schon angedeutet. Wir haben so das dunkle Gefühl, das sich freilich nicht auf Tatsachen stützen kann, ob bei uns einmal ein Feuerüberfall und Durchbruchsversuch zu erwarten wäre. Der Gegner fürchtet wohl, daß der Bogen um Ypern mal als Sack zugebunden würde. Heute früh erst hat wieder ein Flieger — ich dächte, Ihr Bielinski — Truppenbewegungen gemeldet. Offenbar häufen sie auch Munition. Sie haben welche aus Ypern weggeschafft. Vielleicht weil sie sie dort nach der letzten Beschießung mit 42ern für zu unsicher halten. Dann sind Züge über Amiens in Gang, die kaum allein der Verproviantierung dienen können. Vielleicht ist es auch nur, um uns irrezuführen. Sie lassen ja die Truppen immer die Stellung wechseln. Wie Sie meldeten, daß die Schotten vor Höhe 40 fort sind. Wir glauben auch, daß in dem Abschnitt unseres Korps keine Inder mehr sind. Ein kleiner Pionier, vortreffliche Kraft — Leutnant Domatschke — soll leider gestern gefallen sein — kleidete das in nette Worte: Als ich in seiner Stellung fragte, ob die Inder etwa fort wären, sagte er: er glaube es fast, denn sie hörten gar nicht mehr husten. Es liegt auch System darin, daß der Gegner die Ortschaften, die Schlösser, wo er Stäbe vermutet, immer stärker belegt. Also Herr von Esserte, vielleicht behält Exzellenz für alle Fälle La Grenouillère im Auge. Sie wissen übrigens wohl, daß der Ordonnanzoffizier der Brigade Flurschütz im Kriegslazarett hier eingeliefert ist?"

Er erzählte noch, der Kommandierende, der General der Infanterie von Kitzingen, Bißwangs Onkel, wäre eben hinübergeritten, nach ihm zu fragen. —

Als Major von Esserte die Allee durch den Park

zurückfuhr, fühlte er sich verstimmt, beunruhigt durch den Gedanken, sie könnten Ralinghien räumen müssen. Er ärgerte sich über den Oberst. Wenn sie sich beim Korps etwas in den Kopf setzten, war nie etwas zu machen. Im gleichen Augenblick erschien wieder wie eine Zwangsvorstellung vor ihm die Gestalt der jungen Frau.

Auf den Straßen von Bobines, wo allerlei Kommandostellen lagen, Truppen in Ruhestellung sich befanden, marschierten Abteilungen, Kraftwagen hupten, Offiziere kamen geritten; Grüßen ging hin und her. An den Haustüren stand wie bei Herbstübungen die Belegung mit Kreide angeschrieben; mit deutscher Gründlichkeit sagten Schilder, wie die Straßen deutsch hießen, wo es zum Generalkommando ging, zur Korpsschlächterei oder zur Feldpost. Auf den Bürgersteigen schritten Feldgraue; sie standen in den Haustüren. Ein bärtiger Landstürmer hielt ein blondes Kind auf dem Arm, das ihm mit unsicheren Patschhändchen die Pfeife aus dem Mund zu nehmen suchte, wobei er gutmütig lächelnd ausbog. Die Mutter daneben wollte sich totlachen darüber. Auf dem breiten Boulevard saßen die Leute auf den Bänken im Mittagsonnenschein. Kinder spielten, Mädchen und Frauen trippelten in engen Kleidern und hohen Stelzschuhen. In den ungezählten „Estaminets" saßen Soldaten mitten unter den Bürgern. Auf dem Markt hielten Hökerinnen allerlei Gemüse feil, und Soldaten handelten darum.

Bobines lag hinter ihnen. An der Straße nach Ralinghien erschien jetzt drüben links der Park von La Grenouillère. Schöner als Ralinghien, eine jener Besitzungen reichgewordener Industrieller, wie sie den Herrn von Battaignies ärgerten, und nun auch den Major, denn seine Sehnsucht blieb der liebe, gewohnte Hof in Flandern. Er wuchs nun schon vor ihnen empor, eine Baumgruppe erst, zu der die vierfachen Reihen strebten, ein Park dann, endlich das Haus, dessen abgeschossene Ecke man deutlich gegen den Himmel eingefressen sah. Er war daheim, soweit es solches in diesem Kriege gab.

Als er über die Treppe ging, blickte er sich nach Lätitia um. Die Uhr mußte er holen. Doch die erste Sorge galt dem Dienst. Der Angriffsbefehl war zu geben. Dann ging es zum Essen. Bei Tisch erzählte der General, wie er dem Kürassier auf der Straße begegnet sei, und daß aus dem Kriegslazarett leidlich gute Antwort gekommen wäre. Dann wurde, wie ein Bauherr es nicht anders tut, von den Sicherungsarbeiten am Keller gesprochen. Exzellenz erzählte, Major Pedröhl habe die Ferme eine kleine Festung genannt, und Major Rennhöfer begeisterte sich für alles, was da neu erstand. Herrn von Esserte fiel eine Last von der Seele: hier erwuchs keine Gefahr, von den nächsten Granaten verscheucht zu werden, aber seine Gedanken irrten ab, und er konnte es nicht mehr ertragen, bei Tisch zu sitzen. Grade heute nahm das Gespräch kein Ende. Als der General endlich die Tafel aufhob, stahl er sich fort. Er klopfte bei Lätitia. Keine Antwort. Er klopfte drei-, viermal, dann klinkte er vorsichtig: das Zimmer war leer. Enttäuscht ging er vor die Tür, rund ums Haus. Er spähte in den Park, von dem Wind, dem ewigen Wind dieses Landes durchschnoben, der lau vom Kanal herüberblies. Es war längst zwei Uhr vorbei. Leutnant von Kropp hatte recht gehabt: der Schnee war aufgesogen. Friedlich lag im Sonnenschein das französisch-flandrische Land mit den zerstörten Umrissen von Ralinghien und Opendaele, Namen, die, wie er meinte, ihm bis an sein Lebensende unvergeßlich in den Ohren klingen würden. Der Wind trug die ewige Musik des Kriegs herüber, jenen Kanonendonner, den man kaum mehr vernahm, weil das Ohr sich an sein ständiges fernes Rollen gewöhnt hatte wie an das Rauschen des Meeres.

Als der Major am Arbeitstische saß, irrten ihm zum erstenmal in diesem Kriege beim Dienst die Gedanken ab. Ihm war, als läge Lätitia an seiner Schulter. Er fühlte in den Händen die Form ihrer kühlen Arme, ihre Stimme klang, ihr eigenes, oft seltsam gewendetes Deutsch. Wie er sich im Stuhl zurücklehnte, fiel sein Blick auf den Zwerg im Bart mit den Gamaschen. Die Kameraden saßen an den Tischen, blätterten, schrieben, zeichneten, lasen, und der Fernsprecher arbeitete. Major von Esserte stand plötzlich auf und rannte hinaus. Soldaten gingen über den Hof, luden Eisenträger ab, warfen Zementsäcke von den Schultern, daß es weiß stiebte, und er beneidete sie, diese einfachen, ruhigen Männer, die ihre Pflicht taten, während in ihm ein Gift fraß. Da sah er Rennhöfer stehen. Den Phantasten band jetzt der Unterstandsbau erst an die Erde. Sein Fleiß führte Major von Esserte zu Laune und Pflicht zurück. Er schrieb eine Feldpostkarte an Bißwang, Mitgefühl zu zeigen, dann war der Bann, der ihn gequält, plötzlich abgefallen. Er saß ruhig am Tisch. Jetzt hätten wieder Granaten donnern können, wie am Abend, und der Herr Major würde es nicht gemerkt haben.

Um vier Uhr zwanzig Minuten wurde angegriffen, ohne Artillerievorbereitung, nur Sperrfeuer rückwärts gelegt. Um vier Uhr vierzig Minuten kam die Meldung, die 1388er Grenadiere hätten das Wäldchen und den Graben davor fest in der Hand. Und wie die Meldungen sich folgten, war die Unruhe, das Weib im Blut, gebannt. Nur ein Gedanke beherrschte den Generalstabsoffizier: Krieg.

Menschenleben hatte der Angriff gekostet. Manch einer von denen, die auf der Yperner Straße fröhlich dem Kraftwagen der Division die Aeste weggeräumt, lag nun stumm draußen, mitten unter den Engländern, die, wie der Hofschauspieler gesagt, dreimal als

tote Gegner den Graben in Abschnitte zerlegten. Aber der Verlust stand nicht im Verhältnis zur täglichen Einbuße an deutschem Leben, das der Besitz des Wäldchens durch die Engländer bisher verursacht hatte. Morgen, wenn die Sonne gesunken war und das Feuer, wie man wußte, meist erstarb, sollte die Totenfeier sein auf dem kleinen Soldatenfriedhof von Ralinghien dem Dorf, der mit einem einsamen Grabe begonnen und nun schon ganze lange Reihen stiller Kriegerruhestätten aufwies. Täglich wuchs er, langsam, um sich nach Angriffstagen jäh zu füllen. Und morgen würde auch jener junge Gefreite, weiland Hofschauspieler — Soldat und brav — aus Bretterschein zu ewiger Wahrheit verklärt, mit den andern draußen gebettet werden.

Der Major hatte nicht aufgeblickt vom Tisch, als er nun aber vom Vortrag vom Generalleutnant kam und an der Ordonnanz, die bei dem Nachlegen war, vorüberging, um sich wieder auf seinen Platz zu setzen, fiel sein Blick an die Wand, auf das Bild des Herrn Alfred Vison de Beaucourt. Er sagte ärgerlich zu dem Mann, der eben das letzte mitgebrachte Holzscheit in den Kamin geworfen hatte: „Hängen Sie nur den verfluchten Kerl wo anders auf. Ich kann nicht arbeiten, wenn ich diesen Pariser Fatzke sehe!“

Als nun Oberleutnant von Gereck im Scherz klagte, dann würde ihr schönes Zimmer ganz kahl, wollte er einen Spaß machen, der etwas erzwungen herauskam: „Hängen Sie mir was anderes hin, aber was recht Hübsches, Nettes!“

Beim Essen war große Freude über die Verbesserung der Stellung. Dem Kriegsgerichtsrat, dem Generaloberarzt, allen, die selten Gelegenheit hatten, einmal vorzukommen, wurde der Gewinn auf dem Grabenplan gezeigt und mit einem Glas Wein begossen. Man blieb länger sitzen als gewöhnlich. Major von Efferte aber empfahl sich.

„Bleib doch noch ein bißchen“, sagte Rennhöfer, aber er bekam die Antwort, auf die hier jeder schwieg: „Ich habe noch zu tun.“

Als er an seinen Arbeitsplatz trat, wo Pinsel und Farben, Federn, Bleistifte, Marschzirkel peinlich geordnet nebeneinanderlagen, schrak er fast zurück. Dort hing ein Ölbild: Lätitia. Der Ordonnanz, die es aus dem Salon geholt, mochte es wegen des schönen goldenen Rahmens in die Augen gestochen haben. Auch des Majors nicht künstlerisch eingestelltes Auge gewahrte kaum die mäßige Malerei. Er sah nur die Züge jener, die in seinem Blute war wie ein süßes Gift. Und in dem Augenblick durchrann ihn ein so heißes Begehren, daß er schnell einen Zünder, einen Schrapnellboden, den Ausbläser einer 15-Zentimeter-Granate, nahm und die schweren Metallteile als Briefbeschwerer auf seine Papiere legte. Dann schlich er hinaus. Auf der Treppe trat er hart auf, ließ die Sporen klirren, sie sollte ihn hören. Im Dunkel tastete er sich am Geländer hin. Ein heller, langer Streifen leuchtete an ihrer Tür. Er schlich hinüber. Eine Gestalt huschte zum Bett, und ein Paar kühle, schöne Arme legten sich um seinen Hals. In ihrer Muttersprache, in die sie zurückfiel, sobald Eile oder Erregung ihre Worte trieb, klagte sie, wie lange er sie habe warten lassen: „Enfin! Et je t'attends si longtemps!“

Sie legte die bebende Wange an seine Schulter und sprach wieder Deutsch: „Was denken Sie von mir. Ah, ich muß so!“

Sie suchte unter der langen Kopfrolle seine Uhr, hielt sie ihm entgegen und sagte voller Liebreiz mit dem weichen Ton ihres schönen Französisch: „Monsieur!“

Dann klingelte ein leises Lachen, im Dreiklang merkwürdig melodisch, vielleicht einmal einer andern nachgeahmt, nun ihr eigen. Er küßte ihre Fingerspitzen und fragte, wo sie die Uhr gefunden habe. Sie blickte ihn schelmisch an, hob die Achseln, daß der Hals ganz versank, dieser lange, schlanke Hals, dann schlug





sie die Augen zu Boden und ließ seitwärts die Hände steigen, die sich halb dabei öffneten: „Je n'en sais rien."

Und es kam so reizend heraus, daß er die Arme noch einmal um sie warf. Er ließ sie heruntergleiten, küßte ihren Arm, ihren Hals, und während er die warmen, runden Schultern fühlte, blieben sie Mund auf Mund. Als sich ihm die Wangen näßten, hielt er Lätitia mit gestreckten Armen von sich und fragte erschrocken: „Was hast du?"

Sie blickte ihn zärtlich an, traurig zugleich und nannte ihr Glück in ihrer Muttersprache: „Que je suis donc heureuse!"

Er umspannte ihren Leib und sprach dicht bei ihr: „Warum weinst du, wenn du glücklich bist?"

„Ich weiß nicht, ist es recht?"

„Glaubst du, mir kämen nicht auch solche entsetzlichen Gedanken?"

„Aber kann es böse sein, weil unsre Völker getrennt sind?"

„Einmal wird Frieden. Ich will auf dich warten!"

„Warum warten?"

„Du bist nicht frei, Lätitia. Ich will dich achten können später! Ich will von dir wissen, daß du über den andern stehst. Meine Frau muß hoch über den andern stehen. Oder es ist nur Gewöhnliches gewesen, was uns hier zusammengeführt."

Alle Sinne, die den ganzen Krieg geruht, drängten zu dieser Frau, aber gewöhnt, sich zu beherrschen, wollte er nicht im Rausch der Stunde verderben, was ihn dann ein Leben lang gereut hätte. Ihre dunklen Augen verschwammen. Sie sah ihn erschrocken an. Ihre Hände glitten herunter an seinen Hals, umspannten ihn über dem Kragen. Sie küßte ihn auf den Mund und schüttelte leise den Kopf. Zwei Welten, zwei Rassen begriffen einander nicht. Das ewige Rätsel, daß Menschen, einer vom andern entfernt, nur ahnen können, was auch in dem geliebtesten Wesen vorgeht, selbst wenn Mann und Weib ineinanderfließend sich verbinden.

Da sagte er ihr ruhig, er begehre sie, aber drüben, jenseit der Gräben sei ihr Mann. Und als hätte der Gedanke allein an alles, was draußen geschah, in ihm den Soldaten geweckt, dachte er an den Angriff, den glücklichen, den er angesetzt. Draußen lagen seine Kameraden, die das Leben gelassen hatten für ihr Vaterland, noch unbeerdigt. Unbeerdigt wie jener, den der Tod einen Finger breit neben ihm ereilt. Verwundet lag drüben jener, der, er wußte es, wenn er auch nie darüber sprach, einmal seine Schwester heimführen würde, jener, der gewiß nie an ein französisches Weib dächte. Und er meinte, jeden Augenblick könne unten der Fernsprecher klingeln, er würde gerufen werden, weil draußen die eben genommene Stellung wieder schwer umkämpft war. Sinnlichkeit, Liebe, Nebendinge dieses Lebens solange das Vaterland um seine Geltung rang, schienen erdenfern. Mit einem Schlag sank nieder, was Männliches und Menschliches in ihm sich geregt. Er riß sich los, einmal umfaßte er sie noch, und sie schloß in Seligkeit die Augen.

Als die Glut jahrelang tapfer zurückgedrängter Sinne den Augenblick der Erfüllung sehnte, war sie allein. Aber sie meinte, er sei nur hinüber, sank noch einmal selig zurück, die Arme schlaff zur Seite, den Körper sehnend gestreckt, die Glieder gelöst, in halbem Verlöschen ihrer erregten Natur.

Er stand in seinem Zimmer, frei, entladen, beglückt, daß er Sieger geblieben war über sich selbst. Und als brauche er Beschäftigung, müsse Menschen sehen, Dinge, die ihn abzogen, ging er hinab, um zu fragen, ob etwa von draußen neue Meldungen gekommen wären. Unteroffizier Rosenthal stand vom Fernsprecher stramm auf und sah ihn an mit den schwarzen orientalischen Augen bei starkem Bartwuchs, seit vorigem Morgen Kinn und Wangen blauschwarz. Der Generalstabsoffizier fragte: „Ist über Verluste noch etwas gekommen?"

„Nein, Herr Major."

Wie im Selbstgespräch fuhr der fort: „Ja, ohne das geht's nicht ab. Aber glauben Sie, Rosenthal, es zehrte nicht auch an einem, der die Verantwortung trägt für Menschenleben, die man in der Hand hält, man möchte sagen: wie der Schöpfer selbst? Die Verantwortung frißt Nerven. Durch das Schönste und Liebste sich nicht vom Wege locken lassen, das ist deutsche Soldatenart!"

Als er merkte, wie der Unteroffizier ihn erstaunt ansah, begann er ableitend zu erklären: „Man kommt auf solche Gedanken, wenn einem Menschliches ganz nahetritt. Gestern früh fiel ein Mann an meiner Seite. Er oder ich. Es handelte sich um Zentimeter. Aber überwinden muß man sich auch, hinten in der Leitung zu sein, im Gehirn, das die Glieder, die losschlagen sollen, lenkt, denn uns alten Familien liegt der Trieb vorwärts im Blut. Ich wäre ebenso glücklich, könnte ich jetzt im Kriege meine alte Schwadron führen. Es ist unsern Familien eingeboren vom Vater auf den Sohn."

Als er des Unteroffiziers fast traurige Augen sah, war es ihm, der von sich und seiner Rasse gesprochen, ihm, der die Schreiberseelen nicht mochte, als könnte er dem andern weh getan haben. Und in seiner vornehmen Weise bemüht, Unrecht gutzumachen, sagte er: „Nun, jeder tut seine Pflicht dort, wo er hingestellt ist."

Da faßte sich der Unteroffizier ein Herz, der einst leicht schnodderig das Maul vorweggehabt, das nun hier militärisch geschlossen blieb: „Herr Major, ich möchte so gern raus an die Front. Zwei Brüder von mir waren in der Front."

„Waren?"

„Einer ist verwundet, einer gefallen."

In seinen Worten lag ein gewisser übertriebener Stolz, und der Major, dessen Anschauung das als selbstverständlich galt, meinte einen Augenblick erkältet: „Das ist Kriegsschicksal."

„Herr Major, dürfte ich nicht gehorsamst um Urlaub bitten, und wenn's nur acht Tage wären in dem Schützengraben?"

Der Generalstabsoffizier sagte freundlich: „Ich werde mit Major Rennhöfer sprechen. Solange es ruhig bleibt, geht es vielleicht, aber sehen Sie, ich kann auch nicht fort, wie ich will. Nicht wahr, Sie sind Kaufmann? Berliner? Wo sind Sie beschäftigt gewesen?"

Er nannte ein großes Warenhaus.

„Welche Stellung hatten Sie dort?"

„Rayonchef, Herr Major."

Teilnehmend fragte der Major nach den Erwerbsverhältnissen und ließ sich erzählen, daß eine ganze Anzahl früherer Untergebener des Unteroffiziers bei der Division in der Front stünden. Dann fragte er Unteroffizier Rosenthal plötzlich nach seiner Konfession.

„Mosaisch, Herr Major."

Der Herr von Esserte reichte dem Unteroffizier Rosenthal die Hand über den Tisch: „Meine Hochachtung. Ich verachte Leute, die um äußerer Vorteile willen sich dessen begeben, was ihre Väter glaubten. Ich bin guter Protestant. Ich werde für Sie tun, was ich kann. Ich liebe alles, was echt und ganz ist."

Er ging zur Tür, machte aber noch einmal kehrt: „Sagen Sie mal, wie sind Ihre Verhältnisse zu Haus?"

„Ich ernähre meine Mutter, Herr Major."

„Und Sie wollen trotzdem hinaus?"

Der Unteroffizier stand ganz stramm, nicht wie der Weinhändler aus Bordeaux, aber in seiner Art zu sprechen, war etwas leise Gemachtes, so ehrlich es ihm aus tiefstem Herzen kam, als er antwortete: „Meine Mama würde stolz sein für die Familie.

Der Major nickte und ging hinaus. Unteroffizier Rosenthal saß am Fernsprecher, träumend von der Möglichkeit hinauszukommen. Das Kreuz von Eisen hätte er sich gern verdient.

Major von Esserte ging durch den Hof. Die Pioniere hatten einen von Klostermanns Scheinwerfern montiert und arbeiteten nun auch nachts bei Azetylenlicht. Schon waren die Eisenträger eingezogen, die Notverstärkungsdecke, mit Beton gefüllt, hob sich hoch im Erdgeschoß des Anbaues, dessen Räume man hatte opfern müssen. Der Major sah müde der Arbeit zu, und als er im Dunkel sein Lager suchte, schlief er so fest ein, daß ihn am Morgen der getreue Kinzig kaum wecken konnte, obwohl die Kanonen wieder donnerten. Die Mädchen liefen immer abwechselnd, mit flatternden Röcken und wehendem Haar bei dem ständigen Windgebraus bis zur Parkecke, um ängstlich festzustellen, ob die Granaten näherrückten. Aber nirgends sah man auch nur eine ihrer Säulen steigen. Der trübe Himmel war gleichmäßig grau, nicht einmal ein helles Schrapnellwölkchen unterbrach die eintönige Fläche.

Die Meldungen vom Angriff lauteten immer günstiger. Die genommene Stellung erwies sich immer mehr als wichtige Verbesserung. In der Nacht hatte man die Opfer des Sturmes hereinholen können bis auf den letzten Mann. Sie sollten heute abend in Ralinghien, dem Dorf, begraben werden. Major von Esseret sah die Liste durch. Ein Hauptmann und zwei Leutnants waren dabei, Herren, die der Generalstabsoffizier nur flüchtig gekannt. Und es war ihm eine Erleichterung, daß er den Namen Kropp nicht fand.

Nachmittags hatte Major Rennhöfer wegen seines Sägewerkes, das die Division nun glücklich behalten, in Bobines zu tun, so benutzte der „Großindustrielle" die Gelegenheit, beim Kriegslazarett vorzufahren. Im Hof der Schule, die jetzt den Verwundeten diente, hielt eine Stabsordonnanz ein paar Pferde. Der Major fragte die erstbeste Schwester nach Oberleutnant von Bißwang, und der Zufall wollte es, daß grade sie ihn pflegte. Sie war nur einmal heruntergekommen, um Luft zu schöpfen, während er Besuch hatte. Mit freundlichem Lächeln erzählte sie und strich sich dabei immer das blonde Haar aus der Stirn, Exzellenz von Kitzingen sei grade da. Der Chefarzt habe ihn gestern nicht vorgelassen. Die Schwester strahlte über das frische Gesicht mit den nordischen Blauaugen, als sie sagen konnte, Herrn von Bißwang ginge es nach Möglichkeit gut. Auf der Treppe begegneten ihnen Verwundete in hellen gestreiften Anzügen, einer den Arm in der Binde, einer einen Verband um den Kopf. Einer, den eine Schwester führte, versuchte eine Ehrenerweisung, wäre fast ausgerutscht dabei und sagte nun treuherzig, als ob er etwas gefragt worden sei: „Hoppla, Herr Major!"

Auf dem Treppenabsatz stand ein Arzt im Operationsmantel. Die Hände in Gummihandschuhen von sich abgespreizt haltend, sprach er mit der dicken bebrillten Oberin.

„Grüß Gott, Herr Major. Kann Ihnen leider die Hand net reichen!"

„Guten Tag, Herr Geheimrat."

Auf dem Gang klang eine laute Stimme. Ein General, neben dem ein Ulanenrittmeister schritt, rief schon von weitem: „Sie wollen wohl meinen Neffen besuchen?"

„Zu Befehl, Exzellenz."

Der General blieb stehen, hager von Angesicht, aber mit der leichten Körperfülle der Jahre: „Nur nicht zu lange. Habe auch erst heute die Erlaubnis

bekommen. Lassen Sie sich nichts vorschwindeln, er ist zwar quietschvergnügt, soll aber gestern recht runter gewesen sein. Der bekannte Rückschlag. Ihr habt ja das famos gemacht gestern mit dem Angriff. Die Grenadiere haben sich wieder als ungewöhnliche Kräfte bewährt. Sagen Sie Ihrem General, ich sähe etwaigen Vorschlägen entgegen. Die Brüder Kropp sollen sich besonders ausgezeichnet haben! Der Vater der beiden war meine beste Kraft. Seinerzeit mein Leutnant, wie ich 'ne Kompagnie hatte bei den Franzern."

Er grüßte etwas feierlich; ein so wohlwollender Mann der ausgezeichnete Führer auch war: er gab selten die Hand. Es war Stil so beim 153 A.-K. genau wie ein bißchen Eigensinn und Vorliebe für bestimmte Worte, mit der eine „Kraft" bezeichnet wurde. Alles Dinge, die nicht bloß auf den Stab, nein, auch auf den Stabschef abgefärbt hatten.

Die blonde Schwester ging voran. Lächelnd schlich sie sich hinein und kam wieder mit einem Liebreiz, der Madame de Beaucourt nichts nachgab, soweit die Natur ihn gezaubert und nicht Erziehung ihn angewöhnt.

Bißwang wollte sich im Bette aufrichten, doch die Schwester verbot es und bat den Besuch: „Herr Major, er darf sich nicht aufregen, und . . . ."

Der Verwundete vollendete ihren Satz: „. . . in fünf Minuten bin ich wieder da, länger darf es nicht dauern."

Die Schwester drohte lächelnd mit dem Finger und ging leise hinaus. Die Offiziere reichten sich die linke Hand, dann ließ der Major sich erzählen: „Ich kenne ja nun schon den Rummel. Mit meiner Schnauze war es fast genau so. Ich wollte die Kerle in Sicherheit bringen, da haut's plötzlich 'rein. Ich denke, mich schlägt einer gegen die Schulter, will mich rumdrehen, ihm eine 'runterzulangen. Na, da wußte ich schon, was los war. Hasenclever und General Flurschütz haben mich verbunden. Eigentlich, 's ist komisch, weiß ich übrigens nicht mehr viel. Nur die Fahrt war eklig. Meine ganze Uniform habe ich mir vollgesaut. Und Ihr Auto ganz voll. Ich kann wirklich nichts dafür."

Major Rennhöfer lachte: „Aber, Bißwang, machen Sie sich doch darüber keine Sorgen! Uebrigens reden Sie nicht so viel, sonst gehe ich gleich wieder fort."

Doch der Verwundete lachte: „Mir ist ja wieder ganz wohl. Gestern war's scheußlich. Wissen Sie, nach dem frischen Leben da draußen, dem Bumbum, plötzlich diese Totenstille. Nischt los hier. Gräßlich. Na, ich bleibe ja nicht lange da. In ein paar Tagen bin ich wieder draußen."

Dann erzählte er, General von Flurschütz sei dagewesen und habe ihm vor Freude, daß er nicht „abgefahren" sei, einen Kuß gegeben, einen richtiggehenden Kuß. Eben wäre auch der „große Onkel Kitzingen" dagewesen, kurz, es risse hier nicht ab. Plötzlich senkte der Kürassier die Stimme: „Herr Major, würden Sie so gut sein, mir auf den Brief hier die Adresse zu schreiben? Die Schwester darf nämlich nicht wissen, daß ich geschrieben habe. Ich habe ein paar Stunden gebraucht. Mit der linken Hand, und immer verstecken müssen, wenn sie kam. Übrigens, wie mein großer Onkel sagen würde, ‚vorzügliche Kraft'. Einen Bleistift hatte ich ja Gott sei Dank, aber ich sage Ihnen, Herr Major, welche Schlauheit ich mir habe aus meinem alten Hirn quetschen müssen, um das Briefpapier zu ergattern. 'n Morphinist, der um 'ne Einspritzung betrügt, ist daneben 'ne Revolverkanone neben der dicken Berta."

Major Rennhöfer zog einen Füllfederhalter aus der Tasche. Bißwang sagte: „Also Fräulein Stine von Esserte, Hannover, Vahrenwalder Straße 17. Feldpost."

Major Rennhöfer meinte, er wolle sich doch als Absender darauf setzen, er sei gänzlich neutral. Der Verwundete lachte, verzog aber dabei schmerzlich das Gesicht, denn es tat ihm weh: „Nee, Herr Major, mein Name kann ruhig draufstehen, denn wenn diese ganze Schweinerei hier mal vorbei ist, heiraten wir, obwohl wir vor den Menschen, die's ja nichts angeht, nicht verlobt sind. Aber vor uns. Das heißt, wenn sie mich noch nimmt. Ohne Nase hat sie mich nämlich noch nicht gesehen."

Ganz langsam ging die Tür auf. Die Schwester trat ein mit ihrem schwebenden leisen Gang, strich die blonde Haarlocke aus der Stirn und blieb lächelnd stehen, als wollte sie sagen: Es tut mir sehr leid, aber es ist Zeit.

Der Chefarzt sagte draußen dem Major, der Verwundete hätte ja zwar eine Mordsnatur, aber von acht Tagen, wie Herr von Bißwang sich das einbilde, könne gar keine Rede sein. Da Befehl gekommen sei, die Lazarette möglichst zu räumen, würde er ihn mit dem nächsten Lazarettzug zurückschicken. Bis zu völliger Felddienstfähigkeit könnten dann möglicherweise noch Monate vergehen. —

(Fortsetzung folgt.)

## Abend in der Sanniederung.

Drei graue Reiter traben langsam gegen Ost . .
Ein morscher Schlepper stößt sich rauschend durch den Fluß,
Der wie ein Stahlreif glänzt mit rotem Feuerguß.
Durch müde Abendwolken glüht der Sonne großer Flammenrost.
Aus Sumpf und Röhricht steigt der Dämmerdünste Hauch,
Ziehbrunnen knarren leise in den Abend
Und klein und fern die grauen Reiter trabend . . .
Es dunkelt schon, aus Dörfern säult der Rauch —
Jüdinnen reigen singend sich um die Gehöftzisterne,
Und aus dem Himmel blüht der Abendsterne Schar,
Des Brunnens Ketten rasseln, Wasser trieft und tropft . . .
Ich denke heimwärts, an ein Mädel in der Ferne,
Wie es aus Fesseln löst sein strohenblondes Haar,
Während der Tod dumpf und gewaltig in die Nacht hinrollt
und klopft . . .

Anton Schnack.

# Im Kriegsdienst der Heimat:

## Die deutschen Frauenvereine vom Roten Kreuz.

**Von Paula Kaldewey. — Hierzu 13 Porträtaufnahmen.**

Es war bei der Generalversammlung des Vaterländischen Frauenvereins im Jahre 1894, da sprach der Oberpräsident von Westpreußen, Staatsminister Dr. von Goßler, die Worte aus: „Nicht durch die schönsten Beschlüsse kann das Elend der Welt gemindert, kann die soziale Frage der Lösung nähergeführt werden; der suchenden und nachgehenden Liebe gehört die Zukunft. Jeder Frauenverein, er mag groß oder klein sein, kann und muß mitarbeiten in werktätiger Liebe; auch die ärmste Frau — und das ist doch ein großer Segen für das weibliche Geschlecht — hat noch immer Schätze ihres Gemüts übrig, von denen sie anderen mitteilen kann." Als der welterfahrene, weitblickende Mann dieser Auffassung Ausdruck gab, da hatte er zweifellos in erster Linie nicht nur das Einzelglied, die vaterländische Frauenorganisation, im Sinn, sondern ebenso die Gesamtheit, der jene ja auch angehört: die deutschen Frauenvereine vom Roten Kreuz. Und wenn diese in mehr als fünfundvierzigjähriger Tätigkeit auf ihrem weiten Arbeitsfeld immer reichlich säen und ernten konnten, dann war dies nur möglich, weil ihnen stets Frauen angehörten, die „in suchender und nachgehender Liebe" wirkten.

Der bayrische Frauenverein vom Roten Kreuz besitzt in Frau Gräfin Therese Eckbrecht von Dürckheim-Montmartin (Porträt S. 30), Oberhofmeisterin der Königin Marie Therese, eine Erste Vorsitzende, der er unendlich viel um seine Entwickelung verdankt. Bereits im Jahre 1890 berief sie die hohe Schirmherrin, die damalige Prinzessin Ludwig von Bayern, auf den verantwortungsvollen Posten, dem sie, immer gleich bewährt, in den langen Friedenzeiten ebenso unermüdlich vorstand wie jetzt im Kriege. Unter ihrer Leitung konnte der bayrische Frauenverein im November 1894 das Jubiläum seines fünfundzwanzigjährigen Bestehens feiern, und es dürfte auch an dieser Stelle interessieren, daß eine bei der Gelegenheit veranstaltete Festlichkeit — sie stellte ein Lagerleben aus der Anfangzeit des neunzehnten Jahrhunderts dar und war als Rückerinnerung an die erste Tätigkeit des Frauenvereins während der Freiheitskriege gedacht — einen Reingewinn von 86 000 M. erbrachte. Das Anwachsen des bayrischen Frauenvereins machte im Lauf der Zeit eine Gliederung des Zentralkomitees notwendig, und es erfolgte die Bildung von sechs Abteilungen. Aber immer blieb Gräfin Eckbrecht von Dürckheim-Montmartin die treibende Kraft, die wesentlich zu dem sichtlichen Aufblühen des Vereins beitrug. Die stets gleichbleibende Huld der königlichen Schirmherrin erleichterte ihr manchmal die schwierigen Aufgaben, die ihrer harrten, und jederzeit wußte sie an der gleichen Stelle ihren Plänen das tiefste Verständnis entgegenzubringen. So mußte es sie mit besonderer Genugtuung erfüllen, daß Königin Marie Therese gleich bei Ausbruch des Krieges in der Münchner Residenz die Kriegsarbeitstelle „Nibelungensäle" eröffnete, die dem Frauenverein zugehört, und in der unter persönlicher Mitwirkung der weiblichen Mitglieder des Königlichen Hauses großartige Leistungen in bezug auf die Beschaffung von Wäsche und Lazarettgegenständen zur Unterstützung des Kriegsanitätsdienstes zu verzeichnen sind.

Frau Staatsminister Gräfin von Feilitzsch (Abbild. S. 30), Kgl. Palastdame in München, ist die Vorsitzende der „Abteilung IV für Finanzen" des bayrischen Frauenvereins. Und wenn man hört, daß das Vermögen des Zentralkomitees am 31. Dezember 1915 nach Abzug der darauf ruhenden Lasten 2 427 521 M. betrug, dann ist diese Zahl der beste Beweis für die großen Anforderungen, die an die Leiterin der Finanzabteilung gestellt werden. Bald gilt es, zur Erhöhung der Barmittel die Genehmigung für eine Rote-Kreuz-Lotterie zu erwirken, bald andere Wege ausfindig zu machen, um die vorhandenen Lasten herabzumindern. Auch der Schwesternpensionsfonds darf keine Zurücksetzung erfahren, und große Freude herrscht in der Finanzabteilung, wenn die Münchner mit ihrem warmen Herzen sich wieder einmal recht eindringlich der segensreichen Organisation erinnert haben und ihr bei dieser oder jener Gelegenheit klingende Spenden zugehen lassen. Die lange Dauer des Krieges zwang den Verein natürlich zu einer erhöhten Sammeltätigkeit. Dank der Opferwilligkeit aller Bevölkerungskreise im bayrischen Lande flossen ihm bis Ende vorigen Jahres an Geldspenden 3 526 671 M. zu.

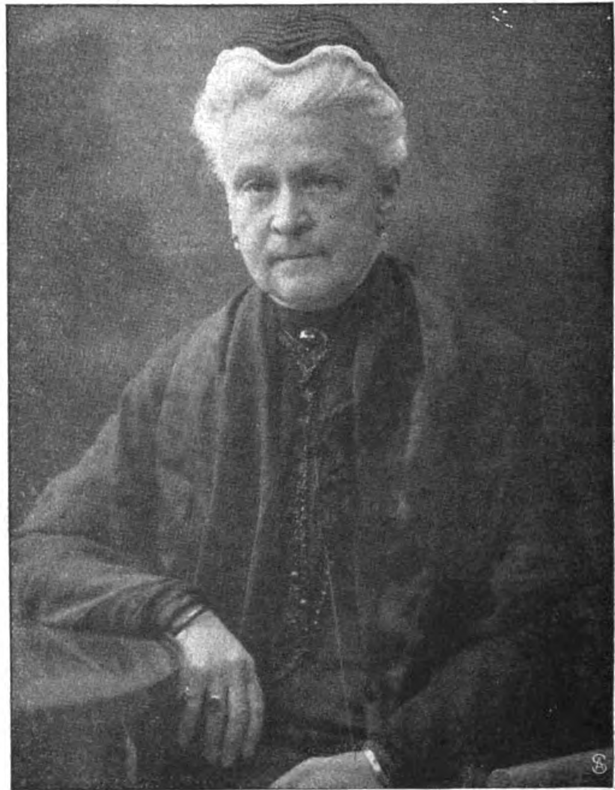
Der Krankenpflege- und Heilanstalt des bayrischen Frauenvereins vom Roten Kreuz steht Generaloberin Lina Plaschke (Port. S. 30), früher Oberin der Universitätsaugenklinik in München, seit dem 1. Januar 1905 vor. Eine echte und rechte Rote-Kreuz-Schwester, konnte sie im Jahre 1908 auf eine dreißigjährige Zugehörigkeit zum bayrischen Schwesternverband vom Roten Kreuz zurückblicken. Dieser Anlaß brachte ihr zahlreiche äußere Ehrungen ein. Bereits geschmückt mit der preußischen Roten-Kreuz-Medaille II. Klasse, wurde ihr vom Prinzregenten Luitpold die silberne Medaille des Verdienstordens der Bayrischen Krone verliehen, während ihr die damalige Prinzessin Ludwig die goldene Schleife überreichte, die sie für eine dreißigjährige Dienstzeit im vorgenannten Verband gestiftet hatte. Die Bürde des Amtes, die auf den Schultern der bayrischen Generaloberin lastet, ist aber auch keineswegs leicht. Wen einmal der Weg durch die Nymphenburger Straße in München geführt und wer dort einen Blick über die Baulichkeiten des bayrischen Frauenvereins geworfen hat, der hat vielleicht ein Bild von der großen Verantwortlichkeit gewonnen, die auf der Leiterin einer solchen „kleinen Stadt für sich" ruht. In dem in zehn Stationen eingeteilten Krankenhaus behandeln im Lauf eines Jahres durchschnittlich 120 bis 130 Münchner Ärzte ihre Patienten und führen meistens größere Operationen aus. So gehört es durchaus nicht zu den Seltenheiten, daß die Operationsäle vom frühen Morgen bis zum späten Abend benutzt werden. Die Oberaufsicht über die Pflege der Kranken liegt in den Händen der Generaloberin.

Neben dem bayrischen Frauenverein vom Roten Kreuz entfaltet auch der sächsische Albertverein im Frieden wie im Kriege eine gleich rege Tätigkeit. Als im Jahre 1866 auf Veranlassung der nachmaligen Kaiserin Augusta der preußische Vaterländische Frauenverein begründet wurde, da reifte in der Kronprinzessin Carola der Entschluß, für das Königreich Sachsen eine ähnliche Einrichtung ins Leben zu rufen — der 14. September 1867



Hofphot E. Berne.

Gräfin Eckbrecht von Dürckheim-Montmartin.



Phot. Bischof & Broel.

Gräfin von Feilitzsch.

wurde der Entstehungstag des Wohlfahrtsvereins, dessen Präsidium die hohe Begründerin übernahm, und in dessen Direktorium sie manche um das soziale Leben des Landes verdiente Persönlichkeit berief. Inzwischen haben sie alle die Augen geschlossen, und andere sind an ihre Stelle getreten, die in den vorgezeichneten Bahnen weiter wirken und rastlos um die Fortentwicklung des Albertvereins bemüht sind. Zu ihnen gehört Frau Generalleutnant von Schönberg in Dresden (Port. S. 32). Ihre reichen Erfahrungen, ihr sicheres Urteil und ihre unermüdliche Arbeitskraft stellt sie jederzeit in den Dienst der guten Sache, und manche Anregung, die bei der jetzigen Präsidentin, Prinzessin Maria Immaculata Herzogin zu Sachsen, stets eine eifrige Förderung fand, ist von



Oberin Anna von Zimmermann.



Phot. A. Werner.

Generaloberin Lina Piaschke.

ihr ausgegangen und wandelte sich zum Wohl der leidenden Menschheit. In den beiden Mutterhäusern vom Roten Kreuz — Carolahaus zu Dresden und Alberthaus zu Leipzig — nennt der Albertverein Lehr- und Ausbildungstätten für seine Schwestern und in dem ersteren gleichzeitig eine Krankenanstalt für die Bewohner der sächsischen Hauptstadt sein eigen. Das letzterwähnte Heim verwaltet seit dem Jahre 1901 als Oberin die freiwillige Albertinerin Anna von Zimmermann (Port. S. 30). Wenn diese in einem Bericht des Direktoriums als eine „tatkräftige, umsichtige und aufopfernde Schwester" bezeichnet wird, so ist damit in Wahrheit nicht zu viel gesagt. Denn jeder, der mit den Verhältnissen des Verbandes der deutschen Krankenpflegeanstalten vom Roten Kreuz einigermaßen vertraut ist, der weiß genau, welch wertvolle Kraft diese Vereinigung in Oberin von Zimmermann besitzt. Ihre Schriften über die ethische Heranbildung des Schwesternnachwuchses haben in den weitesten Kreisen Anerkennung gefunden und werden in den Mutterhäusern vom Roten Kreuz in den betreffenden Unterrichtstunden wohl auch ausnahmslos verwendet. Ebenso brachten ihre tiefgeschürften Vorträge bei den Jahresversammlungen stets Neues und Wissenswertes für alle, die sich mit Schwesternfragen beschäftigen. Aber Oberin von Zimmermann ist keineswegs nur Theoretikerin — die Sicherheit und Umsicht, mit der sie einer zahlreichen Schwesternschaft und einem großen Hauswesen vorsteht, lassen auch auf gründliche praktische Kenntnisse und Erfahrungen schließen.


Phot. Hoffmann.
Freifrau Riedesel zu Eisenbach.


Phot. Klinkowström.
Frau Geheimrat Haas.


Hofphot. Benade.
Frau Oberbürgermeister Lauter.


Phot. Rausch & Pester.
Frau Doktor Sautier.

Der badische Frauenverein liefert so recht den Beweis, wie machtvoll sich auch in einem kleineren Lande ein Wohlfahrtsverein entwickeln kann, wenn er nur von der Gunst der Herrscherin getragen wird. Und daran hat es im Badener Land niemals gefehlt! Unter dem Vorsitz der Großherzogin Luise wurde am 6. Juni 1859 in einer Versammlung von achtzehn Damen aus verschiedenen Kreisen der Stadt Karlsruhe der badische Frauenverein gegründet. Hunderte von Frauen haben ihn dann fortgeführt, und Tausende helfen heute in allen Teilen des Landes an dem großen Werk der Nächstenliebe mit. Wie ein Strom, der sich in unendlich viele Kanäle verzweigt und überall belebend und fruchtbringend wirkt, so hat der Verein sich bis zu den Grenzpfählen ausgebreitet, und überall stößt man auf die Spuren seiner segensreichen Tätigkeit.

Kranken- und Armenpflege sowie Jugendfürsorge waren die ersten Arbeitsgebiete des badischen Frauenvereins und bilden noch heute den Mittelpunkt. Nur sind sie inzwischen nach den verschiedensten Richtungen hin erweitert und ausgebaut. In Frau Oberbürgermeister Lauter, Karlsruhe (Portr. obensteh.), erblicken wir die rührige Präsidentin der Abteilung „Krankenpflege" und der Schwesternschaft des badischen Frauenvereins, die 1100 Berufschwestern und etwa 400 Hilfschwestern

zählt und infolge ihrer Größe unter den deutschen Rote=Kreuz=Verbänden den ersten Platz einnimmt. Wenn wir nur kurz andeuten, daß der Abteilung des Ludwig=Wilhelm=Krankenheims in Karlsruhe die Augenklinik in Baden=Baden, das Kindersolbad in Dürrheim und einundvierzig Landkrankenpflegestationen in den verschiedensten Amtsbezirken unterstehen, und man sich noch verantwortlich fühlt für das Wohl und Wehe von fünfzehnhundert Schwestern, dann bedarf es keiner weiteren Ausführungen über das Vielerlei, das jeder neue Tag der Abteilungsvorsitzenden bringt. Jedoch Frau Oberbürgermeister Lauter kennt keine Rast noch Ruhe, wenn Pflichten winken. Das Sorgen für andere ist ihr Lebenselement, und immer findet sie in Großherzogin Luise, der „deutschesten Frau unter dem Roten Kreuz", eine verstandnisvolle Beraterin, die zu jeder Stunde bereit ist, mitzuwirken an der Fortentwicklung des Vereins, der ihrem Herzen so nahe steht.



Frau Sanitätsrat Maurer.



Hofphot. O. Reyer

Frau Generalleutnant v. Schönberg.



Hofphot. O. Suck.

Frau Geheimrat Hardeck.

Frau Geheimrat Hardeck=Karlsruhe (Portr. obenst.) führt den Vorsitz in der Abteilung „Frauenbildungs= und Erwerbspflege". Auch hier ein weites Feld der Tätigkeit! Ein Seminar für Handarbeitslehrerinnen, eine Frauenarbeits= und eine Kunststickereischule, ein Seminar zur Ausbildung von Haushaltungslehrerinnen, eine Haushaltungschule, eine Stellenvermittlung und ein Heim für alleinstehende Damen — alle diese in vollster Blüte befindlichen Einrichtungen unter der Leitung einer kraftvollen Frauenhand. Denn mag die Abteilungspräsidentin in den verschiedenen Unterrichtsanstalten durch noch so tüchtige Lehrkräfte Unterstützung finden, ohne ihr zielbewußtes Wirken wären die bisherigen Erfolge sicherlich noch nicht erreicht worden.

Die Abteilung „Armenpflege und Wohltätigkeit" erhielt in Frau Geheimrat Haas in Karlsruhe (Portr. S. 31) eine Präsidentin, deren warmes Herz sie für ihre Aufgabe so recht geeignet macht. Ihr Arbeitsgebiet ist gleichfalls ein recht umfangreiches. Mehrere selbständige Frauenvereine, die die Unterstützung Bedürftiger zum Zweck hatten, schlossen sich nämlich im Lauf der Zeit dem badischen Frauenverein an und bildeten die vorerwähnte Abteilung. Dieser gehört auch das Erholungsheim in Marxzell an.

Frau Dr. Sautier, Karlsruhe (Portr. S. 31), widmet ihre Tätigkeit der Abteilung „Tuberkulosebekampfung". Zu dieser neuen Aufgabe rief Großherzogin Luise, nachdem im Jahre 1899 in Berlin der erste Tuberkulosekongreß stattgefunden hatte und auf dem Gebiet eine mächtige Bewegung entstand. Inzwischen begründete die Abteilung eine Walderholungstätte für Männer bei Ettlingen, Beratungstellen und zwei Wandertuberkulosemuseen, die die Bevölkerung über die verheerende Wirkung der Krankheit aufklären. Soweit sich bei der verhältnis=



Phot. A. Wertheim.

Frau Wirkl. Geh. Legationsrat von Buchka.

mäßig kurzen Zeit ein Urteil fällen läßt, sind die Erfolge auch im badischen Lande gute, ebenso zeigt die Statistik eine nicht unerhebliche Minderung der Tuberkulose-Sterbefälle.

Fehlte es, wie wir sehen, dem badischen Frauenverein bisher noch niemals an Frauen, die in „suchender und nachgehender Liebe" wirkten, so läßt sich mit Fug und Recht das gleiche vom mecklenburgischen Marien-Frauenverein sagen. Frau Major Anna Kruse, geb. Brügmann (Portr. nebenst.) zu Schwerin ist seit dem 1. Januar 1915 die Vorsitzende des Hauptvereins. Von diesem Zeitpunkt an unaufhörlich für die Interessen der Organisation tätig, erhielt diese unter ihrer Leitung einen Zuwachs von 13 Zweigvereinen mit etwa tausend Mitgliedern. Sie besitzt die preußische Rote-Kreuz-Medaille, und landesväterliche Huld verlieh ihr während des Krieges das mecklenburgische Friedrich-Franz-Alexandra-Kreuz.


Hofphot. Heuschkel.

Frau Major Kruse.

Trägerin der gleichen Ordensauszeichnungen ist Frau Wirkl. Geheimer Legationsrat Anna von Buchka, geborene von Harlem (Portr. S. 32), in Rostock. Als langjähriger Vorsitzenden des dortigen Zweigvereins gelang es ihr bei Kriegsausbruch durch Energie und Tatkraft, in Rostock zwei Vereinslazarette vollständig einzurichten, die sogleich der Heeresverwaltung zur Verfügung gestellt wurden. Der Marien-Frauenverein kann mit berechtigtem Stolz auf diese verdienstvollen Mitglieder blicken.

Fast fünfundzwanzig Jahre gehört Freifrau Riedesel zu Eisenbach (Portr. S. 31) dem Zentralkomitee des Alice-Frauen-Vereins in Darmstadt an, den die hochherzige nachmalige Großherzogin Alice von Hessen unter dem Eindruck der Kriegsereignisse von 1866 ins Leben gerufen hatte. Und vergleicht man die bescheidenen Anfänge dieser Vereinigung weiblicher Liebestätigkeit mit dem bis heute Erreichten, dann zweifelt man keinen Augenblick, daß eine derartige Fortentwicklung nur unter einer zielbewußten Leitung überhaupt möglich sein konnte. An dieser Leitung hat Freifrau von Riedesel einen nennenswerten Anteil, wie sie auch sonst allen Fragen des öffentlichen Lebens regstes Interesse entgegenbringt. —

Derselben Organisation gehörte Frau Sanitätsrat Alice Maurer in Darmstadt (Portr. S. 32) lange Jahre an. Begeistert für alle Aufgaben, die die Sache des Roten Kreuzes fördern, widmete sie sich ihnen mit einem Herzen voll Güte und Liebe, voll Hingebung und Aufopferungsfähigkeit.

# Liebe Mama!

**Skizze in Briefen von Margot Isbert.**

Liebe Mama!

Da steht es nun, was andere jeden Tag schreiben, und mir ist ganz eigentümlich dabei zumut. „Liebe Mama" schreibe ich da und weiß nicht, ob ich die ungewohnten Worte streicheln oder wieder auslöschen soll. Denn ich habe ja Dich, meine kleine neue Mama, noch nie gesehen! Papa hat mir Dein Bild versprochen, aber es ist noch nicht da. Nun male ich mir aus, wie Du bist. All meine Gedanken spielen mit Dir, wenn sie nicht gerade mit dem Feind zu schaffen haben. — Liebe, kleine neue Mama! Werden wir zwei gute Freunde sein? Ach, sicher, sicher! — Wie bist Du? Ich weiß nur, daß Du sehr jung bist.

Ich will Dir auch von mir erzählen. Was bin ich? Einer von des Königs Husaren draußen im wilden Krieg. Papa wird Dir gesagt haben, wie das ging: das Abitur im vorigen Sommer, dann von der Schulbank in die Kaserne und von der Kaserne ins Feld. Unteroffizier seit drei Monaten. Das bin ich! Und was noch? Ein Windhund, sagt mein berühmter Papa: aber er hat dabei ein Lachen auf dem Grund seiner lieben Augen. Ein Windhund, meinethalben, der läuft, daß seine Ohren fliegen, der in der Sonne liegt und tolle Sprünge macht oder bellt vor Freude am Leben. Aber das ist noch nicht alles. Was noch mehr? — Zuweilen erdenkt er sich ein Lied und läßt es fliegen wie einen bunten Vogel. Heut heißt es: Gott grüß Dich, liebe Mama! Immer habe ich mir eine Mutter gewünscht. Meine starb so früh; ich kannte sie nicht. —

Heute früh sagte ich zu den Kerls: „Jungens, ich hab eine Mutter bekommen!" Ich muß solche Dinge sagen, weißt Du, sonst klopfen sie mir das Herz entzwei.

Du hättest sehen sollen, wie das wirkte. Sie schlugen sich auf die Lederbuxen, daß es klatschte. Einige lachten. „Junge, Junge!!" sagten einige. Sie dachten, es wäre wieder eine von meinen Tollheiten.

Ach, verzeih! — Du siehst, ich bin ein schlimmer Kerl. Aber ich will ganz gesittet werden, will mir mit der Hand den ungewaschenen Mund wischen, daß ihm nicht wieder solche Derbheiten entfahren. Ich will die hohen Reiterstiefel, Lederhosen und Feldrock ausziehen und ein blauseidener Page werden mit Rosen im Haar, ehe ich in das weiße Zimmer meiner jungen Frau Mutter trete.

Wie gefällt es Dir in unserem großen Haus? Ist es nicht schön und still? Jetzt in diesen sonnigen Herbsttagen um die Mittagzeit, wenn der große Platz draußen mit seiner Runde von alten, ehrbaren Häusern ganz in Licht gebadet liegt und man gar nichts hört, ist es da nicht wundervoll ruhig und kühl auf unserer breiten Diele drunten und den langen Fluren? Und der Garten! Wie liebe ich den Garten. Darum muß nun meine Sehnsucht des Nachts oft so weite Wege gehen. — Alles ist schön und köstlich in unserem alten Haus; jedes Ding darin hat irgend jemand mit Liebe ausgewählt. An man-

chen Dingen hängen noch Tränen. Und manche duften noch nach den feinen Frauenhänden, die sie berührt haben. Andere haben ein Lachen in sich aufgefangen, das klingt nun zuweilen leise auf, aber nicht jeder kann es hören. — Ein seltsames Haus ist es. Ein Haus, das man lieben oder hassen muß.

Was habe ich Dir da doch alles geschrieben, Mamachen! — Aber ich will es immerhin stehen lassen und die Adresse mit meiner allerschönsten und deutlichsten Sonntagschrift auf den Umschlag malen: Ihre Exzellenz Frau Geheimrat Nobelius . . . und diesen langen, langen Brief wegschicken. Denn nun siehst Du es gleich, wie ich bin. Es ist nicht leicht, so einem großen Menschen Mutter sein, das wird Dir Papa schon gesagt haben. — Aber ich, siehst Du, ich bin so froh, daß ich nun eine Mutter habe! Ich möchte immerzu singen: Holdrio! Tralala! Hoho!

Und noch etwas will ich Dir schreiben — Dir und Papa alles Gute wünschen von ganzem Herzen, obwohl ich nicht weiß, ob ich das darf. Verstehst Du mich? Ach ja, Du verstehst mich schon! Ich weiß es beinahe sicher aus den paar lieben Worten, die Du mir geschrieben hast, daß Du Deinen großen Jungen immer verstehen wirst. — Wie soll ich zwei Menschen Glück wünschen für ihr gemeinsames Leben! All diese Dinge sind so ernst und schwer, und ich kenne sie noch nicht. . .

Ich danke Dir, daß Du mir gleich erlaubt hast, Dich Du zu nennen. Nun schrieb ich „Du" und „liebe Mama". Ich möchte es hundertmal schreiben: es ist so schön.

Grüße Papa. Dir küßt die Hand

Dein großer Sohn Helmut.

* * *

Hurra, Mamachen! Dein Bild ist gekommen! Gestern kam es mit einem langen, lieben Brief von Papa und heute früh nun auch Dein lieber Brief noch. — Es waren zwei Feiertage.

Nun muß ich mich erst besinnen, wo ich anfangen soll. Zuerst Dein Bild. Also das ist meine kleine neue Mutter! So etwas Weißes, Feines, Zartes darf ich Mama nennen, ich großer Kerl! — Es steht vor mir, so daß ich's anschauen kann beim Schreiben. Ab und zu leg ich die Feder hin und unterhalte mich ein wenig mit ihm. Ich sage: Meine gnädige Frau Mutter möge mir verzeihen, daß ich kein Schloß für sie gebaut habe hier draußen im wilden Argonnerwald. Ich muß sie bitten, einstweilen in meiner Erdhöhle zu wohnen. Nicht einmal Blumen kann ich ihr bringen, denn der Wald, durch den unser Graben wie eine große, tiefe Wunde hingezogen ist, das ist ein toter Wald. Gott behüte Dich davor, daß Du jemals solch einen toten Wald siehst! Die Erde ist aufgewühlt, die alten, schönen Bäume zersplittert. Der braune Grund, den sonst Laub deckte, hat so unsäglich viel Menschenblut getrunken, daß er übersatt ist davon. Und doch wollten die armen Bäume nicht sterben. Sie trieben, verkrüppelt, todkrank wie sie sind, Hunderte von grünen Armen und Aermchen in diesem Sommer und streckten sie bittend ins Licht. Nun hat der September all ihre grünen Blattherzen bunt gefärbt; zuweilen sieht es aus, als bluteten sie alle. — Ein trauriger Wald . . . .

Aber nicht von traurigen Dingen will ich Dir erzählen. — Laß sehen, was ich Heiteres für Dich weiß. — In meinem Erdloch hier wohnt außer Deinem Bild und mir noch eine Igelfamilie und ein gescheckter Hund von gänzlich unbestimmbarer Rasse. Er, der Hund nämlich, heißt Trippstrill; die Igelfamilie mit Nachnamen Stachlinsky. Die Mama, eine sehr würdige Dame von angenehmen Umgangsformen, nenne ich gewöhnlich Madame; die Kleinen sind noch nicht getauft, und es steht daher jedem frei, täglich neue Kosenamen für sie zu ersinnen. Wenn sie erst ihre richtigen, soliden, gutbürgerlichen Namen haben, hört der Unfug auf!

Trippstrill ist ein Hund ohne Stammbaum, ohne Rasse, ohne Tradition, wie ich schon sagte. Aber dafür hat er Seele und Augen eines Menschen. Er kam zu mir im letzten Winter, als wir vor Reims lagen, weiß der liebe Himmel woher. Eines Abends stand er vor meinem Unterstand, mit zitternden Flanken, scheu, verängstigt und schrecklich hungrig. Ich ließ ihn herein und dachte an unsere schönen, edlen, gepflegten Hunde daheim; an die beiden weißen Terrier und Papas große deutsche Dogge, weißt Du, die es alle drei so gut haben, seit sie als kleine Hundebabys in unser Haus kamen. Und nun dieses arme, gehetzte Vieh! Ich warf ihm etwas trockenes Brot hin, und er stürzte sich wie toll darüber; aber als ich ihn streicheln wollte, verkroch er sich knurrend in eine Ecke. Acht Tage lebten wir zusammen, ohne daß ich ihn anrühren durfte. Aber eines Abends, als draußen ein ganz tolles Gelärm von einschlagenden Geschossen war, kroch er langsam näher zu mir heran, den Blick immer auf mein Gesicht gerichtet, halb ängstlich noch, aber doch schon mit einem Anfang von Zutrauen. Ich rührte mich nicht, um ihn nicht wieder scheu zu machen. Er kroch bis an meine Füße und legte sich da nieder, den Kopf und die klugen Augen immer noch zu mir gewandt. Da begann ich leise mit ihm zu sprechen und streckte die Hand aus. Er hob schnoppernd die Schnauze, leckte dann mit seiner warmen Zunge über meine Finger hin, stand auf und legte den großen Kopf auf mein Knie. — So war unsere Freundschaft geschlossen.

Seitdem hat er mich nie einen Tag verlassen. Er ist so dankbar! Wenn ich nur ein Wort zu ihm sage, glühen seine Augen auf wie Lichter, und sein Schwanz beginnt hin und her zu pendeln. Kommt jemand herein zu mir, so erhebt er sich in seiner Ecke, steht zornig knurrend in angespannter Erwartung und legt sich erst wieder, wenn er gesehen hat, daß der Besucher ein friedlicher Mensch ist, der seinem Herrn nichts Böses tut.

Über die Familie war er erst etwas entrüstet. Auch jetzt fühlt er sich noch sehr erhaben über sie und betrachtet die vier Kleinen zuweilen mit nachdenklich gefurchter Stirn und gesträubtem Rückenhaar. Madame und er gehen sich achtungsvoll aus dem Weg . . . Sie müssen mal irgend etwas miteinander gehabt haben, worüber die Chronik schweigt.

Siehst Du, Mamachen, das ist die Gesellschaft, zwischen die Dein Bild hier geraten ist. — Da steht es nun, und ich kann es immer anschauen. Weißt Du, daß ich zuerst ein wenig erschrocken bin darüber! Richtig erschrocken — es stieg mir ganz warm ins Gesicht. — Diese junge, feine Frau darfst du Mutter nennen, dachte ich. Es wird eine Zeit kommen, wo du bei ihr sein und mir ihr sprechen und zu Gutenmorgen und Gutenacht ihre Hände küssen darfst. . . . Aber wie fern liegt diese Zeit noch! Vielleicht kommt sie nie. Weißt Du, was mir heute in den Sinn kam? Seltsam wäre es, so dachte ich, wenn Mama ein schwarzes Kleid tragen müßte um ihren Sohn, den sie gar nicht kannte. — So dumme Gedanken verzeih!

Und nun Dein lieber Brief! Ich trage ihn bei mir und fühle immer, ob er auch noch da ist. Manche Stellen habe ich Trippstrill vorgelesen. Er ist doch mein bester Freund! Er schlug mit dem Schwanz einen ganzen Freudenmarsch gegen meine schiefe Bettlade.

Wie lieb und fein Du alles zu sagen weißt, kleine Mama! Ich kann Dir nicht sagen, wie gut das für mich war. Mir scheint es fast, wir kannten uns schon lange, lange Zeit und hatten es nur vergessen? Denn Du verstehst ja alle meine Gedanken, wie sie nie ein anderer Mensch verstanden hat. Und ich brauche bloß die Augen zu schließen, um Dich ganz deutlich durch unsere schönen Zimmer daheim gehen zu sehen — nachdenklich, trotzdem Du so jung bist, und ein wenig einsam, denn Papa ist ja selten zu Hause. So viele Menschen brauchen ihn; er lebt ganz für andere und für seine Wissenschaft. So war es immer. — Wir wollen beide stolz auf ihn sein, nicht wahr? — Wie froh bin ich, daß Dir auch allein die Zeit nicht lang wird, daß Du unser altes Haus und den Garten mit seinen Kastanien und Rosen gern hast. Ja, nicht wahr, mit den alten Familienbildern in der grünen Stube drunten kann man sich unterhalten wie mit lebenden Menschen? Ich kenne sie doch alle so genau! Die stattliche Frau Bürgermeister mit dem roten Schal, den Konsul und den Senator, die kleine, blaßblaue Annette und die rothaarige Lili in ihrem weißen Kleidchen! Die war meine erste Liebe, weißt Du! Obwohl sie schon 50 Jahre tot war, als ich auf die Welt kam. — Ich bin so froh, daß sie Dir gefallen. Hab nochmals vielen Dank für Deinen Brief. Zwischen all Deine Worte ist solch ein liebes herziges Lachen hingestreut wie kleine Goldflitterchen. Das tut mir so gut hier draußen und macht mir mein wildes, böses Reiterherz warm vor Dankbarkeit. Gott segne Dich dafür.

Dein Helmut.

* * *

Liebe Mama.

Trippstrill dankt tausendmal für die Wurst und ich für alles andere. Du hättest die Freude sehen sollen! Ich hatte eine Gesellschaft hier bei mir. Es gab erst Gänseleberpastete mit Kommißbrot; dann Kommißbrot mit Quittenmarmelade, dann Zigaretten mit Likör. Eine feine Gesellschaft! Und alles von deinem Paketchen. Eingeladen war ein kleiner, schüchterner Volksschullehrer aus der Pfalz, unser Leutnant, ein Theologe, ein Bauernsohn aus dem Hessischen, und unser kleiner Junker. Lauter Extraausgaben von Menschen; jeder ein ganzer Kerl. Wir haben gefuttert wie die Scheunendrescher und geraucht wie Fabrikschlote. Zum Schluß war die Luft so dick, daß man sie schneiden konnte. Madame mitsamt ihren Sprößlingen hatte einen schweren Schlaf. Trippstrill machte vorwurfsvolle Augen, äußerte sich aber nicht.

Du schreibst, daß Du auch die rothaarige Lili am schönsten findest und meine Liebe verstehst. Aber ich wette, Mamachen (doch dies sage ich Dir nur ganz im geheimen!), hätte D e i n Bild bei den anderen in der grünen Stube gehangen — vielleicht wäre dann doch nicht die schöne Lili meine erste Liebe gewesen!

Schreibe bald, bald wieder, kleine Mama,

Deinem Helmut.

* * *

Liebstes Mamachen!

Warum lachen Deine Briefe nicht mehr? Oder bilde ich mir das nur ein? — Ich gehe umher und muß immerzu denken: was ist mit meiner kleinen Mutter geschehen? Ich frage Trippstrill. Er weiß es nicht. Ich frage die Igelmutter. Sie hat keine Erfahrung in menschlichen Dingen. — Ist es zu einsam in dem großen Haus? Ist niemand da, der mit Mamachen spielt, ihr Lieder singt, für ihre Zimmer alle Blumen aus dem Garten heraufbringt? — Du schreibst, daß Papa alles tut, um Dir das Leben schön zu machen. Du schreibst hundertmal, wie gut und klug und fein er ist. Du bewunderst ihn, wie auch ich ihn bewundere, und bist stolz, daß Du ihm sein Heim hell und schön machen kannst. Du sagst sooft, wie glücklich Du bist — aber verzeih, Mamachen, Deine Briefe lachen nicht mehr.

Wenn ich heimkomme, wollen wir zusammen im Garten Verstecken spielen, bis Du ganz müde bist von Tollen und Lachen. Dann gehen wir zusammen in Dein Zimmer hinauf, und ich sitze bei Dir und lese Dir vor aus den Büchern, die ich von allen am liebsten habe. Und ich erzähle Dir der schönen Lili Geschichte; ich weiß hundert Geschichten von ihr, wahre und selbsterdachte. Wir gehen auch zusammen durch die Altstadt, und ich zeige Dir die kleinen drolligen Häuser mit den spitzen Giebeln, den Dom und die alte Ordenskomturei auf der anderen Seite des Flusses. — Dann sollst Du sehen, wie die Stunden fliegen. Und wenn Papa nach Hause kommt, erzählen wir ihm, was wir getrieben haben, und ersinnen neue Überraschungen für jeden Tag. Einmal beleuchten wir die Abendtafel mit gelben, dicken Kerzen und stellen silberne Kübel voll blasser Rosen auf den Tisch. Einmal bringen wir kapriziöse, teure Orchideen nach Hause, amethystfarbene und goldene, die zu den Tapeten Deines Zimmers passen. Und einmal denken wir uns ein Fest aus, zu dem wir nur ganz wenige, liebe und feine Menschen laden. — Wir wollen zusammen lesen, spielen, arbeiten und lachen. Nie wird es dann eine leere Stunde geben für meine kleine Mama. Und Papa wird sich freuen und sagen: „Nun ist er doch mal zu etwas zu gebrauchen, der Windhund!"

Ich danke Dir für die Halsbinde und Papa für die Zigaretten. Euch beiden viele Grüße von

Eurem Helmut.

* * *

Liebe Mama.

Wir haben Trommelfeuer seit dreißig Stunden. Weißt Du, was Trommelfeuer ist? Ich will es Dir nicht erzählen. Es ging ganz gelinde an. Wir dachten nichts Schlimmes. Aber ich gab doch der Postordonnanz, die gestern noch heraus zu uns kommen konnte, in einem Korb die Igelmutter und ihre Kinder mit. Er versprach sie in die Etappe zu bringen. Trippstrill band ich an einen Strick, sagte zu ihm: „Geh schön, Trippstrill, mein Hund, wenn wir abgelöst werden, hole ich Dich wieder zu mir." Er ging eine kleine Strecke ruhig mit, aber dann zerrte er an der Leine, blieb stehen und wehrte sich. Ich sah ihm nach und mußte mir immer mit der Hand über die Augen streichen. Verdammte Waschlappigkeit! sagte ich mir. — Aber da heulte Trippstrill plötzlich auf. Nein, er schrie fast wie ein Mensch. Mir zitterte das Herz bei dem Ton. „Trippstrill!!" rief ich. „Hierher, mein Hund! Zurück!" — Da ist er auch schon bei mir, den abgerissenen Strick am Hals, toll vor Freude. — Trippstrill bleibt also hier.

Ich schreibe schnell noch einmal, weil ich nicht weiß, ob ich in den nächsten Tagen dazu kommen werde. In den Abschnitten rechts von uns ist das Feuer stärker als

hier, aber der Angriff kann ebensogut hier kommen.

Hab keine Sorge um mich, Mamachen; Du mußt immer fest daran glauben, daß alles gut geht. Es kann mir doch nichts geschehen, ehe ich Dich gesehen habe. — Hoffentlich kann ich bald wieder schreiben. Für heute viele Grüße Dir und Papa.

Helmut.

* * *

Liebes Mamachen.

Nun hat es mich doch erwischt! Ich schreibe gleich selbst, damit Ihr seht, daß es nichts Schlimmes ist. Ein paar Geschoßsplitter an Schulter und Kopf, der linke Arm ist geschient und in der Binde — geblutet hab ich wie ein Säule am Schlachttag, es sah aus wie wunders was! Aber das war nur die Vorspiegelung falscher Tatsachen; in Wirklichkeit ist's gar nicht gefährlich. Der Stabsarzt sagte heute: „In 14 Tagen schicken wir Sie heim!" Der Stabsarzt ist ein Juwel von Mensch; ein goldener Kerl!! Ich hätt's ihm gern gesagt, aber ich durfte doch nicht von wegen der Disziplin, weißt Du! Dafür hab ich ihn angestrahlt, daß die Schwester und er und alle Verwundeten in den Betten laut gelacht haben.

Ich bin so wohlig matt und schläfrig von all den Strapazen der letzten Wochen und vom Blutverlust. Ich habe 22 Stunden ohne Unterbrechung geschlafen, und als ich aufwachte, lag Trippstrill neben meinem Bett. Niemand konnte ihn wegbringen. Er knurrte und biß um sich wie toll. Ich sagte noch halb im Schlaf: „Darfst bleiben, Trippstrill, mein Hund." — Jetzt haben ihn schon alle lieb hier. Er ist ja unglaublich häßlich: groß, zottig, verwildert. Aber so treue, gute Hundeaugen hat er. Ich bringe ihn Dir mit, Mamachen. Du wirst ihn auch liebhaben.

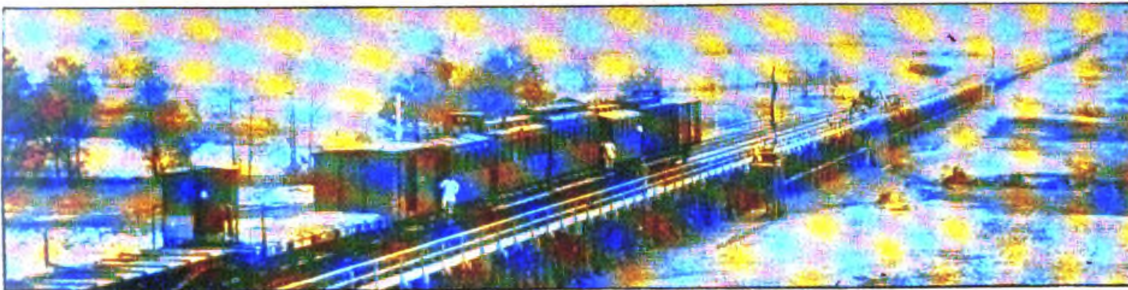
Denke Dir, nun komme ich bald! Ich liege immer und male es mir aus. Wie Du die Treppe herunterkommen wirst in einem hellen, schönen Kleid, und wie Du zum erstenmal meinen Namen sagst: „Grüß Gott, Helmut!" — Erschrick nicht, daß ich so wild aussehe. Ganz schnell werde ich wieder ein Kulturmensch sein. Dann gehen wir zusammen durch alle Zimmer und sagen der schönen Lili guten Tag und machen vor der Frau Bürgermeister unsere Reverenz. — Ach, Mamachen, wie schön wird alles sein! — Und all die großen, bunten Astern werden im Garten blühen unter den alten Bäumen, und in der Stadt wird überall der Duft von reifen, gekelterten Äpfeln sein, und die grünen Kränze der Heckenwirte werden lustig im Herbstwind schaukeln. . . . Ach, daß man noch lebt, was ist das für ein reiches, goldenes Geschenk!! Ein Geschenk für eine kleine Weile nur, denn bald werd ich wieder hinaustraben müssen in Kampf und Gefahr; aber ich will es froh und dankbar tun und von der kleinen Weile jede Minute genießen.

Freust Du Dich auch ein wenig auf Deinen großen Jungen?

Grüße Papa. Ich zähle die Tage und Stunden. Ich bin ganz voller Erwartung. — Ich habe alle Menschen lieb; die Schwestern, die Kameraden, den Stabsarzt und Papa und Dich. Am meisten Dich, meine kleine Mama. Bald bin ich bei Dir.

Dein Helmut.

**Schluß des redaktionellen Teils.**



**Eine 845 Meter lange Kriegsbrücke im Stochodgebiet.**

Die in 16 Tagen von einer Eisenbahnbaukompagnie erbaute Brücke über das Tal des Szczeberkabaches.

# Verschiedene Mitteilungen.

— In einem sind alle Frauen gleich, d. h. in dem Wunsche, recht schöne Federn für den Hut zu besitzen. Alle Frauen sind Liebhaber großer Straußfedern, ob die Mode nun zeitweilig auch Flügel, Band oder Blumen vorschreibt. Eine schöne Straußfeder ist aber auch etwas Praktisches, und man kaufe nur „Atama-Edelstraußfedern“, solche bleiben zehn Jahre schön, und jede Frau wird über ein solches Geschenk immer hocherfreut sein. Die Bezugsquelle für „Atama-Edelstraußfedern“ ist allein Hesse, Dresden, Scheffelstraße 15, 16, 17.

— Osram-Azola-Lampen. Unter dieser Bezeichnung bringt die Auergesellschaft, Berlin O 17, seit einiger Zeit neue kleine Typen ihrer gasgefüllten Metalldrahtlampen in den Handel. Die Osram-Azola-Lampen haben mit den größeren gasgefüllten Lampen (Osram-Azo-Lampen) das schöne, konzentrierte, weiße Licht gemeinsam. Die Auergesellschaft weist darauf hin, daß es bei dem heutigen Stande der Technik nicht möglich ist, derartig kleine gasgefüllte Lampen (25 Watt 110 Volt und 60 Watt 220 Volt) so zu bauen, daß sie den Vergleich mit einer guten Vakuum-Lampe (Osramlampe) in bezug auf Betriebskosten aushalten. Die Osram-Azola-Lampen werden somit überall da am Platze sein, wo das konzentrierte, weiße Licht, ohne Rücksicht auf die größeren Kosten der Anschaffung und des Betriebes, auch in kleineren Einheiten erwünscht ist.

— Husten, Schnupfen, Heiserkeit, Verschleimung der Atmungsorgane wie überhaupt alle Katarrhe der Luftwege wer-



## Stellen-Angebote

Inserate unter dieser Rubrik kosten M. 1.— für die einspaltige Nonpareillezeile.



An der Brandenburgischen **Landesirrenanstalt zu Sorau N./L.** ist sogleich die Stelle einer

**Oberwärterin**

zu besetzen. Das ruhegehaltsfähige Gehalt beträgt neben Dienstwohnung 1500 bis 2100 Mk. unter Anrechnung von 650 Mk. für freie Station (Verpflegung II. Klasse). Bewerberinnen, die eine mehrjährige Tätigkeit in gleicher Stellung an einer öffentlichen Irrenanstalt aufzuweisen haben und in der Krankenpflege ausgebildet sind, wollen ihre Zeugnisse nebst Lebenslauf an den Direktor einsenden. Persönliche Vorstellung erwünscht.

den am sichersten mittels des Wiesbadener Tancré-Inhalators bekämpft. Ueber 20 000 Zeugnisse rühmen seine ausgezeichnete Wirkung. Nähere Auskunft erteilt gerne kostenlos und ohne Kaufzwang die Firma Carl A. Tancré, Wiesbaden, E. R.

## Büchertafel.

Besprechung einzelner Werke vorbehalten. Rücksendung findet in keinem Fall statt.

Johannes Thummerer: „Hannerle". Leipzig. Wilh. Grunow.

Karl Polko: „Knechtung und Freiheit". Dresden. Carl Reißner.

Otto Soyka: „Die Liebesfalle und andere Novellen". München. Albert Langen.




Prospekte der nachstehend aufgeführten Inserenten sind kostenlos entweder direkt zu beziehen oder durch das Reise-Auskunfts-Bureau des „Berliner Lokal-Anzeigers", Berlin SW 68, Zimmerstr. 36—41, sowie durch die Geschäftsstellen von August Scherl G. m. b. H. in Berlin und in den größeren deutschen Städten, ferner in Wien u. Zürich

**Die Reihenfolge der einzelnen Inserate gibt keinen Anhalt über Rangverhältnisse der betreffenden Hotels etc.**

### Norddeutschland.

**Bad Polzin** (Moorbad in Pommern). Kaiserbad Sanatorium, physikalisch-diätische Heilanstalt. Sanitätsrat Dr. Hölzl.

### Brandenburg.

**Berlin** Pension Steinplatz Rudolf Sendig jr., Charlottenburg, Steinplatz 4, am Zoo.

**Buckow** Kr. Lebus (Märk. Schweiz). — Sanatorium u. Erholungsheim Waldfrieden. Vorzügliche Verpfleg. Gelegenheit zu phys. diät. Kur. u. ärztl. Leitg. Dtsch. Offiz.-Ver. 1916. Tel. Nr. 55.

**Eberswalde** Dr. Seele's Sanatorium „Drachenkopf" f. Nervenkranke, Innerlichkranke und Erholungsbedürftige.

### Schlesien.

**Blitzengrund** (560 m) b. Görbersdorf, Schles. Kl. Lungensanat. f. d. Mittelstand. Anwend. sämtl. mod. Heilfakt. Arzt im Hause.

**Brückenberg** i. Riesengb., oberh. Krummhübel. Hotel Franzenshöhe. Ztrlhzg., el. Licht, Bäd., Wald, gr. Rest., gr. geschl. Ver. Autogar. Neuer Bes. W. Böthling. „Dtsch. Offiz. Ver. 1916".

**Reinerz** Sanatorium Reinerz i. Schl. Dr. Schoen, f. d. gebild. Mittelstand. Chron. Erkrank. d. Atmungsorg. Leit. Arzt: Dr. Spiro.

### Westdeutschland.

**Bad Neuenahr** Heilanstalten für Zuckerkranke, Sommer u. Winterkuren. Prosp. d Dr. Külz.

**Godeshöhe** bei Godesberg a. Rh., gegenüb. d. Siebengeb., Höh.-Kuranst. f. Nervöse u. Erholungsbed. (Kriegsbeschädigte), m. all. mod. Einricht Stundenl. gesch. Wälder dir. a. Hause. Prosp. fr.

### Teutoburger Wald.

**Bad Lippspringe** unübertr. gegen Lungen- u. Halsleiden.
**Arminiusbad** Frequenz 8000. Kriegsteiln. Vergünstig. Prosp. d. d. Brunnen-Administration. Man beachte d. Adresse.)

**Bad Pyrmont** San.-Rat Wichmann. ★ Sanatorium. Saline f. Nervenleiden. Erholungsheim. Geöffnet.

### Mitteldeutschland.

**Bad Wildungen** „Der Quellenhof", bish. "Hotel Quisisana". Vornehmstes Haus. Im Kurpark. Reelle Preise. Das ganze Jahr offen. Prosp. postfr. M. Möbus.

### Sachsen.

**Bad Elster** Sanatorium Geh. S.-R. Köhler. Vorn. Einr., Moor- u. Stahlbad. Zanderinst. Diätkuren.

**Bad Reiboldsgrün** i. Vogtl. 700 m. Heilanst. f. Lungenkr. Vorzugspr. f. Offiz. Hofrat Dr. Wolff.

**Elsterberg** Sanatorium für Nerven- u. Stoffwechselkranke. Herz- u. Nierenleiden. Entziehungskuren u. Erholungsbedürftige. Prospekte frei. San.-Rat Dr. Römer.

**Leipzig** Hotel Stadt Rom — am Hauptbhf. Ausgang links.

**Leipzig** Fürstenhof neu erbaut, für längeren Aufenth. bestens geeign. Zim. M. 3.50, mit Bad M. 5.50.

**Tharandt** Sanatorium f. Nerv.-, innere Stoffwechselkranke u. Erholungsbedürftige. San.-Rat Dr. Haupt. Dr. H. Haupt.

**Weisser Hirsch** Oberloschwitz Dr. Teuschers Sanatorium. Phys.-diät. Kurmethoden. Im Kriege offen.

**Zöblitz** Haus Vogtld. Ideal. Aufenthalt. f. Erholbed. Hot. u. Villen. Prosp. d. Bad Reiboldsgrün i. V.

### Harz.

**Hahnenklee** Sanatorium Hahnenklee, Oberharz, 600 m. Prosp. San.-Rat Klaus, Nervenarzt u. Arzt f. in. Krkheit.

**Hasserode** Villa Daheim, Erholungsh. u. Sanator. Diät. Bäd., Liegek. Ia. Ref. Mäß. Preise. — Haus Clara, Heim für Alleinstehende. C. Giraud. Dr. Morgenroth.

**Schierke** Hotel Waldfrieden, I. R., behagl. Aufenth., solide Preise. Bes. C. Schinke.

**Sülzhayn** (Süd-Harz). Heilanstalt f. Leichtlungenkranke, Sanatorium „Hohentanneck". Som. u. Wint. geöffn. m. gleich gut. Erfolg. Schöne geschützte Lage, sol. Preise. Eig. Anstaltsarzt. Prosp. frei.

### Thüringen.

**Tannenfeld** Kurhaus für Nerven- und Gemütskranke, bei Nöbdenitz S.-Alt. Prospekt durch Dr. Tecklenburg.

**Tannenhof** in Friedrichroda. Dr. med. Bieling's Sanatorium. Mod. -Kuranst. für Herz-, Nerven- und innere Leiden. Erholungsbedürftige.

### Süddeutschland

**Bad Nauheim** Eleonoren-Hospiz, Benekestr. 6-8. Familienh. I. R. i. best. Lage. Mäß. Preise. Jahresbetr. A. Hanke, Direktor.

**Wiesbaden** Hotel Adler Badhaus mit dem Adlerkochbrunnen am Badhausplatz. Winterkuren. Lift, Zentralheizung. Anerkannt g. Küche. Offz. Ver. Man verl. Preisblatt.
Hotel Alleesaal, I. Rgs., beste Südlage a. Kochbrunnen. Bes. Wilh. Scheffel.
Haus Dambachtal, Dambachtal 23, neuzeitlichste Pension. Jahresbetrieb. Z. m. Pens. 6,50 an.

### Badischer und Württembergischer Schwarzwald.

**St. Blasien** Pension Waldeck, f. Leichtlungenkr., gedeckte Liegehalle. Währ. d. Krieges geöffn. Mäß. Preise. A. Peltz.

### Bayern.

**Berchtesgaden** Das Kaiserin Auguste-Viktoria-Kurhaus. Tel. u. Brief-Adr.: „Kurhaus" Pros. d. d. Direkt.

**Königssee** Oberb. Hotel u. Pension Schiffmeister. Beste Lage am See. Schöne Räume. Angenehmer Aufenthalt. Gute Verpflegung. Zentralheizung. Prosp. d. d. Bes. I. Moderegger.

**Mittenwald** 920 m. Familienpension Hoffmann, behagl. Aufenth. f. jede Jahreszeit, a. f. Rekonvalesz., anerk. gute Verpfl., best. empf. Mäßige Preise. el. Licht. Bad. Dtsch. Offiz.-Ver. 1916.

**München** — Hotel Leinfelder —

**Partenkirchen** Dr. Wigger's Kurheim. Klin. geleit. Sanator. für innere, Stoffwechsel-, Nervenkranke und Erhol.-Bedürft. Gute Verpflegung u. ungestörter Dauerbetrieb gesichert. 4 Aerzte. Auskunftsbuch. Wintersport.

### Schweiz.

**Arosa** Hotel u. Kurhaus Valsana, I. Rgs., vorzügl. Lage. Jahresbetr. Komf. Pension v. Fr. 9,— an. Prosp. Bes. Jösler.
Hotel des Alpes u. Villa Zürrer, erstkl. Familienhaus, sonnig, am Walde.
Hotel Pension Schweizerhaus. Deutsch. Haus Pension v. Fr. 8,50 an. Tennis.

**Inner-Arosa** Arosa-Kulm. Erstkl. Familienhaus. Neubau 1915. Eig. Orchester. Keine Lungenkranke.

**Davos-** Dorf, Neues Sanatorium. Alle hyg. Einricht. Gr. Vestib. Terrasse. Bes. M. Neubauer. Leit. Arzt Dr. E. Nienhaus.

**Davos-Platz** Waldsanatorium. Leitender Arzt: Prof. Dr. Jessen. Näheres d. Prospekt.
Sanatorium Dr. Danegger f. Lungenkr. Ruh., sonn. Lage. Mäß. Pr. Prosp.

**St. Moritz-Dorf** Pension Bellavista vormals Kopp, feine Familienpension in ruhiger, sonniger Lage.

**Dolder - Zürich** Waldhaus Dolder. I. klass. Famil.-Pens. u. Hotel. Prächt. erhöhte Lage. Blick a. See. Ruhe.

Der „Berliner Lokal-Anzeiger" ★ ist am besten informiert ★

Druck u. Verlag von August Scherl G. m. b. H., Berlin SW, Zimmerstr. 36/41. — Für die Redaktion verantwortlich: Chefredakteur Paul Dobert, Berlin; in Österreich-Ungarn für die Redaktion verantwortlich: B. [illegible], Wien VI, Theobaldgasse 17, für die Herausgabe Robert Mohr, Wien I, Domgasse 4. — Für den Anzeigenteil verantwortlich: [illegible], Berlin.

# DIE·WOCHE

Nummer 2. Berlin den 13. Januar 1917. 19. Jahrgang.

## Inhalt der Nummer 2.





## Die sieben Tage der Woche.

### 2. Januar.

Unternehmungen russischer Jagdkommandos südlich von Riga, im Südwesten von Dünaburg und westlich von Stanislau bleiben ohne Erfolg.

Längs der aus dem Bereczker Gebirge zum Sereth führenden Täler werfen Angriffe den Feind weiter zurück; unsere Truppen erstürmen beiderseits des Oitoztales mehrere Höhenstellungen. Soveja im Susitatal wird genommen.

Vom Westen und Süden nähern sich deutsche und österreichisch-ungarische Truppen den Brückenkopfstellungen bei Focsani und Fundeni. Östlich von Braila, in der Dobrudscha, nehmen deutsche und bulgarische Truppen zäh verteidigte Stellungen des Russen und werfen ihn auf Macin zurück.

### 3. Januar.

In den Bergen zwischen Zabalatal und der Ebene drängen deutsche und österreichisch-ungarische Truppen den Feind nach Nordosten zurück.

Westlich und südlich von Focsani stehen Truppen der 9. Armee nun vor einer befestigten Stellung der Russen. Pintecesti und Mera am Milcovul werden gestürmt.

In der Dobrudscha ist der Russe trotz zäher Gegenwehr weiter auf Vacareni, Jijila und nach Macin hinein zurückgedrängt worden.

Der König der Bulgaren trifft im deutschen Großen Hauptquartier ein.

### 4. Januar.

Oberhalb von Odobesti (nordwestlich von Focsani) ist der Milcovu-Abschnitt überwunden.

Schulter an Schulter haben deutsche und bulgarische Regimenter die hartnäckig verteidigten Orte Macin und Jijila gestürmt.

### 5. Januar.

Zwischen der Ostseeküste und Friedrichstadt zeitweilig starker Feuerkampf.

Die Angriffe der unter dem Befehl des Generals der Inf. von Gerok fechtenden deutschen und österreichisch-ungarischen Truppen in den zwischen der Ostgrenze Siebenbürgens und der Sereth-Niederung liegenden Bergen brachten von neuem wichtigen Geländegewinn.

Am Rimnicul-Sarat-Abschnitt nimmt das westpreußische Deutsch-Ordens-Infanterieregiment Nr. 152 Slobozia und Rotesti im Sturm.

Südlich des Buzaul ist die russische Brückenkopfstellung von Braila von deutschen Divisionen mit zugeteilten österreichisch-ungarischen Bataillonen durchbrochen. Gurgueti und Romanul sind im harten Häuserkampf genommen.

### 6. Januar.

Im Südteil der Waldkarpathen starker Feuerkampf. Österreichisch-ungarische Truppen schlagen nordöstlich von Kirlibaba russische Bataillone zurück.

Südlich des Trotosul-Tales stürmen bayrische und österreichisch-ungarische Regimenter ausgedehnte Verteidigungsanlagen des Feindes zwischen Cotumba und Mt. Faltucanu.

Deutsche Kolonnen dringen nach Säuberung der Höhenstellungen südöstlich von Soveja längs der Täler nach Nordosten vor.

Nach wirksamer Feuervorbereitung stürmen unter Befehl des Generalleutnants Kühne die Divisionen der Generalleutnants Schmidt von Knobelsdorf (Heinrich) und von Oetinger die stark ausgebaute, mit Drahthindernissen und Flankierungsanlagen versehene Stellung der Russen von Tartaru bis Rimniceni, nehmen die Ortschaften selbst und dringen über den versumpften Flußabschnitt gegen den Sereth vor.

Vor der Donau-Armee des Generals der Infanterie Kosch gibt der Russe weiteren Widerstand südlich des Sereth in der Nacht vom 4. zum 5. Januar auf und geht, starke Nachhuten opfernd, auf das Norduser zurück. Braila, die wichtigste Handelstadt Rumäniens, ist in der Hand der Verbündeten.

Die beabsichtigten neuen Operationen sind eingeleitet; Galatz liegt unter unserem Feuer.

### 7. Januar.

Der Gipfel des Mgr. Odobesti wird durch das Münchner Infanterie-Leibregiment im Sturm genommen.

Zwischen Focsani und Fundeni führt der Russe auf einer Front von 25 Kilometer einen großen Entlastungsangriff. Nur in Richtung Obilesti gewinnt er wenig Raum; an der zähen Widerstandskraft deutscher Truppen bricht an allen anderen Stellen der russische Ansturm verlustreich zusammen.

### 8. Januar.

Focsani wird besetzt. Die Verfolgung des geschlagenen Feindes wird eingeleitet.

○ ○ ○

## Berliner Brief.

Von ***

In diesen schicksalschweren Tagen, wo die kriegführende Welt und alles, was mit ihr zusammenhängt, vor den schwersten Entschlüssen steht, die dieser unsagbare Krieg überhaupt zeitigte, wo alles sich rüstet und anschickt, die äußersten Kräfte anzuspannen und nötigenfalls auch auszuspielen, um ein Ende herbeizuführen jenes ungeheuerlichen Druckes, der auf der Gesamtheit wie auf dem einzelnen wie ein Alp lastet, da erinnert man sich des Wortes unseres Hindenburg: „Den Krieg gewinnt der, der die besten Nerven hat."

Kaum ein anderes Volk hat diese Wahrheit in gleicher Weise erkannt, wie das unserige. Denn Nerven gehören in erster Linie dazu, die Lage zu erkennen und jeglicher Gefahr, auch der äußersten, ruhig und furchtlos ins Auge zu sehen. Nur unter solchen Umständen kann man die Mittel und Wege finden, jedem Anschlage des Feindes zu begegnen und zuvorzukommen. Wir alle wissen, daß diese Anschauungen Gemeingut des deutschen Volkes

sind, daß vom Palast bis zur Hütte nur ein Gedanke alle und alles durchdringt: in Seelenstärke jede Pflicht auf sich zu nehmen, alles zu tun und nichts zu unterlassen, was dazu beitragen könnte, unserem Vaterlande den Sieg zu sichern, dessen es bedarf zu seinem weiteren Bestehen und zu seiner weiteren freien und glanzvollen Entwicklung.

Der Pflichten, um dieses Endziel zu erreichen, sind viele und schwere. Jeder einzelne, ob hoch oder niedrig, ob arm oder reich, ist in ihren Bannkreis gezogen. Jeder fügt sich gern und willig, jeder will an seinem Teile mitarbeiten und mitschaffen. Niemand, auch der schwächste nicht, will zurückbleiben, weil er weiß, daß es auch auf ihn ankommt. Alle stehen wir unter der Bedrängnis des Krieges, im deutschen Vaterland ist kein Mensch, der den Krieg nicht am eigenen Leibe fühlt. Wir sparen mit allem, weil wir wissen, daß es knapp hergeht, wir sparen ungebeugten Mutes mit unseren Kräften, mit unseren Nerven genau so wie mit unseren materiellen Mitteln. Denn haushalten mit allem, was sich in materielle und ideelle Werte ummünzen läßt, ist das Gebot der Stunde, dem sich niemand entziehen wird, der sein Vaterland wahrhaft und innig liebt.

Wird dieses eiserne Gebot, das der einzelne sowohl wie die Allgemeinheit bis zur letzten Folgeerscheinung erkannt hat, auch allüberall im großen Vaterlande richtig gewürdigt und gewertet? Treibt man nicht mit dem Nötigsten, dessen wir bedürfen, und das uns auch zur Verfügung steht, mit unseren Nerven und unserer Zeit, gerade von den Stellen aus, von denen man es am wenigsten erwarten sollte, eine geradezu unverständliche Verschwendung und Vergeudung? Wir meinen von dem grünen Tisch aus, von dem wir mit Verordnungen, Verfügungen, Erlassen, und wie sonst die amtlichen Auslassungen sich nennen mögen, überschüttet und überschwemmt werden, daß wir in ihrer Fülle schier ertrinken.

Im Auslande hat man uns in früheren Zeiten arg bespottet: ihr Deutsche kommt alle mit einem inneren Gendarmen auf die Welt. Damals war es noch gutmütiger Spott, die äußere Erscheinung unserer Regierungsform reizte vielleicht dazu auf. Und in Wirklichkeit haben wir uns auch ganz gern „regieren" lassen. Der Ton war für den Fernstehenden vielleicht etwas barsch, aber wir störten uns nicht daran, weil wir wußten, daß die Absicht immer eine wohlwollende war.

In dieser eisernen Zeit aber, die Behörden und Verwaltungen aller Art vor Aufgaben stellte, die bisher unerhört waren, und gegen die der gewohnte Amtsschimmel nicht aufkam, hat die weltferne und weltfremde Art des patriarchalischen alten Bureaukratismus in mehr als einer Hinsicht vollkommen versagt. Niemals in irgendeiner Zeit ist auch die bürgerliche Welt in ähnlicher Weise revolutioniert worden, wie in den schweren Tagen, die wir jetzt durchleben. Wir haben Dinge erlebt und erleben sie täglich, die jeder Mensch noch vor einem Lustrum als Ausgeburt wilder Phantasie betrachtet hätte. Der Ernst der Zeit zwang uns, sie rückhaltlos auf uns zu nehmen. Und es geschah ohne jegliches Murren. Das bißchen Schimpfen und Witzereißen kommt nicht in Betracht, das gehört dazu. Allmählich aber wurde die Situation ernsthafter, die Lebensmittelversorgung mit ihrem Kartensystem wuchs sich zum Polonäsestehen aus, und statt auf England und die Engländer ergrimmt zu sein, lud sich der Unwillen der Bevölkerung auf unsere Behörden ab. Jeder hat die Kalamitäten, wenigstens in der Großstadt, am eigenen Leibe erfahren und erfährt sie noch täglich. Hausfrau, Hausherr und dienende Geister wissen ein Lied davon zu singen. Brot-, Fett-, Fleisch-, Seifen- und wer weiß was noch für Karten erschwerten das Leben, trugen Nervosität in jedes Heim, die Zeit wurde und wird vergeudet, als ob sie wertlos wäre, Verlust und Unmut erstehen überall. Man braucht darüber nicht allzu viele Worte zu verlieren, jeder, der unter solchen Verhältnissen lebt, weiß es. Allerdings, der gut oder sogar „besser" Situierte findet sich noch ab, ob mit Humor oder verbissenem Ingrimm, ist seine Sache, und die Qualen der sorgenden Hausfrau und ihr Zank mit den stundenlang Polonäse stehenden Dienstboten und die daraus entstehende allgemeine Ungemütlichkeit mögen hier auf sich beruhen. Darüber hat wahrscheinlich jeder seine Erfahrungen, und sonst ist ja über diesen Gegenstand in den feuilletonischen Beiträgen der Tageszeitungen genug zu lesen. Aber es kommt doch noch etwas viel Ernsthafteres in Betracht. Ich brauche doch hier nicht zu erzählen, wie sehr auch die Frau aus dem Volke in den vaterländischen Hilfsdienst im weitesten Sinn des Wortes gezogen ist, und wie sehr auch das Vaterland auf sie angewiesen ist, und wie sehr gerade diese Frau, deren Mann vielleicht seit Jahren im Feld steht, oder der schon tot oder erwerbsunfähig geworden ist, die Mutter von unerzogenen Kindern ist, und die Ernährerin und Erzieherin zugleich ist, in Mitleidenschaft gezogen wird. Es bedarf nicht vieler Worte, ein einziger Blick in unser Leben genügt, um alles das zu erkennen und zu erfassen, was die deutsche Frau leistet. Und unter den heutigen Verhältnissen geht doch hauptsächlich von ihr die Stimmung aus, man muß sich mit ihren Sorgen vertraut machen: wie die Frauen rennen und laufen müssen, um für ihre Angehörigen des Leibes Nahrung und Notdurft herbeizuschaffen, und dabei in einem öffentlichen oder privaten Dienst stehen, der Pünktlichkeit erfordert.

Das sind doch Dinge, die an der Oberfläche schwimmen, in weitere Tiefen wollen wir hier nicht gehen. Aber Zeit und Nerven werden hier verbraucht, nutzlos und aussichtslos. Zum Schaden des vaterländischen Gedankens.

Aber wir haben doch prangende Ämter, die über alles schalten und walten und auf das Rechte sehen. Denn, wem Gott ein Amt gibt, dem gibt er auch den Verstand. Es scheint, als ob es gerade unserer Zeit bedurft hätte, um dieses uralte Sprichwort zu Grabe zu tragen. Unter den obwaltenden Umständen kann und will man nicht mehr von den „bestallten" regiert werden, die neue Zeit mit ihren Anforderungen heischt andere Männer. Nicht Leute, die in starren Paragraphen, in dem Gitterwerk bureaukratischer Verfügungen eingekapselt sind, die das Leben, und was sie darunter verstehen, nur durch die Amtsbrille anzuschauen gewohnt sind, sondern die selbst vom warmblütigen Strom des wirklichen Lebens durchpulst sind, die praktischen Blick besitzen, Menschen und Dinge kennen, die organisieren, aber nicht reglementieren. Nicht, daß wir Mangel hätten an solchen Leuten, es handelt sich nur darum, die richtigen Männer an die richtigen Stellen zu setzen.

Was ist nicht alles bei uns allein auf dem Gebiet der Lebensmittelversorgung gesündigt worden. Es ist auch von den maßgebenden Stellen ohne weiteres zugegeben worden, und wie sehr diese edle Selbsterkennt-

# Heimkehr.

Von Rudolf Herzog.

Glöckchen klingeln durch den Garten,
Einer Stimme Silberglöckchen . .
Sonnenkringel wehn im Garten,
Unseres Mädchens blonde Löckchen . .
Röslein rot und goldne Aehre
Seh ich's husch vorübergleiten —
Und ihr sagt, daß Winter wäre,
Und daß schwer und schwarz die Zeiten?

Hussa gellt und Büchsenknallen,
Hunde kläffen, Füße traben,
Und auf allen Wegen schallen
Heiß die Stimmen unsrer Knaben.
Rittersporn und Königskerzen
Seh ich blühen, wo sie eilen —
Und da sollt der Lenz im Herzen
Nicht im Winter auch verweilen?

Von dem Todeskampf der Erde
Soll das Bild die Blicke heben:
Was da komme, was da werde,
Hinter uns drängt neues Leben,
Neues Lachen, neues Lieben,
Neuer Kampf mit neuem Mute,
Und wir selber jung geblieben,
Jung im Blut von unsrem Blute!

nis anzuerkennen ist, so ist doch damit niemand gedient, vor allem ist aber dadurch mit den Nerven der Bevölkerung ein förmlicher Mißbrauch getrieben worden, der sich gerade in dieser schweren Zeit in empfindlichster Weise rächt. Die Welt kann unter den heutigen Verhältnissen nicht mit dem mindesten Quantum von Verstand, wie es nach dem alten Wort heißt, regiert werden, es müssen andere Wege eingeschlagen werden, auf denen jeder mit dem geringsten Aufwand von Zeit und Kraft zu dem Seinen gelangt. Denn jeder Mehrverbrauch in dieser Beziehung schädigt die allgemeine große Arbeit, die jeder im Interesse der Allgemeinheit zu leisten hat und auch leisten will.

Sehen wir weiter auf die Trostlosigkeiten, die sich in letzter Zeit auf dem Gebiet des Verkehrswesens in großen Städten bemerkbar machten. Gewiß, man wollte Kohle sparen. Niemand kann mehr von der Notwendigkeit dieses Vorgehens überzeugt sein als wir selbst — aber was stellte sich zunächst heraus? Die tatsächlich ersparte Menge des unentbehrlichen Brennstoffes stand durchaus in keinem Verhältnis zu dem Aufwand an Unwillen und daraus entspringender Nervosität, zu der Vergeudung von Zeit und Kraft, die in die Erscheinung traten. Selbst wer die Unzuträglichkeiten, die in Berlin entstanden, nicht am eigenen Leibe verspürte, hat durch die Tageszeitungen ein Bild davon erhalten, er weiß, daß Tausende und Tausende von Arbeitern aller Art plötzlich und unvermittelt vor der Notwendigkeit standen, stundenweite Wege in stürmischen Nächten zu Fuß zurücklegen zu müssen, um in ihre Wohnungen zu gelangen. Hier wurde mehr vergeudet, als die wenigen hundert Mark bedeuten, die angeblich an Kohlen erspart wurden. Wir brauchen hier nicht auf Einzelschilderungen der Kalamitäten einzugehen, die sich auf den öffentlichen Verkehrsmitteln abspielten — die Folge war, daß man an den Folgeerscheinungen der weltfremden Verordnung herumdoktert und nicht einmal dazu zu bewegen ist, auf dem falschen Wege umzukehren und alles beim alten zu lassen. Es stellte sich bei dieser Gelegenheit aber noch etwas anderes heraus, das mindestens ebenso schwerwiegend ist. Die verordnende Behörde konnte kaum eine wirkliche Vorstellung von dem tatsächlichen Nachtleben, d. h. von der Nachtarbeit in einer Weltstadt, haben. Der Beamte glaubte ganz gewiß, daß mit dem Wirtshausschluß auch das nächtliche Leben in der Weltstadt zu Ende sei, daß, wenn der letzte Zecher seinen Stammtisch verlassen hat, nun tiefe Stille in Babylon herrsche. Von den Gewerben, die nächtlicher Weile tätig sind, von dem Wechsel in den Nachtschichten, die Hunderttausende betreffen, von der Fieberhaftigkeit der Kriegsarbeit überhaupt hatte der Ahnungslose, um volkstümlich zu sprechen, keinen Schimmer, erst die lauten, ja wilden Proteste der anderen Behörden und des Publikums machten ihm klar, daß die Welt augenblicklich doch wohl etwas anders aussehe, als er es sich in seinem korrekten Beamtenverstand vorgestellt hatte. Nachträgliche Erklärungen und Auseinandersetzungen verfehlten gänzlich ihren Zweck, man hatte hier durchaus den Eindruck, als ob vom grünsten aller grünen Tische eine Verfügung erlassen war, die uns in letzter Linie große Posten von Nerven und Aufopferungsfreudigkeit gekostet hat.

Mußte das sein? Es ist jetzt nicht die Zeit, resigniert die Achseln zu zucken und sich stumm der höheren, behördlichen Weisheit zu fügen. Man muß fordern, daß auch dort sorgsam und sparsam mit dem kostbaren Material an Nerven, Zeit und Kraft umgegangen wird, und daß Leute berufen werden, die innig mit dem Pulsschlag des Lebens fühlen, die die Sorgen und die Nöte verstehen, die uns heute alle bedrängen, und die jede überflüssige Last von den Schultern des Volkes nehmen, die nicht unbedingt zum Kriegswert und zur Kriegsarbeit gehört. Von einzelnen kleinlichen Widerwärtig-

keiten, die mit den heutigen Lebensbedingungen nun einmal verknüpft sind, wollen wir hier gar nicht reden wie die hochnäsige, arrogante Verkäuferin, die vereinzelte selbstherrliche Schaffnerin usw., usw., da wird jeder — ob Männlein oder Fräulein — noch Mannes genug sein, der Situation Herr zu werden.

Aber Männer wollen und müssen wir haben auf den verantwortlichen Stellen, die auch mit dem Geist unserer Zeit fortschreiten, und die vor allen Dingen wissen, daß das Volk jetzt nicht dazu da ist, um an ihm herumzuexperimentieren. Wenn das erreicht wird, ertragen wir alles — — komme, was wolle!

# Allerlei Modisches.

Plauderei von Ilse Reicke.

Die Mode ist wie eine schöne Frau: man muß ihren Launen folgen, wenn man nicht den kürzeren ziehen will. Und daß sie Launen hat — wer wollte dies leugnen! Sie fällt — gerade wie es auch die Frauen gern tun — meist von einem Extrem ins andere: wenn man heute Schuhe trug, die bis auf die Zehen ausgeschnitten sein mußten, so verlangt sie morgen Stiefel, die nicht hoch genug hinaufreichen können; wenn man eben Schnitt und Sitz der kurzärmeligen Kimonoblusen mit Rückenschluß sich gut ausprobiert hatte, dann konnte man es schon vorher prophezeien: jetzt kommen Blusen mit langen Ärmeln, die vorn zu schließen sind! Dem langen, engen Röhrenrock folgt das kurze, wippende Balletteusenröckchen, das winzige Stecknadelknopfhütchen löst das Wagenrad auf dem Kopfe ab — und so können wir das Lied oder sagen wir lieber: das tragische Epos von den Launen der Mode noch lange weiter singen. Sie ist eben eine kluge und raffinierte Geliebte, die dem ihr Verfallenen durch dauernde Abwechslung zu unterhalten und ihn so an sich zu fesseln versteht. — Und daß man den kürzeren zieht, wenn man ihr nicht den Willen tut? — Das will ich gleich begründen: Wer zum Beispiel nicht ungefähr mit der Modefrisur mitgeht, dem „sitzt“ und „steht“ keiner von den lustigen modernen Hüten! Und das Hauptgeheimnis: die verflossene, abgedankte Mode wird immer von dem ganz kleinen, „provinzlerischen“ Mittelstand getragen. Das ist eine einfache Tatsache, von der man sich bei jedem Sonntagnachmittagspaziergang vor den Toren der Stadt überzeugen kann. — Und eben darum, weil durch die Gewohnheit des täglichen Anblicks auf der Straße usw. die Vorstellungsverbindung: langer, enger Rock = kleines Laufmädchen sich unauflöslich festsetzt, eben darum sieht auch die vornehmste Frau in einem noch tadellosen, patent gearbeiteten Rock aus bestem Stoffe, aber von veraltetem Schnitt irgendwie „bescheiden“, „provinzlerisch“, jedenfalls: „unelegant“ aus! Man beobachte einmal, wie „spießig“ man sich selber auf Photographien vorkommt, die vor ein paar Jahren gemacht sind. Und hier sei gleich noch eine Nutzanwendung gemacht: in illustrierten Werken über moderne Literaturgeschichte z. B. sehen die Männer immer ganz so aus wie heutzutage, während die modernen Dichterinnen meist befremdend altmodisch aussehen und der seelische Eindruck des Gesichtes tausendfach durch die damaligen Aufdringlichkeiten der gerade modernen Hüte, Kragen, Blusen usw. beeinträchtigt wird! Man lasse sich also für irgendein Werk nicht gerade in der modischsten Tracht photographieren — Feschheit von heute ist Lächerlichkeit von morgen! — und vor allem nicht im Hute! Ebenso wie die Frau, die ein Familienporträt von sich malen läßt, auch auf den kleidsamsten Hut verzichten sollte, und sei es auch nur ihrem Haar und ihrer Stirn zuliebe — für die sich die Urenkel sicher mehr interessieren werden als gerade für die Hutmode von 1916! — Wie es allerdings werden soll, wenn man den berühmten Frauen Denkmäler setzt, ob dann die verdientesten Frauen aus dem Kriege 1914—16 sich als Griechinnen kostümiert der Nachwelt präsentieren sollen — um eben nicht als marmorne Modegestelle zu wirken — das scheint uns freilich ein Problem!

Aber nun zurück zur heutigen Mode: sie ist nun einmal da, und man muß ihr nach Möglichkeit folgen. Dabei heißt es strecken und sparen an allen Ecken und Enden. Und siehe da: die launische Frau Mode hat selber aus der Not eine Tugend zu machen verstanden: die hohen Stiefel aus hellem Zeug sparen das Leder, die Blusen aus zweierlei Stoff — wie Seide und Chiffon, Tuch und Tüll usw. — sie strecken die Stoffreste, und viel sparsamer schneiden sich aus breitbahnigen Stoffen kurze, weite Kleider als lange, enge! — Aber freilich, Ärgernis über den Modenwechsel bleibt noch genug: da hat man sich vor dem Kriege eine breite, lange Pelzboa schenken lassen — und jetzt trägt man kurze Schulterkragen! Hier gilt es, klug zu sein und erfinderisch: man muß die Boa beherzt auftrennen und die einzelnen Felle zu einem modernen Schulterkragen zusammenfügen, indem man die scharfbeschnittenen Ränder der Felle mit einer dünnen, harten Nadel und festem Faden von links überwendlich fest aneinandernäht und dabei die sich etwa vordrängenden Haare zurückbläst oder -streicht. Man wird staunen, wie vielfach selbst der schönste Pelz auf der Rückseite gestückelt und zusammengesetzt ist! Die Arbeit geht leicht und schnell — und gerade Pelzveränderungen sind ganz unverhältnismäßig teuer! Noch bequemer ist es, eine altmodische, bescheuerte Pelzboa unten um den Saum des Wintermantels oder -jacketts zu setzen und ihn so „ganz modern“ zu machen! — Ein anderes Streckungsmittel ist das Färben. Weißseidene Waschblusen, die nach ein bis zwei Jahren doch den Ton verlieren, lassen sich ausgezeichnet dunkel färben und dann auf der Straße unter dem Kostüm „auftragen“ — man sollte sich hier eine Farbe aussuchen, die zu dem modernen Regenhut aus farbigem Wachstuch möglichst paßt. Nicht nur das Färben, auch die Farbe kann unseren Kleiderbedarf strecken, ohne die Eleganz zu beeinträchtigen: wer sein Winterkostüm mit der dunkelseidenen Bluse und den Wintermantel — oder vielleicht auch das taftne oder samtne Nachmittagskleid — in derselben Farbenschattierung, braun oder dunkelgrün usw. wählt, der braucht sich nicht noch Extrahut, Extrahandschuhe, Extraschuhe usw. anzuschaffen, die zu der anderen Garnitur passen. Wer sich die Farbenwahl seiner verschiedenen „Garnituren“ für Straße, Nachmittag, Abend usw. gar nicht überlegt, der hat die dreifachen Anschaffungen oder sieht piepvogelbunt aus mit Hut, Mantel, Kleid und Handschuhen, die jedes aus einer anderen Farbenkombination stammen.

Kurzum: es gibt, wenn man nur klug genug nachdenkt, ein ganze Menge Möglichkeiten, zu strecken, zu sparen, zu ersetzen — ebenso wie die farbige Gamasche den Extrastiefel mit Zeugeinsatz „ersetzen" kann — ohne daß es auf Kosten der Eleganz geschieht. (Praktisch und unschön sich anzuziehen, ist nämlich kein so großes Kunststück.) Dreierlei gehört dazu, um immer „gut angezogen" zu sein: Geld, Zeit, Geschmack. Wer kein Geld hat, aber Zeit und Geschmack, kann sich die entzückendsten, allermodernsten Kleider selber anfertigen (es gibt Beispiele genug für solche Talente). Wer Geld hat und Zeit, bloß keinen Geschmack, der läßt bei einer teuren Schneiderin arbeiten und bezahlt ihren Geschmack, den sie für einen verwendet, noch neben der Zeit, die sie für einen verbraucht, und wer drittens vor allem gar keine Zeit hat, aber über Geld und Geschmack in geringem oder größerem Maße verfügt, der kann sich aus der fertigen Konfektion der großen Waren- und Modehäuser ebenfalls vornehm und elegant kleiden — hier muß man sich bloß das Modehaus aussuchen, das für einen in Stil, Qualität, Preis usw. am besten paßt.

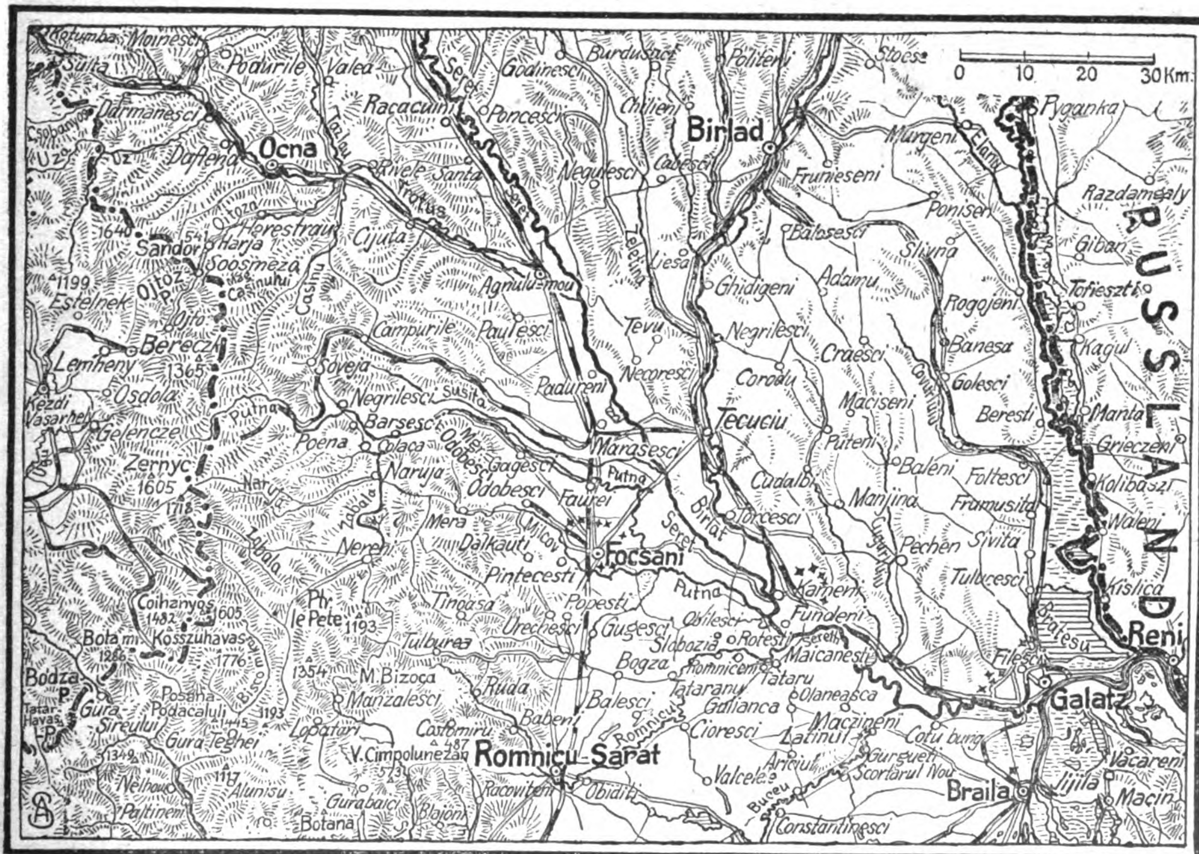
Darum sollte jede Frau, die — und welche wäre es nicht! — auf ihr Äußeres bedacht ist (dies Wort besagt ebensosehr „darauf Wert legen" wie „daran denken"), sich mit mustergültiger Objektivität die Frage stellen: was habe ich nun am meisten: Geld, Zeit oder Geschmack? — Welches ist darum für mich der geeignete, beste und praktischste Weg, um elegant und schön zu sein? — Denn schön zu sein — hierüber wollen wir uns doch nicht streiten? — ist eine moralische Verpflichtung gegen die Mitmenschen — schon weil es eine ästhetische ist!

▽ ▽ ▽

# Die Papierserviette.

Plauderei von Dr. Ernst Franck.

Seit die Seife so knapp und das Waschen infolgedessen so kostspielig geworden ist, taucht in den Speisehäusern sowohl wie am gastlichen Familientische immer häufiger die zarte Papierserviette auf, der Serviettenersatz aus Seidenpapier, die Kriegsserviette, die „gestreckte" Serviette. Wir sprächen freilich deutscher, wenn wir anstatt des Fremdwortes „Serviette" das gedanklich völlig ebenbürtige gute deutsche Wort „Mundtuch" gebrauchen würden, obwohl es sich bisher noch nicht sonderlich eingebürgert hat. Aber da das Mundtuch gegenwärtig eben doch kein Tuch, kein Leinentüchlein, sondern ein sauber gefaltetes Blatt Papier ist, so nimmt die Phantasie an dem Worte Papiermundtuch doch irgendwie leisen Anstoß, und so bleiben wir noch ein Weilchen bei der „Serviette", wenn wir nicht etwa zu der hübschen mittelalterlichen Bezeichnung „Fatscheinlein" zurückkehren wollen. Die Papierserviette war ja auch vor dem Kriege schon hier und da im Gebrauch. Ich entsinne mich aus meiner Kinderzeit, daß es uns immer Spaß machte, wenn wir bei einem Ausflug in den Erfrischungstätten auf dem Lande oder in kleinen Badeorten zum Eierkuchen eine Papierserviette bekamen. Es war das etwas anderes und Besonderes, wie es das Speisen in einem Gasthause an und für sich schon für uns war. Es kam uns auch bedeutend feiner vor, und ich glaube, wir haben regelmäßig unsere kostbare Papierserviette mitheimgeschleppt, ängstlich darauf

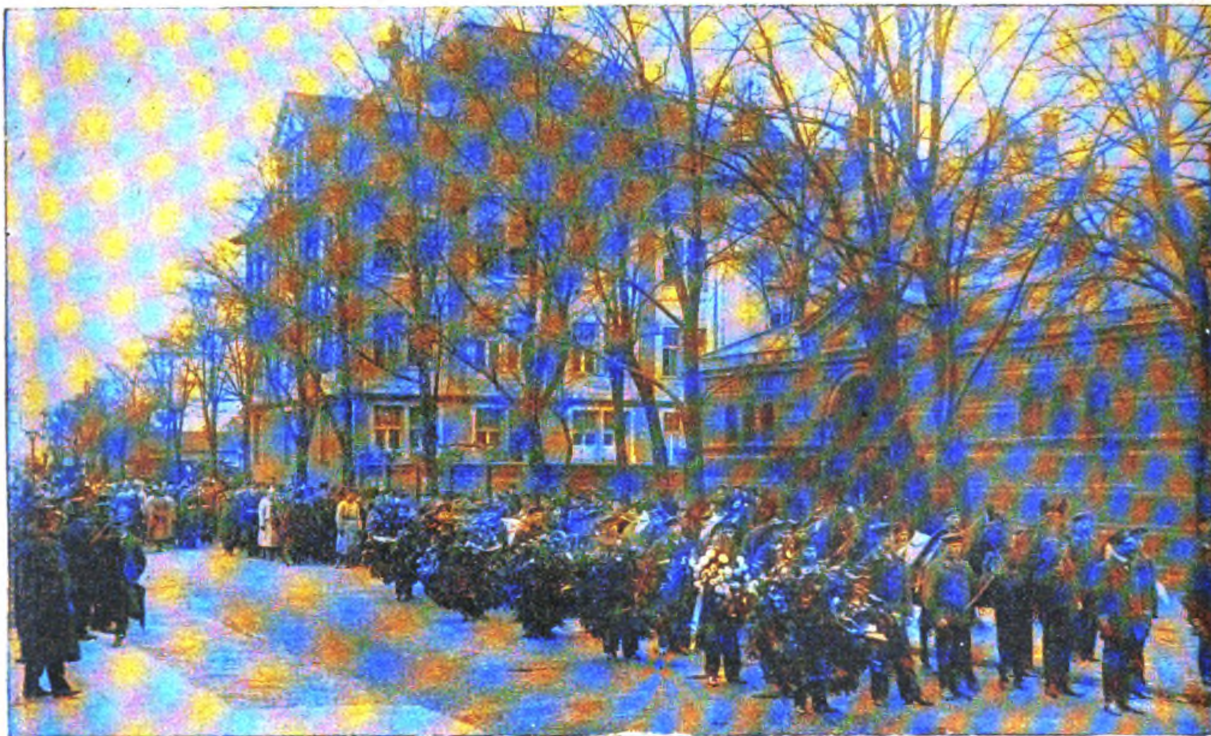



Zu unserem Vordringen gegen die Sereth-Linie in Rumänien.

bedacht, daß sie fleckenlos sauber blieb, mochte auch das Kleidchen oder Röckchen immerhin bekleckert sein.

Es gibt unbedingte Anhänger der Papierserviette, die mit Befriedigung feststellen, daß der Krieg auch diese kleine „Reform" zuwege gebracht hat. Viele Hausfrauen sind herzlich froh darüber, daß das papierene „Fatscheinlein" auf dem Gedeck nun nicht mehr als unfein gilt und sie ihre köstlichen Damastservietten fürs erste nicht mehr der Gefahr auszusetzen brauchen, durch brennende Zigarren oder gedankenlose Gabelstiche und Messerschnitte beschädigt zu werden. In dem bekannten Roman „Soll und Haben" wird der rücksichtslose Charakter eines jungen Mannes durch seine Gewohnheit, seine Serviette regelmäßig mit der Gabel zu durchstoßen, in eine für die Hausfrau besonders schmerzliche Beleuchtung gerückt. Der Gastwirt freut sich der Papierserviette aus ähnlichen Gründen wie die Hausfrau, vor allem aber auch deshalb, weil Papierservietten immer noch billiger sind als die Serviettenwäsche, und weil es ihn oft ärgerte, zu sehen, daß seine schönen Servietten von manchen Gästen in erster Linie zum Putzen des Bestecks benutzt wurden. Aber auch der Gast ist froh, der meist an die große Serviettenwäsche nicht glauben wollte. „Angespritzt und übergern nachrühmen, daß man es sich nicht, wie dieser und jener mit der Leinenserviette zu tun pflegte, malerisch um den Hals drapieren kann, so daß andere im Zweifel sind, ob er beabsichtigt, zu speisen oder sich rasieren zu lassen. Es speist eben nicht jeder so säuberlich, daß er die Serviette eigentlich entbehren könnte, obwohl wir ja nicht mehr mit den Fingern essen wie die alten Römer, die deshalb die Serviette erfanden. Der Soldat im Felde allerdings kann schon mitunter in die Lage kommen, mit den Fingern essen und dabei die Papierserviette entbehren zu müssen, die er für seine Person sehr schätzt, weil er einen solchen Bogen Seidenpapier zu hundert Zwecken gut gebrauchen kann, vor allem zum Einwickeln eßbarer und rauchbarer Gegenstände, dann beim Rasieren oder zum Händewaschen; denn Seidenpapier ist kein vollkommener, aber im Notfall ein sehr annehmbarer Ersatz für die fehlende Toilettenseife.

Erinnert man sich der sogenannten „moralischen Taschentücher", Taschentücher mit daraufgedruckten Erzählungen und Abbildungen, mit denen man im Anfang des vorigen Jahrhunderts zu erzieherischen Zwekken die Negerkinder beglückte, dann liegt der Gedanke nicht fern, die nun immer mehr in Gebrauch kommende



Phot. Hartig.

**Leichenbegängnis des Fliegerleutnants Leffers in Wilhelmshaven.**

gebügelt" sagte er skeptisch und tauchte entschlossen den Serviettenzipfel in die Bratentunke oder den Rotweinrest, denn, „jetzt müssen sie sie waschen, ob sie wollen oder nicht".

Auch der Freund feiner Tischsitte, der die Damastserviette freilich immer vorziehen wird, weil sie kostbarer und ansehnlicher ist und sich dem Rahmen vornehmer Tafelkultur ungleich stilvoller einfügt, wird dem Mundtuch aus Seidenpapier doch mindestens Papierserviette auch ein wenig zu Werbezwecken zu verwenden. Natürlich nur in bescheidenen Grenzen. Der Gast sitzt am Tisch und harrt der bestellten Mahlzeit, muß in Kriegzeiten oft länger warten, als ihm lieb ist — er fängt an, zerstreut mit der Papierserviette zu spielen, und plötzlich fällt sein Auge auf eine gedruckte Zeile „Trag dein Gold zur Reichsbank" — „Hamstern ist unpatriotisch" — „Zeichnet die neue Kriegsanleihe"; — und weil er gerade nichts anderes zu tun hat, denkt




B. I. G.

**Von links untere Reihe:** Oberbürgermeister Dr. Wermuth, Se. Exzellenz der amerikanische Gesandte Gerard, Staatssekretär Zimmermann, Preuß. Handelsminister Dr. Sydow. **Obere Reihe:** Jos. Grew (1), Exz. Dr. Solf (2), J. Wolf, Präsident der amerikan. Handelskammer (3).

**Vom Festmahl der amerikanischen Handelskammer in Berlin zu Ehren des zurückgekehrten Botschafters Gerard.**

er ein bißchen darüber nach, und dieser und jener nimmt es sich auch zu Herzen, geht heim und handelt danach. Es gibt noch manch anderen guten Gedanken und vaterländischen Zweck, für den man auf diesem diskreten Wege erfolgreich werben könnte, und die Wirkung, die die kriegsmäßige Papierserviette dadurch ausübt, ist sicherlich wertvoller und schöner als die graziösesten Fächer, Schiffe, Festungen, Fische, Vögel, Hunde und Löwen, mit denen die jahrhundertalte Kunst des Damastserviettenfaltens auf festlichen Tafeln je das Auge der Gäste entzückt hat.

# Der Weltkrieg.

(Zu unsern Bildern.)

Nach guter, alter englischer Sitte nehmen die Sprecher der britischen Nation Anstoß an unserem Friedensangebot. Äußerlich werden moralische Bedenken zur Schau getragen, die wirklichen Bedenken bilden die Richtschnur für die Oberleitung der britischen Angelegenheiten und für Beeinflussung der Leitungen der anderen Nationen.

In grades Deutsch übersetzt bedeuten die in alle möglichen Vorwände verkleideten Äußerungen der Vertreter Englands und ihrer Gefolgschaft in den ihnen verbündeten Ländern nichts anderes als die fortgesetzte Absicht, den gefährlichen deutschen Fleiß, die bedrohliche deutsche Tüchtigkeit und überhaupt die deutschen Eigenschaften nach Möglichkeit lahmzulegen.

In erster Linie werden die andern benutzt, England zu dem zu verhelfen, was es haben will. So leicht hört England nicht auf, etwas haben zu wollen. Auch jetzt noch nicht. Ob Konkurrenten, ob Teilnehmer, ob Unbeteiligte in Frage kommen, England geht über Leichen auf seine Ziele zu. Mit stark betonten Argumenten moralischer Entrüstung, in Wirklichkeit aber kaltblütig berechnend. So will es die gute, alte englische Sitte.

Die Vertreter der gegen uns verschworenen Mächte sind zu einer Generalversammlung nach Rom berufen. Daß England den Vorsitz führt, versteht sich von selbst. Die Tagesordnung dürfte reichhaltig sein und ihre einzelnen Punkte manch Fragezeichen aufweisen. Von größeren Festlichkeiten hat man bei diesen Tagungen übrigens abgesehen. Die Zahl der geplanten Festessen ist auf ein Bankett mit politischen Reden beschränkt. Ob diese Reden und sonstige, für die Öffentlichkeit bestimmte Äußerungen der Vertrauensmänner der mit uns im Kriege stehenden Völker das Vertrauen dieser Völker auf die Dauer zu festigen imstande sein werden, wird sich im Laufe der Zeit herausstellen.

Auch Sarrail erhielt eine Einladung. Die Meldungen von der mazedonischen Front lassen deutlich erkennen, und es ist mit der Karte leicht nachzuprüfen, daß seine Leute sich nicht rücken und rühren können. Die deutschen und bulgarischen Truppen leiden es nicht. Also abkömmlich ist Sarrail. Und wer sollte ihm die Ausspannung einer

Romreise bei seiner verantwortlichen und schweren Untätigkeit nicht gönnen. Schon das Kommando über die ihm zugeteilte Schar an und für sich ist keine Kleinigkeit. Etwa ein Dutzend der verschiedensten Völkerstämme hat Bestandteile dazu geliefert — von vornherein gewiß nicht Musterexemplare — und diese Zusammenstellung ist im Laufe der Zeit arg verwildert. Daß ihr die stolze Bezeichnung „Orientarmee“ beigelegt wird, ändert nichts an ihrer Verfassung. Zu verdenken dürfte es Sarrail nicht sein, wenn er bei dieser Gelegenheit wieder einen Versuch machte, von dem Abenteuer überhaupt loszukommen. Aber er ist ja an Enttäuschungen gewöhnt.

Es ist auffallend, mit welcher Regelmäßigkeit die von uns auf dem Kriegschauplatz herbeigeführten Ereignisse die mit noch so großer Willenstärke ausgesprochenen Absichten unserer Feinde umstoßen. Wir dürfen mit Befriedigung davon Kenntnis nehmen, daß die Parole „der Krieg nimmt seinen Fortgang“ im neuen Jahre dieselbe Bedeutung hat wie im alten.

Ein russischer Tagesbefehl erklärte: Die Moldaustellungen müssen unter allen Umständen gehalten werden. Es wurde das Gebiet südlich und westlich vom Dnjestr unter „verschärften militärischen Schutz“ von den Russen gestellt. In der nördlichen Moldau wurden starke Sperrbefestigungen ausgearbeitet, Verstärkungen wurden aus Wolhynien und der Bukowina herangezogen. Und was hat das alles genutzt? Schon nach Ablauf der ersten Januarwoche können wir für uns die Einnahme der Festung Braila buchen.

Mit Braila ist der Hauptdonauhafen der Walachei in unsere Hände gefallen und dient uns jetzt als Stützpunkt an der unteren Donau, als welcher er in den Händen der Gegner seine große strategische Bedeutung hatte. Die Festung beherrscht den Donauübergang nach Macin und den Serethübergang nach Galatz. Sie ist sehr stark befestigt und ihrem Umfang und ihrer Bedeutung nach die zweite Stadt der Walachei.

Es ist eine beträchtliche Leistung, daß Braila so schnell nach der Einnahme von Bukarest genommen worden ist. Diese Kraftprobe spricht zur Stunde stärker, als es die schönsten Reden in den feindlichen Heerlagern vermögen. Wir sind sicher, daß die Stimme der Tatsachen den Völkern, deren Leitungen und Oberleitungen die Verantwortung für die Fortsetzung des Krieges übernommen haben, verständlich sein wird.

Tatsachen bleiben Tatsachen. Ein jeder hat sich mit ihnen abzufinden.

In welcher Weise England dies tut, darüber geben wir uns längst keinen Täuschungen mehr hin. In Rußland finden sich die Machthaber damit ab, daß sie nach wie vor große Massen der gutmütigen Söhne des niederen Volkes vor die Mündungen unserer Geschütze und Gewehre herantreiben. Wenn es sein muß mit Schüssen in den Rücken. Frankreichs Begeisterung ist zweifellos noch im Lodern. Man weiß ja aber aus der Geschichte, wie leicht in Frankreich der Wind umschlägt. Deutschland bleibt dem allem gegenüber kühl bis ans Herz hinan. Ein jeder Deutsche kennt die Parole, reißt sich zusammen, und der Krieg nimmt seinen Fortgang, bis wir den Frieden erreicht haben, der unser Dasein und unsere Entwicklungsfreiheit verbürgt.

In Rußland gehen überdies seltsame Dinge vor. Die Duma ist mit einer Plötzlichkeit, die selbst für russische Verhältnisse auffallend ist, vertagt worden. Bei dem Präsidenten der Duma ist eine Haussuchung gehalten worden, die Garnisonen sind verstärkt, es gibt Arbeiterunruhen, blutige Zusammenstöße mit Straßenkämpfen, Aufruhr, Meutereien in der Armee. Steht auch hinter all diesen Ereignissen das große russische Fragezeichen, so sind sie doch diesmal und gerade im gegenwärtigen Zeitpunkte schwerer zu nehmen, als man dergleichen in Rußland sonst zu nehmen gewohnt ist.

Die Donau-Armee steht vor Galatz an der Serethmündung, die 9. Armee von Focsani bis an die Ausläufer der Karpathen. Der Weg auf der Donau von der Mündung bis Galatz hinauf ist gesperrt.

Nach den Meldungen, die im Laufe der verflossenen Woche vom rumänischen Kriegschauplatz einliefen, folgten die Schläge mit einer Sicherheit, die den Absichten unserer Heeresleitung zu ständigen neuen Erfolgen verhalfen. Zu Beginn der Woche konnte gemeldet werden, daß im steten Nachdringen hinter den zurückweichenden Russen und Rumänen der Vormarsch auf die Brückenkopfstellungen bei Focsani und Fundeni fortschritt. Ferner, daß deutsche und bulgarische Truppen östlich von Braila die Russen aus stark verteidigten Stellungen auf Macin zurückwarfen.

Besonders erwähnt wurde das 9. pommersche Reserve-Infanterie-Regiment in Anerkennung hoher Leistungen.

Es folgten die Meldungen von der Einnahme der hartnäckig verteidigten Orte Macin und Jijila. Damit war die Dobrudscha bis auf die schmale, gegen Galatz verlaufende Landzunge vom Feinde gesäubert. Dann kam die Meldung vom Durchbruch der russischen Brückenkopfstellungen von Braila, von der Einahme von Gurgueti und Romanul.

Dann fiel Braila. Das Zusammenwirken der von zwei entgegengesetzten Seiten andringenden Donau-Armee und Dobrudscha-Armee war eine Leistung, für welche unserer Heeresleitung und der Leistungsfähigkeit unserer Truppen höchste Anerkennung gebührt.

Besonders erwähnt wurden bei den Sturmangriffen die Leistungen des 26. Regiments, im besonderen Maße auch das bayerische Leibregiment.

Während so die feindlichen Truppen geschlagen, die Festungen erobert werden, sinkt ein Dampfer nach dem anderen. Im Mittelmeer wurde ein bewaffneter Truppentransportdampfer von über 5000 Tonnen inmitten seiner Begleitung von Kriegschiffen torpediert. Wenige Tage später der Transportdampfer „Ivernia“ von 15 000 Tonnen. Dazu wurden fast gleichzeitig Fahrzeuge mit insgesamt 9000 Tonnen versenkt gemeldet, darunter drei griechische.

X.

Nummer 2.

# DIE·WOCHE Bilder vom Tage

Seite 45.



Hofphot. Schumann.

König Karl, Kronprinz Franz Joseph Otto, Königin Zita.

**Das ungarische Königspaar mit dem Kronprinzen im Krönungsornat.**

Die Krönung in Budapest.



Phot. Groß.

**K. u. k. Minister des Äußern Graf Czernin,**
während seines Aufenthalts in Berlin.



Phot. Bächle.

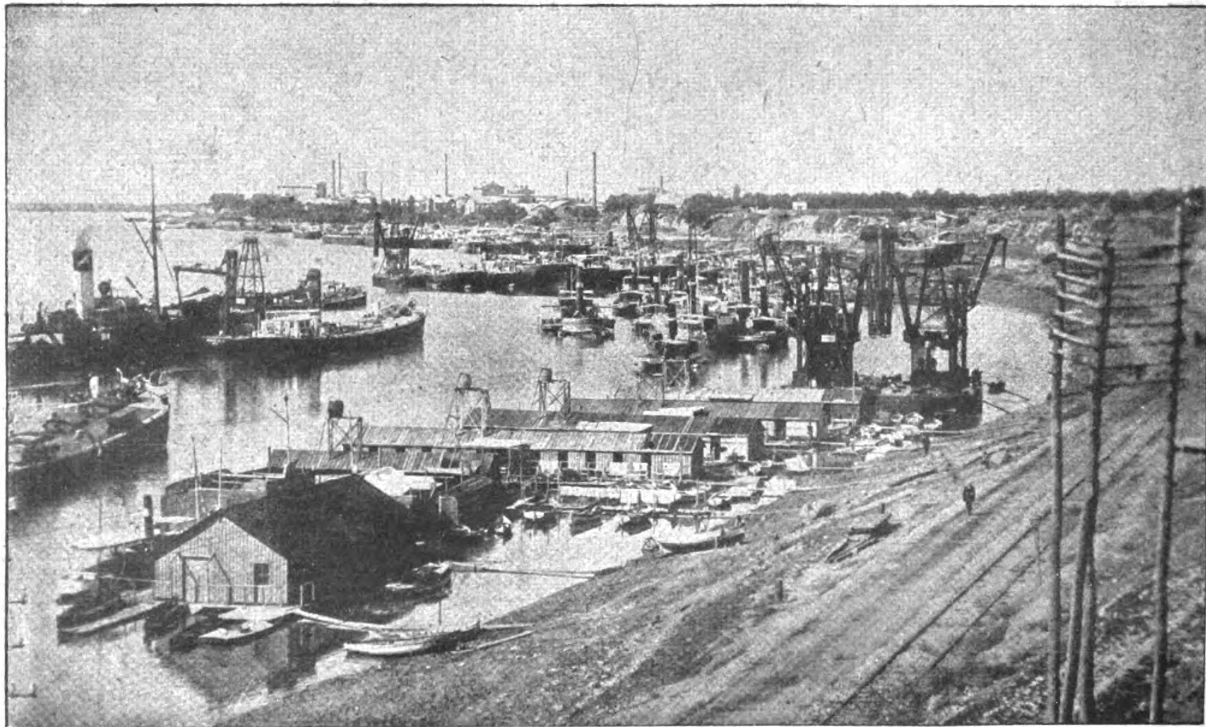
**Prinz Friedrich zu Fürstenberg,**
gefallen auf dem Felde der Ehre.



**Ein Überlebender von „U 41“,** das von einem englischen Handelsdampfer unter amerikanischer Flagge durch heimtückischen Angriff vernichtet wurde: der als Austauschgefangener nach der Schweiz übergeführte **Oberleutnant z. See Crompton.**



**General d. Inf. von Falkenhayn.**
Zu den Erfolgen der Verbündeten in Rumänien.



**Der Hafen von Braila.**

Zur Eroberung von Braila, der wichtigsten rumänischen Handelstadt.



Unsere Feldgrauen mit einem Geier, den sie in den transsylvanischen Alpen zum Abschuß gebracht haben.



Von den Rumänen zerstörte Brücke über den Argesul, davor eine von deutschen Pionieren erbaute Pontonbrücke.



Rumänischer Büffelwagen einer deutschen Straßenbaukompagnie auf der Landstraße.



Phot. Leipziger Presse Büro.

In eine Schlucht der transsylvanischen Alpen abgestürztes rumänisches Geschütz.

# Kriegsbilder aus Rumänien.



Idyll vom östlichen Kriegschauplatz: Gute Freunde.



Von einer Ziegelei zurückkehrende Panjewagenkarawane.



Rast eines Korpsbrückentrains auf dem östlichen Kriegschauplatz.

Phot. Haeckel.



Holzentladung aus einem Lastauto.



Blockhaus im Sumpfgelände.



Ein Arm des Stochod im Sumpfgelände.

# Bilder vom Stochod.

Hofphot. Kühlewindt.



Ein Panjehaus als Feldbahnstation.



Panje vor seinem Hause.


Major Jentsch.


Hofphot. Engelmann.
Hauptmann Sattler.


Phot. Frosche
Hauptmann Emil Herbst.


Hauptmann Walter Luchs.


Kapitänleutnant Kurtz.


Hauptmann Bruno v. Bonin.


Hauptmann Rolf Mayer.


Phot. Rumpler.
Hauptmann Fritz Goering.


Phot. Fiedler
Hauptmann v. Campe.


Hauptmann Mittelstraß.


Phot. Oberst.
Hauptmann Lühr.


Hofphot. Bensemann.
Oberleutnant Hanke.


Hauptmann Klauenflügel.


Hauptmann Ernst.


Phot. Hofmann.
Oberleutnant Kurt Schmidt.


Leutnant Georg Böhm.


Leutnant F. Hempel.


Leutnant Wilhelm Müller.


Phot. Reinhard.
Leutnant Otto Curth.


Atel. Franconia.
Leutnant Bücheler.


Offz.-Stellv. H. Gienapp.


Phot. Strauch.
Leutnant Joachim v. Kronhelm.


Leutnant Karl Stahmer.


Feldwebellt. Max Hambüchen.


Leutnant Ernst Brenneisen.

 Ritter des Eisernen Kreuzes I. Klasse. 



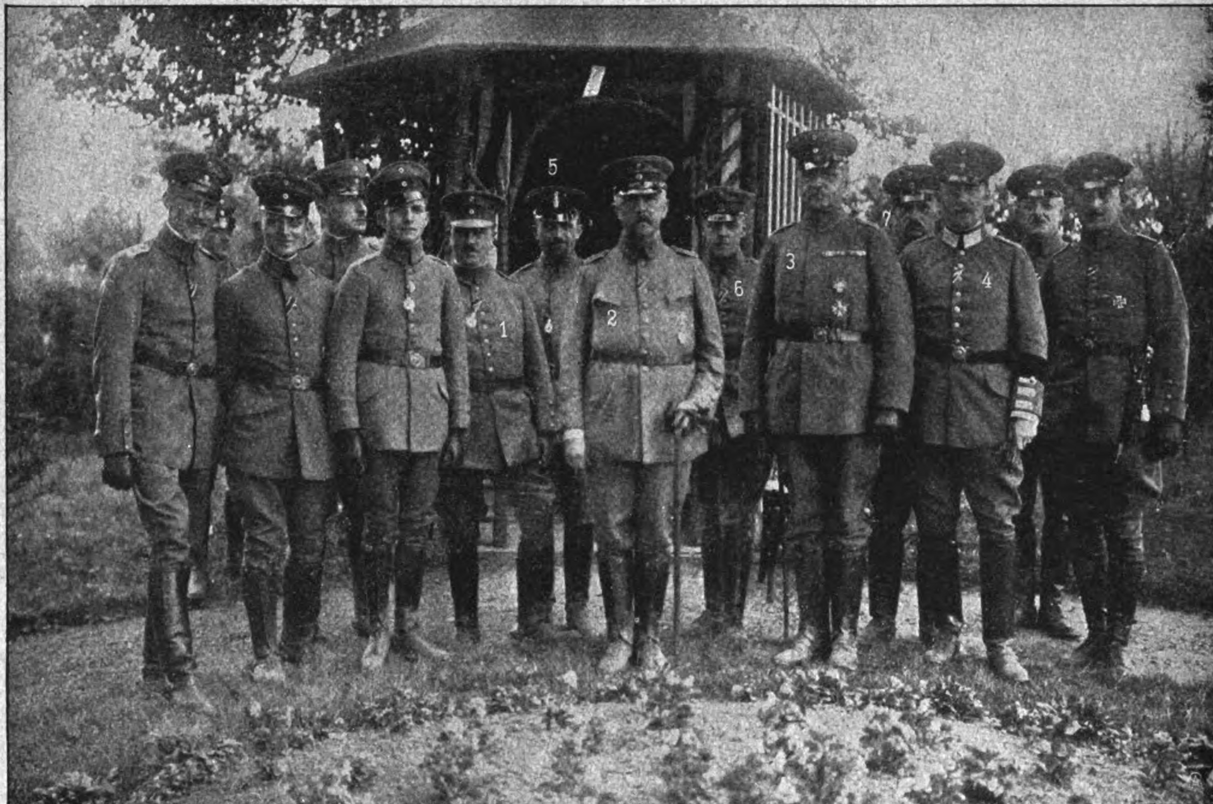
Der Leiter der Bücherei Leutnant Jaeschke mit seinem Stabe.



Ausgabe der Bücher an unsere Feldgrauen.

Phot. Samson.

Die deutsche Bücherei für Belgien in der Bildungzentrale zu Brüssel.




1. Hauptmann von Plessen, 2. Fürst Heinrich XXVII., 3 Oberstleutnant und Regt.-Komdr Grimm, 4. Major Freiherr von Lützow, 5. Hauptmann von Houwald, 6. Erbprinz Heinrich, 7. Hauptmann und Flügeladjutant Toussaint.

**Besuch des Fürsten und des Erbprinzen Reuß j. L. bei ihren Truppen in Westflandern.**



**Eduard von Gebhardt-Sonderausstellung in Dresden.**

Der sächsische Kunstverein in Dresden veranstaltete eine Eduard von Gebhardt-Sonderausstellung, die 118 fast ausschließlich aus Privatbesitz stammende Ölbilder, 27 Zeichnungen und Aquarelle und in 22 photographischen Aufnahmen Darstellungen der im Kloster zu Loccum, in der Friedenskirche zu Düsseldorf, in der Friedhofskapelle zu Düsseldorf und in der St. Petrikirche zu Mülheim a. d. Ruhr befindlichen Wandgemälde umfaßt.

# Breslau-Midilli.

## Ein Jahr unter türkischer Flagge.

### Selbsterlebtes nach Tagebuchblättern von W. W a t h.

6. Fortsetzung.

Heulend durchpfeifen die Granaten die Luft und schlagen in größter Nähe der schleunig davondampfenden Boote ein. Ja, fast macht es den Eindruck, als wenn eins der Boote aus der Linie schert.

Noch einmal saust eine Salve von uns hinüber, doch der starke Rauch, dem die „Jäger" — jetzt aber „Gejagten" — entwickeln, macht das Ziel zu ungenau und läßt uns etwaige Treffer nicht mehr beobachten.

Dann aber kommt die Flotte anmarschiert. Wir sind auf langsame Fahrt heruntergegangen, und sämtliche Schiffe dampfen in großer Entfernung, aber deutlich erkennbar, bei uns vorbei.

So nehmen wir gewissermaßen eine Flottenparade über die feindlichen Schiffe ab. Von dem Erstaunen, uns in solcher Nähe ihres Kriegshafens zu finden, scheint man sich jedoch erst zu erholen, nachdem man uns passiert hat.

Da erst machen die Schiffe kehrt und eröffnen nun ihrerseits ein mörderisches Feuer auf uns. Blitz auf Blitz zuckt aus den Rohren der großen Turmgeschütze.

Aber man hat nicht mit unserer Schnelligkeit gerechnet. Wie der Wind jagen wir davon, und nur das dumpfe Heulen und Bersten der Geschosse beim Aufschlagen ins Wasser, die mächtigen, hohen Wassersäulen, die sekundenlang in unserem Kielwasser stehen, lassen erkennen, daß Freund „Petz" mit den größten Koffern wirft.

Das Nutzlose einer weiteren Verfolgung kennt aber der Russe zur Genüge vom gestrigen Tage. Und so dreht er ab, nachdem er sich den „Spaß" etwas hat kosten lassen, und bald können wir unserm Flaggschiff das Einlaufen der russischen Flotte in Sebastopol melden.

Am Nachmittag desselben Tages treffen wir auf der Höhe von Sinope mit unserem „Dicken Bruder" zusammen, der jetzt einlaufen will, um endlich das gestörte Weihnachtsfest in Ruhe im Hafen nachzuholen.

Uns treibt ein neuer Befehl noch einmal Küste aufwärts nach Trapezunt. Dort sollen wir mit der „Hamidie", die in der Nacht vom 24. zum 25. den russischen Hafen von Batum beschossen hat, zusammentreffen und die Truppentransportdampfer, die zurzeit ihre menschliche Ladung löschen, nach dem Bosporus zurückgeleiten.

Vor unserer Trennung geben wir unsere Russen ab, die nach dem Gefangenenlager in Konstantinopel übergeführt werden sollen. Unserer Besatzung aber läßt der Admiral seine volle Anerkennung für die geleisteten Dienste und Erfolge aussprechen. Dann trennen sich die Schiffe und kommen bald in der schnell hereinbrechenden Dunkelheit außer Sicht voneinander.

Schon der nächste Vormittag führt uns die „Hamidie" mit drei Transportdampfern auf halbem Wege entgegen, und wir schließen uns den Schiffen mit dem Kurs nach der Meerenge an. Vorläufig aber wird aus dem Einlaufen für uns noch nichts. Ein Befehl des Flaggschiffes hält uns noch in See zurück.

Auch in diesen beiden Tagen gab es wenig Ruhe für uns. Rauchwolken, die uns zur Jagd reizten, kamen noch verschiedene Male in Sicht. Sie entpuppten sich aber durchweg als türkische Dampfer.

Nur einmal glaubten wir unsere Jagd von Erfolg gekrönt zu sehen, und das kam so.

Leicht schlingernd kreuzt die „Midilli" in der nordöstlichen Dünung in Sicht der Küste zwischen Kap Kerempeh und Songul. Eben taucht der glühende Sonnenball hinter die Spitze einer hohen Bergkuppe unter, und das blaugraue Dämmerlicht und die dunkle Wolkenschicht über dem Seehorizont künden den Anbruch der Nacht, als sich von der Huk einer vorspringenden Küstenausbuchtung deutlich der Rumpf eines seewärts steuernden Dampfers abhebt.

Sofort sind wir hinter ihm her, um festzustellen, ob uns das Schicksal nicht doch noch zu guter Letzt eine lohnende Prise in den Weg treibt. Aber der Kunde muß uns im selben Augenblick bemerkt haben: als er sich verfolgt sieht, zieht er sich sofort wieder auf die schützende Küste zurück.

Bald jedoch wird es dem Führer des Schiffes klar, daß es hier kein Entrinnen mehr gibt. Er stoppt, und plötzlich flammen seine Seitenlaternen auf. Das ist verdächtig, denn eine allgemeine Vorschrift verlangt, daß ein Handelschiff beim Sichten eines Kriegsschiffes entweder sofort die bekannten Erkennungsignale der betreffenden Nation zeigt, zu der es gehört, oder die gewöhnlichen Fahrtlaternen anstellt, wenn es als „neutrales" erkannt sein will.

Gewiß wird jeder Führer eines unbewaffneten Handelschiffes, wenn er einen Feind in seinem Verfolger glaubt und die Gelegenheit günstig ist, versuchen, zu entkommen, zum mindesten sein Schiff durch „Auflaufen" oder „Sprengen" für Verwendung des Feindes unbrauchbar zu machen.

Doch ebenso gewiß steht dem Kriegsschiff in letzterem Fall der sofortige Gebrauch seiner Waffen zu, und die Folgen fallen allein auf den Leidtragenden zurück. Nur der Kürze des Weges, die wir zu durchlaufen haben, und damit der Erkenntnis unserer Schiffsleitung, daß selbst ein Warnungschuß hier nicht vonnöten ist, hat es der Führer des Dampfers zu verdanken, daß kein Geschoß seinem unnötigen Fluchtversuch eine ernstere Wendung gibt. Denn als wir dicht an ihn herangedampft sind und unsere Scheinwerfer das Schiff beleuchten, kommt der Name „Georgius" zum Vorschein, und wir sind unterrichtet, daß dieser griechische Dampfer in türkischen Diensten steht und die Post zwischen den Küstenorten und Konstantinopel vermittelt.

Die fast durchweg türkische Besatzung, die in der begreiflichen Angst, daß der Russe hinter ihnen her ist, schon die Schwimmwesten angelegt hat und zum Sprung in den „Bach" an der Reling bereitsteht, beruhigt sich sofort, als wir uns durch unseren Dolmetscher zu erkennen geben. Und jetzt brechen die armen Kerls begeistert in den Ruf: „Heil unserem Schiff" aus, und das Händeklatschen der Leute dringt noch zu uns herüber, als der Scheinwerfer blendet und die dunkle Nacht uns aufnimmt.

Für den kommenden Vormittag ist unser Einlaufen befohlen. Noch einmal aber sollen in der letzten Nacht,

ehe wir hinter den schützenden Bosporusforts verschwinden, unsere Geschütze sprechen.

Sternenklar wölbt sich der Himmelsdom über unseren Häupten. Kein Lüftchen regt sich. Nur das Surren der Ventilationsakkumulatoren, die für frische Luft in den von Oberdeck abgeschlossenen und abgeblendeten Räumen sorgen, unterbricht die Stille der Nacht. Stündlich ruft die Pfeife des wachthabenden Maaten die Ablösung der Posten an Deck, die in genügender Anzahl für diese oder jene Funktion vorgesehen in vier „Nummern" sich in die vierstündigen Wachen teilen.

Die anderen, die zwei oder gar vier Stunden „durchgehen" müssen, denken dann je nach Wetter und Stimmung: „jetzt ist die Hälfte rum" oder „noch eine Stunde, dann kann ich mulschen", und starren aufmerksam in die Finsternis, um den Gegner und Ruhestörer noch rechtzeitig zu entdecken, ehe die Wache an Deck herum ist.

Es ist morgens 3 Uhr. Also „noch eine", denn auch ich muß vier Stunden Wache durchgehen. Dichte Wolken verdecken die Sterne, und nur schüchtern dringt der Zipfel der Mondsichel hinter einer Wolkenbank vor und wirft einen bläulichen Lichtstrahl über die dunkle Wasserfläche. Da hebt sich voraus ein verdächtiges Etwas von dem schwarzen Untergrund ab.

Alarm.

Leben kommt in die Besatzung, auch unter die Schlafenden. Wir haben etwas abgedreht und jagen mit hoher Fahrt, den verdächtigen Punkt scharf im Auge haltend, darauf zu.

Nur noch 4000 Meter, und der strahlende Blick unseres vordersten Scheinwerfers gießt seine helle Lichtflut auf das Ziel.

Nur wenig erhebt sich der Rumpf eines Fahrzeugs aus dem Wasser. In seiner Mitte ein kreisrunder Turm — eine Stange.

„Auf das feindliche U-Boot, Schieber links acht, Salventakt!" Markig dringt die Stimme des Artillerieoffiziers an die Geschütze. Feurige Blitze, Krachen und Pfeifen zerreißt die Luft. Deutlich erkennt man den Feuerschein der berstenden Geschosse am Ziel.

Sind das nicht Treffer? Das Boot verschwindet. Nahm es die dunkle Flut auf? Oder gelang es ihm, rechtzeitig zu tauchen?

Wir jagen davon, die Dunkelheit gebietet es. Ein Suchen kann jeden Augenblick den Torpedo des Gegners in den stählernen Leib des eigenen Schiffes jagen, rissen ihn nicht die Geschosse in die schweigende Tiefe.

Und als es kurze Zeit darauf hell wird, ist weit und breit nichts zu sehen. Ein paar Tage darauf aber erfahren wir durch den Zeitungsdienst, daß das russische U-Boot „Karp" nicht von seinen Unternehmungen heimgekehrt ist. Das hast du wohl nicht geahnt, wackerer U-Boot-Kommandant, daß so nahe am Ziel all deine Pläne und Hoffnungen an der Aufmerksamkeit unserer Besatzung scheitern mußten?! —

Am 28. Dezember um 9 Uhr vormittags sichten wir unsere Minensuchboote, die sich auf der Höhe von Kilia vor uns setzen. Unbehelligt erreichen wir kurz nach Mittag die Meerenge, und eine halbe Stunde später gehen wir in der Baikosbucht vor Anker.

So liegt nun auch das schönste aller Feste hinter uns. Die Tage der Freude und des gegenseitigen Beglückens, des Friedens und der Stille in der Heimat waren für uns bis jetzt die anstrengendsten und aufreibendsten während des ganzen Krieges.

Und dennoch werden gerade diese Weihnachten wohl allen denen, die sie an Bord unserer wackeren „Midilli" miterlebten, unvergeßlich bleiben. Mit all den kampfesfreudigen Stunden und den oft traurigen Bildern des unerbittlich harten Völkerringens. Aber der Erfolg macht alle Anstrengungen wett. Zwei Dampfer in den Grund gebohrt — zweimal im Gefecht mit unserem kleinen Kreuzer gegen eine aus elf Einheiten bestehende Flotte, die wir zwei Tage lang am Gängelbande führten — der nicht übersehbare Schaden, den unsere Schüsse vielleicht sonst noch dabei angerichtet haben — 2 Offiziere und 33 Kriegsgefangene und die Vernichtung eines U-Bootes — das sind die Weihnachtsgeschenke, die wir dem Vaterland und den Verbündeten in diesem Kriegsjahr machen können.

## Auf Prisenjagd.

Der letzte Tag des Jahres 1914 scheidet von uns mit kaltem, stürmischem Wetter, und vom frühen Morgen bis zum späten Abend gießt es in Strömen.

Des Dienstes ewig gleichgestellte Uhr geht auch an diesem Tage ihren gewohnten Gang. Für den Nachmittag ist jener erleichterte Zeugdienst angesetzt, der auch für persönliche Nebenbeschäftigungen genügend Zeit läßt.

Für „Stimmungsmache" sorgt unser Plapperkasten, der seit dem Mittagessen den Schnabel nur dann hält, wenn eine neue Platte aufgelegt wird, um seinem ziemlich umfangreichen Schalltrichter andere elegische oder heitere Weisen zu entlocken.

Das Abendbrot — vielleicht gerade deshalb, weil es eben Abendbrot ist — aus Bauernfrühstück und weißem Kaffee bestehend, versammelt die Besatzung wieder vollzählig bis auf die Posten um die Backen. Nach dem köstlichen Mahl gibt es Apfelsinen, Aepfel, Nüsse usw., und dann setzen an den meisten Tischen die Redeschlachten mit verstärkter Kraft ein, während man an den übrigen Erinnerungen aus der Heimat austauscht. Dabei kommen natürlich allerlei lustige Geschichten zum Vorschein, die in Anbetracht der aus allen Gauen des Vaterlandes stammenden Besatzung die verschiedensten Sitten und Gebräuche bei Silvester schildern.

Von dem zu Weihnachten dem Kommando zur Verfügung gestellten Geld von unserer Patenstadt ist ein Teil für „Rauchwerk" verwendet, so daß niemand an diesem Abend ein „rauchloses Dasein" zu führen braucht. Bald erfüllt eine Luft, die nur noch mit Messern zu schneiden ist, die niederen Räume, so daß man gerade noch die Becher mit Glühwein auf den Tischen erkennen kann.

Der Glühwein ist gut, schmeckt aber mit einem kleinen Zuschuß von irgendwoher stammenden Rotwein noch besser. Selbst Ali Achmed mit seinen türkischen Kameraden findet das, die „beim Bart des Propheten" keinen Alkohol trinken — „Bairamkaffee" ist aber im Koran nicht verboten.

Anstatt der Pfannkuchen — die uns nicht erreichten — gibt es ein Gebäck, das ein bayrischer Sepp mit dem Namen „gebackene Wurzen" getauft hat. Heimat- und Vaterlandslieder, lustige und wehmütige, erklingen, bis es um 10 Uhr wieder in die „Schunkelkiepen" geht. In Anbetracht der ernsten Zeit ist ein lautes Durchfeiern untersagt.

Dennoch hängen sich bis auf die ewig müden Geister nur wenige auf, denn ein kleiner Kreuzer birgt noch verschwiegene Räume, wo man bei „gespartem Punsch" die letzte Stunde dieses großen Jahres erwarten kann.

So steigen denn kurz vor 12 Uhr aus allen möglichen Luken und Räumen die Kameraden an Deck, wo man den Anbruch des neuen Jahres in der frischen reinen Luft erwarten will. Gespannt verfolgen die Augen den Sekundenzeiger.

Zwölf Uhr!

Acht Glas fürs alte, ebensoviel fürs neue Jahr!

Wuchtig hallen die tiefen Glockenschläge über das Wasser. Die Vergangenheit versinkt — — dunkel und unergründlich steigt das neue Kriegsjahr aus den Fluten.

Ein kräftiges „Prosit Neujahr" — ein fester Händedruck — ein heißer Wunsch fürs Vaterland, unausgesprochen und doch von jedem empfunden — ein flotter Marsch aus dem Schalltrichter, und der erste Tag des Jahres 1915 ist da! . . . .

Schon am 2. Januar verlassen wir, gefolgt von „Berk" und „Hamidie", denen sich ein Dampfer mit Geschützen und Munition beladen angeschlossen hat, den Bosporus. Das Material soll zur Befestigung eines kleinen ungeschützten Hafens dienen, der in letzter Zeit des öfteren von leichten russischen Streitkräften heimgesucht wurde.

Aus Sicherheitsgründen begleiten uns bei der Ausfahrt mehrere Boote der Minensuchdivision.

Wir bilden die Spitze hinter den Booten und halten uns nach Anbruch der Dunkelheit dicht hinter dem Führerboot der ersteren. „Hamidie", der Dampfer, und dann „Berk" folgen in Kiellienie. Nur langsam steuern wir dicht unter Land an der anatolischen Küste aufwärts.

Die Luft ist diesig, und in den starken Regenschauern läßt sich nur undeutlich das leuchtende Kielwasser unseres Vordermannes erkennen.

Gerade ist die Freiwache beim Abendbrot, da erfolgt plötzlich um 6,50 abends ein starker Knall, und eine heftige Erschütterung geht durch das ganze Schiff.

„Alarm, Schotten dicht", erfolgen sofort die Kommandos.

War es der Schuß eines Torpedos? Sind wir auf eine Mine gelaufen? Blitzschnell jagen diese Fragen durch den Kopf.

Gellend heulen die Sirenen. Vom Signaldeck schießt eine Leuchtrakete in die Luft. Die Maschinen aller Schiffe arbeiten sofort „Äußerste Kraft zurück".

Einen Augenblick spielen unsere Scheinwerfer und suchen die Umgebung nach einem feindlichen Schiff ab. Die Suchboote sind sofort in unsere Nähe gekommen, um, wenn nötig, Beistand zu leisten, falls das Schiff verlassen werden muß. Da dringt aus dem augenblicklichen Wirrwarr der Ruf „Mann über Bord" zu uns.

Auch das noch! —

Ein Scheinwerfer sucht in der Richtung des Schalles und hat den Schwimmenden bald entdeckt. Schwer kämpft er gegen die hohe See an, die ihn wie einen Spielball hin und her wirft. Mehrere Rettungsringe und Schwimmwesten fliegen über Bord. Einige Minuten später ist er geborgen.

Inzwischen sind vom Lecksuchpersonal in allen Decks sofort Untersuchungen angestellt worden, und gottlob besagen die Meldungen nach der Kommandobrücke, daß alle Abteilungen dicht, unser Schiff also nicht beschädigt ist. Somit muß eine Mine in dem Fanggerät der kurz vor uns fahrenden Boote zur Entzündung gekommen sein. Durch die erforderlichen Manöver waren die uns folgenden Schiffe natürlich aus der Linie geschoren.

Die anderen Schiffe und auch der Dampfer bleiben nun auf Befehl zurück, während uns der Kurs weiter auf See hinausführt.

Wenig verheißungsvoll war der Antritt dieser ersten Reise im neuen Jahr. Dennoch hat uns unser sprichwörtlich gewordenes Glück nicht verlassen. Die Aussicht auf ein unfreiwilliges Bad bei der frischen südwestlichen Brise und dem regnerischen Wetter wäre ja nicht gerade schön gewesen.

Aber ohne weitere Störungen vergeht die Nacht. Am nächsten Morgen haben wir Z. — — — an Backbord querab und kreuzen dicht unter Land, um nach feindlichen Schiffen, die etwa in den schutzlosen Häfen und Buchten eingedrungen sein könnten, zu suchen.

Doch unsere Razzia ist umsonst.

Dagegen verursacht unser unerwartetes Erscheinen unter der türkischen Bevölkerung an Land lebhafte Unruhe, wie uns der deutsche Offizier eines im Lauf des Nachmittags längsseit kommenden Minensuchbootes mitteilt.

Sogar die Arbeit hat man verschiedentlich niedergelegt, in der Annahme, daß wir ein russisches Schiff seien.

Zur Beruhigung der Landbevölkerung dampfen wir deshalb dicht an die Mole, die jetzt schwarz von Menschen wimmelt. Und als man in uns die „Midilli" erkennt, bricht die Menge in stürmische Hochrufe aus, und die im Hafen liegenden Dampfer haben schnell über die Toppen geflaggt.

Unsere Bordkapelle spielt einige Märsche auf, dann setzen wir die Reise fort. Vorbei geht es an Kap Kerempeh und Injeh, die Wachen verlaufen bei dem auch heute herrschenden Regenwetter recht ungemütlich.

Ohne daß etwas besonders Erwähnenswertes geschieht, ohne daß sich am Horizont eine Rauchwolke zeigt, vergehen wieder Tag und die Nacht, bis endlich am kommenden Morgen der Himmel wieder einmal ein heiteres Gesicht zeigt. Eine Rauchwolke aber reizt auch an diesem Tage nicht zur fröhlichen Prisenjagd.

Kurz nach Mitternacht auf der Höhe von Trapezunt, das in undeutlichen Umrissen sich nur schwach von den dahinter liegenden Gebirgzügen abhebt, nehmen wir Kurs auf Rizeh, wo wir dicht unter Land vor Anker gehen. Die Nacht ist kalt, aber trocken und sternenklar.

Ein Boot mit einem Offizier wird an Land geschickt, um aus dem sich augenblicklich hier befindlichen Hauptquartier der X. ten Armee Auskunft über Truppenverschiebungen längs der nach Batum führenden Küste einzuholen. Die Kriegswachen gehen weiter, und scharfer Ausguck wird vor allen Dingen seewärts gehalten.

Nach Rückkehr der Boote setzen wir unsere Reise fort, der türkisch-russischen Grenze geht es entgegen. Seit dem Hellwerden dampfen wir ganz dicht unter Land. Deutlich sieht und hört man das Rollen der sich an der oft recht steilen Küste brechenden Brandung.

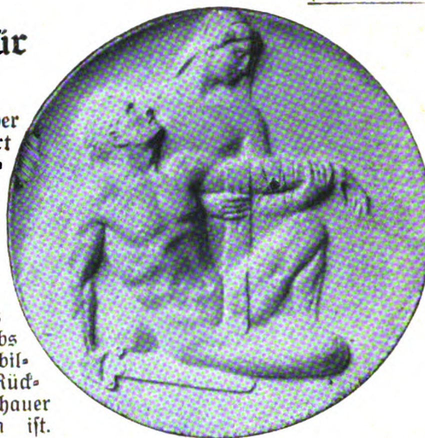
Die zahlreichen Buchten mit ihren vielen Schluchten, Flußmündungen und Tälern, aus denen vereinzelt kleine Städte und Dörfer mit ihren grünen Anpflanzungen und den sich scharf abhebenden weißen Minaretten hervorlugen, die weiter im Inland steil bis in die Wolken hineinragenden, von reinem Schnee bedeckten Gebirgskämme, auf denen Allmutter Sonne glitzernde Lichtreflexe hervorzaubert, gewähren einen malerischen Anblick und erinnern lebhaft an Norwegens schöne fjordreiche Küste.

(Fortsetzung folgt.)




## Silberne Denkmünze für Schwestern.

Den staatlichen und stadtischen Leitern der freiwilligen Krankenpflege in Frankfurt a. M. ist die Genehmigung zur Ausgabe einer Denkmünze erteilt worden, die in Erinnerung des Kriegsdienstes der Stadt denen verliehen werden soll, die sich durch treue Pflichterfüllung im Bereich der Krankenpflege besonders ausgezeichnet haben. Die Denkmünze ist das Ergebnis eines größeren Wettbewerbs gewesen. — Unsere nebenstehenden Abbildungen veranschaulichen Vorder- und Rückseite der Plakette, die von dem Bildhauer Bischoff, Frankfurt a. Main, entworfen ist.



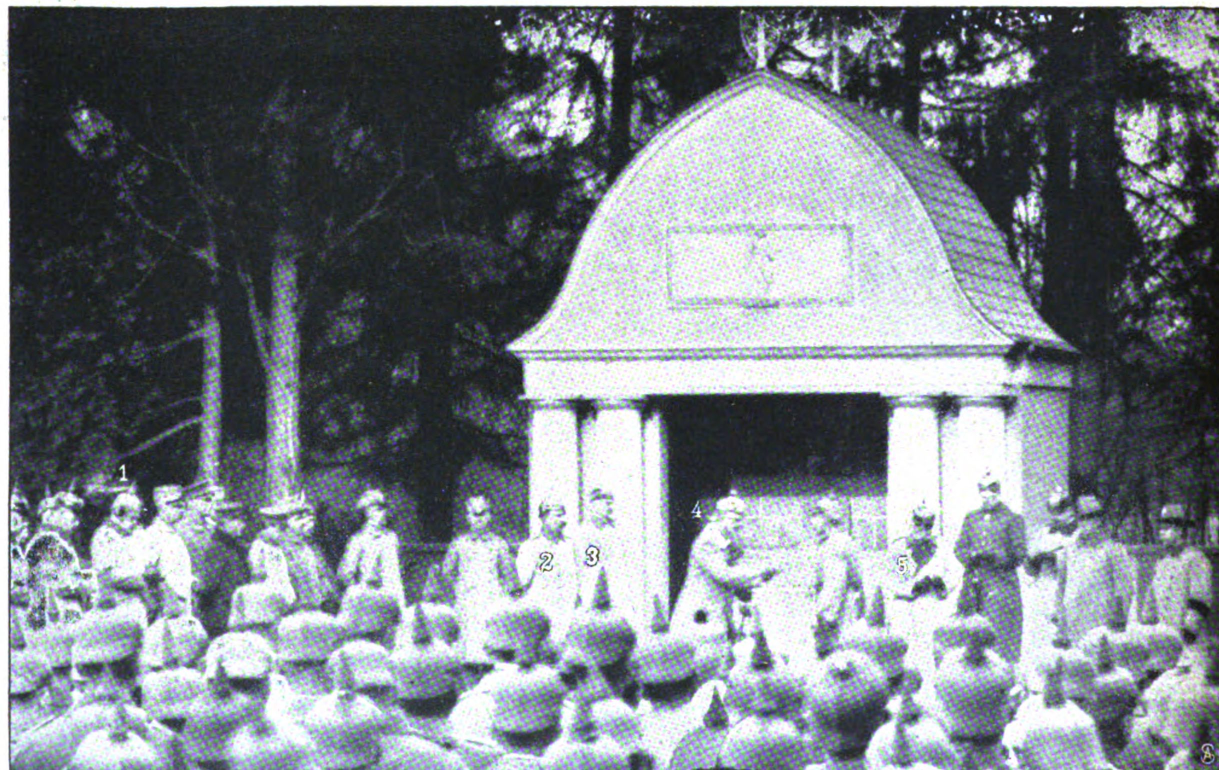




Phot. Franll

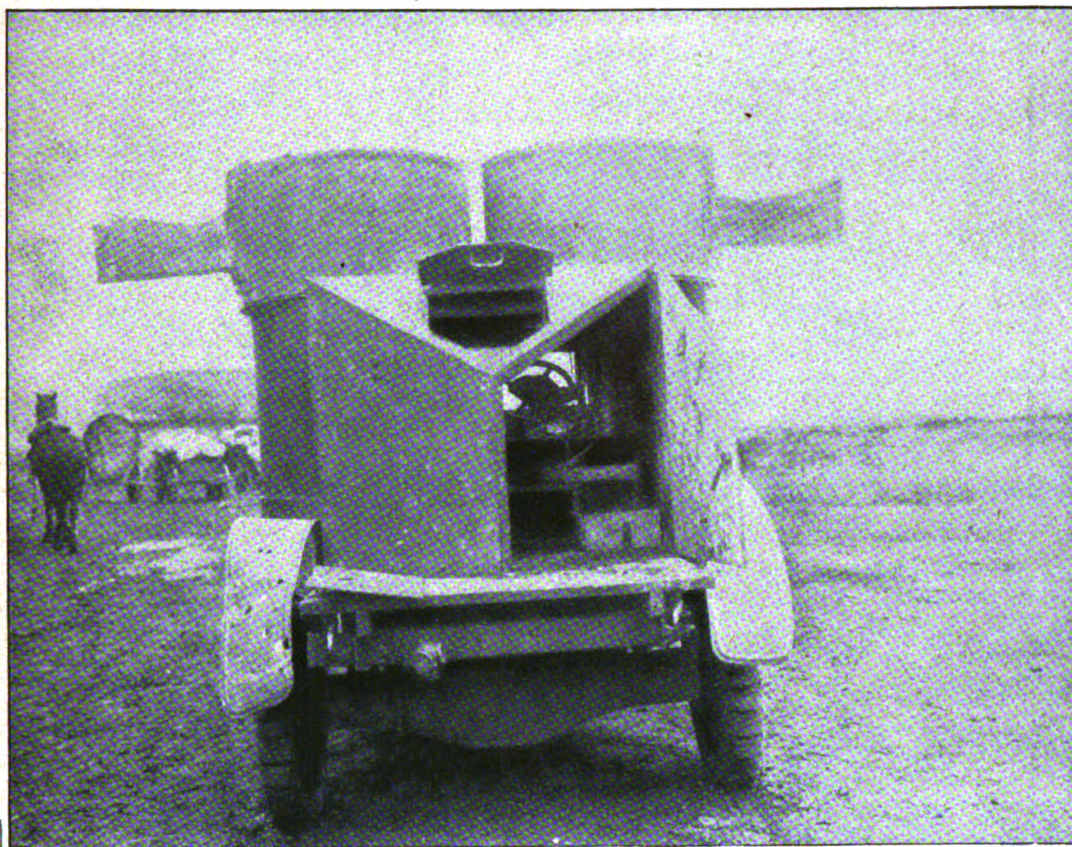
**Abgabestelle für Rohrpostbriefe an den einzelnen Rohrpostständern im Stadtverkehr und Verladen der Post.**

Die Kriegstätigkeit der Frauen in den staatlichen Betrieben.



1. Generalmajor von Wurmb 2 Lagerkommandant Exzellenz Wentscher. 3. Chef der Zivilverwaltung von Belgien Exzellenz Dr. von Sandt. 4. Generalgouverneur von Belgien Generaloberst Freiherr von Bissing. 5. Gouverneur der Provinz Limburg Exzellenz Keim.

**Einweihung des Ehrenfriedhofes auf dem Truppenübungsplatz Beverloo (Belgien).**



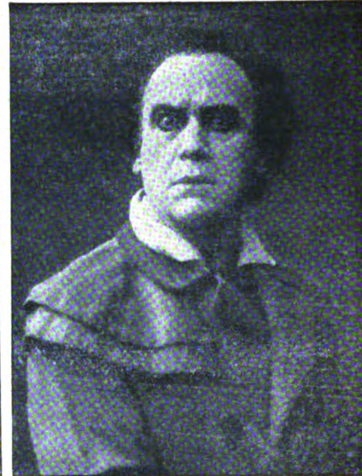


In Rumänien erobertes englisches Panzerautomobil.



**Die Gefangenen der „Emden" in Fort Salvatore auf Malta.**

Eingesandt von der süddeutschen Zweigstelle der „Ehrenbeihilfe für die Marine".



**Ferdinand Bonn**

als Danton in Georg Büchners Drama „Dantons Tod", das im Berliner „Deutschen Theater" neu aufgeführt wurde



**Ein Zigeunerdorf**



**Rumänische Popen.**



**Zigeuner von der rumänischen Grenze.**

## Der Siegeszug der Verbündeten durch Rumänien: Bilder aus den eroberten Gebieten.

# Der Hof in Flandern.

**Roman aus dem Völkerkriege.**

Nachdruck verboten.
18. Fortsetzung.

**Von Georg Freiherr von Ompteda.**



Major von Esserte zog auf seinem Zimmer den Mantel an. Er sollte den Generalleutnant nach Ralinghien, dem Dorf, begleiten, wo nach Sonnenuntergang das Begräbnis der beim Angriff Gefallenen stattfand. Der Divisionskommandeur wollte den Toten im Namen des Vaterlandes selbst den letzten Dank abstatten. Sie waren bei der Division ernst gestimmt, denn die Nachrichten mehrten sich, die darauf schließen ließen, daß der Gegner etwas plane. Wo, schien freilich ungewiß. Man sprach von Armentières, andere redeten von einem Gegenstoß bei Ypern, um sich der drohenden Umklammerung zu entziehn. Man hatte die Möglichkeit ins Auge gefaßt, die Schwesterdivision der Division Greger könne aus der Champagne herübergeholt werden; welche freilich wieder wollten von Umgruppierungen wissen; glaubte man den einen, so würden von Rußland neue Kräfte herüberkommen; nach anderen sollte ein neugebildetes Korps aus der Heimat eingesetzt werden und die Division herausgezogen, die hier, ein taktischer Fremdkörper, zwischen zwei Armeekorps steckte. Einst war dem Generalstabsoffizier, dem Befehlsautomaten der Kriegsakademie, nichts lieber gewesen als Bewegung. Der Generalleutnant wie er, gleichmäßig mit dem Vermögen eines Schnellsichanpassen an veränderte Verhältnisse begabt, schien besonders geeignet zu solchem Hin und Her, das den Scherznamen der Reisedivision gezeitigt hatte. Und nun geriet Major von Esserte mit einem Mal in Unruhe über die Möglichkeit, sie könnten fortkommen. Schon der Gedanke des Korps, der Divisionstab solle nach La Grenouillère zurückgehen, hatte ihn dauernd so erregt, daß er bemüht gewesen war, von seinem General eine Äußerung zu erlangen, er möchte hier bleiben. Für alle Fälle war es gerade Major von Esserte gewesen, der den ganzen Nachmittag die Pioniere angetrieben hatte, so daß ihr Werk, wenn auch noch nicht trocken, so doch vollendet stand. Ja, derart hatte er sich dafür eingesetzt, daß bei ein paar der jüngeren Herren sogar der Gedanke aufgekommen war, der Generalstäbler, den sie doch als Ritter ohne Furcht und Tadel kannten, habe ein wenig die Nerven verloren.

Es war etwas daran. Die Ruhe dieses selbstsicheren Mannes war erschüttert durch eine Frau, an die er dachte in jedem unbeschäftigten Augenblick. Er fühlte sich umgeworfen in seinem ganzen Wesen, unstet, unsicher im Entschluß, glücklich und unglücklich zugleich. Er hatte, ehe er hinüberging die Toten zu begraben, Lätitia noch einmal sehen wollen, dann wieder war es ihm in seiner empfindlichen Seele, als beginge er an jenen ein Unrecht, die für ihn, für sie alle ihr Leben gelassen hatten. Zu dem Ernst der Stunde paßten nicht Liebeständelei, Hirtenflöten und Harfenklang. Und doch wieder warf es ihn um, nichts von ihr zu wissen, denn hier nutzte er nicht die Gunst der Stunde, sondern es ging um sein Lebensglück.

Er schnallte eben den Gurt mit dem Revolver um, setzte den Helm auf und zog die Handschuh an, als ein Klopfen klang. „Herein“ sagte er erstaunt. Rennhöfer klopfte doch anders? Lätitia schlüpfte herein. Sie sah sein unwilliges Gesicht, aber sie warf ihm die Arme um den Hals: „Ich warte den ganzen Tag!“

„Ich hatte zu tun.“

„Immer zu tun.“

„Es ist Krieg.“

„Cette terrible guerre!“

Er zog ihre Hände abwehrend sich vom Hals herab: „Aber du darfst nicht zu mir kommen! Das ist leichtsinnig.“

„Ich bin den ganzen Tag allein. Ich abe den ganzen Tag gewartet.“

Er zog unwillig die Stirn zusammen. Sie fragte: „Warum bist du gegangen cette nuit?“

„Lätitia! Ich sage es dir heute abend, wenn ich wiederkomme. Jetzt muß ich fort.“

Die Unbeschäftigte, Gelangweilte begriff ihn nicht: „Wo gehst du hin?“

„Zum Begräbnis.“

Sie ließ die Hände sinken: „Muß denn alles sterben in diesem Kriege! C'est terrible!“

Da rührten sich in dem Unbewegten die Nerven: „Haben wir ihn gewollt?“

Das lebhafte Temperament ihres Volkes zuckte in ihr auf: „Wer hat den Krieg erklärt? Le ‚Kaiser‘!“

Jäher Zorn schüttelte ihn, Zorn über sich, Zorn für sein Vaterland: „Wenn man nachts allein auf der Straße geht und ein halbes Dutzend Strolche lauern einem auf, dann wartet man nicht, dann greift man zuerst an.“

Ihre Augen blitzten: „Et la Belgique?“

Er wurde bleich, küßte kalt ihre Hand und sagte ruhig: „Ich muß fort.“

Sie aber, plötzlich gewandelt, klammerte sich an ihn. Er fühlte ihren Körper beben, wie sie bat: „Pardonne moi! Je t'en prie! Pardonne moi! Wirst du kommen?“

Überwunden antwortete er: „Ich komme!“

Sie küßten einander, dann ließ er sie hinaus. Unten wartete schon der Generalleutnant. Es war das erstemal, daß der Generalstabsoffizier der Division zu spät kam. Aber der General schien nichts davon zu merken. Sie schritten bedächtig durch den Park, denn eine bestimmte Stunde war nicht festgesetzt, nur ruhig sollte es draußen sein, damit nicht noch bei dem Begräbnis neue Menschenleben in Gefahr kämen. Die Sonne stand noch am Himmel, nun es dem Frühjahr entgegenging. Durch die lange, vierfache Baumreihe, die zu der kleinen Kapelle führte, fielen schräg die Sonnenstrahlen, so daß es bei dem augenblendenden Wechsel zwischen Licht und Schatten war, als schritten sie längs eines Gitters hin. Der General, rechts, wendete den Kopf ab von dem störenden Flimmerspiel zu seinem Begleiter und erzählte, wie es seinem Sohn ginge, etwas, das ihn immer zu beschäftigen schien. Er sprach von dem Nachschub an Offizieren und Mannschaften, der in den letzten Tagen eingetroffen war, von russischen Festungen, von Kämpfen am Duklapaß, während der Major schwieg, noch aufgewühlt in seiner Seele. Über dem Gespräch waren sie zu der kleinen Kapelle gekommen, durch deren zu Schießscharten ausgebrochene Wände das rote Licht der sinkenden Sonne glühend fiel und auf dem Kalkstaub des Bodens blutige Flecken malte. Man sah das ganze armselige Innere, denn die Tür fehlte. Vielleicht schloß sie jetzt einen Unterstand, vielleicht schützte sie als Schrapnellbrücke, dachgleich über einen Graben gelegt und mit Erde bestreut, deutsche Soldaten. Wer mochte es wissen? Links vorn auf dem freien Feld trauerte die zerschossene Mühle, deren Flügel noch immer ausgespannt lagen, als hätte eine gewaltige Libelle sich auf dem Trümmerhaufen niedergelassen. Rechts vor ihnen zeigten sich die sonnenbrandumlohten Häuser von Ralinghien, dem Dorf. Sie beschleunigten die Schritte, die Bahn entlang, die über das Dorf zur Yperner Straße und nach Opendaele führte. Granaten hatten die Schienen aufgebogen, daran die Schwellen noch schwebend hingen. Auf dem Gleis wuchs dürres Gras, und den ganzen Schienenweg entlang lagen verlassene, durch den Regen verwaschene englische Schützengräben, in denen noch Patronengurte, Konservenbüchsen oder etwa der Schaft eines zerbrochenen Gewehres trauerten. Wo die Gräben verschüttet waren, mochten unter der Erde wohl Sikhs und Gurkas von ihrem fernen Sonnenlande träumen, Iren von der grünen Insel, Schotten von ihren Seen, Engländer von gestörter Weltherrschaft. Die Häuser am Dorfeingang, allein ein niedriges Ziegelerdgeschoß, bedeuteten nichts mehr als ausgebrannte Schuttstätten, mit dem Wappen des Landes: Estaminet. Nur dieses schien überall erhalten, während aus den Trümmern verbogene Eisenstangen, Türstöcke, Fensterläden ragten. In verlassenen Häusern, das Dach nur noch ein Fischgerippe ziegelloser Balken, die Decken durchgekracht, die Mauern eingebogen, die Fenster gläserlos, jammerten blind einst metallfroh leuchtende niedrige Eisenöfen, Schenktische standen umgestürzt, Rohrsessel, lahm und schief, allerlei zerschmetterter Hausrat krönte Trümmer und Splitterhaufen von Gläsern, Tellern, von allem, das einst atmende, essende, fröhlich trinkende Menschen gebraucht hatten. Feldgraue hier und dort nahmen Stellung vor dem General. Wo eine Seitengasse abging, deuteten Wegweiser das Brigadestabsquartier, das Regiment, die Ortskommandantur, Opendaele, Belvoorde, die Yperner Straße. Welche hingen nieder, flügellahm vom letzten Schrapnell. Der Mitte des Dorfes entgegen waren die Häuser weniger versehrt. Dort standen alte Leute, trübselig, tatenlos: das mochten die Staes sein, die Dubruc, Père Groche, die Vandamme. Dort sah man einen Ochsen kindlich abgemalt auf dem Ladenschild von Henri Verbeke, dem Fleischer. Das alte Weib im weißen Häubchen, das da, mit krummem Rücken auf einen Stock gestützt, in der Haustür stand, war es vielleicht Mère Coelestine?

Das Brigadestabsquartier, das ansehnlichste Gebäude des Ortes, mit städtischen Balkonen, steilem französischem Schieferdach, tiefen Fenstern, holzverschalt, da die Scheiben längst der Lufterschütterung nachgegeben hatten, war an der ganzen Straßenseite von Schrapnellkugeln durchsiebt. Man sah den rückwärts in den Garten hinausgebauten Unterstand, in dem Herr de Battaignies so reich verpflegt worden war. Major von Esserte rief einen Grenadier an, der in gestrickter Wolljacke am Unterstand beschaulich seine Pfeife rauchte: „Herr General hier?"

„Herr General ist schon zum Soldatenfriedhof gegangen, Herr Major!"

Aus den Schrapnellspuren der Häuser konnte man die Himmelsrichtung deuten. Die östliche Schauseite war zerfleischt, wie wenn einer mit grober Spitzhacke Fresken unter spätem Verputz hat freilegen wollen. Die westliche zeigte kaum ein Kugelloch, nur bisweilen einmal ein ganzes Zimmer bloßgelegt durch eine irrende Granate. Man hatte die Kelleröffnungen mit Sandsäcken, Balken, Erde verbaut, an wichtigen oder bestrichenen Stellen Ziegel, Sandsackmauern errichtet. Die Einwohner steckten den Kopf aus zerklirrten Fenstern, aus Kellerluken blickten verwahrloste Kinder. Leute standen auf der Straße umher, schmutzig, kümmerlich gekleidet, in großen Holzschuhen, die Weiber mit wirrem Haar, alte Männer, verschwitzte Tücher um den Hals: ein elendes, nicht ohne eigne Schuld in Stumpfheit und Arbeitscheu verkommenes Volk. Die ganze Dorfzeile hinauf sah man welche stehen, von der sterbenden Sonne rötlich bestrahlt, die Hand gegen die Blendung vor den Augen, wie sie hinausschauten,

denn daß die Boches ihre Toten begruben, wußten sie alle.

Major von Esserte rief ein paar Burschen scharf an, die, beide Hände in den Taschen, mit krummem Rücken keine Anstalt trafen, den Weg freizugeben. Das junge belgische Gesindel machte böse Gesichter, Raubtieren gleich, unter die der Bändiger tritt. Als aber der Generalleutnant, immer liebenswürdig, grüßte, zogen sie die schmierigen englischen Kappen.

Die Sonne sank hinter jene Bodenwelle, die Ralinghien von Belvoorde schied, und ihre Sonnenstrahlen fuhren in Bündeln empor, als ob Scheinwerfer den Himmel absuchten. Der brannte in rotgelbem Feuer, zu Violett sich wandelnd, in gebrochenen Farben getönt, sterbend zu nächtlichem Grau.

Seitwärts, wo die Bahn den Ort streifte auf ihrem Wege nach Opendaele, ragten Kreuze hinter letzten Trümmerhäusern. Alte Weiber stampften hier umher, nicht anders als auf Friedhöfen daheim. Auch ein paar junge Frauen, ein Kind auf dem Arm, Kinder an Hand und Schürze, hatte die Neugier hergeführt. Als der General vorüberschritt, grüßten sie mit armselig geduckter Freundlichkeit. Kleine Mädchen hielten die Hände hin: „Charité." Aber der Major wies sie zur Ortskommandantur: dort würden sie Essen bekommen, war es doch die große Wandlung, die zauberhafte Rückkehr zu Urzeiten, daß Geld hier draußen, wo es keine Ware zu verkaufen gab, nicht mehr bedeutete als ein wertloser Haderlump und Fetzen. Zwischen den Gräberreihen waren die Wege sorgsam mit hellem Kies bestreut und auf jedem Hügel Blumen und auf jedem Kreuz der Name und unter jedem Namen Tag und Ort. Zwischen den Gräbern standen die Feldgrauen, deren liebster Ruheaufenthalt der Friedhof war, der einzige nicht verwüstete Fleck dieses zerstörten Ralinghien. Sie ergingen sich hier draußen wie in Anlagen und im Stadtpark der Heimat. Sie hatten diese Kreuze selbst gezimmert, selbst in ihren freien Stunden bemalt. Sie hatten diese Gräber bepflanzt, sie jäteten Unkraut, begossen, schützten armselige Blümlein gegen Fröste. Täglich brachten sie Verbesserungen an, wer weiß, vielleicht einmal für sich? Drähte wurden gezogen, Gitter schmiedete man, Ausbläser versenkten sie als Schmuck in die Erde. Ein Zaun lief weit hinaus: Platz wurde noch gebraucht, denn hier würden noch viele stumme Gäste erscheinen. Der Feldgrauen Erinnerungen webten um dieses Erdenstück, und mancher hielt wohl hier stille Zwiesprache mit der abgeschiedenen Seele eines Kameraden, den er erst im Kriege kennengelernt, mit dem er ein halbes Jahr gewohnt, im Unterstand geschlafen, im Graben gelegen und gekämpft. Der vielleicht neben ihm gefallen war, dem er noch das Blut gestillt und im Sterben die Abschiedshand gedrückt, den letzten Auftrag vernommen, nur die Adresse, an die der Kamerad schreiben sollte: „Gestern starb den Heldentod fürs Vaterland . . ." Den er rückwärts getragen, dem er das Grab geschaufelt, den rohen Sarg gezimmert, den Hügel getürmt.

Hier, wo alles der Kameraden Werk war, saßen auch jetzt ein paar von den Leuten auf frischen Gräbern, spielten mit den feuchten Schollen, darunter der Kamerad lag, standen auf, als ihr Divisionskommandeur vorüberschritt, und drängten ihm nach, denn am Ende der langen Gasse warteten die Toten.

General von Flurschütz mit seinem Adjutanten grüßte mit förmlicher Verbeugung, dann meldete Oberst von Verzehl, der schon lange schief dagestanden, um mit seinem einen Auge die Ankunft der Exzellenz zu sehen. Der dienstfreien Offiziere Hände waren im Winkel an die Mützen gehoben, dahinter hingen die der Mannschaft langgestreckt herab. Der Generalleutnant sagte den Feldgeistlichen beider Konfessionen ein paar Worte, dann trat er unter die Leute und drückte solchen, die der Oberst auszeichnend

gerufen, die Hand, der Oberst, der am liebsten jeden seines Regiments vorgestellt hätte. Major von Esserte bat leise den Regimentsadjutanten, ihm den Sarg des Hofschauspielers zu zeigen. Der Oberleutnant flüsterte zurück: „Wir hatten nur Holz für die Offiziere, die Säbeltragenden und ein paar Leute. Major Rennhöfer hat es uns vom Sägewerk geschickt. Aber es reichte nicht. Ich habe Nummern drangebunden."

Wie nun die Sonne völlig gesunken war, sah man draußen am Westhimmel eine matte Helle steigen, die gleich einem Blinkfeuer immer wieder erlosch: der Gegner leuchtete das Reich der Mütter ab. Gegen Ypern zu blitzte es von Mündungsfeuern, dumpfer Kanonendonner rollte herüber.

Neben den frischen Gräberreihen lag der alte Friedhof von Ralinghien. Trotz der einsetzenden Dämmerung sah man noch hell die Grabmale ragen: prunkvoll wilde Bauten, bisweilen Gartenhäuschen gleichsam auf den Gräbern, und überall, oft an hohen Schaugerüsten aufgebaut, jene entsetzlichen, hutschachtelgleichen Behälter, unter deren Glasdeckeln Glasperlkränze zeigten, wie reich man des Toten gedacht und wie sparsam zugleich, denn dieser schmähliche Ersatz konnte nie welken. Manche dieser Abscheulichkeiten war von Geschossen zersplittert. Perlen blinkten und krachten am Boden. Kreuze lagen umgeworfen, Grüfte aufgedeckt: ein Granattrichter ließ in der Tiefe einen gesprengten Sarg, etwas Entsetzliches wie Sterbekleid und zersetzten Menschen erraten, gnädig undeutlich gemacht vom sinkenden Dunkel.

Oberst von Verzehl wandte schief den Kopf zum Feinde hinaus, wo der Himmel flammte und zuckte, und fragte, ob Exzellenz den Beginn der Feier beföhle, denn nun würde wohl Ruhe sein. Sie traten an die Reihe der Gefallenen: helle Särge aus rohem Holz, dunkle Bündel mit dem Namenzettel, dessen weißes Papier leuchtete in der einbrechenden Nacht. Die Särge wurden hochgehoben; Knüppel hatten sie durch die Zeltbahnen gesteckt. So trugen sie die arme, liebe Last. Die beiden Feldgeistlichen schritten hinterdrein. Es folgte die hochragende Gestalt des Generalleutnants, vom Brigadekommandeur, vom Oberst begleitet. Dann kamen die Kameraden. Sie hatten keine Musik. Doch der Regimentsadjutant setzte ein: „Es ist bestimmt in Gottes Rat". Und nun schwebten vor dem langen Zuge die Särge, mit ein paar Kirchendecken überworfen, aus der Sakristei der zerstörten Kirche von Ralinghien, dem Dorf. Wie sie befehligt hatten beim Angriff, wurden sie getragen: Voran der Hauptmann, ein Oberleutnant, der Leutnant, Offizierstellvertreter, Feldwebel, Vizefeldwebel, Unteroffiziere, Grenadiere. Sie waren alle dahin. An den Stangen, auf den Schultern pendelten dunkle Körper schwer, tief am Boden. In dem neuen Ackerland der flandrischen Erde, das sich umzäunt hinausstreckte, immer frischen Menschendung aufzunehmen, setzten sie ihre Lasten ab. Den Hauptmann an seiner Grube allein. Die Leutnants mitsammen. Welchen hatten sie ein gemeinsames Bett gegeben. Am Ende der Reihe lag ein Grab nicht so tief wie die andern, denn die Leute, die harte Arbeit gehabt, waren nicht fertiggeworden.

Während die Offiziere, die Leute sich um die Gräber stellten, von der hohen Gestalt des Generalleutnants überragt, sagte der Regimentsadjutant leise zu Major von Esserte: „Der letzte draußen, das ist er."

Die Feldgeistlichen, ein großer im Bart und der kleine, runde, der François, den Knecht, begraben hatte, segneten die Toten ein, während an der ganzen Front draußen die Lichter zuckten. Sie redeten nicht Worte der Gewohnheit. Sie, die täglich mit den Leuten verkehrten, den Leuten, stündlich vom Tode bedroht und nun mit dem Tode vertraut, da sie Tür an Tür mit ihm wohnten, fanden Worte reiner Menschlichkeit. Die einfachen Männer in ihren verbrauchten Felduniformen traten näher an die Generale heran, scharten sich um ihren Oberst, eine Familie, in einem Rocke vereint, dem Ehrenkleid des Königs, in einem Dienste gebunden, dem des Vaterlandes, für das jene, die da ruhten, ihr Leben hatten lassen müssen. Das etwa sagten die Feldgeistlichen. Dann sanken die Särge der Reihe nach hinab, an Heuriemen und Stricken, von den Bauern entlehnt, an Furagierleinen irgendeiner Kavallerieordonnanz. Man nahm die Zettel von den Zeltbahnen. Neben der Gruft am Boden wurde ein Steinchen daraufgelegt.

Während der Generalleutnant mit lauter Stimme Abschiedsworte nachrief, flammte hell der Himmel, und zwischen den Gräberreihen drängten mehr und mehr Leute heran. General von Flurschütz, der nicht gern redete, überließ den zweiten Nachruf dem Regimentskommandeur: es wäre auch zu spät, zu dunkel geworden. Schon konnte man kaum mehr des Obersten Züge unterscheiden, der dicht an das große Grab trat. Wie bei allem Erschütternden der Erde Zufälligkeit peinlich drohen kann, stand Oberst von Verzehl bei seinem geringen Sehvermögen so dicht an der finsteren Grube, daß schon die Erde niederbröckelte unter seinen Füßen und der Regimentsadjutant, ängstlich zum Zugreifen bereit, die Hand hob. Der Oberst redete von jenen, die er fast jeden einzelnen gekannt, wie jeder einzelne ein ganzer Mann gewesen sei. Er sprach — sie waren meist Reservisten — von Frau und Kind, von ihrer, von aller Heimat, daß mancher Kopf tief niedersank.

Schon verschwammen die Gesichter in der Nacht. Nur wenn es aufleuchtete da vorn, sah man die dichtgedrängten Schattenrisse der Gestalten. Major von Esserte war die Reihe hinuntergeschritten bis zum

letzten flachen kleinen Loch. Als er zu sprechen begann, konnte man nicht mehr erkennen, wer da redete. Nur wenn es blitzte an der Front, sah man unter dem Helm Augengläser spiegeln: „Kameraden! Jene sind gefeiert worden, die den Heldentod beim Angriff erlitten: Euer Hauptmann, die Offiziere, die vielen, vielen tapferen Grenadiere. Unsere Freunde sind sie, voll jener großen Liebe, von der es in der Schrift heißt, es sei kein Größerer, als wer sein Leben lasse für seine Freunde. Erlaubt mir auch ein Wort diesem nachzurufen, hier mir zu Füßen, der nicht unter ihnen war, der vorher gefallen ist bei jenem zähen Warten, Postenstehen, Spähen und Lauern, auf jener Wacht für unser großes, liebes, herrliches Vaterland, auf der wir hier seit Monaten stehen. Ich stand an seiner Seite, als er fiel. Ich hätte es sein können. Er ist es gewesen. Deshalb spreche ich zu euch. Unser Kamerad hat gewiß oft auf den Brettern das Sterben gespielt. Nun ist er wundersam erhöht über all sein Tun in Friedensjahren. Wundersam erhöht über uns alle, die wir noch hier unten stehen. Als er mit seinen schönen blauen Augen glücklich hinausgesehen in die Friedenswelt, wäre es ihm vielleicht hart gewesen zu scheiden. Hier in der Not des Vaterlandes ging er kurz und selig. ‚Kein schönerer Tod ist in der Welt, als wer vorm Feind erschlagen.‘ Daran laßt uns immer alle denken, die wir hier vorm Feinde stehen. Nur an das. Wir wollen all unser Sinnen darauf richten, uns nicht ablenken zu lassen von unserem Ziel, wollen in diesem fremden Lande vergessen, was hinter uns lag, nicht rechts, nicht links blicken, nichts anknüpfen und nichts erwerben, sondern immer nur an das denken: unser Vaterland sieht auf uns, sieht auf jeden von uns, der dadurch, mag er noch so einfach und bescheiden sein, wächst, denn seines ganzen Landes Augen sind auf ihn gerichtet. Eines jeden Arbeit ist gleich wichtig, gleich nötig für das Vaterland. Und wir wollen die Pflicht einlösen gegen unser Vaterland. Wir wollen derer mit unseren Waffen gedenken, die unsere Kameraden hier in die Grube gesandt. So wollen wir, und fände uns auch einmal eine schwache Stunde, nur an eines denken: an den Sieg, den Sieg über sich selbst, den Sieg über die dort vorn!“

Er wandte sich nach Westen, wo eben Leuchtraketen stiegen. Und als gelte es eine Ehrensalve für die Toten über das Grab, flammte am äußersten Friedhofsende der Lichtschein eines platzenden Geschosses auf, krachte ein naher Donner.

Alles fuhr herum. Die Feldgrauen, Mützen und Helme in der Hand, reckten die Hälse. Feuerschein flammte irgendwo, deutlicher als je am Tage und brach aus dem Boden. Glühende Zünder flogen, ein unerbetenes Feuerwerk, am Himmel hin. Es surrte, schwirrte, Eisen- und Steinsplitter flogen.

Der Generalleutnant befahl: „In die Unterstände!“

Während Ziegel krachten, Balken splitterten, Bretter brachen, Staubsäulen das gelbrote Licht der Granaten verfinsterten, klangen Befehle. „Trab!“ rief der Oberst. Dann wandte er sich bitter zu der Reihe der offenen Gräber: „Nicht einmal die Toten lassen sie uns bestatten!“

„Sie wissen nicht, wobei wir sind!“ sagte General von Flurschütz, und während sie davoneilten, fügte er hinzu: „Und wenn sie's wüßten, täten sie's erst recht. Hier in die dicken Massen rein, das fleckt!“

Sie strömten zurück über Gräber, Wege, Umzäunung und Bahn. Die bärtigen Barbaren nahmen kleine Mädchen und Buben, die nicht so schnell laufen konnten, den erschrockenen Müttern ab. Die Toten blieben allein. Gegen die offenen Gräber standen beim Feuerschein, in dem der Himmel nun dauernd flammte, die Kreuze.

Oberst von Verzehl trieb seine Leute in die Keller. Als alles verschwunden war, rasten nur er und sein Adjutant, sein vierter, auf der Dorfgasse umher und bedrohten jeden, der den Kopf heraussteckte. Einen Knaben, der neugierig, von gewissenloser Mutter nicht bewacht, mitten auf der von Feuerschein und Granatenplatzen erleuchteten Straße stand, nahm er beim Kragen und warf ihn in einen Hausflur, daß das Kind anfing zu brüllen, als wollte es das Krachen der Geschosse übertönen.

Hinter den Generalen schmetterte es in ein Haus. Als sie sich umblickten, sahen sie noch, wie die ganze Wand sich umlegte und polternd, schüttend über die Straße fiel. Im Unterstand der Brigade klang der Fernsprecher. Ein englischer Angriff drohe. General von Flurschütz wollte nach Belvoorde zur Gefechtstelle hinaus. Auf der Straße standen die Grenadiere. Aus den Häusern kamen immer neue hinzu. Sie marschierten ab, durch den Geschoßschleier hindurch, in Gruppen verteilt, daß nicht ein Treffer alle würfe.

Generalleutnant Greger eilte mit Major von Esserte an der Kirchenmauer und an des Herrn von Battaignies Höfen vorüber. Hinter ihnen wies ein brennender Hof als Fackel den Weg. Während sie über das Feld eilten, der dunkeln Baumgruppe der Ferme zu, krachte es drüben wie Ziegelgepolter, daß der General sagte: „Die schöne Allee! Jetzt haben sie glücklich auch die Kapelle kleingekriegt!“

Auf der Yperner Straße blitzten die Entladungen in einer Schnur, gleich einer Reihe blinkender Straßenlaternen, und Opendaele flammte. Als sie den Hof betraten, der feierlich still dalag, hell wie zu einem Fest erleuchtet, kam ihnen Major Rennhöfer entgegen: „Gott sei Dank, Exzellenz! Wir waren wirklich schon besorgt. Drüben im Dorf muß es ja nett gewesen sein. Wir haben es von hier gesehen. Opendaele,

die Kapelle, die Mühle, die ganze Yperner Straße, Belvoorde ist belegt wie noch nie. Exzellenz wissen, daß alarmiert ist. Leider ist das kleine Munitionsmagazin in Belvoorde in die Luft gegangen. Exzellenz, ich habe die Franzosen in den Keller geschickt. Auch die Leitungen schon unten anschließen lassen!"

Der General zog ruhig seine Handschuhe aus: „Weshalb? Ist denn hier . . . ."

„Exzellenz, wir haben schon 11 Granaten in den Park gekriegt! Freilich mehr nach La Grenouillère zu."

Major von Esserte sagte wie vor sich hin: „Dort ist's eben auch nicht ruhiger!" Dann fragte er: „Sind die Damen wirklich in Sicherheit?"

Major Rennhöfer lachte: „Ich habe meine ganzen Schafe in den Pferch zusammengetrieben. Das war schwer. Mademoiselle Claire hatte das Gebetbuch vergessen. Papa Battaignies wollte noch seinen Schal holen!"

„Und Madame de Beaucourt?"

„Die wollte überhaupt nicht runter. Sie behauptete, ob sie umkäme oder nicht, wäre ihr ganz gleich."

„Aber sie ist unten?"

„Jawohl, mit Decken, Essen, Jeanne, Nicolette, Scholastique, Stephani, Margot, Madame Germallevoit. Nur der „Marechal-des-Logis", Monsieur Blaise, ist zum Deubel. Wahrscheinlich ausgerissen. Na, er wird schon irgendwo festgenommen werden."

In dem Augenblick schmetterte es auf der anderen Hausseite, und die beiden Offiziere huschten hinein. Major Rennhöfer sagte: „Nun geht's los!"

XIII.

Die Keller waren geräumig; die Ferme Ralinghien hatte, wie Major Pedröhl gesagt, wirklich etwas von einer alten Festung. Herrn de Battaignies und seinen Damen war es möglichst bequem gemacht worden. Die Schwestern hatten einen abgeteilten Raum bekommen neben ihrem Vater, und zwar jenen, der vom Hofe aus noch einiges Licht erhielt. Dort war gegen Sprengstücke eine Sandsackmauer vorgebaut. Oben im Arbeitszimmer der Offiziere hatte man die Karten der verschiedenen Kriegschauplätze von den Wänden genommen, die Aktenkoffer heruntergebracht; die Fernsprecher waren jetzt im Keller angeschlossen. In allen Ecken häuften sich schnell zusammengeraffte Gegenstände. Graue Hauptmanns- und Leutnantskoffer mit Namen und Charge standen da, Mäntel lagen umher, Sättel, Halfter, ein ganzes Pack von Säbeln, denn seit dem Grabenkriege trug keiner der Herren die alte Waffe mehr. Helme waren darüber aufgebaut. In der Eile hatte jeder etwas aus seinem Zimmer zu seiner Bequemlichkeit zusammengerafft. Am Boden standen auf einem Einlegebrett des Eßtisches Waschbecken; Wäsche lag gestapelt. Und noch immer nur einzelnes heruntergeholt. Jedesmal, wenn das Feuer näherzukommen schien, rief Major Rennhöfer die Leute zurück, bis es ruhiger geworden sei.

Major von Esserte blickte, wie er es draußen bei seiner unterbrochenen Grabrede gesagt, nicht links noch rechts. Oberst Bach, der Stabchef des Korps, tauschte mit ihm seine Meinung über die an der ganzen Front vermehrte Artillerietätigkeit, die vielleicht die Hauptstelle eines etwaigen Angriffs verschleiern sollte. Meldungen kamen von der Brigade Flurschütz, wo es am unruhigsten zu sein schien, von der Brigade Golm, deren Abschnitt weniger unter Feuer stand. Der Generalleutnant saß ruhig rauchend seinem Generalstabsoffizier gegenüber am Tisch und sah die Niederschriften vom Fernsprecher durch, die ihm gereicht wurden. Auf dem Rücken seiner scharfen Nase schaukelte ein Hornkneifer, und immer blickten die weitsichtigen Adleraugen, wenn er etwas fragte, bei gesenkter Stirn über den schwarzen Rand des Glases. Da sie alle rauchten, der Stil der 347. J.-D., war bald in dem niedrigen Keller so dichter Qualm, daß Major Rennhöfer, der nur ab und zu, der Gesellschaft halber eine Zigarette anzündete, anfing zu husten und die Möglichkeit eines Rauchabzuges mit Vizewachtmeister Fiedler besprach. Sie suchten die trockenen und kahlen, dunklen Keller möglichst wohnlich zu gestalten. Die Burschen und Ordonnanzen waren bei der Arbeit, Verschalungen herzurichten. Im Anbau hatten sie dazu Türen ausgehängt und Wandschränke herausgerissen. Ab und zu blickten wohl einmal die Arbeitenden mit gerunzelter Stirn vom Tisch auf wegen des Lärmes beim Hämmern, aber was bedeutete das gegen das Donnern, Schmettern, Krachen der englischen Granaten, die in den Hof von Flandern fielen. Es war nicht ein Streufeuer, wie es einst hier und da in den Park geschlagen, es blieb nicht mehr bei jenen „zwei Lagen" vom letzten Mal, nein, nicht anders als eine planmäßige Belegung konnte man es nennen. Jedesmal, wenn es oben in das Dach schlug, ging die Erschütterung durch alle Mauern. Am stärksten, als ein Teil des Dachgerippes zwischen jene Sandsackmauer, die Splitter von den Kellerluken abhalten sollte, und die Hauswand stürzte. Dem Krachen und Brechen von Balken, dem Aufstoßen mit hellem Singen der Balkenenden folgte der rasselnde Donner niederprasselnder Steine, dem ohne Ende ein Schütten, Rollen, Poltern, die Wände hinab, bis es rieselnd erstarb. Man hatte die Öffnungen mit Stroh und Matratzen verstopft, da sie aber eingedrückt wurden, mühten sich nun die Soldaten, dort Bretter vorzuklemmen und sie mit Hölzern und Stangen zu verspreizen. Sägen knirschten, Hämmer klangen. Allmählich entstand eine Reihe von Verschlägen, immerhin ein paar der Offiziere mußten im gleichen Raum schlafen.

(Fortsetzung folgt.)

# Flachsbau in Flandern.

Von Dr. M. Liebold. — Hierzu 9 Aufnahmen.

Unter den Kulturpflanzen, deren Anbau in Deutschland in neuerer Zeit mehr und mehr in Vergessenheit geraten war, und deren Bedeutung als wichtige Rohstofflieferanten weiten Kreisen des Volkes erst durch den gegenwärtigen Weltkrieg wieder in schmerzlicher Weise in Erinnerung gebracht wurde, nimmt der Flachs eine führende Stelle ein. Wohl hat auch in Deutschland einmal der Flachsbau in hoher Blüte gestanden. Das war im 15. und 16. Jahrhundert. Aber dann hat der verheerende Dreißigjährige Krieg diese wie so manche andere Blüte im deutschen Garten vernichtet oder doch schwer geschädigt. Seitdem hat sich der Anbau des Flachses in Deutschland nie wieder recht erholt.

Der flandrische Flachsbau, von dem hier die Rede sein soll, blickt auf eine nicht minder alte Geschichte zurück wie der deutsche, hat sich aber bis heute in hoher Blüte erhalten. Die Fruchtbarkeit des Bodens, die besonderen Eigenschaften des Leieflüßchens als Röste und die in Jahrhunderten gesammelten Erfahrungen über den Anbau und die technische Verwertung des Flachses haben eine glänzende Entwicklung dieses Erwerbzweiges zur Folge gehabt. Auch ist der flandrische Flachsbauer nicht in den Fehler verfallen, mit der sich mehr und mehr entwickelnden Maschinentechnik in Wettbewerb treten zu wollen. Er hat das Verspinnen des Flachses im Haus längst aufgegeben und überläßt es den weit billiger und moderner arbeitenden Spinnereien. Auch das „Spulen" und ferner das Weben auf Handwebstühlen wird nur noch vereinzelt ausgeübt. Im allgemeinen beschränkt sich der flandrische Flachsbauer auf die Herstellung von Schwingflachs, wenn er es nicht vorzieht, auch diese Arbeit den großen Flachsbearbeitungsanstalten in Kortryk zu überlassen und bereits den Strohflachs an den Händler zu verkaufen, eine kluge Beschränkung, die der Entwicklung des Flachsbaues nur förderlich gewesen ist.

Nicht überall in Flandern ist der Flachsbau in gleicher Stärke vertreten. Aber je mehr man sich von Osten her, etwa im Brüssel—Kortryker Zug, der Grenze von Westflandern nähert, desto häufiger springen die hellgrün gefärbten Flächen der Flachsfelder, lebhaft abstechend von dem meist dunkleren Grün der Umgebung ins Auge, und nicht weit hinter dem freundlichen Landstädtchen Oudenaarde tritt der Zug in das eigentliche Flachsbaugebiet ein, das sich jenseit der Provinzialgrenze fortsetzt und in der Gegend von Kortryk seinen Mittelpunkt hat.

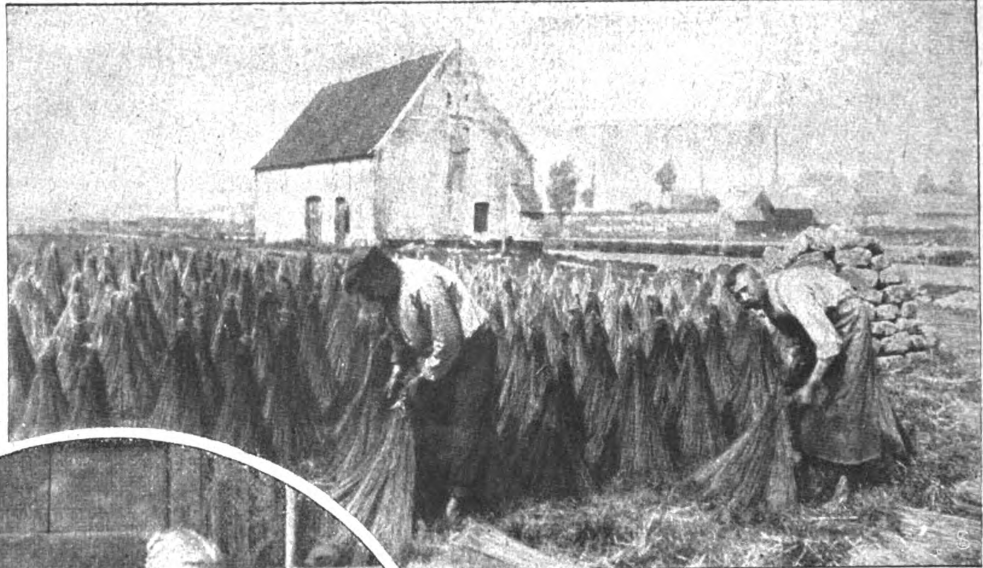
Der Flachsbau und die technische Bearbeitung des Flachses erfordern viel Sorgfalt, Mühe und Erfahrung. Der Boden wird schon im Herbst vorbereitet. Im Frühjahr, bis zum April, erfolgt dann die Aussaat. Die lebhaft grünen Pflänzchen schießen rasch empor, mit ihnen aber oft auch allerhand gefürchtetes Unkraut (vor allem Hederich und Disteln), das „ausgejätet" werden muß. Frauen und Mädchen rutschen dabei in loser Kette über das Feld und reißen das Unkraut aus dem Boden. Dabei tragen sie zum Schutze gegen die Sonne große Strohhüte oder eigenartige, sehr malerisch wirkende weiße oder bunte verhüllende Kopftücher. Die Pflanzen wachsen nun schnell in die Höhe, wobei der Bauer durch Gaben von flüssigem Dünger (Jauche) nachhilft. Bald bilden sich die feinen, zartblauen Blüten. Das blaue Meer eines blühenden Flachsfeldes übt einen ganz eigenartigen Reiz auf den Beschauer. Nach dem Verblühen setzen die runden Samenkapseln an, in denen sich die länglich flachen, glänzenden Samenkörner, die „Leinsaat", bildet. Nach und nach färbt sich der Stengel zeisiggelb, und damit hat die Pflanze ihre volle Ausbildung erreicht. Der Bauer schreitet zur Ernte. Es ist nicht etwa das Bestreben des Flachsbauers, ein möglichst dickstengeliges Flachsstroh zu erzielen. Er legt vielmehr Wert auf lange, dünne Stengel; denn diese ergeben bei der Verarbeitung feine und doch haltbare Fäden.

Ist der Flachs gerauft, so richtet sich seine weitere Behandlung danach, ob er als „Strohflachs" direkt in den Handel gebracht oder ob er von dem Flachsbauern selbst weiterverarbeitet werden soll. Im ersteren Falle stellt man die Stengel auf „Kapellen" zum Trocknen nebeneinander und verkauft ihn dann an den Händler. Will dagegen der Bauer, wie das in Ostflandern noch stellenweise üblich ist, die Verarbeitung selbst übernehmen,

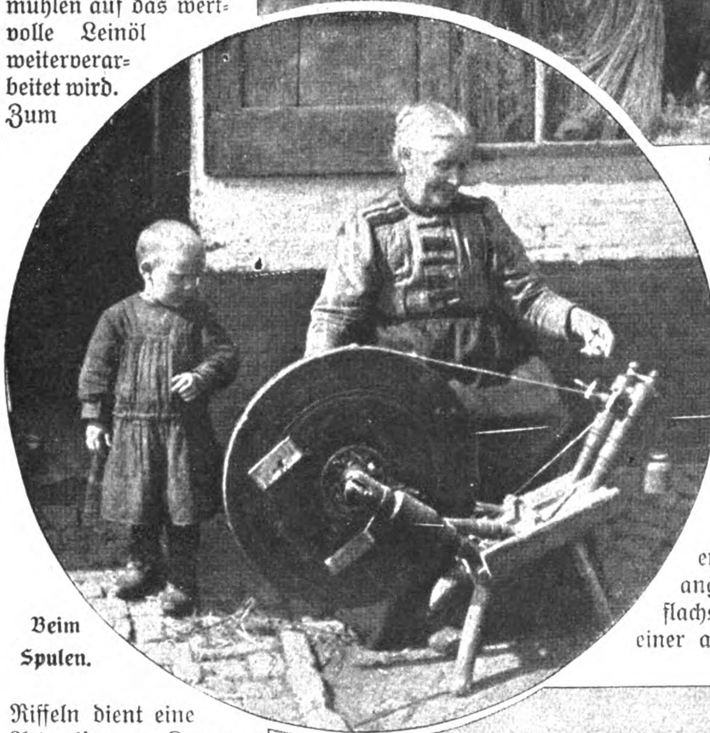


Ausjäten des Unkrauts im Frühjahr.

so wird der Flachs nach dem Raufen sogleich in Bündel gebunden und eingefahren, um „geriffelt", von den Samenknoten befreit zu werden, wobei als wertvolles Nebenprodukt die Leinsaat gewonnen wird, die entweder für die kommende Aussaat Verwendung findet oder in den Oelmühlen auf das wertvolle Leinöl weiterverarbeitet wird. Zum



**Aufstellen des gerösteten Flachses auf Pyramiden**
(zum Trocknen) an der Lys bei Kortryk.



**Beim Spulen.**

Riffeln dient eine Art eiserner Kamm mit eng aneinandergereihten Zinten, die wohl die dünnen Stengel, nicht aber die dicken Samenkapseln durchgleiten lassen. Die Samenknoten werden getrocknet und zur Gewinnung der Leinsaat ausgedroschen.

Der entknotete Flachs wandert, wieder in Bündel gebunden, in die „Röste". Das „Rösten" des Flachses hat den Zweck, eine leichte Trennung des Bastes, also der faserigen Bestandteile, von den holzigen Teilen des Stengels zu ermöglichen. In den Kleinbetrieben dient als Röste ein beliebiger Teich oder Wassertümpel, in dem die Flachsbündel wagerecht übereinandergeschichtet und durch Steine unter Wasser gehalten werden müssen. Der Röstprozeß ist beendet, sobald sich bei einer Probe Bast und Holzteile leicht und glatt trennen lassen. Der Flachs („Röstflachs") wird aus dem Wasser genommen, auf kleine Kapellen gestellt und getrocknet. Oder aber der Röstprozeß wird im Wasser nicht ganz zu Ende geführt und durch die „Tau-" oder „Feldröste" ergänzt. Diese kann auch als selbständiges Verfahren angewandt werden. Sie besteht darin, daß der Strohflachs in dünner Schicht auf einem Stoppelfeld oder einer abgeernteten Wiese ausgebreitet und einige Wochen



**Einbringen des Flachses zum Rösten.**

lang der wechselnden Wirkung von Tau, Sonne und Regen ausgesetzt wird. Das Endprodukt ergibt bei der Weiterverarbeitung eine stark grau gefärbte Faser, den sogenannten Blauflachs, während der in der Leie, also in fließendem Wasser geröstete Flachs eine viel hellere Färbung zeigt.

In der Kortryker Gegend wird nicht nur der an Ort und Stelle gebaute Flachs verarbeitet, sondern auch noch viel ostflandrischer, auch russischer und holländischer. Der Strohflachs wird zunächst ausgedroschen, wozu man sich nicht des Flegels, sondern einer Art Hämmer bedient, die eine große Ähnlichkeit mit Fußbodenschrubbern haben. Mit ihrer Hilfe werden dann gleichzeitig die Samenknoten entfernt und zerkleinert, so daß die Leinsaat gewonnen wird. Der ausgedroschene Flachs wird gewöhnlich gegen eine Abgabe pro 100 kg zum Rösten verdingt. Das am meisten angewandte Verfahren ist das Rösten in der Leie (Lys,) einem Nebenflüßchen der Schelde.



Flachsernte.



Riffeln des Flachses.

Die Leie bildet gewissermaßen die Lebensader der flandrischen Flachsindustrie. Ihr langsam dahinfließendes Wasser ist unübertroffen in seiner Wirkung bei der Röste, ohne daß bisher mit Sicherheit festgestellt wurde, worin eigentlich die Ursache dieser spezifischen Eigenschaft, die so viel bedeutet, liegt.

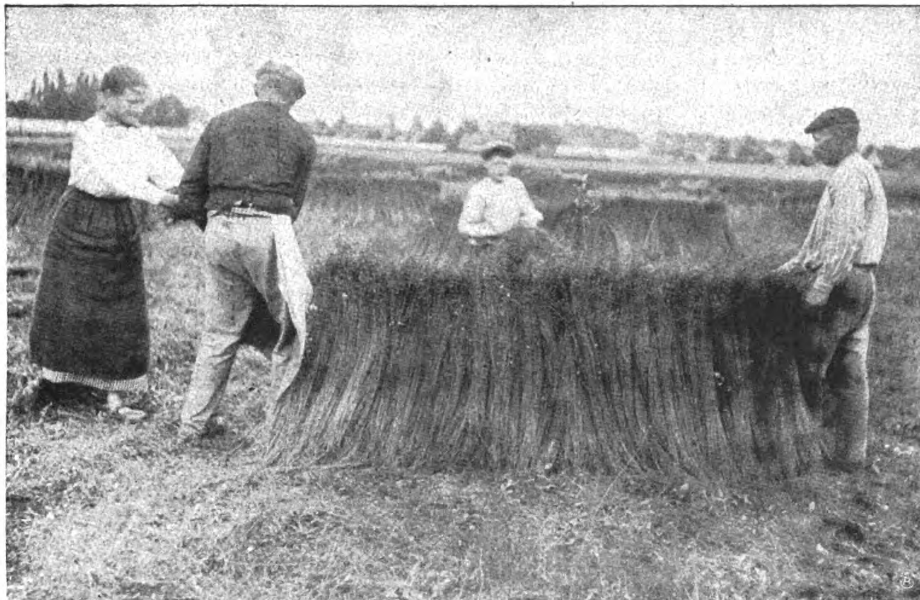
Diesem althergebrachten Röstverfahren gegenüber steht ein anderes, das erst in neuerer Zeit in Aufnahme gekommen ist: die Warmwasserröste. Gemauerte, oben verdeckte Bassins sind mit Wasser gefüllt, das durch eine Dampfanlage ständig auf einer Temperatur von 35° gehalten wird. In diesen Bassins verläuft natürlich der Röstprozeß rascher als in dem kälteren Leiewasser.

Ist das Rösten beendet und der Röstflachs getrocknet, kann das Verarbeiten auf „Schwingflachs", das „Schwingeln", beginnen. Diese Arbeit bezweckt die Trennung der holzigen Bestandteile von der Faser. Die Flachsbauern verwenden beim Schwingeln zwei einfach

gebaute Maschinen. Die eine, die „Knickmaschine", besteht im wesentlichen aus zwei aufeinanderlaufenden und ineinanderlaufenden großgeriffelten Walzen, die durch eine Kurbel mit Handantrieb in Drehung gesetzt werden und den dazwischen gelegten Röstflachs derartig brechen und quetschen, daß bereits eine Lockerung des Zusammenhanges zwischen Bast- und Holzteilen als Anfang erfolgt. Diesen Vorgang zu vollenden und die in einzelne Stücke gebrochenen



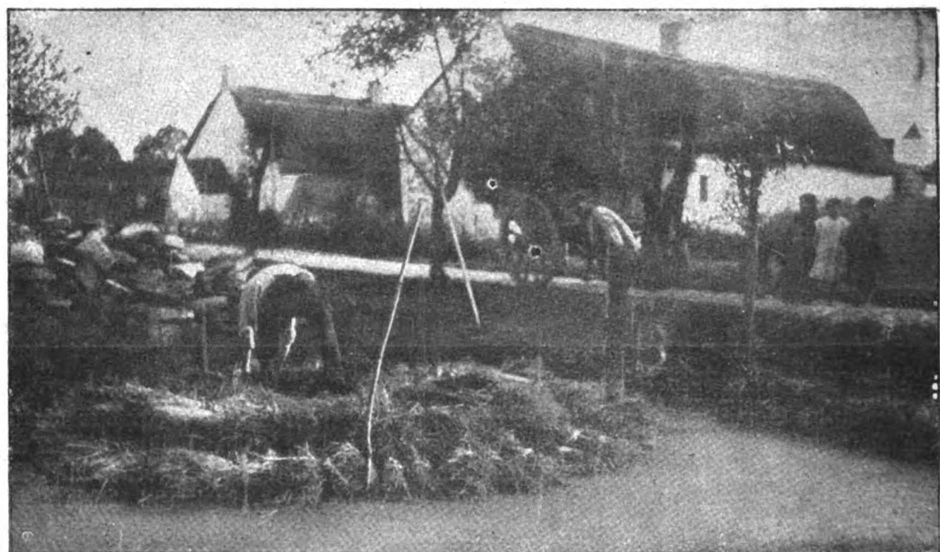
Ausdreschen des Flachses.



Aufstellen des Grünflachses zum Trocknen.

holzigen Teile aus der Faser zu entfernen, ist die Aufgabe einer zweiten Maschine, der „Schwingmühle". Diese besorgt das eigentliche Schwingeln. Ein senkrecht befestigtes Brett hat einen Ausschnitt, durch den der Schwingler eine Handvoll Röstflachs steckt. Parallel zu dem aufrecht stehenden Brett läuft ein großes Schwungrad, das in gewissen Abständen mit breiten Schlagleisten versehen ist. Diese bearbeiten, wenn das Rad in Drehung versetzt wird, den durch den Spalt des Brettes hängenden Flachs und entfernen so die holzigen Teile. Der Antrieb erfolgt durch zwei Holzhebel.

Das weitere Reinigen des Schwingflachses, besonders die Trennung von dem minderwertigen Werg, ist Sache der Spinnereien, die in den flandrischen Städten, so z. B. in Gent und Ronse, zahlreich vorhanden sind. Diese reinigen und verspinnen auf ihren modernen Maschinen die Fasern zu Garn, das in den ver-



Rösten des Flachses in stehendem Wasser.

schiedensten Fadenstärken hergestellt wird. Das Garn liefert in seinen feinsten „Nummern" das Material zu den berühmten „Brüsseler Spitzen", in seinen mittleren und gröberen Sorten mehr oder minder seine Leinwand, die in den vielen Webereien Flanderns hergestellt wird.

Zum Schluß noch ein Wort über den Flachssamen, die Leinsaat. Soweit sie nicht als Saatgut für die nächste Feldbestellung erforderlich ist, wandert sie in die Oelmühlen, die aus ihr das Leinöl gewinnen. Das Leinöl wiederum ist das Ausgangsmaterial für zwei andere wichtige Industrien geworden: Die Firnis- und Linoleumfabrikation. Nebenher erzeugt man aus den Preßrückständen die sogenannten Oelkuchen, die ein sehr geschätztes Viehfutter bilden.

# Helden.

Skizze von Charlotte Gräfin Rittberg.

Im Klinikgarten troff der Regen von den Bäumen; die Rinde schimmerte glänzend schwarz von der Feuchtigkeit, die kahlen Zweige reckten sich in grotesken Verrenkungen zum grauen Winterhimmel auf. Dohlen fielen mit plumpem Flügelschlagen in die Wipfel, wiegten sich und schüttelten das beperlte Gefieder, daß die Tropfen sprühten. Der Rasenfleck sah aus wie ein halbvermodertes Stück Zeug, mißfarben braun, faserig, zerschlissen. Man hatte die Bänke von den Wegrändern entfernt; wo ihr Gestell sich zuvor tief in den weichen Boden eingegraben hatte, bildeten sich nun Wasserlachen, die trüb aufblinkten, wenn ein hellerer Schein flüchtig zwischen den jagenden Wolken hervorbrach.

Sie stand am Fenster und starrte in die trübselige Dämmerung hinaus. Sie lehnte die Stirn an das kühle Glas; die Scheibe beschlug von ihrem heißen Atem.

Von der Regenrinne tropfte das Wasser mit eintönigem Singsang in ein kleines, steinernes Becken; man konnte es bis in die Stube hinein hören, und es begleitete taktmäßig wie das Ticken einer Uhr die stoßweisen Atemzüge des Kranken. Es war etwas Unbarmherziges in diesem unerschütterlichen Gleichmaß, zwischen dem die Seufzer des Leidenden hin und her zu flattern schienen wie gehetzt.

Jenseit des Hofes im kleinen Gartenpavillon brannte die Lampe im Schreibzimmer; milchig bleich wand sich ihr Licht in breiten Ringen durch den Nebel; zuweilen glitt der Schatten einer Hand über den helleren Schein und versank — marklos sah das aus, müde und welk. Und doch: wie fest packte diese Hand, klammernd, gebietend. Der dort am Arbeitstisch saß, Krankenjournale um sich gebreitet, Tabellen und Broschüren, und Blatt um Blatt mit steilen, sparsamen Schriftzügen bedeckte — wie hatte der in ihr Leben gegriffen, in nüchterne Formen gepreßt und gemeistert, was jung und toll in ihr aus allen Schranken brechen wollte! Im Gleichmaß besonnen stiller Tage ging sie nun Jahr um Jahr an seiner Seite, beschirmt, beschenkt wohl auch — und doch nicht reich. Waren ihrem Wunsch nicht Welten einst zu eng gewesen? Hätte es Kerzen genug gegeben, die Säle ihrer Freude zu durchstrahlen? Wo klang der Schrei stolzer Taten, dem sie lauschen wollte; wo rauschten die Standarten des Ruhmes, dem sie Krone und Lohn sein wollte mit ihrem erhöhten Selbst? Wo schluchzte das unbeugsame Herz geheimstes Weh, dessen Tränen sie trocknen wollte mit der hinströmenden Glut ihrer Seele?

Der Mann dort bei der Arbeit, der gab ihr nicht, denn er nahm nicht von ihr. Der große Arzt, der den zehrenden Qualen körperlicher Gebresten Halt gebieten konnte, fragte nicht nach der Not, die sie im Innersten zerrieb. Hatte er das stürmische Kind in sein pflichtengraues Dasein verpflanzt, um das brennende Herz zu verschütten, wie man Herdglut mit Asche deckt, bis sie erstirbt? Hatte er sie wie ein Spielwerk am Wege gefunden und mitgenommen, in müden Stunden den zerstreuten Blick an dies bunte, fremde Ding zu hängen? Und nun war diesem Blick schon längst der flüchtige Glanz süßer Erwartung entwichen; wenn er den Schleier kühler Aufmerksamkeit einmal abwarf, dann wurde er weit und schwer — wundersüchtig wurde er! Um Gott, sie war nicht blind; sie sah — sah, wie das zerfurchte unjunge Gelehrtenantlitz ein so seltsamer Rahmen wurde für die suchenden Augen, sah, wie es sich schärfer grub, sich in sich selbst verkroch, und wie die grauen Augen sich wieder stählern und spitzig auf das Nächste, Kleinste, Täglichste richteten, wenn sie nur Wunsch und Fernensehnsucht auf ihren Zügen fanden.

Und sie entwand sich ihm doch, dem Alltag, dem niedrigewachsenen, ärmlichen. Und fand den Aufschwung auf dem engsten Weg, den der enge ihr gewiesen. Fernher wehte der Krieg in ihre klösterlichen Mauern; die Frau des Arztes trug das Kleid der Pflegerinnen. Und nicht zum Spiel. Sie hatten die Klinik zum Lazarett erweitert, die Verwaltungsräume in das leerstehende Gartenhaus verlegt; Raum war geschaffen, die Arbeit verdoppelte sich und wollte schlicht und streng verrichtet sein.

Das war ihr Stolz, daß er ihre helfenden Hände nicht zu tadeln vermochte; daß die hingerissene Glut ihrer Seele sie nicht lässig machte und nicht abzog von der Sorgfalt im kleinen, dem scheinbar Nichtigen. Daß er — dem keine Schwester in der Klinik genügen konnte — sie mehr und mehr heranzog zu allen härtesten Aufgaben, zu allen mühseligsten Pflegen, zu allen Proben selbstlosester Geduld. Meinte er, dies sei die Umkehr, der Abstieg in die Entsagung, das Vergraben in Enge und Nüchternheit? Wußte er nicht, wie weit ihr das Gefängnis ihres Lebens wurde an diesen Betten, auf denen Helden mit der Vernichtung rangen? Wie flutend und gewaltig die Wärme ihres Willens sich ausströmen konnte in der Selbstvergessenheit niederster Dienste an diesen Tapferen, die ihr den Atem großer Tat und heiliger Überwindung hertrugen aus der Ferne heroischer Erlebnisse . . . . .

Vor ihr verschleierte die sinkende Nacht den letzten trüben Ausblick auf die triefende Nässe draußen. Die Lampe im Gartenhaus erlosch; die Ampel im Vorsaal schimmerte flüchtig auf und verschwand hinter der Tür, die sich schloß. Gleichgültig wandte sie sich ab, zog die Vorhänge zusammen und tastete sich zum Bett, auf dem der Kranke nun regungslos lag. Seine Hände brannten

wie entzündete Glut; sein Atem zitterte wie das hilflose Seufzen eines Kindes. Das Haar, das der Verband an den Schläfen freiließ, war feucht von der Fieberhitze, die sich von Minute zu Minute zu steigern schien.

Sie fühlte, wie ihr die Augen heiß wurden; hier litt sie mit dem Leidenden wie nie zuvor. Sie hatte sterben sehen — Erschöpfte, die dem Schlaf entgegenwelkten, und Daseinshungrige, die den Schrei der Empörung noch auf den erkalteten Lippen trugen; Männer, die in Sorgen nicht Ruhe fanden, und solche, die in sich selbst verschlossen still hinübergingen. Auf diesem selben Bett hatte sie Freundesaugen zugedrückt einem, der stumm und zart ihr Inneres ertastet und in ein paar Sterbetagen ihr die Fülle eines reichen Lebens wie durch Schleier gezeigt hatte. Und immer war sie aufrecht weitergegangen, neuen Pflichten, neuem Erlebnis, neuem Heldentum entgegen; erstarrt in einem Erstaunen — so dünkte es sie zuweilen — und so, als suche sie in lauter Fremdem vergeblich das eigene; so, als gingen diese Toten alle gespenstisch mit ausgestreckten Gabenhänden an ihr vorüber, und ihr gebräche die kindliche Gebärde, hinzunehmen, gläubig zu empfangen.

Aber vor diesem Knaben, der litt wie ein Kind und duldete wie ein Mann, zerbrach ihre Fassung. Als sie ihn brachten, zerfetzt schier von Wunden, einen Aufgegebenen, dem sie keinen Tag mehr gönnen wollten, hatte es aufgeschrien in ihr — sie wußte nicht wie; sie hatte ihn gebettet, ihn versorgt, war bei ihm geblieben; ihr Dienst im Saal war stillschweigend anderen Händen übertragen worden; sie hatte es erst gemerkt am anderen Abend, als der Arzt am Bett stand zur selben Stunde wie tags zuvor bei der Aufnahme.

Da hatte sie zu ihrem Mann aufgeblickt; es war wie ein Aufwachen.

„Er lebt ja noch!"

„Ja."

„Du!"

„Geh schlafen. Du bist seit sechsunddreißig Stunden im Dienst."

„Ich kann nicht hier fort. Ich habe Furcht."

„Geh; ich löse dich ab."

Sie fühlte noch die dumpfe Abwehr auf ihrem Gesicht. Und seine Ruhe.

„Es geschieht nichts."

Er weckte sie selbst vor Morgengrauen. Sie mußte wieder wachen, damit er Schlaf fände.

Und wieder der Stolz in ihr: nur sie.

Der Knabe-Kämpfer war noch immer Sieger. Drei Tage und Nächte hatten sie ihn so dem Leben neu errungen. Und immer noch lauerte die würgende Sterbenot neben ihm — kam ihre Stunde?

Das nicht; nur das nicht! Diesen konnte sie nicht hergeben. Diesen einen nicht!

All ihre Sehnsucht, voll von Nichtbegreifen und süßem Wünschen, klammerte sich an dieses wehverzerrte Kinderantlitz, auf dem der erste Bartflaum sproß.

Sie hatte die kleine Nachtlampe neben dem Bett entzündet. Wie das Licht durch den grünen Seidenschirm fiel, grub es die Schatten unter den halbgeschlossenen Augen noch tiefer; schmal und scharf sprang der feine Bogen der Nase aus dem eingesunkenen Gesicht; die Fieberflecken auf den Wangen glühten unnatürlich wie Schminke auf einem Totenantlitz.

Sie saß da und starrte auf den Kranken nieder wie auf ein grauenvolles Bild. Hilflos und voll ohnmächtiger Empörung.

Hinter der Tür, die zum Saal führte, kamen Schritte ganz nah. Die Klinke knirschte unter dem Druck einer öffnenden Hand. Dann gab es noch einen Aufenthalt. Stimmen hin und wieder.

Die Frau fühlte, wie Spannung sie plötzlich versteinte. Die Angst, die sie ganz erfüllte, schnürte ihr den Atem ab; sie empfand sich selbst wie einen körpergewordenen Hilfeschrei. Und stand stumm.

Aber wie nun der Arzt hereintrat, die Tür schloß und mit seinen stillen Schritten an das Bett kam, nach dem Kranken griff und hantierte mit der beherrschten Freiheit seiner gesunden Glieder, überkam sie ein schwindelndes Gefühl, als müßte sie diesen Ruhigen, Gleichmütigen hinabstoßen in alle Abgründe des Leidens, das den jungen Helden in seinen Sterbekissen zerriß, und mit seinem kühlen Blut erkaufen, was sie so teuer dünkte.

Sie stand, die Hände um die Lehne ihres Stuhles verkrampft. Der Arzt sah auf.

„Rette ihn!"

Kein Wort sonst.

Durch ihr fiebriges Hirn schoß eine Erinnerung an letzte Mittel, die die versagende Herztätigkeit über Krisen hinweg aufrecht hielt. Sie hatte hier längst angewandt, was irgend sie wußte.

Aber sie las in seinen Augen, daß er noch hoffen konnte — wollte — — Wollte? — — —

Ganz langsam kroch ein eisiges verirrtes Zittern an ihr empor.

Ihr war, als schlössen die suchenden, jäh geweiteten Augen dort drüben ihr Inneres auf wie einen Schrein — und als bräche da ein morsches, buntgemaltes Gefüge plötzlich über leerem Nichts zusammen — — häßlich — oh, so arm und häßlich — — und nichts — — —

Ihr Denken zerflatterte. Leere — Leere . . . .

Ihre Stirn sank still auf ihre Hände, und ihre fordernde Stimme zerbrach in wimmerndem Weinen.

„Rette ihn . . . ."

Der Arzt beugte sich über den Kranken; nach einer Weile sagte er, ohne aufzublicken: „Hilf mir."

Stunden saßen sie stumm zu seiten des Bettes.

Dann ging der Arzt hinaus. Man hörte ihn auf dem Gang der Nachtschwester Anweisungen geben.

Der Kranke schlief mit leisen Atemzügen, als die Ablösung kam; befriedigt nickte die Pflegerin der Frau des Arztes zu.

Die ging über den Flur an der Treppe vorbei, die zur Wohnung führte, bis zur Hoftür und trat hinaus. Im Gartenhaus brannte wieder die Lampe auf dem Schreibtisch.

Sie schritt über den regennassen Hof in den Pavillon hinüber. Sie wankte vor Müdigkeit. Unbeirrt tastete sie sich durch den verdunkelten Vorsaal und kam in das Arbeitzimmer; noch nie hatte sie es um diese Zeit betreten.

Der Arzt saß über Bogen und Bücher gebeugt; im grellen Lampenschein sah sein Gesicht zerfurcht und alt aus, wie er es ihr entgegenhob; nur seine Augen leuchteten; ihr war, als sähe sie durch sie hindurch köstliche, nie gekannte Jugend . . . . .

Zart strich sie über seinen ergrauten Scheitel.

„Gönnst du dir keine Ruhe? Denk auch an dich selbst, du! Geh schlafen, komm . . . ."

Und lächelnd, weise und süß, wie eine Mutter: „Unser Junge schläft auch!"

Schluß des redaktionellen Teils.




# Asbach „Uralt"

## alter deutscher Cognac

Weitere beliebte Marke: Asbach „Privatbrand"

Brennerei: Rüdesheim am Rhein.

Verkaufsstelle für Oesterreich: Kaiserlich Königliche Hof-Apotheke, Wien I., K. K. Hofburg.




Das Grabdenkmal des Generals v. Emmich auf dem Engelsohder Friedhof in Hannover.

Ausgeführt nach einem Entwurf des Stadtbaurats Paul Wolf.

**Wybert**
**TABLETTEN**

schützen bei Wind und Wetter vor Erkältungen und lindern Husten und Katarrh. Als durstlöschendes Mittel leisten sie unschätzbare Dienste. Senden Sie daher Ihren Angehörigen an die Front Wybert-Tabletten. Diese sind unseren Kriegern eine hochwillkommene

**Liebesgabe**

Feldpostbriefe
mit 2 oder 1 Schachtel Wybert-Tabletten kosten in allen Apotheken und Drogerien Mark 2.– oder Mark 1.–

**Stuhlverstopfung — Stuhlträgheit**

Ursachen, Folgen und gründliche Beseitigung dieser Leiden ohne schädliche Abführmittel. Diesbezügliche belehrende Broschüre von Dr. med. Coleman gegen Einsendung von 30 Pfennig in Briefmarken für Unkosten.
**Puhlmann & Co., Berlin 217, Müggelstrasse 25a.**

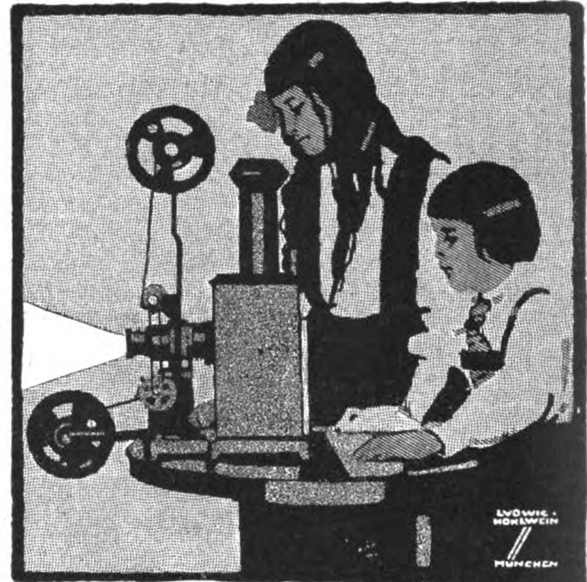



**Sanabo** D.R.P. Neues Instrument zur sichern u. schmerzlosen Behandlung von Harnleiden

Ohne Berufsstörung. In Krankenhäusern, Lazaretten, Kliniken im Gebrauch. Schnellster Erfolg auch bei hartnäckigen Fällen. Prospekt durch „Sanabo“ G.m.b.H.

**„Sanabo“** Heilanstalt für Harnleiden Berlin W. Bülowstr. 12 pt.
Ärztl. Leiter: Sanitätsrat Dr. Paul Wolff.
Sprechst.: 12-2, 6-8. Sonnt. 11-1. Fernspr.: Lützow 9604
Besondere Wartezimmer für Damen.

**ERNEMANN**




**KINOPTIKON**

Preiswerter **Schüler-Kinematograph** mit Einrichtung für Laterna-Magika-Bilder. Spielend leicht zu bedienen, völlig ungefährlich im Gebrauch. Auch für verwundete und genesende Krieger die beste Unterhaltung an langen Winterabenden. Preisliste kostenfrei.

**HEINR. ERNEMANN A.G. DRESDEN. 150.**
Photo-Kino-Werke. Optische Anstalt.

**Briefmarken**
Auswahlen nach Fehllisten.
Vorzugspreisliste gratis.
Paul Kohl, G.m.b.H., Chemnitz 33 W.

**Damenbart**
Bin gern bereit anzugeben, wie lästige Haare durch ein unschädliches Verfahren **dauernd** zu beseitigen sind. Frau **F. Ulke, Köln-Nippes 44, Neusserstr. 171.**

**Mitesserjäger**
beseitigt in 1 Minute **Hautfettglanz** und **Mitesser**, Pickel, Sommerspross., großporige, höckerige u. löcherige Haut meist über Nacht oder in wenigen Tagen. **Er macht eden Teint zart, weiß u. rein.** Preis 2.50 M. exkl. Porto. **Hortense de Goupy, Berlin-Halensee 5,** Bornstedter Str. 3.

**Ein wertvoller Mitarbeiter**

der fortlaufend über den Bedarf der staatlichen und kommunalen Verwaltungen sowie privater Unternehmungen berichtet, der die Ansichten berufener Vertreter des deutschen Erwerbslebens über unsere Wirtschaftspolitik wiedergibt, der wichtige kaufmännische, gewerbliche und technische Erscheinungen bespricht, die amtlichen Ausschreibungen und Bekanntmachungen enthält, ist das Zentralorgan für staatliche und kommunale Wirtschaftspolitik und für das gesamte Lieferungswesen

**„Der Staatsbedarf“**

Die Wochenschrift ist für 2 Mark vierteljährlich zu beziehen durch den Buchhandel und die Post, in Großberlin auch durch die Geschäftsstellen des Verlages August Scherl G. m. b. H., Berlin.

Die Einzelnummer kostet 30 Pf. Probenummern durch den Verlag.



**Der Mensch** in körperlicher, geistiger und sexueller Beziehung (Entstehung, Entwicklung, Körperbau, Fortpflanzung) wird besprochen in „Buschans Menschenkunde“. 83 Abbildg. Gegen Voreins. von M. 3.— zu bez. von Strecker & Schröder, Stuttgart W

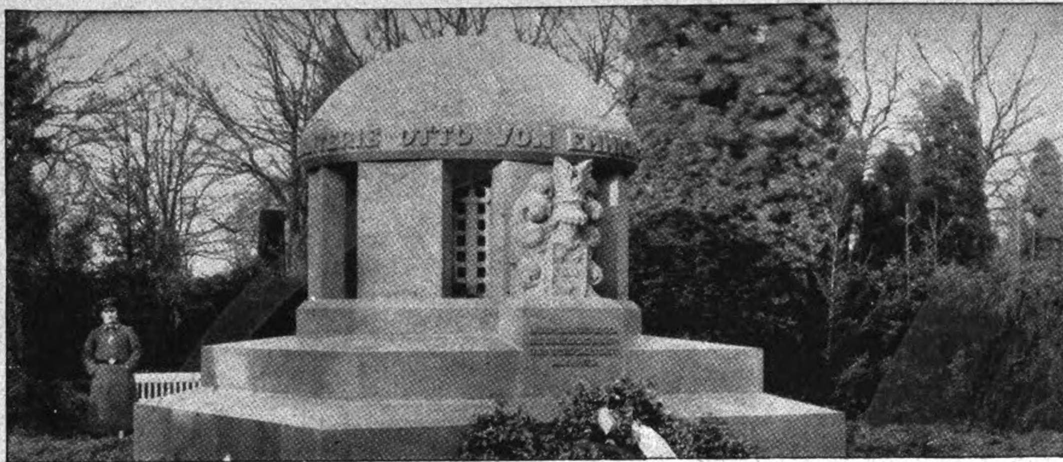
**Gummistrümpfe,**
Leibbind., Gradehalt. u. elektr. App. etc. etc. zu billig. Preis. d. Josef Maas & Co. G.m.b.H., Berlin 82, Oranienstr. 108. Offert. erbeten.

Berl. Briefm.-Zeitg. Probeheft gratis.
**Briefmarken**
Katalog gratis.
Kassa-Ankaufv. Sammlung.
Philipp Kosack & Co., Berlin C2
Burgstr. 13, am Königl. Schloß.




sind von der Aerztewelt aufs beste empfohlen,
entwickeln reichliche Mengen Sauerstoff desinfizieren die Mundhöhle bleichen u. konservieren die Zähne, sind leicht u. schnell löslich u. stellen, in Wasser gelöst, ein vorzügliches Mundwasser dar.

Zu haben in Apotheken und Drogerien
Haupt-Versand-Depot für Berlin u. Umgegend Arcona Apotheke Berlin N.28.
Krewel & Co. ... Köln a. Rhein.



Das Grabdenkmal des Generals v. Emmich auf dem Engesohder Friedhof in Hannover.

Ausgeführt nach einem Entwurf des Stadtbaurats Paul Wolf.

## Verschiedene Mitteilungen.

— Die Kriegsbücherei in Posen erhielt als Spende 3000 Bücher „Mehr Gemüse“, das Buch für Gartenfreunde (Verlag Adler & Co., Erfurt). Dieser ist bereit, noch eine größere Anzahl Exemplare des auf den vermehrten Gemüseanbau hinarbeitenden Buches kostenlos zur Verteilung in Lazaretten und Kriegererholungsheimen auf Anfordern der betreffenden Leiter herzugeben.

## Büchertafel.

Besprechung einzelner Werke vorbehalten. Rücksendung findet in keinem Fall statt.

Horst Bodemer: „Die goldene Frucht“. Berlin. Kronen-Verlag.

Robert Fuchs-Liska: „Hatzicho der Wolf“. Frankfurt a. M. Gebr. Knauer.

Berta Schmidt: „Am deutschen Herd“. Chemnitz. Robert Friese.

Kurt Faber: „Unter Eskimos und Walfischfängern“. Stuttgart. Robert Lutz.

Dr. Adolf Köster: „Mit den Bulgaren“. München. Albert Langen.

„Roter-Kreuz-Kalender 1917“. Berlin. Ferd. Ashelm.

Fritz Withum: „Taschenkalender für Kleingartenbau für 1917“. Karlsruhe. G. Braun.

„Heimatschutz Elsaß“. 11. Jahrgang, 1916. 2. und 3. Heft. Herg. vom geschäftsführenden Vorstand des Deutschen Bundes Heimatschutz. München. Georg D. W. Callwey.

**Annahme von Anzeigen** bei **August Scherl G. m. b. H., Berlin SW. 68,** Zimmerstraße 36—41, und in den folgenden Geschäftsstellen: **Bres'au,** Ohlauer Straße 87, **Cassel,** Königsplatz 53, **Dresden-A.,** Prager Straße 35, **Düsseldorf,** Oststraße 105, **Frankfurt a. M.,** Kaiserstraße 10, **Hamburg,** Neuerwall 2, **Hannover,** Georgstraße 20, **Köln a. Rh.** Wallrafplatz 2, **Leipzig,** Petersstraße 22, **Magdeburg,** Breite Weg 184, **München,** Theatinerstraße 3, **Nürnberg,** Karolinenstraße 51, **Stuttgart,** Königstraße 11. — Der Preis für die viergespaltene Nonpareille-Zeile oder deren Raum beträgt 3,50 Mark, unter der Rubrik „Stellen-Angebote“ Mk. 1.—, unter der Rubrik „Stellen-Gesuche“ Mk. 0,80. — Anzeigen müssen spätestens vierzehn Tage vor dem Erscheinungstage aufgegeben werden. — Chiffre-Briefe, die innerhalb vier Wochen nicht abgeholt sind, werden vernichtet, nachdem etwa darin enthalt ne Originalzeugnisse, Pho ographien usw. den Einsendern zuges elit sind.




Prospekte der nachstehend aufgeführten Inserenten sind kostenlos entweder direkt zu beziehen oder durch das Reise-Auskunfts-Bureau des „Berliner Lokal-Anzeigers". Berlin SW 68. Zimmerstr. 36—41. sowie durch die Geschäftsstellen von August Scherl G. m. b. H. in Berlin und in den größeren deutschen Städten. ferner in Wien u. Zürich

**Die Reihenfolge der einzelnen Inserate gibt keinen Anhalt über Rangverhältnisse der betreffenden Hotels etc.**

### Norddeutschland.

**Bad Polzin** (Moorbad in Pommern). Kaiserbad Sanatorium, physikalisch-diätische Heilanstalt. Sanitätsrat Dr. Hölzl.

### Brandenburg.

**Buckow** Kr. Lebus (Märk. Schweiz). — Sanatorium u. Erholungsheim Waldfrieden. Vorzügliche Verpfleg. Gelegenheit zu phys. diät. Kur. u. ärztl. Leitg. Dtsch. Offiz.-Ver. 1916. Tel. Nr. 55.

**Eberswalde** Dr. Seele's Sanatorium „Drachenkopf" f. Nervenkranke. Innerlichkranke und Erholungsbedürftige

**Wald-Sieversdorf** (Märk. Schweiz). Märk. Sanat. Prosp. durch Leiter u. Bes. Dr. med. Friedrich.

### Westdeutschland.

**Bad Aachen** Palasthotel „Aachener Quellenhof". Eröffnet Juni 1916. Deutschlands vollkommenste Hotelanlage.

**Godeshöhe** bei Godesberg a. Rh., gegenüb. d. Siebengeb., Höh.-Kuranst. f. Nervöse u. Erholungsbed. (Kriegsbeschädigte), m. all. mod. Einricht. Stundenl. gesch. Wälder dir. a. Hause. Prosp. fr.

### Teutoburger Wald.

**Bad Lippspringe** unübertr. gegen Lungen- u. Halsleiden. Arminiusbad Frequenz 8000. Kriegsteiln. Vergünstig. Prosp. d. d. Brunnen-Administration. (Man beachte d. Adresse.)

**Bad Lippspringe** Kurbad a. Teutoburg. Wald. Bahnstation. Kurbrunnen: radioaktive Heilquelle. Bestbewährt bei Lungen- und Halsleiden. Bäder und Inhalationen. — Ermäßigung für Kriegsrekonvaleszenten. — Briefadresse: Kurbad Lippspringe.

**Sanatorium Lippspringe** Priv.-Heilanst., für alle Erkrank. der Atmungsorgane. Eig. mod. Inhalat. Erstkl. komf. Einricht. Prosp. fr. Bes. u. Leit. Dr. Brackmann, Badearzt.

### Mitteldeutschland.

**Bad Wildungen** „Der Quellenhof". bish. "Hotel Quisisana". Vornehmstes Haus. Im Kurpark. Reelle Preise. Das ganze Jahr offen. Prosp. postfr. M. Möbus.

### Sachsen.

**Bad Elster** Sanatorium Geh. S.-R. Köhler. Vorn. Einr.. Moor- u. Stahlbad Zanderinst Diätkuren.

**Bad Reiboldsgrün** i. Vogtl. 700 m. Heilanst. f. Lungenkr. Vorzugspr. f. Offiz. Hofrat Dr. Wolff.

**Leipzig** Hotel Astoria Neu eröffnet. Am Hauptbahnhof.

**Leipzig** Fürstenhof neu erbaut, für längeren Aufenth. bestens geeign. Zim. M. 3.50. mit Bad M. 5.50.

**Radebeul** bei Dresden. Bilzsanatorium Gute Prosp. Heilerf. frei.

**Zöbisch** Haus Vogtld. Ideal. Aufenthalt. f. Erholbed. Hot. u. Villen. Prosp. d. Bad Reiboldsgrün i. V.

### Sächsisches Erzgebirge.

**Aue** i. Erzgeb. San.-Rat Dr. Pillings Sanatorium f. Nervenkranke. Herz-, Magen-, Darmleid., Stoffwechselkr. Hydrotherapie. Diät. Massage. Elektr. Luft-Lichtk.. Heilgymn.. Röntgenkab.

### Harz.

**Benneckenstein** Südharz. 569 m. Sommer- u. Winterkurort. Prosp. frei durch städt. Kurverwaltung

**Schierke** Hotel Waldfrieden, I. R., behagl. Aufenth., solide Preise. Bes. C. Schinke.

**Sülzhayn** Süd-Harz, Sanatorium „Otto Stubbe" für Leichtlungenkranke. Beste Lage im Südharz. Spezialarzt. Prosp.

### Thüringen.

**Tannenhof** in Friedrichroda. Dr. med. Bieling's Sanatorium. Mod. Kuranst. für Herz-, Nerven- und innere Leiden. Erholungsbedürftige.

### Süddeutschland.

**Bad Nauheim** Sanat. Kurh. Walzer. Herz- u. Nerv.-Leid. Tabes. V. 12 M. tgl. an inkl. Bhdlg. Offiziersh. Dr. Walzer.

**Wiesbaden** Hotel Badhaus Goldener Brunnen. Eig. Quelle. Pens. inkl. Bad, Trinkkur, Winterkuren, 7—10 Mark.
Hotel Schwarzer Bock. Bäder v. Kochbrunn., beste Kurgelegenheit. 150 Zimmer. Prospekt.

### Badischer und Württembergischer Schwarzwald.

**Freudenstadt** Hotel Waldlust, I. R. i. herrl. Waldlage. Wintersport. Eig. gr. Milchwirtschaft. Vorzügliche Verpflegung. Prosp. d. Bes. Ernst Luz.

### Bayern.

**Berchtesgaden** Das Kaiserin Auguste-Viktoria-Kurhaus. Tel. u. Brief-Adr. „Kurhaus" Pros. d. d. Direkt.

**Bad Kissingen** Hotel Wittelsbach, best geeignetes Haus für Winterkuren mit allen neuzeil. Vorzügen.

**Mittenwald** 920 m. Familienpension Hoffmann, behagl. Aufenth. f. jede Jahreszeit. a. f. Rekonvalesz., anerk. gute Verpfl., best. empf. Mäßige Preise. el. Licht. Bad Dtsch. Offiz.-Ver. 1916.

**Oberstdorf** 870 m. Neu erbaute Kuranst. f. alle inn. u. Nervenkrank. Beste neuzeil. Einrichtg. Prosp. Dr. Saathoff.

**Partenkirchen**-Kainzenbad Sanatorium f. innerl. Kranke, Nervöse, Erholungsbed., Frauenleid., Moor- u. Mineralbäd. Jahresbetr. Leit. Arzt Dr. Behrendt.

### Schweiz.

**Arosa** 1800—1900 m ü. M. Elektr. Bahn ab Chur. Winterkuren — Wintersport.

Hotel Rhätia u. Villa Germania. Mod. Komf., beste Lage. a. Wald. Dtsch. Haus.
Hotel des Alpes u. Villa Zürrer, erstkl. Familienhaus, sonnig. am Walde.
Alpensonne Dtsch. Hotel. Hygien. erstkl. Komf.. fließ. Wass. i. jed. Zim. Prosp.
Hotel Bellevue, vornehmes Haus, sonnige Lage. Mäßige Preise. Prosp.

**Davos-** Dorf. Neues Sanatorium. Alle hyg. Einricht. Gr. Vestib. Terrasse Bes. M. Neubauer Leit. Arzt Dr. E. Nienhaus

**Davos-Dorf** Sanatorium Guardavae. Vornehme Lungenheilanstalt. Schloßartig gelegen. Prospekt.

Davos-Dorf Bergsanatorium. Haupts. Deutsche. Leit. Arzt Dr. Th. Janssen.

Davos-Dorf, Sanator. Davos-Dorf. Dr. J. Biland. D. ganze Jahr geöffn. Prosp.

**Davos-Platz** Sanatorium Turban. Leit. Arzt Dr. L. v. Muralt, bisher Davos-Dorf. Prospekt.

Sanatorium Dr. Danegger f. Lungenkr. Ruh.. sonn. Lage. Mäß. Pr. Prosp.

**Dolder - Zürich** Waldhaus Dolder. I. klass. Famil.-Pens. u. Hotel. Prächt. erhöhte Lage. Blick a. See. Ruhe.



Druck u. Verlag von August Scherl G. m. b. H., Berlin SW. Zimmerstr. 36/41. — Für die Redaktion verantwortlich: Chefredakteur Paul Dobert, Berlin; in Oesterreich-Ungarn für die Redaktion verantwortlich: B. Wirth, Wien I, Theobaldgasse 17, für die Herausgabe Robert Mohr, Wien I, Domgasse 4. — Für den Anzeigenteil verantwortlich: A. Pieniak, Berlin.

DIE·WOCHE

Nummer 3. Berlin den 20. Januar 1917. 19. Jahrgang.

# Ultima ratio.

Von

## Joseph von Lauff.

Die Hölle sprang auf, und die Welten loh'n . . . !
Entkettet sind Flammen und Sud!
Der welsche Neid und der britische Hohn,
Sie trafen das Reich bis aufs Blut.
Der Friede auf seiner geebneten Bahn
Erstickte im grimmigsten Spott;
Jetzt Auge um Auge und Zahn um Zahn —
So will es der rächende Gott.

So will es der allbefreiende Geist,
Der Deutschland zusammenhält
Und flügelstark die Gaue durchkreist
Vom Rhein bis zum brausenden Belt.
So will es die harte Entsagerin Not,
Die Sorge um Heimat und Herd,
So will es ein stolzes und ehern Gebot . . .
Das Wort nur allein hat das Schwert!

Und der Kaiser fuhr auf, und der Eisengurt klang,
Und sein Auge flammte wie Stahl,
Und über die hehre Stirne sprang
Des Zornes geheiligtes Mal:
„Die versöhnende Hand — sie bietet nicht mehr
Trotz Schlachtenlorbeer und Sieg.
Jetzt vorwärts und weiter, mein strahlendes Heer,
Und bis aufs Messer den Krieg!"

Herr Kaiser — wir hörten's durch Wetter und Sturm
Gesegnet dein zürnendes Wort!
Herr Kaiser — jetzt glorreich von Turm zu Turm
Die Glocken, sie tragen es fort.
Es hören's, die draußen im Felde stehn
Im Donner und Pulverflor,
Es hören's, die lächelnd zum Sterben gehn;
Sie tragen's zum Himmel empor.

Die hören's, die ehrlich in Fron und Pflicht
Die Schollen brechen im Land,
Die unter Tag und beim Grubenlicht
Den Feldgrauen panzern die Hand.
Das darbende Weib vernimmt es zur Nacht,
Ueber Linnen und Nadel gebückt;
Es hört es das Kind, wenn es selig und sacht
Im Traum dir ein Kränzlein noch pflückt.

Herr Kaiser — mag stürmen und brausen, was mag;
Dein Volk hat noch niemals gebebt!
Der rächende Herrgott, er bringt dir den Tag,
Der auf zu den Sternen uns hebt.
Herr Kaiser — der Zorn ist jetzt Tambour im Reich;
Er schreitet vom Memel zum Rhein
Und wirbelt den deutschen Zapfenstreich
In die Herzen der Deutschen hinein.

Der Zorn ist entfesselt auf Leben und Tod,
Er will bis aufs Messer den Krieg;
Er wirbelt hinein in das Morgenrot,
Und jeder Wirbel ist Sieg.
Der Zorn ist entfesselt, und Gott ist mit ihm . . .
Und stürmt es auch Jahr noch um Jahr —
Es bringen doch endlich die Cherubim
Den strahlenden Lorbeer dir dar!



# Inhalt der Nummer 3.





# Die sieben Tage der Woche.

### 9. Januar.

Trotz hartnäckiger Verteidigung der aus dem Bereczker Gebirge in die Moldau-Ebene führenden Täler werden beiderseits des Casinu- und Susitatals verdrahtete, stark ausgebaute Stellungen im Sturm genommen.

In Rumänien dringen die deutschen und österreichisch-ungarischen Truppen weiter nach Norden vor und erreichen den Putna-Abschnitt.

Das englische Schlachtschiff „Cornwallis" wird im Mittelmeer von einem Unterseeboot versenkt.

### 10. Januar.

Nördlich von Focşani gelingt es uns, auf dem linken Putna-Ufer Fuß zu fassen. Zwischen Focsani und Fundeni zwingen wir den geschlagenen Gegner, seine Stellungen hinter der Putna aufzugeben und hinter den Sereth zurückzugehen.

Der russische Premierminister Trepow und der Unterrichtsminister Ignatiew sind zurückgetreten. Zum Premierminister wird Fürst Galitzin und zum Unterrichtsminister Senator Kultschitsky ernannt.

### 11. Januar.

Nördlich Ypern ist ein feindlicher Angriff unter schweren Verlusten für den Gegner abgeschlagen.

Die deutschen und österreichisch-ungarischen Truppen erringen im schwierigen Gebirgskampf zwischen Uz- und Susitatal weitere Erfolge.

### 12. Januar.

In der Sumpfniederung zwischen Braila und Galatz drängen wir den Russen weiter gegen den Sereth zurück. La Burtea wird genommen.

Die Antwortnote der Ententemächte an Präsident Wilson wird veröffentlicht. Es heißt in ihr: Die Ziele der Alliierten sind bekannt; denn sie sind wiederholt von den Führern der einzelnen Regierungen bekanntgegeben worden, sie können nur in Einzelheiten formuliert werden mit Angabe von sämtlichen rechtmäßigen Vergütungen und Entschädigungen für erlittene Verluste, wenn der Augenblick für Verhandlungen da ist. Aber die zivilisierte Welt weiß, daß sie alles Notwendige umfassen: Wiederherstellung von Belgien, Serbien und Montenegro mit der ihnen gebührenden Entschädigung, Räumung der besetzten Gebiete Frankreichs, Rußlands und Rumäniens mit angemessener Entschädigung, Reorganisation von Europa auf der Grundlage des Grundsatzes der Nationalitäten, das Recht für alle Völker, große wie kleine, auf eine vollständige Sicherheit der wirtschaftlichen Entwicklung . . . Gefordert wird ferner Zurückerstattung von Provinzen oder Gegenden, welche den Alliierten früher durch Gewalt oder gegen den Wunsch ihrer Bewohner genommen wurden, Befreiung von Italienern, Slawen, Tschechen, Slowenen von fremder Herrschaft, Befreiung der Völker, die unter der mörderischen Tyrannei der Türkei seufzen, und Verbannung des Ottomanischen Kaiserreiches, welches sich der europäischen Zivilisation so vollständig fremd zeigte, aus Europa. Der Proklamation des russischen Kaisers hinsichtlich Polens ist es kaum nötig, etwas hinzuzufügen.

Kaiser Wilhelm erläßt einen Aufruf: An das deutsche Volk. Unsere Feinde haben die Maske fallen lassen. — Erst haben sie mit Hohn und heuchlerischen Worten von Freiheitsliebe und Menschlichkeit unser ehrliches Friedensangebot zurückgewiesen. In ihrer Antwort an die Vereinigten Staaten haben sie sich jetzt darüber hinaus zu einer Eroberungsucht bekannt, deren Schändlichkeit durch ihre verleumderische Begründung noch gesteigert wird. — Ihr Ziel ist die Niederwerfung Deutschlands, die Zerstückelung der mit uns verbündeten Mächte und die Knechtung der Freiheit Europas und der Meere unter dasselbe Joch, das zähneknirschend jetzt Griechenland trägt. — Aber was sie in dreißig Monaten des blutigsten Kampfes und des gewissenlosesten Wirtschaftskrieges nicht erreichen konnten, das werden sie auch in aller Zukunft nicht vollbringen. Unsere glorreichen Siege und die eherne Willenskraft, mit der unser kämpfendes Volk vor dem Feind und daheim jedwede Mühsal und Not des Krieges getragen hat, bürgen dafür, daß unser geliebtes Vaterland auch fernerhin nichts zu fürchten hat. Hellflammende Entrüstung und heiliger Zorn werden jedes Mannes und Weibes Kraft verdoppeln, gleichviel, ob sie dem Kampf, der Arbeit oder dem opferbereiten Dulden geweiht ist. Der Gott, der diesen herrlichen Geist der Freiheit in unseres tapferen Volkes Herz gepflanzt hat, wird uns und unseren treuen, sturmerprobten Verbündeten auch den vollen Sieg über alle feindliche Machtgier und Vernichtungswut geben.

Wilhelm. I. R.

### 13. Januar.

Nordwestlich von Braila stürmen türkische Truppen den Ort Mihaela. Von der russischen Besatzung werden 400 Mann gefangen. Der Rest, welcher zu entkommen versucht, ertrinkt im Sereth.

### 14. Januar.

An der Bahn Braila—Galatz wird der Ort Vadeni genommen.

### 15. Januar.

Zwischen Casinu- und Susitatal sowie bei Fundeni werden starke russische Angriffe abgeschlagen.

# Fürsorgeerziehung.

Von Stadtrat a. D. Düring.

Kürzlich durcheilte die Tagespresse wieder einmal die Nachricht von der Untat jugendlicher Personen; sie wurden mit dem Beinamen Fürsorgezöglinge gekennzeichnet. Alte traurige Vorurteile werden da wieder wach geworden sein gegen die Einrichtung der Fürsorgeerziehung, gegen die Männer und Frauen, die mit unendlicher Liebe, Geduld, Menschenfreundlichkeit und dem unbeirrbaren Vertrauen auf den guten Kern der Menschen, das zu jeder Erziehungsarbeit gehört, Tag für Tag ihrer schweren Arbeit obliegen, und leider auch gegen die Jugendlichen selbst, zu deren Gunsten Fürsorgeerziehung eingeleitet wurde.

Wieviel Unklarheit allein gehört zu solchem Vorurteil. Denn was bedeutet es eigentlich, wenn über eine Straftat von Fürsorgezöglingen berichtet werden muß? Nun, erstens einmal bedeutet das, daß die sittliche Gefährdung des Täters erkannt worden war, und daß der Versuch nicht unterblieben ist, ihn zu bessern und zu retten. Heißt der Täter mit Recht Fürsorgezögling, so bedeutet das aber auch, daß diejenigen, die sich bemüht haben nachzuholen, was an der Erziehung versäumt war, nicht getäuscht worden sind; denn wären sie getäuscht worden, so wäre der Zögling als gebessert aus der Fürsorgeerziehung bereits entlassen gewesen; war er

dies nicht, so wußten seine jetzigen Erzieher, daß ihr Bemühen noch nicht von Erfolg gekrönt war, sie wußten, daß man sich noch nicht auf den Zögling verlassen konnte.

Das Urteil der Oeffentlichkeit wird vornehmlich dadurch getrübt, daß man immer nur aus den Zeitungen von den nichtgeretteten Zöglingen hört. Von denen, die gebessert ins bürgerliche Leben zurückgekehrt sind, steht in den Zeitungen nichts, und das Vorurteil, unter dem noch immer die Fürsorgeerziehung leidet, hindert von selbst die früheren Zöglinge, sich zu ihrer Vergangenheit zu bekennen. Einmal aber war die Rede von diesen Geretteten. Im Jahre 1911 wurde statistisch mit Sorgfalt das Nachleben aller preußischen entlassenen Fürsorgezöglinge geprüft; der Geheime Oberregierungsrat Schlosser vom Ministerium des Innern hat das Verdienst, diese Maßnahme durchgesetzt zu haben. Nachfolgend das Ergebnis.

Von den erst im Alter von 16 bis 18 Jahren in Fürsorgeerziehung getretenen ehemaligen Zöglingen hatten etwa 65 Prozent eine befriedigende Führung aufzuweisen. In der Stufe der zwischen dem 14. und 16. Jahr unter den Schutz der öffentlichen Erziehung Getretenen ergab sich solcher Erfolg für rund 75 Prozent, bei den vor dem 14. Lebensjahr Ueberwiesenen gar für rund 85 Prozent. Selbst von den Schwierigsten der Schwierigen, den im Alter von 16 bis 18 Jahren, der äußersten Grenze, wegen Unzucht überwiesenen weiblichen Zöglingen führten rund 60 Prozent als Ehefrauen ein geordnetes Leben.

Es ist bedauerlich, daß die Allgemeinheit an diesen unwiderlegbaren Ziffern vorübergegangen ist; immer wieder muß man feststellen, daß sie fast nur denen bekannt geworden sind, denen sie nichts Neues sagten, weil sie als Erzieher, Lehrer und Verwaltungsbeamte, in der Fürsorgeerziehungsarbeit stehend, aus ihrer Alltagsarbeit wußten, daß in der erdrückenden Mehrzahl der Fälle ihre Arbeit erfolgreich war.

Steht so die unmittelbare Wirkung der Fürsorgeerziehung zahlenmäßig für jeden, der sich darum kümmert, fest, so soll hier einmal von den weiterreichenden mittelbaren Wirkungen der Fürsorgeerziehung die Rede sein, die sich mit Zahlen nicht belegen lassen, die aber auch wertvoll genug sind. Als solchen mittelbaren Erfolg der Fürsorgeerziehung möchten wir alles dasjenige ansprechen, was über den engeren Zweck, eine offenbare moralische Minderwertigkeit, Verwahrlosung, wie sie sich in der Begehung strafbarer Handlungen kundgibt, zu bekämpfen, hinausgeht.

Zunächst ein Grenzgebiet. Im Weltkrieg, der uns noch umtobt, haben Fürsorgezöglinge zu Hunderten und Tausenden ihre volle Schuldigkeit getan. Viele gaben ihr Leben für das Vaterland dahin, besondere Berichte der Vorgesetzten loben ihren Mut, ihre Tapferkeit und Hingabe, zahlreiche Verleihungen des Eisernen Kreuzes bezeugen das gleiche. Auf eine Berliner Erziehungsanstalt entfielen allein über 40 dieser Ehrenzeichen. Schon diese Tatsachen sollten eigentlich genügen, ein für allemal dem Mißbrauch ein Ende zu machen, daß man mit dem Namen des Fürsorgeerziehungszöglings einen schlechten Begriff von vornherein verbindet. Hier im Zusammenhang soll der Erfolg festgestellt werden, daß bei allen diesen Jünglingen das Ideal der Liebe zum Vaterland durch die Erziehung geweckt war und, wo es schon bestand, jedenfalls zum festen Charakterbild geworden war.

Wo ein Zögling im geschlossenen Gehege klassenkampfgeborener Vorurteile blieb, wie sollte es ohne Einfluß auf sein Fühlen und Denken bleiben, wenn er sieht, wie — ihm fremde — Erzieher in täglich sich erneuernder Geduld sich mühen, ihm zu einem rechten Leben zu helfen. So ist's kein Wunder, daß gerade jetzt in diesem Kriege, der so viele Hemmnisse beseitigte, ein Strom aufrichtiger Dankbarkeit aus den Schützengräben herüberfließt nach den Fürsorgeerziehungsanstalten zu den Leitern und Lehrern aus vergangener Zeit. Proben köstlichen Gewinnes sind es, die so die Erzieher für ihre Geduld belohnen.

Aber zurück aus den Kriegzeiten in Friedenzeiten. Wieviel nimmt auch da der Fürsorgezögling neben der eigentlichen Erziehung mit ins Leben. Wie mancher dieser armen jungen Menschen lernt erst in der Anstalt neben der Arbeit den Segen regelmäßiger, verständiger Ernährung kennen; lernt sich verständig kleiden, lernt alles das, was dem neuzeitlichen Menschen an gesundheitlicher Körperpflege Gewohnheit sein soll, heiße es nun Waschen, Baden oder Zahnpflege. Der verdienstvolle Leiter der Strausberger Anstalten, P. Seiffert, hat allein über dieses Thema der hygienischen Förderung einmal einen längeren Vortrag gehalten, in dem jeder Satz etwas Neues brachte. Von ihm wurde meines Wissens auch daran erinnert, daß vielen Zöglingen die Benutzung einer ordentlichen Lagerstatt, eines Bettes mit einer richtigen Decke, eine Neuerung bedeutet. Wie oft, trotz des jugendlichen Alters der Zöglinge, beispielsweise auch die körperliche Ausarbeitung durch Turnen ohne das Eingreifen der Fürsorgeerziehung unterbliebe, ist bekannt.

In auffallend hoher Zahl bestehen die in den Anstalten handwerksmäßig ausgebildeten Zöglinge die Gesellenprüfung nicht nur so eben knapp hinreichend, sondern mit besonderem Lob und Prädikat. Auch das ist mehr, als der einzelne im freien Leben je erreicht hätte, und gewiß ein großer Gewinn für seine Zukunft.

Einer nicht geringen Zahl von Zöglingen geschieht in anderer Weise eine Wohltat. Der Umstand, daß sie in Fürsorgeerziehung kamen, gibt die Möglichkeit, sie näher kennenzulernen, als es sonst je möglich war. In einem Umfange, den niemand, auch nicht große Kenner der Dinge je vorher geahnt haben, hat diese Beobachtung zu der untrüglichen Feststellung geführt, daß in den verschiedensten Abstufungen geistige Unregelmäßigkeiten bei den Zöglingen vorhanden waren. Das große Gebiet der Psychopathen gehört hierher. Bei vielen dieser Bedauernswerten führt die geeignete Behandlung zur Besserung der manchmal gerade in ihrer Altersstufe liegenden Abweichungen in sittlicher oder geistiger Beziehung. Anderen öffnen sich die Pforten einer Fürsorge, die ihnen den Kampf ums Dasein erspart. Alle diese Unglücklichen wären ohne das Eingreifen der Fürsorgeerziehung, blind hineingestoßen ins Leben, dem Kampf ums Dasein niemals gewachsen, rettungslos verloren gewesen. Bei manchem wäre die Ursache seines Schiffbruchs nach langer Zeit vielleicht auch ohnedies erkannt worden; bei allen aber war es zu spät dann für die rechte Hilfe.

So viel vom Segen der Fürsorgeerziehung für die Zöglinge selbst. Dem hinzuzurechnen wäre die Verbreitung aller der Belehrung, die, vom Zögling empfangen, im späteren Leben ausstrahlt auf die Familie, die er gründet, auf die Umgebung, in der er lebt.

Aber der Zögling ist es nicht allein, der gelernt hat. Seine Eltern zunächst einmal lernen bei diesem ihrem unglücklichen Kinde so manches, was den anderen zugute kommt. Sie können wenigstens sich so belehren lassen und die Elternabende, die in den Anstalten ein-

gerichtet sind, vermitteln ihnen diese Belehrung; wohl verstanden, sie sind gut besucht diese Abende.

Wenn so das Objekt der Fürsorgeerziehung deren Segen genießt, so haben aber auch andere dabei gelernt. In erster Linie die Erzieher und Lehrer, durch ihre Vermittlung weiter die Allgemeinheit. Viel Licht ist hineingefallen in das Dunkel der sozialen Verhältnisse, in denen unsere ärmere Bevölkerung aufwächst. Manches Neue gab es da zu lernen über die Lebens-, Ernährungs- und Erziehungsbedingungen. Auch manches Vorurteil fiel; die bei dem Entwurf des Fürsorgeerziehungsgesetzes geäußerte Befürchtung, es könnten Eltern ihre Kinder auf diesem Wege abschieben, um der Sorge für sie sich zu entledigen, hat sich kaum je bewahrheitet. Im Gegenteil, ein Antrag nach dem andern auf Entlassung des Zöglings bewies oft genug diejenige Form törichter Liebe, die mit das größte Unheil bei der Erziehung anrichtet. Freilich spielt dabei noch zweierlei mit. Einmal, das leider auch in diesen Kreisen oft noch tief wurzelnde Vorurteil, und dann die Tatsache, daß die dort vielfach übliche frühzeitige Selbständigkeit und Heirat des Kindes den Eltern nur eine kurze Spanne Zeit läßt, in der das Kind durch Ablieferung seines Verdienstes den Dank der Kindespflicht abstattet, vielleicht auch nur abstatten kann.

In gleicher Richtung muß der Nutzen gebucht werden, den die Allgemeinheit — auch die Kinder der wirtschaftlich besser gestellten Kreise! — daraus gezogen hat, daß den Pädagogen und Ärzten die Erziehung der schwierigen Fürsorgezöglinge ein außerordentlich reichhaltiges Material an Erfahrung lieferte. Gerade hier ist förmlich ein neuer Zweig der Wissenschaft entstanden; Grenzzustände sind zum Segen der Allgemeinheit aufgedeckt und aufgeklärt, die man vordem gar nicht kannte, die man nun zu behandeln gelernt hat.

Viel unendlich Wichtiges ist in diesen Zeilen nur gestreift worden. Eine Vertiefung würde noch mehr reichen Gewinn ergeben, aber zum Schluß lieber noch ein Wort über die Mißerfolge der Fürsorgeerziehung. Zunächst einmal sind diese nie ganz vermeidlich. Dies liegt in der Natur der Sache. Alle die Jugendlichen — man zählt etwa 55 000 — die vielfach schon im Zustand fortgeschrittenster Verwahrlosung überwiesen wurden, zu retten, ist menschenunmöglich. Auch der beste Arzt kann den Patienten, der zu spät kommt, nicht retten; er kann in vielen Fällen nur lindern; in anderen zahlreichen Fällen kann er die Besserung erst für eine späte, oft sehr späte Zeit vielleicht in Aussicht stellen. Das gleiche gilt von dem Erzieher in der Fürsorgeerziehung. Mit dem großen Unterschiede aber, daß er keine „Behandlung“ ablehnen kann, daß er grundsätzlich jeden Zögling für das freie Leben in kurzer, ihm gegebener Frist reif machen soll. Um dies zu erreichen, muß der Zögling erprobt werden; man muß ihn aus der Anstalt, die so gut, wie sie sei, das freie Leben nicht wiedergeben kann, versuchsweise dem Leben anvertrauen. Gewiß liegt darin eine Gefahr, aber sie ist nicht zu umgehen, denn auch hier heißt es: Wer nicht wagt, der nicht gewinnt.

Besonders diese wichtige Tatsache sollte man beherzigen, wenn man von dem erneuten Fehltritt eines Fürsorgezöglings hört oder liest.

Es gibt Zöglinge schließlich, bei denen es niemals während der Dauer der Fürsorgeerziehung zur Durchführung solcher Probe kommt, weil sie das dazu nötige Vertrauen innerhalb der gesetzlichen Dauer der Fürsorgeerziehung nicht erwerben. Dann bleibt dem Erzieher nur die eine, letzte Hoffnung, daß die Umwelt sittlicher Reinheit, aus der der Zögling hinabtaucht, manchmal vielleicht unmittelbar in den tiefsten Schmutz des Lebens, einmal am Ende doch noch als mahnendes Zeichen vor ihm aufsteigt. Die Erfahrung des Lebens kennt für den Menschenfreund auch diesen Trost. Mancher Mensch ist allein schon dadurch gerettet, daß er nur über die größten Sturmjahre seines Lebens durch sorgende Hand hinweggeführt wird.

Eins wird gewiß aber jeder, der diese Zeilen las, erkennen: wie unendlich schwer die Arbeit der Männer und Frauen ist, die sich der Fürsorgeerziehung widmen. Der Dank, den ihnen die Allgemeinheit schuldet, wird am besten abgestattet, wenn das leidige Vorurteil fällt, das hier noch mehr wie sonst schadet.

---

# Und immer wieder: Kraft!

Von Hans Ostwald, Landsturmmann.

Wer von ihnen hätte sich das noch zugetraut! In dem Alter! Waren doch alle meine Kameraden längst über Vierzig hinaus, gemächliche, behäbige Familienväter, die daheim mit ihrer Frau nur noch gemütliche, nicht zu weite Spaziergänge machten — nicht zu schnell!

Ei, wie waren sie daran gewöhnt an Sofa, weiche Hausschuhe, Klubsessel und all diese angenehmen bürgerlichen Bequemlichkeiten! Und nun sollten sie plötzlich turnen, springen und rennen wie die Schuljungen. Sollten ihre Bäuche schnell wie ein Windhund über den Exerzierplatz tragen, ihn auf die kühle Erde werfen, rasch wie ein gestörter Hase wieder aufspringen. Ja, sie sollten gar mit der Knarre, dem neun Pfund schweren Gewehr, die unglaublichsten Freiübungen machen!

Wie viele klagten: das können wir nicht! Wir, mit unseren schwachen Armen. Wir haben doch immer nur den Federhalter und den Bleistift in der Hand gehabt.

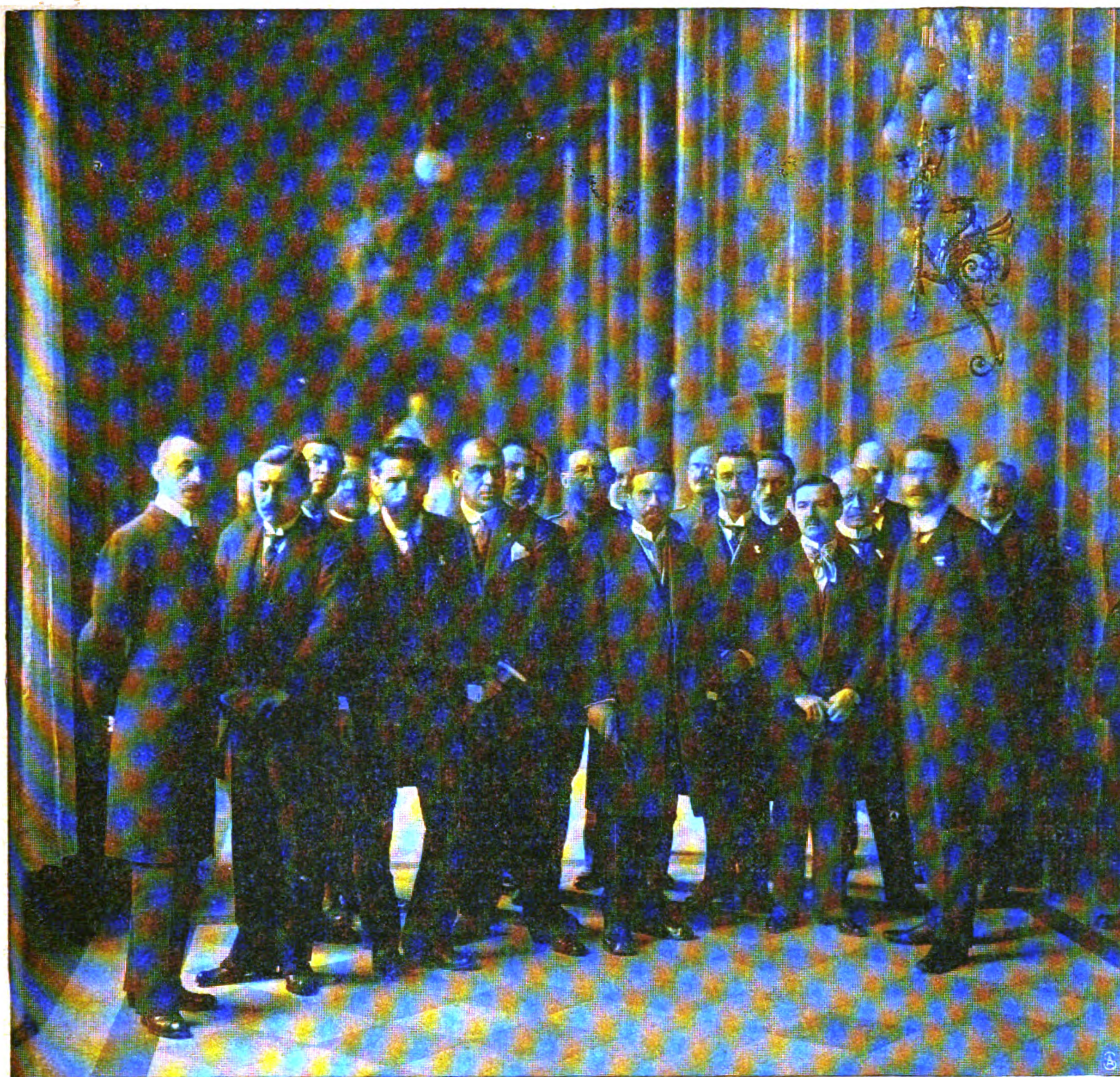
Da standen sie nun auf dem Schleifstein, dem Exerzierplatz, auf dem die Rekruten den ersten Schliff bekommen. Und der Unteroffizier kommandierte: „Gewehr vorwärts — streckt!“

Siehe — sie hielten es alle in der rechten Hand in gleicher Höhe — zitterten nicht. Niemand ließ die Knarre aus den zarten Händen auf die Erde fallen.

Dann kam das Kommando: „Seitwärts — streckt!“

Und sie hielten es noch. Hielten es und streckten — vorwärts — seitwärts — vorwärts — seitwärts! Übten das auch mit dem linken Arm — wackelten nicht dabei, standen breit gespreizt fest auf dem Erdboden, bissen die Zähne aufeinander, fluchten innerlich — und staunten schließlich, welche Kraft in ihnen war, welche Überwindung über kleine Schmerzen sie aufbrachten, welche Schwächen sie unterdrücken konnten.

Alles, was von ihnen, diesen Vätern und Onkeln, verlangt wurde, wirkte nicht nur auf ihre Körperkräfte; es stählte nicht nur ihre Muskeln, ihre Arme und Beine. Es machte sie auch seelisch fester und härter, geschmeidiger und widerstandsfähiger. Gerade dies preußische



Spezialaufnahme der „Woche".

**Bulgarische Gäste in Berlin: Besuch der bulgarischen Schriftsteller und Künstler im Rathaus.**

Turnen mit seinen ausgesuchten, fast wissenschaftlich ausgeklügelten Übungen, mit seiner in eine Übung sich zusammendrängenden Anspannung der letzten Kraft ist nicht nur eine Schule der Muskeln, sondern mehr noch eine Schule der Willenskraft. Es verlangt soviel männliche Beherrschung jeder Körperfaser, soviel auf die eine Bewegung gerichtete Aufmerksamkeit, Zusammenraffung der Gedanken, Hingebung an dies eine, Ausschaltung aller anderen Empfindungen und Gedanken, daß es geradezu das Ideal aller Turnsysteme ist. Wolle — und du kannst! ruft es unsichtbar hinter den meisten der Befehle. Es zwingt den Körper und auch die Seele, das letzte der Kraft herzugeben. Ja, oft über die Kraft hinaus, sich zusammenzureißen.

Kann es eine bessere Vorbereitung, eine gründlichere Schule für den Krieg geben?

Es ist das Männlichste aller Systeme. Es schafft Männer, Männer, die hart gegen sich selbst sind: die immer und immer wieder Kraft hergeben. Die jene Gespanntheit, jene Ruhe, jene Sicherheit haben, die erst den Mann macht.

Ob es wirklich nur auf wissenschaftlicher Grundlage beruht, möchte ich bezweifeln. Es ist wiederum viel zu natürlich, viel zu einfach, um ausgeklügelt zu sein. Auch der gesunde Instinkt muß bei der Ausarbeitung des preußischen Turnens mitgewirkt haben — das bei all seiner straffen Disziplin auch zugleich beweglich, schlagfertig, munter macht.

An einem Nachmittag, kurz vor dem Abmarsch zum Quartier, erschien der Herr Hauptmann auf dem Exerzierplatz. Das hatte immer was zu bedeuten. Die Kameraden wußten schon: „Nun gibt es etwas Besonderes. Nun heißt es extra stramm sein und aufpassen. Jetzt muß alles klappen wie bei einer frisch geölten Maschine."

Und sie hatten doch eigentlich ihr Tagewerk hinter sich. Vormittags Instruktionstunde, Zielübungen, Marschieren — nachmittags wieder Zielübungen, Turnen, Kolonnenmarsch — Rechtsum in Reihen gesetzt! Links auf-

marschiert in zwei Gliedern! In Gruppenkolonne marsch — marsch!

Und nun kam noch der Herr Hauptmann — frisch ausgeruht! Er wollte natürlich nur sehen, ob alles klappt. Und immer, wenn er kam, klappte es gerade nicht. —

So ging es auch diesmal. Der Hauptmann ließ erst antreten in Marschkolonne. Das war ja leicht — so zu vieren nebeneinander, alle gleichmäßig hintereinander.

Dann aber kam es: „In Gruppen rechts schwenkt marsch! Gerade aus! Links schwenkt! In zwei Gliedern aufmarschiert, marsch, marsch! — In Gruppen links schwenkt, marsch! Zurück! Marsch! marsch! In Kompagniekolonne, marsch! Links schwenkt, marsch! — Halb rechts, marsch! Halb links, marsch! — In Schützenlinie geöffnet — marsch! Sammeln! . . . In Gruppenkolonne rechtsum marsch! In Zugkolonne gesetzt! Marsch, marsch!"

Hierbei geriet alles durcheinander. Zugkolonne — ja, das ist nicht so leicht. Neun Schritt Abstand von der ersten und neun Schritt Abstand von der zweiten Kolonne. Und dann wieder: „Links und rechts aufmarschiert, marsch, marsch!"

Wer wußte da noch, wo er hingehörte! Wer wußte vor allem noch, in welcher Richtung er zu laufen hatte, um sein „richtiges Loch" zu finden!

Sie fanden es ja fast alle. Aber einige drängten sich nachträglich zwischen die Reihen. Und so mußte die Übung wiederholt werden. Und nicht nur diese, sondern auch die anderen. Besonders die Gruppenmärsche. Und da es immer einige gab, die nicht genau wußten, was in „Reihen gesetzt, rechtsum!" bedeutete, oder die linksum anstatt rechtsum machten, die beim Schwenken stille standen, anstatt einzuschwenken, oder die einschwenkten, anstatt still zu stehen, so wurde so lange geübt, bis „die Sache klappte!"

Dann endlich kam das Kommando: „In Marschordnung, Richtung Ausgang!"

Da legten sie alle ihr Gewehr über die Schulter, wie es am bequemsten lag, wischten sich den Schweiß von der Stirn, griffen nach ihren Pfeifen — und einige auch nach ihren Uhren: „Zwei Stunden hat er uns gebimst!"

Und sie sahen vorwurfsvoll und wohl auch ein wenig erbittert nach dem Herrn Hauptmann hin, der hoch zu Roß neben dem Ausgang hielt.

Aber plötzlich ging ein Ruck durch die Reihen. Sie lachten verschmitzt, riefen einander zu — und sangen:

„Ach, wie ist's möglich dann,
Daß ich dich lassen kann,
Hab dich von Herzen lieb,
Das glaube mir! — —"

Der Hauptmann verstand sie — schmunzelte und lachte hell auf.

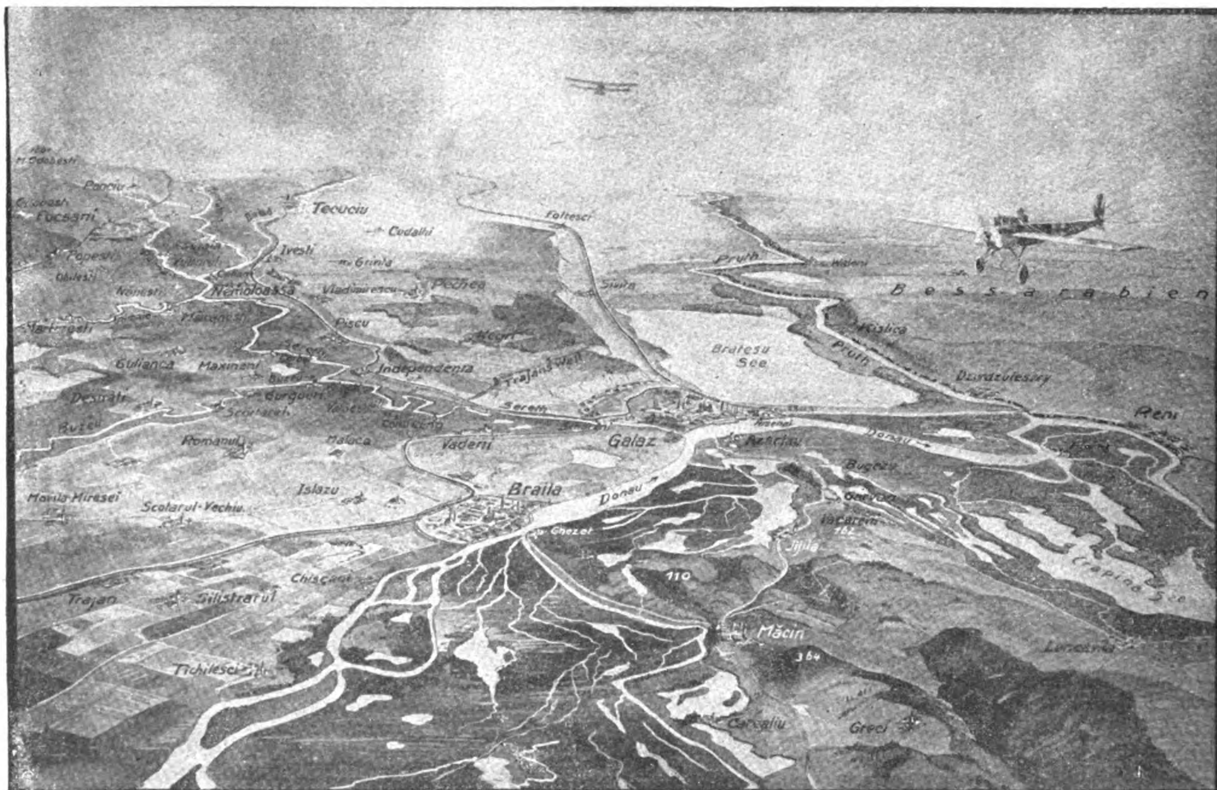
Und sie marschierten vergnügt zum Quartier — sie hatten ihm gezeigt, daß er sie nicht klein kriegte!

Welche Kraft in ihnen steckte, erlebten sie gründlich schon nach zehn Tagen. Schon zwei Tage vorher hieß es: „Am Freitag machen wir den ersten Marsch. Bloß ein paar Kilometer. Mit Gewehr, Tornister, Helm und Spaten."

„Also das ganze Gepäck?"

„Ach wo — die Zeltbahn können Sie zu Hause lassen!" antwortete der Unteroffizier.

Früh um halb fünf standen wir auf dem Marktplatz. Der kalte Frühhimmel hellte sich gerade auf. Trommel und Pfeife voran ging es hinaus zur Stadt. Die Niede-



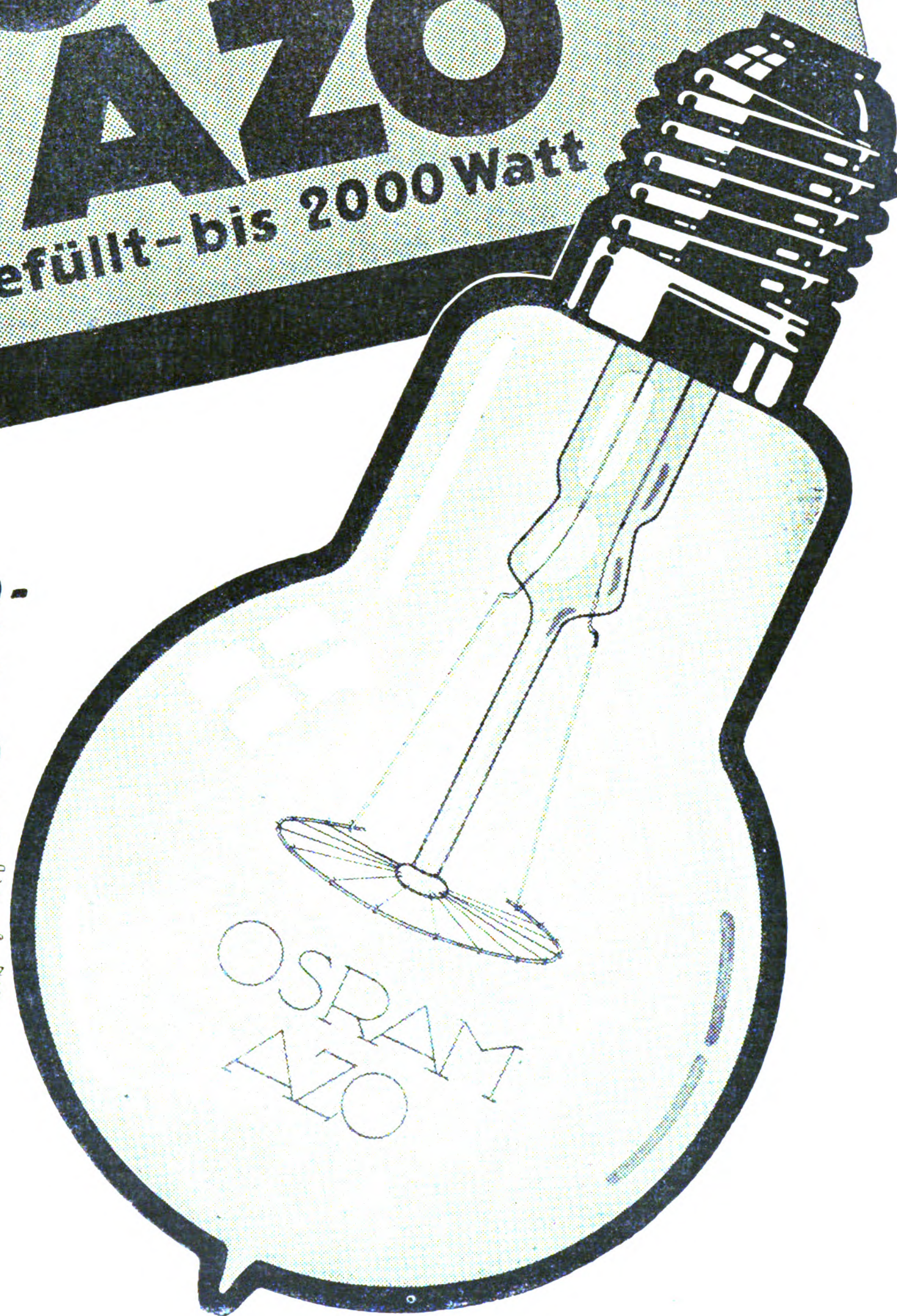

Phot. H. Hoffmann.

**Zu den Kämpfen um den Sereth: Uebersichtskarte über den rumänischen Kriegschauplatz von Odobesci bis Galatz.**

Das konzentrierte Licht

# OSRAM-AZO

Gasgefüllt – bis 2000 Watt




Neue Typen:

## Osram-Azola

**Gasgefüllte Lampen 25 und 60 Watt**

*Nur das auf dem Glasballon eingeätzte Wort Osram bürgt für das Fabrikat der Auergesellschaft, Berlin O.17. Ueberall erhältlich!*

rung entlang — durchs nächste Dorf — über Felder — Wiesen — durchs zweite Dorf — durch Wald — Feld — am dritten Dorfrand wurde haltgemacht, ausgeschwärmt, eingegraben, auf den Feind gewartet, mit ihm Schüsse gewechselt, die Stürmenden zurückgeschlagen, das „Ganze halt!" Durch Wälder weitermarschiert, in denen eine schwüle, drückende Luft die Kolonnen belastete, durch ein Dorf heimwärts, über Felder, Wiesen, durch Dörfer, Vororte — und schließlich war's lange nach Mittag, als wir ins Quartier einrückten.

Zweiundzwanzig Kilometer waren wir marschiert. Und nachmittags meldeten sich vielleicht zwanzig von mehr als fünfhundert. Zwanzig, die kleine Fußbeschwerden hatten: Blasen oder wunde Zehen.

Den nächsten Tag aber fehlte keiner beim Abmarsch zum Exerzierplatz. Sie hatten alle den „kleinen Marsch" gut überstanden. Hatten mehr Kraft bewiesen, als sie selbst sich zugetraut. . . .

o o o

# Der Weltkrieg.

(Zu unsern Bildern.)

Eine Wahrnehmung aus der vergangenen Woche ist zurzeit besonders hoch anzuschlagen. Alle Angriffe auf verschiedene Abschnitte unserer Fronten wurden mit unbedingter Sicherheit abgewiesen: englische Angriffe bei Ypern und russische an der Düna.

Diese glatte Abfertigung der feindlichen Angreifer ist keine nur augenblickliche Gunst wechselnden Kriegsglücks. Sie beruht auf dem Übergewicht unserer militärischen Lage.

Der Vorteil der Verteidigung ist auf unserer Seite, denn Angriff erfordert natürlich mehr Kraftaufwand als Abwehr. Ferner kommt uns zustatten, daß die schwerere Aufgabe dem zufällt, in dessen Land der Gegner steht. Er soll ihn erst einmal aus dem eigenen Lande zurücktreiben, dann erst kann er daran denken, ihm wirklich beizukommen.

Das sind sehr einfache Wahrheiten. Sie fallen aber schwer ins Gewicht in diesem kritischen Kriegsabschnitt. Das wollen wir ohne Einschränkung und unbeirrt von Voreingenommenheiten, vielmehr mit grimmigem Behagen feststellen.

Die Entscheidung fällt eben nur auf dem Schlachtfelde. Das ist das Wesentliche. Daß wir uns behaupten, daß unsere Verteidigungsmauern ringsum nicht zu erschüttern sind und bleiben, darauf kommt alles an. Nur dann können wir dem Vernichtungskampf, der gegen uns gerichtet ist, die Spitze bieten.

Dann aber können wir den endgültigen Sieg an uns bringen, der allein den Frieden herbeiführt. Wir sind dessen sicher, daß Deutschlands und seiner Verbündeten Führer in diesem Kampfe ums Dasein die tauglichsten Mittel zum Endzweck wählen und anwenden. Wir müssen nicht nur siegen, wir wollen siegen.

Die englischen Fehlschläge bei Ypern sind gekennzeichnet durch den Bericht unseres Großen Hauptquartiers vom 11. Januar. Nachdem aus den vorherigen Meldungen von diesem Teile der Front zu ersehen war, daß lebhafte vorbereitende Artillerietätigkeit eingesetzt hatte, daß dort und gleichzeitig an Ancre, Somme und Maas auch der Minenkampf verstärkt wurde, erfolgte ein feindlicher Angriff nördlich von Ypern. Er wurde glatt abgeschlagen und trug den Engländern schwere Verluste ein. An schmaler Stelle eingedrungene Engländer wurden durch einen Gegenstoß zurückgeworfen. Zu Ende der Woche wurde berichtet, daß englische Angriffe gegen Serre, nördlich der Ancre, blutig abgefertigt worden sind.

Noch schlechter erging es den Russen an der Düna. Sie unternahmen westlich der Straße Riga—Mitau mit starken Kräften einen Angriff in breiter Front. Erbittert versuchten sie an beiden Ufern der Aa vorzudringen. Alle ihre Angriffe waren erfolglos. Auch die Nachtangriffe ihrer bekannten Jagdkommandos zwischen Friedrichstadt und der Straße Mitau—Olai, auch die zahlreichen Vorstöße kleinerer Abteilungen zwischen Wüste und Narocz-See. So gewandt sie die Eigenheiten des ihnen vertrauten Geländes und die Schneestürme des russischen Winters ausnutzten, unsere Truppen erwiesen sich durchweg als stärker und haben allen Unternehmungen blutigen Empfang und hoffnungslose Niederlagen bereitet.

In Rumänien geht es immer weiter vorwärts. Zunächst brach ein heftiger russischer Entlastungsangriff über 25 Kilometer Frontbreite bei Obilesti zusammen. Rumänen und Russen wurden auf die Putna zurückgeworfen, nachdem sie mit stürmender Hand aus den stark befestigten Stellungen des Gebirgsstockes Odobesti vertrieben waren. Die seit Monaten ausgebaute Stellung von Milcovu wurde gestürmt. Dem geschlagenen Gegner wurde in scharfem Nachdrängen keine Möglichkeit gegönnt, sich in seiner zweiten Linie zwischen Focsani und Jaresta festzusetzen. Er wurde über die Straße Focsani—Bolotesti zurückgeworfen. Am nächsten Morgen wurde Focsani genommen.

Dieser neue große Erfolg führte weiter zur Entscheidung der Kämpfe um den Putna-Abschnitt. Beiderseits Fundeni wurden die Russen in die Linie Crangeni—Nanesti geworfen. Garleaska wurde gestürmt.

Während auf den Höhen beiderseits des Susita-Tales feindlicher Widerstand blutig niedergerungen und der Feind vom Casinu-Tale abgedrängt wurde, erreichten unsere Truppen das linke Putnaufer und warfen den Feind bis hinter den Sereth zurück.

Besonders erwähnt wurden die Leistungen des Regiments 189 beim Sturm auf zäh verteidigte Höhenstellungen an der Oitoz-Straße. Ferner die Erstürmung eines hartverteidigten Punktes bei dem Zusammenfluß von Buzaul und Sereth durch bulgarische und die Erstürmung des Ortes Mihaela durch türkische Truppen. Bei Mihaela sind von der russischen Besatzung 400 Mann gefangen, alle übrigen fanden ihren Tod im Sereth. X.

Nummer 3.

# DIE WOCHE
## Bilder vom Tage

Seite 79.



**Kgl. Bayrischer Generalleutnant Kneußl, erhielt das Eichenlaub zum Orden „Pour le Mérite“.**

In dem Handschreiben des Kaisers heißt es: „Ich verleihe Ihnen heute, zu dem Zeitpunkt, an dem Sie die ruhmreichen Schlachtfelder Rumäniens mit Ihrer Königlich Bayrischen 11. Infanteriedivision zu neuem Wirken verlassen, das Eichenlaub zu Meinem Orden Pour le Mérite. Seit ihrer Aufstellung stehen Sie an der Spitze dieser überall bewährten Division, die auf den verschiedensten Kriegschauplätzen, in West und Ost, unvergängliche Lorbeeren geerntet hat. Die Namen Przemysl, Verdun, Argesu, Filipesti sind Marksteine der Siegeslaufbahn, auf der Sie mit fester Hand und zielbewußter Sicherheit Ihre tapferen, stets kampfesfreudigen und unermüdlichen Truppen von Erfolg zu Erfolg geführt haben.“



**Deutsche Truppen marschieren in den Brückenkopf Macin ein.**



**Teilansicht von Macin.**



**Kirche in Macin.**



**Hauptstraße in Braila.**



**Gebirgsstock nordwestlich von Odobesci.**
Der Gipfel des Mgr. Odobesci wurde durch das Münchner Infanterie-Leib-Regiment im Sturm genommen.



Verlag H. Eder, München.

**Rumänische Höhenstellung zwischen Mgr. Casinului und Susitatal.**

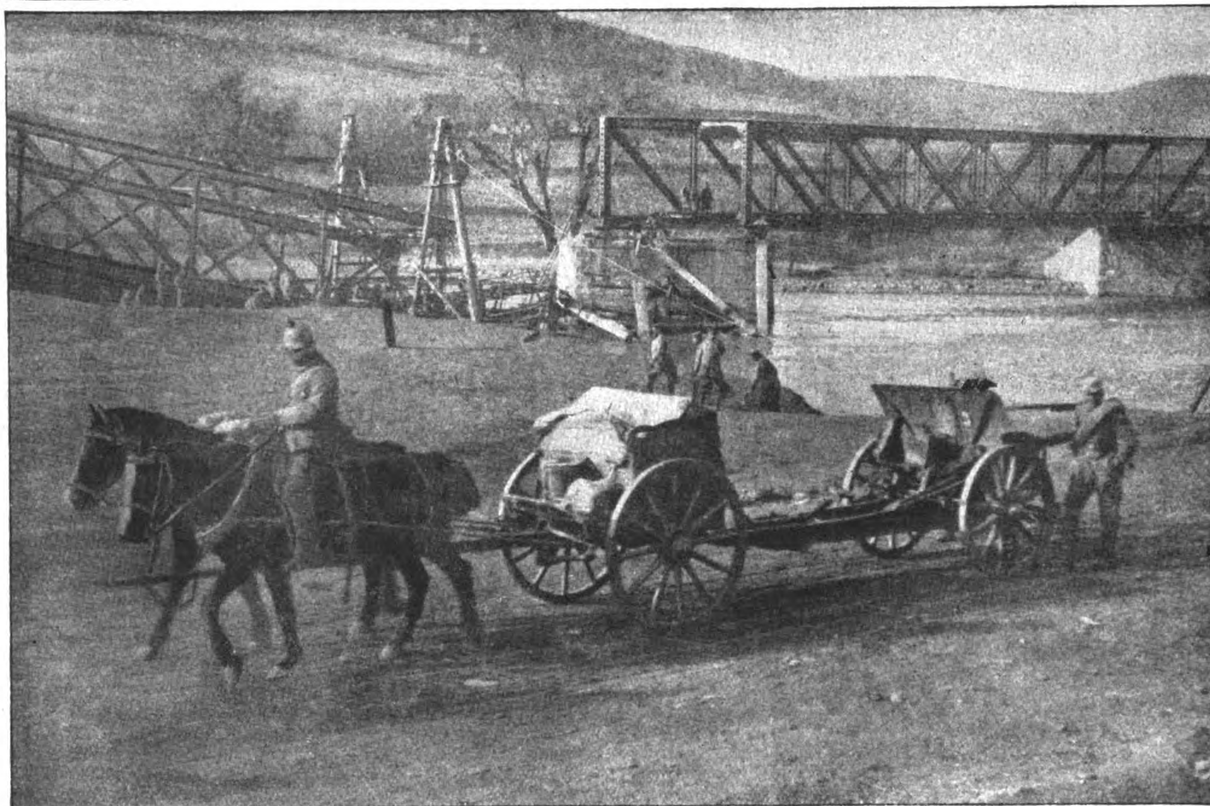
## Aus Rumänien: Die Eroberung von Macin und des Berggipfels Mgr. Odobesci.



Verlag H. Eder, München.

**Aus dem siebenbürgisch-rumänischen Kampfgebiet: Deutsche Artillerie in der Verfolgung.**

Trotz ungünstiger Witterung und unter den schwierigsten Geländeverhältnissen in dem zerklüfteten Bereczker Waldgebirge wird der Feind in die zur Moldauebene führenden Täler zurückgedrängt. Die Geschütze werden unter Mithilfe von Pionieren in Stellung gebracht.



Von den rumänischen Truppen gesprengte Brücke über den Buzeufluß, im Vordergrund zur Front fahrende deutsche Artillerie.



Phot. Leipziger Presse-Büro.

Mit ihren Kindern geflüchtete rumänische Frauen in einer Straße von Bukarest.

Vom rumänischen Kriegschauplatz.



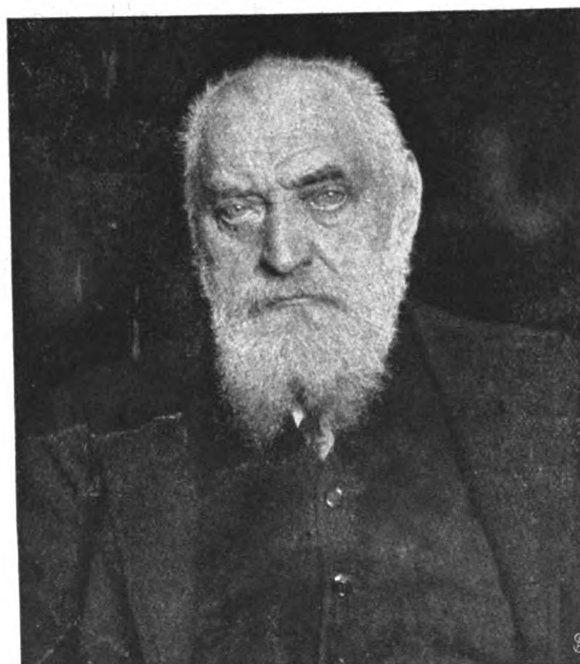
Phot. Prof. Krauth, Hofphotograph, z. Zt. im Felde.

**General der Infanterie von Below, Oberbefehlshaber einer Armee.**



Hofphot. Andersen.

**Generalintendant Baron Joachim zu Putlitz,**
leitet seit 25 Jahren das Stuttgarter Hoftheater.



Spezialaufnahme der „Woche."

**Albert Niemann †**
Kgl. Kammersänger.


Phot. Pfeiffer.
Major Otto Krause.


Hauptmann Haßlacher.


Hauptmann Wilh. Kölle.


Hauptmann Winkelmann.


Hofphot. Benfemann.
Hauptmann Müllensiefen.


Hauptmann Karcher.


Phot. Lorenz.
Hauptmann Müller.


Phot. Schmitter.
Hauptmann Fritz Lehmann.


Hauptmann Herold.


Hauptmann Schuster.


Oberleutnant Albin Kirstein.


Oberleutnant Hoehle.


Leutnant Richard Hinze.


Leutnant Germer.


Phot. Pieperhoff.
Leutnant Peckmann.


Leutnant Fritz Schulte.


Phot. Müller.
Oberleutnant Wolfgang Wachsen.


Phot. J. Müller.
Leutnant Walter Güssow.


Phot. A. Wertheim.
Leutnant Hans Werner Müller.


Leutnant Erich Müller.


Offz.-Stellv. Meißner.


Offz.-Stellv. Bernhard Leschke.


Oberjäger E. Schwarz.

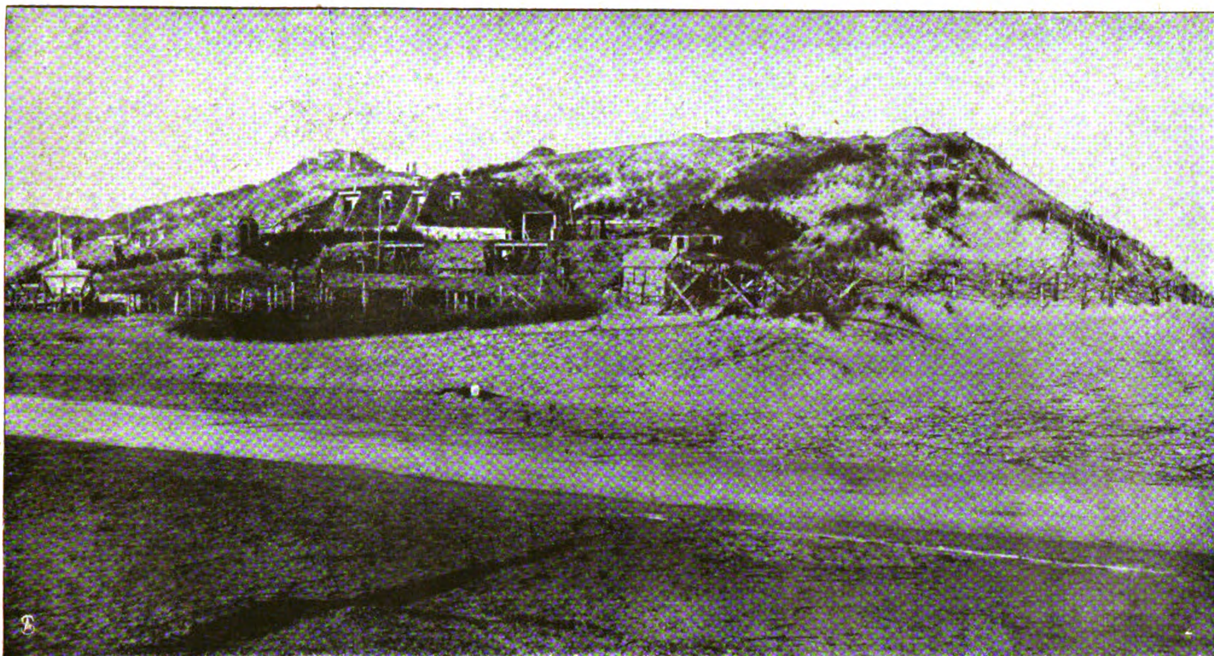

Phot. R. Teutsch
Vizewachtmeister Hauptlei.


Atel. A. Wertheim.
Gefreiter Otto Küster.



## Ritter des Eisernen Kreuzes I. Klasse.





1. Eine Dünenstellung.

2. Erklärung der im Sande markierten feindlichen Stellungen durch höhere Marineoffiziere.

3. Das Bauen eines Marineunterstandes an der See.

4. Alarmglocke an der Küste für unsere Ballonabwehrkanonen. (Feindliches Fliegergeschwader in Sicht).

**Aus Flandern.**

Phot. Groß.










Vor einem Verkaufzelt.




Verkauf türkischer Zigaretten.



Der große Festsaal.

**Der Wohltätigkeitsbasar in Zürich, veranstaltet vom Verband der deutschen Vereine in Zürich.**

Die Einnahmen der Veranstaltungen sind zugunsten erholungsbedürftiger Krieger in der Schweiz bestimmt. Ein Teil der Einnahmen fällt kranken Schweizer Wehrmännern zu.

# Breslau=Midilli.

## Ein Jahr unter türkischer Flagge.

Selbsterlebtes nach Tagebuchblättern von W. Wath.

7. Fortsetzung und Schluß.

So gleiten wir dahin und beobachten sorgfältig das Gelände. An den Geschützen liegen außer der gewöhnlichen Bereitschaftsmunition einige Schrapnells klar, um, falls es vonnöten, sofort mit einem Donnerwetter und einer schönen Empfehlung von uns an Land geschickt zu werden.

Nicht weit vor der Grenze eröffnet man plötzlich auf uns ein lebhaftes Gewehrfeuer von den Bergen herab. Knack, knack — immer weitere Schüsse folgen. Wie lebhaftes Schützenfeuer hört es sich an. Aber immer ruhig Blut, erst einmal sehen, woher die Dinger kommen, und wohin sie fliegen.

Weit ab vom Schiff entfernt schlagen die kleinen Geschosse ins Wasser, und dann hilft der Schall uns auch die Schützen finden. Wie unendlich schwer ist es doch, die der ganzen Umgebung so vorzüglich angepaßten Uniformen der schießenden Truppen zu entdecken.

Nicht in böser Absicht sind uns die Schüsse zugedacht. Vorgeschobene türkische Vorposten sind es, die uns durch ihr Schießen die Freude über das Erscheinen eines ihrer Schiffe, über den Halbmond so weit hier oben auf dem Schwarzen Meer kundtun wollen. So finden die Schrapnells keine Verwendung.

Dann aber kommt die Grenze. Ein säulenartiger weißer Stein bezeichnet sie. Feindliches Gebiet fängt an. Diesseit, noch auf türkischer Seite, einige weiße Häuser. Jetzt liegen sie öde und von den Bewohnern verlassen, und nur die großen gähnenden Löcher in den Dächern und Wänden reden eine deutliche Sprache, daß hier schon die Kriegsfurie gehaust hat.

Ein kleines Vorspiel in dem tobenden großen Weltdrama fand hier bereits seinen Abschluß. Waren es Geschütze russischer Horden, oder hat hier die feindliche Flotte einen großen Sieg über die friedlichen Bewohner jener Häuser erfochten? Die drinnen gehaust haben, sind sie tot, gefangen oder geflüchtet?

Wer kann es sagen? Aber Vergeltung üben, das können wir.

Voraus erstreckt sich weit in das Meer hinein eine flache Landzunge. Dahinter liegt Batum. Als wir uns der Stadt etwas mehr nähern, kommt ein feindliches Torpedoboot in Sicht.

Noch eine kurze Zeit dampfen wir darauf zu, dann scheint man auch uns gesehen zu haben. Wir machen kehrt, vermehren die Fahrt und hoffen, das Boot hinter uns herzulocken, um es in Schußweite zu bekommen.

Aber es bleibt bei der Hoffnung.

Das Boot zieht sich wieder zurück und kommt bald ganz außer Sicht. Wahrscheinlich wird es nun sofort von unserem Erscheinen in Batum melden. Man wird Alarm schlagen, um sich auf den Angriff eines kleinen Kreuzers auf die schweren Werke vorzubereiten.

Da dies jedoch für uns wenig erfolgversprechend erscheint, soll man wenigstens etwas von uns hören, und so nähern wir uns Makrialos, hart an der Grenze gelegen.

Ein hoher felsiger Vorsprung, auf dem sich einige mit Hindernissen und Gräben umgebene Häuser befinden, bietet durch seine natürliche Lage eine gute Beobachtungsstelle.

Als wir uns dem Flecken auf Schußentfernung genähert haben, eröffnen wir das Feuer. Der scharfe Knall, das Sausen der Geschosse und das Platzen beim Aufschlag rufen tausendfältigen Widerhall in den hohen Bergen hervor. Gleich dem dumpfen Rollen eines schweren Gewitters hört es sich an.

Nur 15 Schuß fallen aus unseren Steuerbordgeschützen, da wegen der Höhe des Ziels die Treffer nur schlecht zu beobachten sind.

Als aber dichte Rauchwolken über die Dächer der Häuser dahinziehen, dampfen wir mit westlichem Kurs seewärts.

„Hamidije", die inzwischen auch wieder im Schwarzen Meer kreuzt, nachdem sie den Dampfer nach Z. geleitet hat, meldete in der letzten Nacht von einem Gefecht mit einem russischen Kreuzer und zwei Torpedobooten.

Dabei erhielt sie selbst einen Treffer in die Steuerbord achtere Schanz, der ein kleines Loch in das Schiff riß, aber sonst niemand beschädigte.

Auf Befehl vereinigt sie sich am kommenden Morgen mit uns, und mit beiden Schiffen kreuzen wir in der großen Bucht zwischen der Krim und dem asiatischen Rußland. Hier sollen nach Meldungen russische Dampfer und Hilfskreuzer Truppentransporte nach Batum vermitteln.

Das Wetter ist gut und sichtig. In der Ferne taucht undeutlich ein hohes Vorgebirge auf. Novorossisk liegt dahinter, wie mag es wohl jetzt dort aussehen?

Die Freiwache erhält an diesem Vormittag keine Hängematten, denn jeden Augenblick kann die Jagd losgehen oder die Annäherung feindlicher Schiffe zum Gefecht rufen.

Stundenlang durchkreuzen wir auf verschiedenen Kursen die große Bucht, aber das Meer liegt da wie ausgestorben, und nirgends zeigt sich eine Rauchwolke am Horizont. So vereinigen wir uns am späten Nachmittag auf der Höhe von Kap Meganon und treten mit beiden Schiffen den Rückmarsch nach dem Bosporus an.

Niemand ahnt, was uns bevorsteht.

### Beinahe gefaßt.

5 Uhr 30 Minuten. Es ist Abendbrotzeit für die Kriegsfreiwache. Auf Kasten und alten Holzkisten sitzen wir friedlich um unseren großen Teekessel und verzehren unser Abendbrot.

Mitten im Kreis steht die Butterback an Deck. Die für die Vernichtung bestimmten Schnitten hält jeder auf seinen Knien oder hat sie vor sich auf dem Tischtuch — einem Stück reinem Zeitungspapier — liegen. Wer will — besser, wer kann — hat sich in der Kantine für eigene Rechnung Zulagen gekauft. Der Plapperkasten liefert die Tischmusik bei dem einfachen Mahl.

Dann werden die Pfeifen, Liebeszigarren und Zigaretten in Brand gesteckt, und bald fangen sich dicke Rauchwolken unter der Back. Wird die Luft zu dick, werden die Ventilationsmotoren angestellt. Man spricht

von gemeinsam durchlebten und durchlittenen Stunden und vom Ende des Krieges.

Da — mitten in unser Gespräch ertönt die Bootsmannpfeife und mahnt uns, zur Ablösung „klar“ zu machen.

Man schützt sich, so gut man kann, gegen die draußen herrschende Kälte, und nachdem gemustert ist, löst die Wache die Kameraden an Deck ab.

Da zeigt sich etwas Verdächtiges. —

Ist es ein Nebelstreifen? Ein Schatten im Wasser? Oder sind es die dunklen Umrisse von Schiffskörpern?

Angestrengter versuchen die Augen etwas Bestimmtes in der rabenschwarzen Nacht zu erkennen. Merkwürdig ist es jedenfalls, deshalb wird auch sofort „Kriegswache Achtung“ und kurz darauf „Alarm“ befohlen.

Ein kurzes Durcheinander in der pechdunklen Finsternis, und jeder steht auf seinem Posten zu sofortiger Abwehr eines feindlichen Angriffs bereit.

Durch Peilung der dunklen Masse habe ich festgestellt, daß das geheimnisvolle Etwas nach rechts auswandert, also sich uns nähert, und meine Beobachtung dem Kriegswachleiter mitgeteilt. Glaubte ich doch sogar, feste Grenzen innerhalb des Schattens zu sehen.

Doch vorläufig entspinnt sich noch eine Streitfrage darüber.

Doch da flammt es plötzlich fast querab von uns auf. Ein Torpedoschuß aus nächster Nähe auf uns abgegeben.

Grell leuchten im nächsten Augenblick unsere Scheinwerfer auf, suchen aber vorläufig noch vergeblich ein Ziel.

Gleichzeitig wird das Ruder hart übergelegt, und das Schiff dreht fast auf dem Fleck. Das einzige Manöver, um dem verderbenbringenden Schuß auszuweichen, wenn es noch nicht zu spät ist.

Und so erwartet man unwillkürlich in der nächsten Sekunde den Anprall eines Torpedos an die Bordwand und die damit verbundene Entladung. Die Scheinwerfer sind sofort gelöscht, und finstere Nacht umgibt uns wieder. Ein, zwei bläuliche Streifen schießen haarscharf am Schiff vorbei — die Laufbahn der Torpedos.

Sekunden vergehen, und dann hebt ein Höllenlärm an. Anscheinend liegt die ganze russische Flotte im Halbkreis hinter uns.

Schuß kracht auf Schuß. Heulend, zischend und sausend gehen die schweren Geschosse über, hinter und vor uns weg. Zwischen Masten, Stagen und Schornsteinen durch. Über Scheinwerfer und Peilkompaß, so daß man glauben könnte, die ausgestreckte Hand kann getroffen werden.

Glühend rot leuchten die Geschosse in der feuchten Luft, und unwillkürlich duckt und beugt sich alles, wenn die unheimlichen Dinger längst vorbei sind.

„Äußerste Kraft voraus!“

In rasenden Umdrehungen arbeiten die Schrauben. Ein Zittern, schwach, fast unmerklich, geht durch das Schiff.

Die Maschinen springen an und geben ihr Bestes her. Wie der Wind schießen wir vorwärts. Dicker schwarzer Rauch, untermischt von starkem Funkenregen, quillt aus allen vier Schloten.

So geht die wilde Jagd weiter, und heulend und zischend schlagen die Geschosse rechts und links, vor und hinter uns ins Wasser. Sollen unsere oft so verwegenen und glückhaften Fahrten im Schwarzen Meer nun doch ihr Ende erreicht haben? Ein Treffer, der wichtige Maschinenteile zerstört, uns somit im schnellen Lauf behindert, und es heißt den ungleichen Kampf aufnehmen und — ehrenvoll zugrunde gehen!

Aber keiner der vielen Schüsse, keiner der auf uns losgelassenen Torpedos — ich zähle vier, manche noch mehr — trifft uns.

Und doch schätzte man die Entfernungen von den feindlichen Schiffen höchstens auf 800 bis 1500 Meter.

Ein gütiges Geschick bewahrte uns vor dem Schlimmsten.

Nach und nach wird der Abstand vom Feind immer größer, der schließlich auch sein Feuern einstellt.

Gleich uns ist „Hamidije“ davongejagt und nicht mehr zu sehen.

Blieb uns beiden kleinen Kreuzern solcher Übermacht gegenüber ja nichts weiter übrig. Zumal wir über die Stärke und Lage unserer Gegner nicht im geringsten unterrichtet waren.

Aber Schlaf und Ruhe gibt es nicht viel in dieser Nacht. Auf einen Augenblick gehe ich unter die Back.

Dort steht und liegt noch alles von der fast unberührten Mahlzeit der Freiwache umher, wie es in der Eile des Alarms verlassen wurde. Selbst der so selten rastende Plapperkasten hüllt sich in Schweigen. Eine ernstere Musik spielte uns soeben an Deck zum Tanz auf. Jetzt ist der letzte Ton verklungen, und dennoch sausen einem noch immer die Töne dieses Höllenkonzerts durch den Kopf.

Unvermindert geht die Fahrt weiter, aber allmählich gehen wir langsam auf unseren alten Kurs zurück, und die bei ihrem Abendbrot gestörte Kriegswache kann ihr Mahl vollenden.

Für die Wache an Deck aber heißt es noch angestrengt aufpassen. Müssen wir doch jeden Augenblick auf einen erneuten Angriff uns verfolgender Torpedoboote gefaßt sein. Glaubt doch das suchende Auge jetzt des öfteren einen verdächtigen, dunklen Schatten zu sehen.

Aber die Russen scheinen die Verfolgung aufgegeben zu haben. Abermals sind wir ihnen, die uns diesmal so sicher zu vernichten glaubten, entwischt.

Von 10 Uhr ab darf die Kriegswache unter Deck gehen, doch gibt es keine Hängematten. Wer will, kauert sich in eine Ecke und versucht, noch schnell „ein Auge voll“ zu nehmen. Die meisten aber sitzen in Gruppen beisammen und besprechen das eben Durchlebte . . .

Sicher hat sich in dieser Nacht seit langer Zeit so manche Hand zum ersten Male wieder gefaltet und dem Lenker der Schlachten, dem Herrn über Leben und Tod gedankt, daß er uns den Unsern daheim erhalten hat.

Aber lange hält die ernste Stimmung nicht vor. Der Humor kommt wieder zum Durchbruch, als die Plappermaschine anfängt: „Meier, was hast du bloß für Badehosen an“.

So zog der Tod über unser Schiff dahin, in greifbarer Nähe, doch wenig beachtet, und das lachende Leben begleitet uns weiter . . .

Die Überraschung seitens der Russen ist wohl hauptsächlich dadurch gelungen, daß wir unseren Kurs beibehalten hatten, nachdem wir uns im Lauf des Tages mehrmals in Sichtweite der Krimküste gezeigt und so dem Feind Gelegenheit gegeben hatten, mit seiner Flotte auszulaufen oder sie zu sammeln und uns den Rückweg zum Bosporus zu verlegen. Möglich

ist auch, daß feindliche Flieger, von uns selbst nicht bemerkt, unseren Kurs, unsere Bewegungen und Stärke feststellten und ihre Flotte darüber unterrichteten.

Vormittags bekommen wir wieder die türkische Küste in Sicht und laufen dicht unter Land, bis wir bei Kilia mit unsern Minensuchbooten zusammentreffen. Das Wetter ist schlecht. Es regnet fast ununterbrochen, und die Luft ist diesig. „Hamidye“, die auch heil und unbeschädigt davongekommen ist, folgt uns seit kurzem.

Nachmittags laufen wir ein und gehen auf einen Tag vor Dolmar Bagtsche zu Anker. Hier wird uns die Nachricht, daß wir während der jetzt kommenden Hafenzeit unseren Liegeplatz im Goldenen Horn erhalten sollen. Bedenkt man, daß wir auf unseren Reisen weder Tag noch Nacht aus dem Zeug herausgekommen sind und auch die Hafentage bisher nur sehr knapp bemessen waren, so ist es wohl begreiflich, daß diese Nachricht von uns freudig begrüßt wird.

### Schlußwort.

Einen Tag später schließen sich die neue und die alte Stambulbrücke hinter uns, und wir machen an einer Boje nahe dem Marmorbau des Marineministeriums fest. Doch gleich der erste Mittag bringt uns eine Kunde, die der allgemeinen Freude einen kleinen Dämpfer setzt. Unser Kommandant scheidet von uns, um einen anderen Posten zu übernehmen.

Nur wer selbst monatelang Leid und Freud, Kampf und Gefahr mit andern erlebt und erlitten hat, weiß, welch festes Band diese Zeiten um Männer schlingt, und lernt die wahre Bedeutung des Wortes „Kameradschaft“ schätzen.

Als der Abend kommt und ein Boot, von den ältesten Offizieren gerudert, unseren verehrten Führer von Bord bringt, sammelt sich die ganze Besatzung bis auf den letzten Mann auf den Hängemattkasten und Aufbauten. Die brausenden Hurras für das Wohlergehen des Scheidenden sollen ihm zeigen, daß wir ihn ungern scheiden sehen.

Kräftig tönt es noch einmal von der gewohnten Kommandostimme über das Wasser zurück: „Sieg und glückliche Heimkehr S. M. S. Breslau und seiner alten Besatzung!“

Dann nimmt die Dunkelheit das Boot auf, das uns den Führer durch Not und Tod, durch Sieg und Erfolg entführt. . . . .

# Verwundetenaustausch über Saßnitz a. Rg.

**Von Dr. W., Bataillonsarzt. Hierzu 6 photographische Aufnahmen.**

Die deutschen und österreichisch-ungarischen Invaliden, die nach harter Gefangenschaft in Rußland über Schweden in die Heimat zurückkehren, betreten in Saßnitz zuerst den deutschen Strand. —

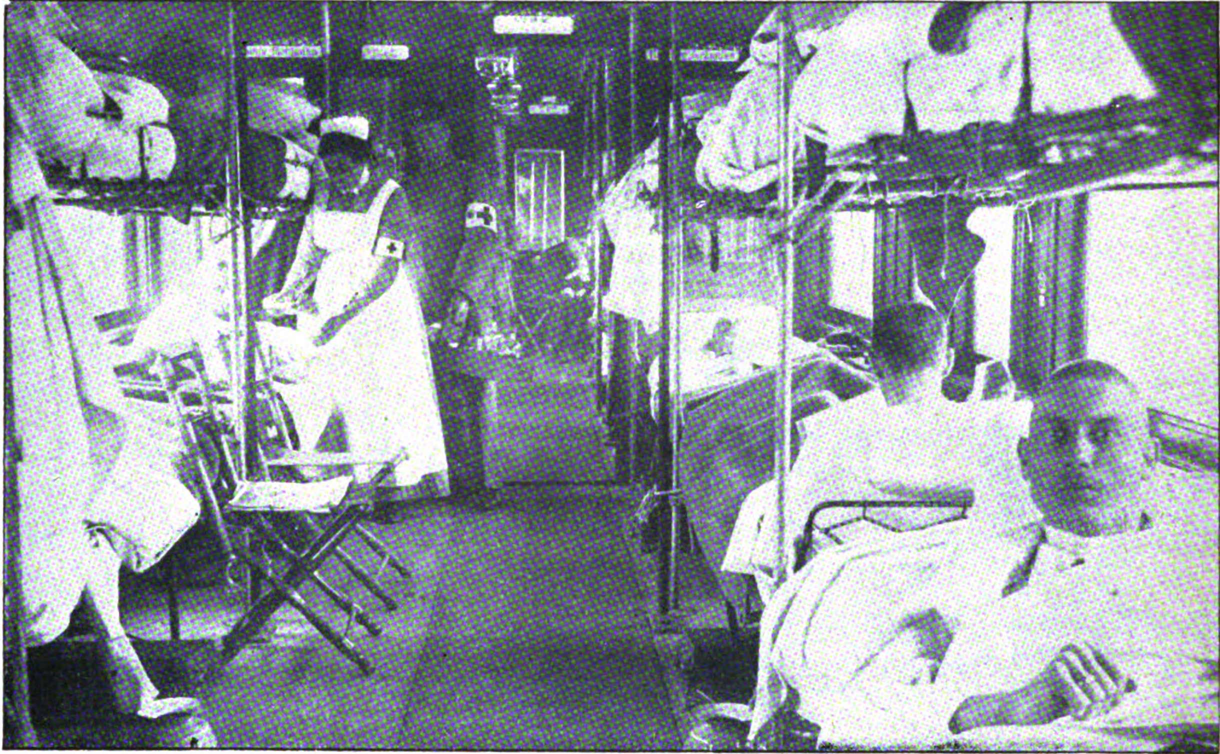
In Tornea (Finnland) übernimmt das schwedische Rote Kreuz die Invaliden durch seinen Arzt. Sie kommen von dort aus dem vorzüglichen finnischen Lazarett mit den Lazarettfähren — im Winter auf Schlitten — über den Tornea-Elf nach Haparanda in den bereitstehenden schwedischen Lazarettzug.

Liebe und Sorgfalt umgeben die braven Feldgrauen. Der ausgezeichnete schwedische Lazarettzug, nach deut-



Phot. Green.

**Ankunft der deutschen Invaliden in Haparanda.**



Im schwedischen Lazarettzug.

schem Muster eingerichtet, die Tüchtigkeit der Ärzte, die liebevolle und gewissenhafte Pflege der Schwestern und des Sanitätspersonals werden von den Verwundeten mit größter Dankbarkeit anerkannt. — Sie fühlen sich in Schweden schon in der Heimat. —

Die dreitägige Fahrt durch das schöne Land der Nordgermanen bietet viel Abwechslung. Liebesgaben ommen an vielen Orten in den Zug, und mit deutschen und ungarischen Weisen grüßt die Kapelle des Kgl. Leibregiments in Oerebro die wunden Kameraden.

Die Eisenbahnfahrt endet in Trelleborg. Von hier überführen die schwedischen Lazarettschiffe „Aeolus" und „Birger Jarl" die Invaliden nach Rügen.

Es sind schöne, seetüchtige Schiffe, vollständig für Lazarettzwecke eingerichtet. Ihr Kapitän, ihr Arzt und alle, die an Bord bei dem großen Liebeswerk tätig



Deutsche und österreichisch-ungarische Invaliden in der Lazarettfähre.

sind, verdienen uneingeschränktes Lob.

Nach fünfstündiger Fahrt durch die deutsche See bewillkommnen in Saßnitz Deutschland und Österreich-Ungarn ihre Helden. Kurze, zu Herzen gehende Begrüßungsworte, einem jeden ein deutscher Händedruck, ein Blumenstrauß — dann geht es in die Empfangshalle, wo deutsche Frauen und ein lieblicher Mädchenflor die Heimgekehrten bewirten. — Eine Militärkapelle spielt. —

Der deutsche und österreichische Lazarettzug stehen bereit. In kurzer Zeit sind die Invaliden hineingeführt. Noch ein Lied, der Radetzkimarsch, frohe Abschiedsgrüße, Tücherwinken, und die Züge rollen weiter zu den Heimatlazaretten.



Ankunft des schwedischen Lazarettschiffes „Aeolus“ in Saßnitz.



Oesterreichisch-ungarische Invaliden an Deck des „Aeolus“ nach Ankunft in Saßnitz.



Oesterreichischer Lazarettzug des Malteserordens zum Abtransport in Saßnitz.

Phot. Burtl.



**Die Festung Kowno und der Zusammenfluß der Flüsse Njemen und Wilija.**

(In der rechten Ecke des Bildes ist ein Stück der Tragfläche des Flugzeuges sichtbar, von dem aus die Aufnahmen gemacht wurden.)



**Beschießung eines deutschen Fliegers bei Dünaburg.**

(Auf dem Bilde ist der charakteristische Wölkchenkranz der platzenden Schrapnells, mit denen russische Artillerie auf den Flieger schießt, sehr gut erkennbar. Die Flieger nennen dieses: „Zunehmende Bewölkung".)

## Fliegeraufnahmen aus dem Osten.

# Der Hof in Flandern.

Roman aus dem Völkerkriege.


19. Fortsetzung.

Von Georg Freiherr von Ompteda.



Nur der Divisionskommandeur bekam einen Keller für sich, den die Burschen redlich bemüht waren, wohnlich zu machen. Sie hatten die Wände mit Vorhängen bespannt und waren dabei, an der Decke eine Art Zeltdach zu errichten. Doch es fehlte am Notwendigsten: an den Nägeln. Der Kriegsgerichtsrat schimpfte gegen Oberleutnant von Gereck, warum man nicht längst aus dem „Sauloch“ fort wäre, er könne nicht arbeiten hier, denn der Plan, nach La Grenouillère umzuziehen, hatte sich schon herumgeredet. Aber der Oberleutnant, der sich immer mit ihm neckte, antwortete ruhig: „Na, dann verurteilen Sie mal einen weniger.“

Doch jener antwortete gereizt, denn der sonst tüchtige und gute Mann hatte bei der „Schießerei“ die Nerven verloren: „Was ist das für eine lächerliche Anschauung! Als ob man nur immer zum Tode verurteilte.“

Der Ordonnanzoffizier lächelte zwar nur, aber die französischen Mädchen drüben schienen nicht anders zu denken. Es war, als hielten sie sich wirklich für zum Tode verurteilt. Die dicke Köchin lag auf ihrem mit den Mädchen heruntergeschleppten Bett, den Kopf unter dem Kissen. Jeanne saß in einer Ecke, den Kragen ihrer Winterjacke, ein Erbstück von Madame, hochgeschlagen, die Füße in den Lackschuhen von sich gestreckt, die Augen geschlossen, verfluchte den ganzen Krieg, und wie sie jetzt die Füße einzog, denn in den durchbrochenen Strümpfen begann sie zu frieren, wandte sie sich zu Nicolette, mit der sie nur zu sprechen pflegte, wenn Henriette Germallevoit, geborene Avoine, nicht da war. Mit den drei blonden Mägden war ja überhaupt nicht zu reden: sie saßen regungslos gegenüber auf einem Lager, das sie jetzt zu dritt teilen sollten, die dicken, roten Arbeitsarme auf die Knie gestützt, und steckten die Köpfe zusammen wie Vögel an einer Schnur. Nur wenn es draußen krachte, duckten sie sich, als wollten sie dem Eisen- oder Steinhagel ausweichen, der über sie wegging. Nicolette saß lächelnd da, denn durch einen Spalt konnte sie Kühnscherf sehen, zu dem sie sich im Laufe der Monate entwickelt hatte, wie er ihr Zeichen machte, während er ein Brett zurechtsägte. So hörte sie kaum auf das, was Jeanne ihr ins Ohr sprach: man solle Frieden schließen. Sie habe die Granaten satt. Wie käme sie überhaupt dazu. Sie hätte ja schon in Paris kündigen wollen. Wenn sie zu Madame Menier-Cressy gegangen wäre, säße sie nicht hier in so unmöglicher Lage. Ueberhaupt dieses ganze „Nord“, wo die Leute so schlechtes Französisch sprächen und keine Zivilisation hätten. In dem feuchten Klima bekäme man Rheumatismus. Doch Nicolette, die hier geborene, meinte spitz, sie könne Leute aus dem Midi nicht vertragen, und es gäbe keine reichere, schönere Gegend auf der ganzen Erde als Artois und Flandern. Dann sagte sie mit dem Zischen und aller Härte ihrer Gegend, die Pariser sprächen schlecht, das wahre Französisch redete man hier. Doch jetzt donnerte es draußen so fürchterlich, daß Jeanne sich die Ohren zuhielt und zu Nicolette sagte, wenn nur der Krieg zu Ende wäre, möchten die Deutschen ihretwegen sogar hier bleiben. Man solle lieber Frieden machen und ihnen das Land lassen. Frankreich bliebe doch das reichste, größte, stärkste, schönste Land der Welt. Das dumme Departement du Nord könnte es ruhig entbehren. Uebrigens hätten die Boches ja nur den schlechtesten Teil besetzt.

Nicolette legte die kleine, nur verschmierte Hand an den Mund und flüsterte, was sie vielleicht von ihren Eltern gehört hatte, Bergleuten aus Courrières: „Gewiß! Ob die Deutschen hier regieren oder wir, ist gleich, das arme Volk muß sich schinden. Was haben wir von der Republik? Das Geld stecken sie ein, die Abgeordneten und die Advokaten in Paris. Ob es nun „Le Kaiser“ bekommt oder Poincaré, wir haben es nicht. Drum kann's uns ganz gleich sein, ob wir Franzosen heißen oder Deutsche!“

Im Nebenraum drüben schritt Herr de Battaignies unablässig auf und nieder, im wirren, grauen Haar, im Pelz, ein Tuch um den mageren Hals, und nur bisweilen blieb er stehen und lauschte auf das Heulen und Krachen rundum. Claire lag in der Ecke, in Decken gehüllt, aus denen ein Rosenkranz niederhing. Madame de Beaucourt saß in einem Stuhl aus ihrem Zimmer, davor das Daunenkissen, auf dem Major von Esserte gekniet. Mit erhobenem Kopf, kaum die Lider einmal schließend, starrte sie aus ihren großen, dunklen Augen in die Leere des Kellers. Er hatte ihr versprochen zu kommen, und die Granaten waren dazwischengefahren. Da klopfte es. Lätitia zuckte ängstlich auf und blickte zur Tür, doch als sie Major Rennhöfer erkannte, sank sie in ihre Stellung zurück. Der Divisionsadjutant wollte in immer gleichbleibender Liebenswürdigkeit wissen, ob oben noch etwas wäre, das in einer Feuerpause gerettet werden könnte.

Claire richtete sich auf und fragte angsterfüllt: „Wird es denn nicht bald aufhören?“

Der Major scherzte: da müsse sie ihre Bundesgenossen fragen. Sie sank unwillig wieder zurück. Herr de Battaignies aber meinte mit großer Würde voller Beherrschung: nun, so sei eben der Krieg und nichts dagegen zu machen. Lätitia fragte, wie es aussähe. Major Rennhöfer antwortete, rein von soldatischem Denken ausgehend: nun, je mehr entzweiginge, desto besser, sei doch wohl nun alles dem Untergang geweiht. Da fuhr Claire empört auf; sie schien das für eine deutsche Roheit zu halten. Major Rennhöfer lächelte nur: gewiß, denn wenn dieser arme Hof nun einmal dem Untergang geweiht sei, dann könne man nur wünschen, die Trümmerdecke wölbe sich möglichst hoch über den Kellern, damit auch schwerere Kaliber sie nicht durchschlagen könnten, es sei denn, es kämen einmal ein paar von den ganz großen geschwirrt. Herr de Battaignies fragte gleichsam als alter Soldat, mit was sie jetzt schössen? Der deutsche Offizier sagte, bisher wären es wahrscheinlich nur Feldgranaten oder doch höchstens mittlere gewesen.

Mit etwas erkünstelter Ruhe, wobei er nur einmal eine Pause machte, als draußen ein neues Krachen klang, Claire zusammenfuhr, Madame de Beaucourt unbeweglich blieb, sagte der alte Patriot: „Mein Herr, den Teil, in dem wir schlafen, hat erst mein Großvater umgebaut. Der Anbau über den alten Kellern ist noch viel jünger. Sollte das zerstört werden, so blieben immer die uralten Mauern dieser Ferme, wie sie heute heißt, dieses Chateau, wie man es vor Jahrhunderten nannte, dieses Manoir, das es in alten Zeiten war. Vielleicht könnte man dann einmal Ralinghien in alter Gestalt wiedererstehen lassen, mit dem Wassergraben, wovon der Teich drüben noch ein Rest ist. Das ist nur eine Geldfrage, und da einmal nach menschlicher Voraussicht mein Schwiegersohn hier mein Nachfolger werden wird . . ."

Lätitia fuhr dazwischen: „Ah mais non!"

Er sah sie einen Augenblick groß an, dann fuhr er, ohne sich irremachen zu lassen, fort: „. . . wenn er auch in Beaucourt oder Paris leben sollte, so kann der das einmal ersetzen. Verstehen Sie, mein Herr? Ein anderes tut mir weh. Hier sind Bäume hundert und mehr Jahre alt, hier ist ein Garten, ein Park liebevoll gepflegt. Dinge, mit denen mein Leben verknüpft ist, wie draußen die Rhododendren, wie die Wellingtonie, die mein Vater gepflanzt hat, die Thuyen, die ich setzte. Soll das alles vernichtet werden? Das alles weggeweht durch den Hauch von ein paar schrecklichen Kriegsmonaten? Bauen kann man in einem Jahr. Das Großwerden von Bäumen erlebe ich nicht mehr, ja, erleben meine Kinder nicht. Das tut einem weh. Ich habe diesen Park nicht gekauft, als ich genug Geld verdient hatte wie die Industriellen, meine Herren Nachbarn. Ich habe diesen Park von meinen Vätern übernommen. Wenn er zerstört würde so wie drüben in Oyendaele die alten Bäume, die man früher von hier aus als Wald sah, und die heute nichts mehr sind als Gestrüpp, dann möchte ich lieber nicht mehr leben."

Der kleine, alte Patriot schritt erhobenen Hauptes in seinem Pelz, die Schalenden nach hinten baumelnd, auf und ab. Madame de Beaucourt fragte: „Ist der General, ich glaube, err von Esserte at ihn begleitet, zurück?"

„Sie sitzen drüben bei der Arbeit."

„So, ich abe nicht geört seine Stimme."

Dann fragte sie neugierig, wie sie immer alles mißtrauisch verfolgte: „Sagen Sie, warum schießt man so?"

„Wahrscheinlich aus Ärger, daß wir ihnen Gräben genommen haben."

Langsam stand Claire auf, blickte ihn mit starren Zügen an und sagte ruhig, das sei nicht wahr. Der Major verbeugte sich spöttisch: sie sei liebenswürdig wie immer. Aber Claire antwortete nur verzückt: „Sie kommen, sie kommen!"

Major Rennhöfer verbeugte sich: „Jawohl, die Granaten!"

Und als sollte es wirklich die Antwort sein, krachte, schmetterte, donnerte es, über ihnen klang ein Poltern und Schütten, als stürze die Wölbung ein.

Ueberall hatten sie den Einschlag vernommen. Die Pferde webten unruhig im Stall. Die Köchin schrie laut auf. Jeanne blickte todesstarr zur Decke, als müsse sie herunterkommen. Die Offiziere, die Schreiber, die Telephonisten, die Burschen, die Ordonnanzen hoben die Augen von ihrer Arbeit. Bei der kargen Beleuchtung, denn Licht mußte gespart werden, sah man, wie durch die Räume ein Dunst zog, eine Wolke schwebte. Nicht Zigarrenrauch, nein, Kalk — Ziegelstaub, Pulverqualm. Dann war alles ruhig. Dem Generalstabsoffizier kam der Gedanke an Lätitia, die er noch nicht erblickt. Da nun Meldungen nicht einliefen, der Gegner nur herumstreute wie sooft, sagte er zum Generalleutnant: „Exzellenz, man sollte doch die Häupter seiner Lieben mal zählen."

Er ging zum Stall. Die Stute wieherte leise und entblößte spielend die Lefzen. Er klopfte ihren Hals. Draußen fragte er nach den Leuten. Niemand fehlte. Die Decken hatten gehalten, nirgends war auch nur ein Splitter eingedrungen, nur Qualm und Staub erfüllten alle Räume. Luken und Fenster mußten dichter verschlossen werden. Als nun der Major auf seinem Gange durch das Haus an der Tür der Franzosen vorüberkam, sah er drin Herrn de Battaignies, der zu Claire niedergebeugt ihr Mut zuzusprechen schien. Lätitia huschte heraus, als habe sie ihn erwartet. Sie zog hinter sich die Tür zu, und in dem Dunkel des Vorraums fühlte er ihre Arme um seinen Hals und ihren zitternden Mund den seinen suchen. Er fragte,

ob sie Angst habe. Sie hielt ihn umschlungen: niemals bei ihm. Und sie hing sich an ihn, sie wollte ihn nicht fortlassen, der zurückdrängte zu seiner Pflicht. Da sagte er dunkle Worte, er habe Gewaltiges draußen erlebt, habe Kraft gewonnen, den Sieg errungen über sich selbst. Und sie ließ ihn los. Sie bat ihn um Verzeihung: „Pardonne moi!" Er öffnete die Tür. Zwei traurig demütige Augen tauchten in zwei feste und klare.

Mit diesem gewaltigen Einschlag schien es vorbei wie ein Gewitter, das sich in einem letzten Donner entlädt.

Die Granaten entfernten sich mehr und mehr, den Park hinaus „Kleinholz machend", wie die Herren es nannten. Die Türen wurden geöffnet, daß Qualm und Rauch abzögen. Wie aus der Arche Noah steckte Major Rennhöfer den Kopf ins Freie, hielt scherzend die Hand hoch und rief: „Es regnet nicht mehr!"

In der Ferne freilich klang noch immer ein Dröhnen, Platzen, Bumsen, Schmettern, Krachen auf dem Untergrund jenes endlosen Rollens, das jetzt Tag und Nacht die Musik der Stunde war. Durch die offene Tür strömte neblig frische Nachtluft herein. Man sah den Austausch des mit Schwefel-, Staub- und Zigarrenrauch geschwängerten Innenqualms mit reinen, feuchten Nebelschwaden, und die Wärme drin von Abgeschlossenheit, Lichtern und atmenden Menschen wich der Kühle der Nacht. Nun kamen sie alle herausgekrochen wie aus einem Dachsbau. Jeder wollte sehen, was oben geschehen sei, und jeder hatte noch irgendeinen Wunsch, etwas zu retten, das in der Eile liegengeblieben war. Laternen, Lichter leuchteten die Treppe hinauf. Major Rennhöfer hob ein Sprengstück auf und erklärte: „Zwölf Zentimeter."

Wo man Splitter, einen Granatboden, einen Zünder fand, wurde er geprüft. Daß er fast immer von Feldgeschützen war und höhere Kaliber als 15 nicht festgestellt wurden, brachte sie in gute Laune.



Ein paar der Leutnants haschten sich wie die Kinder über den Treppenabsatz, der bis auf herumgeworfene Ziegel, ein Sprengstück und knisternde Glassplitter unversehrt schien. Der Anbau freilich, der beiden Majore Zimmer, hatte „ausgelitten", wie Oberleutnant Gereck sagte. Mit hocherhobenen Laternen drängten die Herren heran. Ein Teil des Daches war abgerutscht und saß wie der von seiner Kiste gefallene Deckel auf den Sandsäcken auf. Die Mauern waren in sich zusammengebrochen. Zwischen ihren gezackten Resten wölbte sich in der Tiefe ein Hügel von Steinen, Balken, Schutt, Möbeln, zerdrückten Wandschränken über der Betondecke der Pioniere. Drüben am Ende des Ganges stand unerreichbar die hohe, kahle Brandmauer mit ihren Tramlöchern, daraus die Kopfenden der Hölzer ragten, abgebrochen wie ein fauler Zahn. Die Zimmer zweier Stockwerke verrieten sich in verschiedenfarbigen Tapeten an der Wand. Als nun Lichtkegel darüberirrten, leuchtete, allein unversehrt in dieser vollkommenen Vernichtung, ein Bild: die helle Gestalt des Heilands, von mattem Schein das Haupt umstrahlt, vor der auch die Granaten wie durch ein Wunder haltgemacht hatten. Nächtliche Nebel wehten wie Weihrauch über die so einzig geschmückte Wand, und durch die Dünste zuckten gen Westen Lichter auf, wo die Raketen das dritte Reich ableuchteten.

Als die Herren schweigend zurückwichen in das Treppenhaus, dessen halbes Dach aufgeblättert schien, als öffne sich hier ein Künstlerwerkstattfenster, stieg, eine Kerze in der Hand, eine Gestalt die Stufen herauf in weißem Haar und weißem Bart in dem unbewegten ernsten, feierlichen Antlitz: der Besitzer dieses jäh zerstörten Hofes in Flandern wandelte durch sein vernichtetes Heim. Major von Esserte geleitete die beiden Damen. Soweit man noch gehen konnte, denn vom Boden des Ganges hingen nur noch ein

paar kurze Tramme rätselhaft schwebend in der Luft wie die Schienenschwellen der Bahn vor Ralinghien, dem Dorf, trat der alte Patriot heran in seinem von rotbraunem Staub beschmutzten Pelz um den Hals, dem Tuch, unter dem man die Kragenlosigkeit ahnte. Als nun ein paar der Offiziere den vereinten Schein ihrer Taschenlaternen hinüberfallen ließen auf die Wand, wo der Herr rätselhaft auf den Fluten wandelte, klang Claires Stimme, man sah ihr geisterhaft verzücktes Gesicht: „Le Christ sur les flots."

Herr de Battaignies aber wendete sich ab, biß die Zähne aufeinander und sagte achselzuckend mit anteillosem Gesicht: „C'est la guerre."

Dann schritt er den Gang hinunter, knirschend und krachend auf Glassplittern, denn den Granaten waren alle Fensterscheiben zum Opfer gefallen, und verschwand in seinem Zimmer. Claire blieb stehen, sie schien zu beten vor dem Bilde Christi auf den Fluten des Galiläischen Meeres, vor dem Wunder des Stifters der Religion, des Friedens und der Liebe, der alle jene Völker angehörten, die sich hier zerfleischten Tag um Tag und Nacht um Nacht.

Madame de Beaucourt sagte zu Major von Esserte, während die letzten der Herren den Gang hinab verschwonden: „Monsieur, bitte, elfen Sie mir tragen meine Sachen."

In ihrem Zimmer standen die Wandschränke offen, in herausgezogenen Fächern des Schreibtisches lagen Briefe. Herr von Esserte bat, ihr helfen zu dürfen, die Schriften fortzutun, doch sie lächelte: „Es kann jeder lesen. Ich abe nichts, was ich muß verstecken."

Sie ergriff seine Hand und sagte, was solle hier liegen, sie sei keinen Schritt jemals vom Wege abgewichen in ihrer Ehe. Nicht weil sie ihren Mann nicht habe betrügen wollen, nein, diesem kleinen Ehebrecher ihrerseits Hörner aufzusetzen, würde ihr nichts als Vergeltung und Glückseligkeit bedeutet haben. Aber sie sei eben jenem nicht begegnet, bei dem alles ihr gesagt hätte: für diesen tust du es. Wenn sie also den Betrüger nicht betrogen habe, so sei das kein Verdienst. Nein, sie wolle sich achten nach ihrer Weise.

So hielt sie ihn fest und fragte, was er damit gemeint, er wolle sie später „achten können". Wenn sie ihn liebe und er sie, so wären sie doch frei, zu tun, wozu das Herz sie triebe. Ehe er antworten konnte, küßte sie ihn in rasender Leidenschaft.

Ihn bewegten jene Gedanken, die er gestern am Grabe des Kameraden wie eine Reinigung geäußert, und doch erfüllte ihn eine große Seligkeit. Ein Bild der Zukunft schwebte vor seinen Sinnen, eins, dafür er hier zu kämpfen hatte neben all seinen Kameraden: den Sieg ihnen, seinem Volke, sich. Und es war, als ob dieser militärische Rechner über sich selbst gehoben, durch seine Arbeit miterfochten, den Sieg seines Vaterlandes erblicke und damit seine eigene, selige Zukunft. Das gab ihm die Überlegenheit dessen, der sein Ziel kennt. Er löste ihre Hände, nahm Kleidungstücke, die auf einer Stelle lagen, auf den Arm, und sie, die ihn behalten wollte, gehorchte als eine, die sich der stärkeren Kraft beugt. Er stieß die Tür auf und rief nach dem Burschen mit der hellen Kommandostimme, die einst das Getrappel der sechshundert Hufe seiner Schwadron übertönt. Als das Weib den Befehlston vernahm, wie sie ihn noch nie von ihm gehört, war sie im Augenblick gewandelt, gebändigt, unterjocht unter den Willen des Mannes, der nicht mehr Madame sagte, nicht Lätitia flötete, an dessen Brust sie nicht besinnungslos lag, war nicht mehr die französische Frau, die der Männer Huldigung entgegennimmt, sondern eine Deutsche: Freundin, Gefährtin, Kameradin dessen, der ihr einst Freund, Gefährte, Kamerad sein wollte.

Kinzig kam gelaufen. Der Major gab ihm die Sachen. Kühnscherf folgte, Klostermann und die Ordonnanzen. Sie trugen Stühle, häuften alle kleinen Gegenstände auf Decken, die sie zusammenschlugen, und schleppten, wie in der Zeltbahn einen armen Kameraden, alles hinab. Vor fast leerem Zimmer fragte Lätitia: „Muß alles fort? Komme ich nicht zurück?"

„Die Granaten werden wiederkehren."

„So wird alles zerstört?"

„Ich denke. Opendaele ist hin. Nun kommt Ralinghien, das Dorf, an die Reihe und die Ferme. Die Schlösser, die Höfe, die Dörfer der Feuerlinie werden sie niederlegen eines nach dem andern."

Sie preßte die Lippen zusammen: „Und es war doch meine Heimat."

„Sie werden eine neue gewinnen."

„Wann?"

„Wenn wir dem Gegner unseren Willen aufgezwungen haben. Wenn mein Vaterland wieder Frieden hat, den es immer nur gewünscht, denn, Gott im Himmel zum Zeugen, wir haben diesen Krieg nicht gewollt. Wir haben ihn kommen sehen. Wir wären gewissenlos gewesen, uns nicht auf ihn vorzubereiten mit aller Kraft unseres Volkes, unserer Wirtschaft, vor allem aber mit unserer ganzen deutschen Seele. Wir haben diesen Krieg nicht gewollt."

Die Leute fragten, ob er noch Befehle habe. Er wandte sich zu Madame de Beaucourt: „Gnädige Frau, soll noch etwas hinuntergebracht werden?"

„Nein, ich danke."

„Dann, bitte, gehen Sie hinab. Es wäre möglich, daß die Feuerpause nicht anhielte. Wir müssen noch die anderen Zimmer ausräumen."

Sie gehorchte. Die Soldaten machten Platz, und sie schritt zur Treppe in ihrem liebreizenden, schwe-

benden Gang, nicht viel anders als die einfache blonde deutsche Schwester drüben im Kriegslazarett I in Bobines. Major von Efferte blickte ihr glücklich nach. Er hatte überwunden. Und in seiner Hochstimmung sprach er leichter Französisch als sonst und stellte Herrn de Battaignies artig die Soldaten zur Verfügung, falls er noch etwas gerettet haben wollte. Der dankte, als möchte er deutsche Hilfe nicht in Anspruch nehmen. Aber Major Rennhöfer kam lächelnd mit allem seinem Schwung, seinen Redensarten und ließ einfach alles ausräumen. Nicht Großindustrieller nannte er sich allein, nein, auch Haushofmeister. Und Claire war ihm dankbar, als er den Betschemel, eine Figur der heiligen Jungfrau und den Christus über ihrem Bett abnehmen ließ, wobei sie wie ihre Schwester fragte, ob es wirklich notwendig sei. Er wiederholte nur kurz, französisch diesmal, sein Wort, mit dem er am Abend den Generalleutnant ins Haus geleitet hatte: „Nun geht's los!"

Dann bot er in einer artigen Weise, der keiner widerstand, Mademoiselle Claire den Arm, um sie über die Glassplitter, die unter ihren Tritten krachten, zur Treppe zu geleiten. Der Major wußte auch, womit er Herrn de Battaignies gewann: „Kommen Sie, wir werden unten in den Zimmern, die Sie die Liebenswürdigkeit hatten, uns zu überlassen, noch dieses und jenes finden, etwa Familienbilder, Andenken aus alter Zeit, das vielleicht dazu dienen könnte, Ihre Räume unten wohnlicher zu gestalten."

Die kräftigen Arme der deutschen Soldaten trugen, schleppten wie bei einem Umzug. Auch das Bild der Madame de Beaucourt war dabei, das über dem Arbeitsplatz des Herrn von Efferte den kleinen Zwerg im Barte ersetzt hatte. Als es kahl geworden war, denn der alte Patriot wollte nun plötzlich alles gerettet haben, holte er noch selbst ein kleines Lichtbild, den mäßigen Abdruck eines bekannten Gemäldes: „Napoleon Bonaparte überrascht im Morgendämmern einen Posten, der an einem Strohhaufen eingeschlafen ist." Dabei sagte er: „Wenn wir den gehabt hätten, mein Herr, stünde es anders um uns!"

Im gleichen stolzen Ton antwortete der Major: „Mein tiefstes Bedauern, mein Herr, daß er einem anderen Geschlecht Franzosen angehört hat und nun im Invalidendom, à toutes les gloires de France geweiht, im bläulichen Licht tot in seinem Sarkophage ruht!"

Als sie zum Keller hinunterstiegen, fragte der alte Franzose genau wie seine Töchter: „Glauben Sie, daß das wirklich notwendig war? Soll wirklich diese alte Ferme, dieser Hof in Flandern seinem Untergang entgegengehen?"

Nichts mehr von dem halb spöttischen Ton, mit dem Major Rennhöfer seine französischen Redensarten umherschleuderte, klang aus der Antwort: „Wir Barbaren haben auch ein Herz, mein Herr. Ich habe keinen so schönen Besitz wie Sie, ich bin bei uns zu Haus nur ein einfacher, armer Soldat, der sich für sein Vaterland gern totschießen läßt. Aber glauben Sie, wir können nicht mit Ihnen fühlen. Die schwere Notwendigkeit des Krieges macht unsere Mienen, unsere Worte hart. Und doch hat Exzellenz oft zu mir gesagt: ‚Gott, wie mir die armen Leute leid tun!'"

Dem alten Patrioten waren die Augen naß geworden: „Hat er das wirklich gesagt?"

Er blieb stehen und sprach in tiefer Bewegung: „Ich möchte nicht, daß die Engländer hierherkommen, denn meine Vorfahren haben oft genug gegen sie gekämpft. Aber ich möchte, daß die Trikolore wieder hier weht im Land. Ich möchte, daß Sie vertrieben werden, die Sie eingedrungen sind in mein Vaterland, denn ich bin Franzose. Doch Gott würde ich bitten, er solle Sie, mein Herr, und seine Exzellenz und alle, die hier bei mir im Hause sind, in seinen gnädigen Schutz nehmen, denn Sie üben Menschlichkeit, und ich sehe ein, daß Sie hier nichts tun als Ihre Pflicht gegen das Vaterland. Ich wünsche Ihnen allen aus vollem Herzen, Sie möchten lebend aus diesem furchtbaren Kriege herauskommen, der gewiß seinesgleichen in der Geschichte der Völker nicht hat. Gott der Allmächtige möge Ihnen und uns gnädig sein."

Der erwartete Angriff war nicht erfolgt. Erstaunt verkündete es der Fernsprecher von allen Seiten. Unteroffizier Rosenthal, der Telephonist, machte schon glückliche Augen, nun kam er vielleicht doch noch hinaus in den Schützengraben. Immerhin blieb das Haus zerstört, und der Divisionstab mußte verlegt werden, schien es doch wenig wahrscheinlich, daß eine derartige Beschießung reiner Zufall gewesen sei. Bei Tisch wurde darüber gesprochen. In jenen Kellerräumen, wo die Herren schliefen, hatte man Bretter über Holzböcke gelegt, das ersetzte den Eßtisch. Ein paar Kerzen blakten und zuckten darauf, denn der Petroleumvorrat war verschüttet worden. Es schien, als sollte dieser Hof in Flandern nun dem Ende entgegengehen, wie denn nichts bleibt auf dieser Erde. Major Rennhöfer meinte, wenn es einmal sein müßte, würde es ihm schwer werden, von hier zu scheiden. Der Generalleutnant nickte nur, vielleicht könne man den Gefechtstand der Division herlegen, aber wenn es morgen früh einigermaßen ruhig wäre, wollte er sich einmal La Grenouillère anschauen. War man nun auch sonst gewohnt, daß Major von Efferte meist ein schweigsamer Gast blieb, so fiel doch dem General eine Art Verträumtheit seines Wesens auf, und er fragte seinen Generalstabsoffizier leise, ob ihm etwas fehle? Der fuhr auf, als wäre sein Geist in Südwest gewesen bei längst verwehter Vergangenheit: „Nein, Exzellenz. Ich dachte an die Änderungen, die sich jetzt notwendig machen werden."

Aber der General hob die Tafel auf: „Lieber Esserte, zerbrechen Sie sich darüber nicht den Kopf. Das steht ja alles noch völlig in der Luft. Wollen Sie mal meine Schlafkoje sehen, wie nett die ist?"

Man hatte sich erhoben. Der Generalleutnant zog sich zurück. Die Herren verbeugten sich. Im Vorbeigehen reichte er dem Kriegsgerichtsrat die Hand und verschwand, gefolgt vom Major von Esserte, der hinter ihm dreinschritt, den Kopf gesenkt, denn wenn es dunkel war, mußte er bei seiner Kurzsichtigkeit immer auf den Boden blicken. Draußen im Gang vor den Kellern leuchtete Vizewachtmeister Fiedler. Der General fragte freundlich: „Sind denn die Leute einigermaßen untergebracht?"

„Sehr gut, Exzellenz."

„Ich wollte noch einmal nach den Franzosen sehen, aber die Damen schlafen wahrscheinlich schon!"

„Die Damen unterhielten sich eben noch mit ihrem Vater, Exzellenz!"

„Dann melden Sie mich mal, Fiedler."

Der Generalleutnant erkundigte sich, ob auch der Posten instruiert sei, daß er sich bei etwa eintretendem neuem Feuer decken dürfe. Während Herr von Esserte hinausging, es dem Manne selbst zu sagen, trat Generalleutnant Greger bei den Franzosen ein. All die Gegenstände, die man von oben heruntergebracht hatte, lagen noch umher, und die Battaignies saßen wie Abgebrannte auf den Trümmern ihrer Habe. Der Generalleutnant stellte zum Räumen Ordonnanzen zur Verfügung, denn die Mädchen seien, wie er gehört habe, krank vor Schrecken. Er fragte, ob sie nicht fort wollten? Madame de Beaucourt wehrte sich gegen den Gedanken, und ihr Vater erklärte, wenn auch das ganze Haus zusammenbräche, so wolle er lieber unter den Trümmern begraben sein. Der General fragte, ob man denn gegessen habe, und als dies ein wenig verlegen verneint wurde, schied er mit der Bitte, von ihm das Essen anzunehmen.

Ein paar Minuten darauf trugen die Ordonnanzen einen gedeckten Tisch herein, und während die drei in dem einen Raum aßen, legten drüben die Burschen mit deutscher Gründlichkeit Wäsche und Kleider der Damen sorgsam zusammen, stellten Bronzen, Figuren, Vasen militärisch in einem Glied der Größe nach auf und breiteten Teppiche aus. Kühnscherf und Kinzig machten die Betten; Jeanne, die sich endlich aufgerafft, wurde hohnlachend hinausgeworfen. Als dann Herr de Battaignies mit seinen Töchtern hereinkam, war der unwohnliche Keller zu einem etwas phantastischen, aber gemütlichen Raum umgewandelt. Der alte Patriot wandte sich ab, griff in seine Tasche, suchte, blätterte und gab Kühnscherf einen Zehn-Frank-Schein.

Die Nacht blieb ruhig. Am andern Morgen aber, als kaum der Tag zu grauen begann, zischten, heulten, fauchten wieder die englischen Granaten in die schönen alten Bäume hinein. Nur ein Geschoß fiel in den Hof und warf das Dachgerippe der alten Scheune zusammen. Der Fernsprecher arbeitete, aber auch vorn schien die Nacht ziemlich ruhig gewesen zu sein. Wohl hatten einmal Maschinengewehre eine Sappe abgegrast; einzelne Stellen, wo der Gegner meinte, es würde gearbeitet — man kannte sie schon — wurden immer, meist mit Schrapnells, beunruhigt; gegen Morgen hatten sie die Yperner Straße belegt; die üblichen Minen taumelten, fraßen ein paar Mann, wie denn jeder Tag Opfer forderte in diesem scheinbar stillen, öden Stellungskrieg; aber als es nun wirklich anfing, hell zu werden, rührte sich nichts mehr.

Die Sonne kämpfte lange mit den Nebeln, rang sie nieder, und so schön war noch kein Tag gewesen. Er versprach auch der erste wirklich warme zu werden. Der Frühling schien über das französisch-flandrische Land zu kommen.

An diesem Morgen, wenn es sich auch keiner gestand, fühlten sich alle entlastet von dem Geschoßhagel. Ja, man ging mit dem Gedanken um, hier zu bleiben; man war gewöhnt an den alten Hof. Die Keller waren schon ganz behaglich geworden, und jeder, der nicht dienstlich zu tun hatte in dem Augenblick, mühte sich, sie noch angenehmer zu gestalten. Es wurde gerückt, geklopft, geschoben, geordnet. Jeder hatte sich den Koffer an sein Lager gestellt. Die Pferde hatten wärmere Ställe denn zuvor, sogar die Kraftwagen waren untergebracht. Bald strömte alles hinaus, vom gleichen Gedanken getrieben: man wollte die Zerstörung sehen, die durch die letzte Beschießung angerichtet worden war. Da stand der alte Hof, jetzt genau in seinen drei Teilen zu unterscheiden. Jener Bau des Großvaters mit den Schlafzimmern der Familie war noch völlig unversehrt. Im Treppenhaus gähnte die gewaltige Oeffnung, von einer Granate gerissen, die nachts sich wie ein Atelierfenster aufgetan. Daneben der Anbau, über dem alten Teil, der vielleicht schon Jahrhunderte in Trümmer gelegen, war völlig zerstört. Dachsparren lehnten gleich einem umgekippten Spalier. Die schwebenden Trammbalken des Ganges sahen aus wie die Sprossen einer Luftleiter. Auf der Verstärkungsdecke der Pioniere lagen, ein natürlicher Schutz, zwei Stockwerke in Trümmern: Ziegel, Kalk, Hausteine, daraus die Hölzer zerkrachter Wandschränke in ihrem grauen, französischen Anstrich ragten. Die Abfallrohre der Dachrinnen pendelten im Wind, und durch den wilden Wein, von Efeu durchwachsen, fiel die Sonne und warf Gitterschatten auf den Rasen. An der Brandmauer aber, über jenem märchenhaft unverletzten Bilde des Christus auf den Fluten, wehte etwas gleich einer roten Fahne. Einer sagte „ein Signal", und schon hatte man die Franzosen im Verdacht, sie könnten verräterische Zeichen

gegeben haben. Aber die Fahne hing innen. Offenbar war sie erst durch den Zusammenbruch des Daches entfaltet worden. Niemand vermochte das Rätsel zu lösen. Jemand meinte, es sei ein Stoff, vielleicht eine Decke, durch die Gewalt der Entladung dort hinaufgeschleudert. Es mochte auch der Sitz eines roten Sessels sein. Am Ende war es gar ein Umhang der Madame de Beaucourt? Endlich kam Oberleutnant von Gereck der Lösung näher. Er erzählte, sie hätten zu Hause auf dem Eßtisch eine Decke aus französischem Soldatentuch. Das sei es. Dem stimmten jetzt alle bei. Der rätselhafte Gegenstand schien eingeklemmt zwischen Holzreste der Dachverschalung; er war schmutzig von Kalk, von Granatengasen gefärbt. Major Rennhöfer, der jedes Rätsel ergründen mußte, ließ sich sein Glas holen. Und nun stand alles um einen Granattrichter am Rondell der Einfahrt und wartete, während er schraubte und einstellte. Endlich behauptete der Major, Gereck habe recht mit dem Soldatentuch. Es sei eine französische Uniform. Eine Hose. Auch Herr de Battaignies mit seinen Töchtern war gekommen. Er sagte sofort flüsternd etwas zu Claire. Nun erschien sogar die dicke Köchin, noch schwer krank, äugend nach allen Seiten, ob nichts geflogen käme, und bereit, sofort wieder in den Keller zu flüchten. Die Mägde mit ihren roten Armen, die Röcke zerlegen von der Nacht, traten eine nach der anderen hinzu. Jeanne hielt sich zurück. Sie wollte hier nichts mehr wissen und sehen, sie wollte fort, nur fort, und wäre es um den Preis gewesen, in den Dienst der Deutschen zu treten. Zuletzt erschien Nicolette, das kleine Ding, Spießruten laufend durch die Ordonnanzen und Burschen, die dastanden mit dem Striegel, mit dem Hammer, mit Geschirr, das einer grade wusch. Als das Mädchen vorschlich, beklopfte sie einer vorn, einer betatschelte sie hinten, der dritte flüsterte ihr etwas zu. Wie ein kleiner Straßenbengel kam sie, sich in den Hüften unschuldig wiegend, daher.

Inzwischen hatte der zweite Ordonnanzoffizier, ein flinker, kleiner Dragoner, jene Leiter herangeschoben, die gebraucht worden war, um die Fernsprecherdrähte zu befestigen. Seine schlanke Gestalt erschien auf den obersten Sprossen. Der Generalleutnant, im Begriff, auszureiten, hielt und drohte mit dem Reitstock: „Daß Sie mir nicht runterklecksen. So darf man im Felde sein Leben nicht verlieren, lieber Freund!"

Aber der junge Offizier, angespornt vom Adjutanten, dem das Rätsel im Blut lag, bereit, auch seine Geschicklichkeit, seine Verwegenheit zu zeigen, war auf die treppenartigen Giebelreste geklettert, griff zu und riß etwas heraus. Es stiebte, ein Brett polterte krachend hinab, dann sauste das Rätsel durch die Luft wie ein abstürzender Flieger und sank, während der Dragoner, die Staubwolke nutzend, ungesehen abstieg, den unten Wartenden zu Füßen. Man eilte hinzu und hob mit spitzen Fingern auf: eine Hose, eine rote Hose, eine französische Soldatenhose.

Alles lachte. Herr de Battaignies ging langsam davon. Nicolette aber wendete das schmierige Kleidungstück kopfschüttelnd mit dem Fuß um. Als die Offiziere lachend sich entfernt hatten, erwachte in Vizewachtmeister Fiedler, einst in Paris Torwächter des deutschen Fußballklubs, eine kindische Lust, und er gab dem Kleidungstück mit der Fußspitze einen Stoß, daß es weit hinausflog und in einem der Granattrichter verschwand, die jetzt den armen Hof wie Wolfsgruben säumten. Sie lagen rund um das Haus, hatten die Wege zerstört, die Scheune zerschlagen und im Gemüsegarten die Beete aufgeworfen. Nur das Gewächshaus stand unberührt. Aber auch die letzte Pflanze, die bei dem Feuerungsmangel noch ihr Leben im Kalthaus gefristet, mußte nun zugrunde gehen, denn keine der Scheiben war mehr ganz. Rundum war alles mit Glassplittern besät. Auch von den Fenstern des Hauses, denn nicht eins war mehr heil.

Herr de Battaignies schritt durch seinen zerstörten Besitz. Hier und da blieb er stehen und zeigte seinen Töchtern einen jener Bäume, deren Geburt und Leben er kannte. Eine Blaufichte, die farbenfreudig gegen die grünen Schwestern gestanden, war ausgehoben durch die Wucht einer Granate. Herrliche Ulmen lagen in Reihen gemäht, so hoch jetzt schwebend über dem Weg, daß sie darunter hingehen konnten wie unter einer Ehrenpforte. Der alte Patriot zeigte seltene Büsche, von Sprengstücken zerfetzt. Er nahm das schwere Gartenmesser, das er immer bei sich trug, und schnitt gewohnheitsgemäß geknickte Zweige ab. Durchblicke waren durch stürzende Bäume verdeckt. Stellen, wo man sich einst im Sommer tiefen Schattens erfreut, lagen jetzt offen. Als sie dorthin kamen, wo die vielfache Baumreihe begann, die zur Kapelle führte, sagte er müde: „Nun ist alles hin!" Denn das kleine Gotteshaus war verschwunden, wie jenes droben auf der Lorettohöhe, von dem unter den Franzosen dunkle Sagen gingen. Alte Riesenbäume, ohne die nun einmal die Landschaft nicht zu denken war, Bäume, stark, daß keiner sie umspannte, lagen gleich Streichhölzern gefällt. Es schien, als habe ihre zusammenkrachende Wucht sich in den Aesten der Nachbarn eingehakt und sie so alle zu Boden gezwungen.

Wie der alte Patriot seinen Park so verwüstet sah, fiel er völlig zusammen, schlich hin, stützte sich auf Claires Arm, die länger teilgenommen an seinem Leben als die andere. Sie blickten hinaus: Die Mühle lag noch da wie ein großes Flügeltier, aber drüben in Ralinghien, wo sie alle Umrisse kannten, fehlte etwas. Und der alte Herr sagte nun: „La Ferme!" denn auch sein Pachthof drüben, dessen Dach man immer noch gesehen, war verschwunden über Nacht.

Auf der Yperner Straße gab es Baumlücken, die sie noch nicht kannten. In Opendaele war die Stelle leer, wo das Reithaus noch gestern gegen den Himmel gestanden.

Sie machten kehrt. An dem Teich schritten sie vorüber, in dem das halbgesunkene Boot unbeschädigt lag und die Entengrütze stinkend hinzog. Kein feindliches Geschoß hatte mit ihr aufgeräumt.

Als sie nun den Aussichtstempel unversehrt fanden, gingen sie hinein und setzten sich, die drei. Claires Haupt sank auf ihr vom Keller- und von Granatenstaub beschmutztes Kleid. Lätitia blickte müde zum Himmel auf, an dem die Sonne stieg. Ihre Gedanken waren bei dem Feinde, der ihr Herz bewegt, aber jene Leidenschaft, die sie Jahre hindurch ehrlich bekämpft, quälte nicht ihren Körper. Sie hätte am liebsten gewollt, daß alles vorüber wäre.

(Fortsetzung folgt.)

# Fabrikarbeiten für Blinde.

Von Geh. Medizinalrat Prof. Dr. Silex, Berlin. — Hierzu 7 Aufnahmen.

Über die Fabrikarbeit für Blinde ist während der Kriegszeit schon des öfteren in Zeitschriften und Tageszeitungen berichtet worden. Heute nach fast einundeinhalbjähriger Erfahrung können wir erfreulicherweise nicht nur die bisherigen Erfolge bestätigen, sondern von bedeutenden Fortschritten auf diesem Gebiet Kunde geben. Diese Beschäftigung kommt hauptsächlich für Handwerker, Fabrikarbeiter und ungelernte Arbeiter in Betracht; nach einer von mir aufgestellten Statistik beträgt diese Gruppe mehr als 50 Prozent aller Kriegsblinden.

Die Arbeit, welche in der Munitionsfabrik in Spandau ihren Anfang nahm, hat sich nunmehr, wie ich aus schriftlichen und mündlichen Berichten und aus den bei der Kriegsblinden-Stiftung für Landheer und Flotte eingehenden Fragebogen ersehe, über eine große Anzahl von Fabriken in Nord- und Süddeutschland verbreitet. Es ist auch nicht bei Munitionsfabriken geblieben, wie aus den folgenden Ausführungen ersichtlich ist. Jede größere Fabrik, die wir besuchten, um eine Beschäftigung für unsere Kriegsblinden ausfindig zu machen, hat irgendeine Arbeit, welche ohne Schwierigkeit von einem Blinden ausführbar ist und ihm einen guten und sicheren Verdienst auch für die Zukunft bietet. In erster Linie sind es augenblicklich allerdings die Munitionsfabriken, die sich immer wieder unseren Kriegsblinden öffnen und sie als vollwertige Arbeiter einstellen. In der Munitionsfabrik, im Feuerwerkslaboratorium und in der Artilleriewerkstatt zu Spandau arbeiten allein von unseren entlassenen Kriegsblinden ca. 50 Leute, Familienväter wie auch Ledige. Ihr Verdienst stellt sich mit einem Stundenlohn von 69 Pfennig (mit Kriegszulage) bei achtstündiger Arbeitzeit auf 5,52 Mark den Tag, in Friedenzeit etwa 4,40 Mark. Die Arbeiten, die dort von ihnen verrichtet werden, sind folgende:

I. In der Munitionsfabrik: 1. Untersuchen der Patronen auf festen Geschoßsitz, 2. Einstecken von Patronen in die Taschen der Patronentragegurte, 3. Zusammenlegen der verpackten Tragegurte und Verpacken derselben in Packhülsen und Schließen derselben, 4. Verpacken der gefüllten Packhülsen in Patronenkasten, 5. Verpacken der Patronen in Packtüten und Schachteln und Zubinden derselben, 6. Einbringen von Patronen in Ladestreifen und Patronenrahmen von Hand.

II. Im Feuerwerkslaboratorium sind die Kriegsblinden, wie aus Abb. S. 101 schön ersichtlich ist, mit Revisionsarbeiten beschäftigt, insbesondere mit dem Prüfen von Schrauben und zylindrischen Zünderteilen auf richtiges Maß in bezug auf Durchmesser und Länge mittels einer sogenannten Leerplatte.

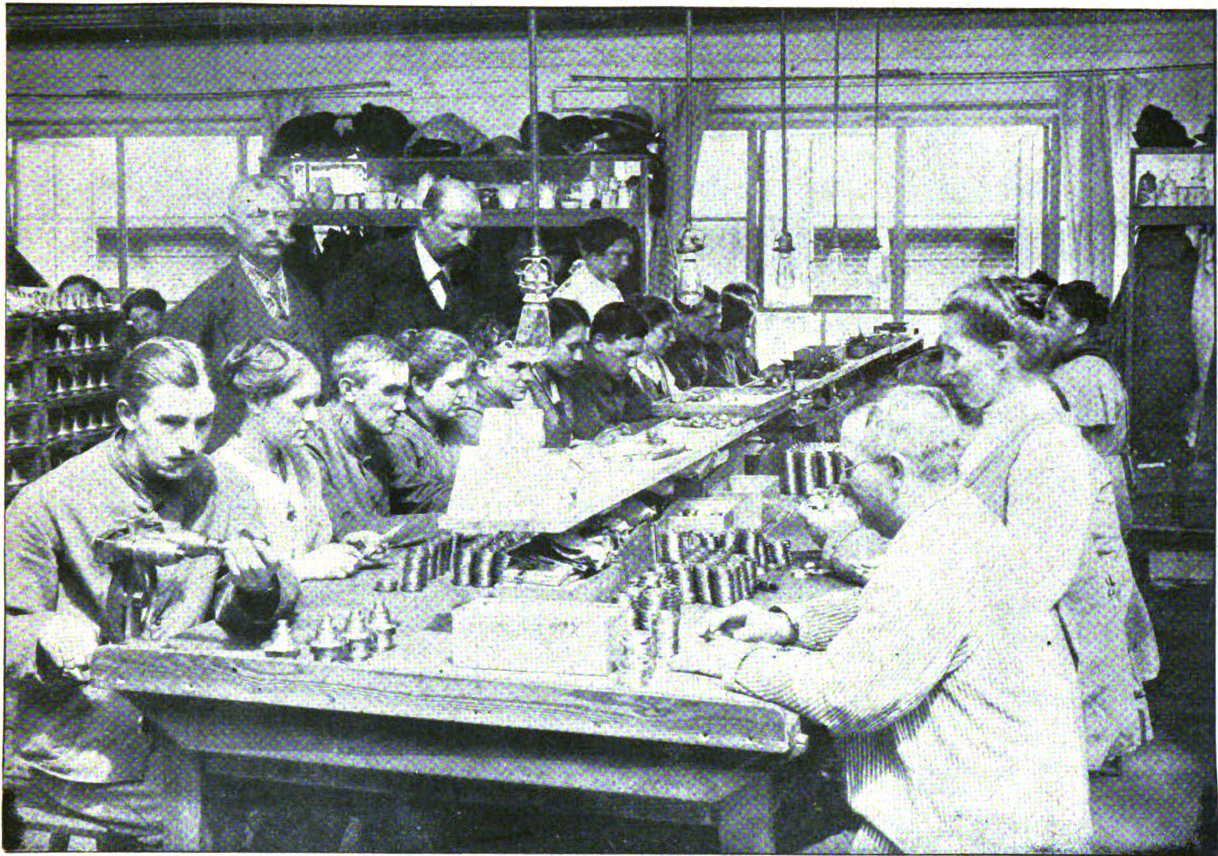
III. In der Artilleriewerkstatt ist ein kriegsblinder Sattler mit den verschiedensten Arbeiten an Riemen beschäftigt. Er arbeitet schnell und sicher, und seine Leistungen finden Anerkennung.

In ähnlichen Fabriken, wie in den vorstehenden, haben Kriegsblinde Arbeit gefunden in Dresden, Danzig, Kassel, Siegburg, Nürnberg, Düsseldorf, Erfurt, München u. a.

Das Bekleidungsamt des Gardekorps hat in der Schuhmacherei einen Kriegsblinden



Fabrikarbeiten für Blinde: Munitionsfabrik.



Prüfung von Schrauben und zylindrischen Zünderteilen.

angestellt, der mit Ausraspeln von Stiefeln und dem Verknoten von Fäden an den Stiefelstrippen beschäftigt wird. Verdienst 4 Mark den Tag bei siebenstündiger Arbeitzeit.

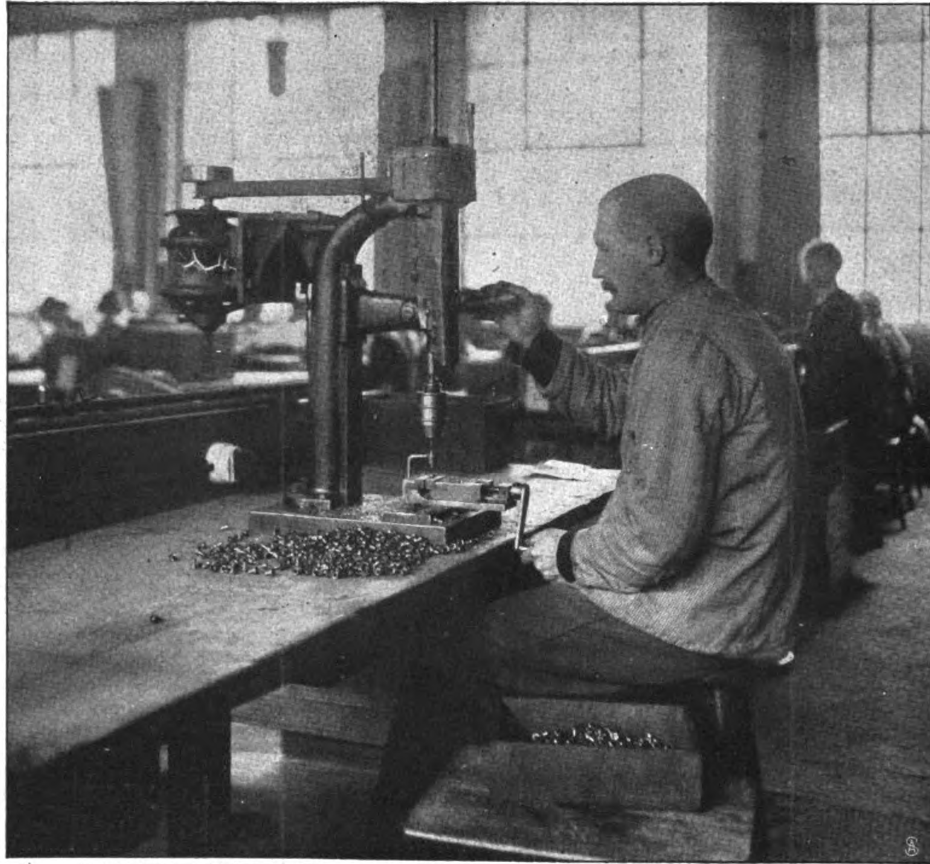
Unsere Bestrebungen der Arbeitsbeschaffung haben stets bei den leitenden Stellen das größte Verständnis und Entgegenkommen gefunden, wofür wir ihnen im Namen der Krieger herzlich danken.

Was nun die Fabriken der Privatindustrie anlangt, so werden unsere Bemühungen in hervorragender Weise gefördert durch den Herrn Ingenieur Perls, Direktor des Kleinbauwerks der Siemens-Schuckert-Werke. Herr Direktor Perls hat selbst über die von ihm ausgewählten Arbeiten ausführlich berichtet. Hier seien sie in Kürze aufgeführt:

I. Arbeiten von Hand: 1. Packen von Schmelzstöpseln in Normalpackungen, 2. Einschrauben von Bolzen in Gewindeteile von Sicherungselementen, 3. Prüfen der Gewindehülsen von Sicherungselementen und Schmelzstöpseln, 4. akustisches Prüfen von Schmelzstöpseln auf richtige Dimensionierung und Stromdurchgang durch Signalgebung.



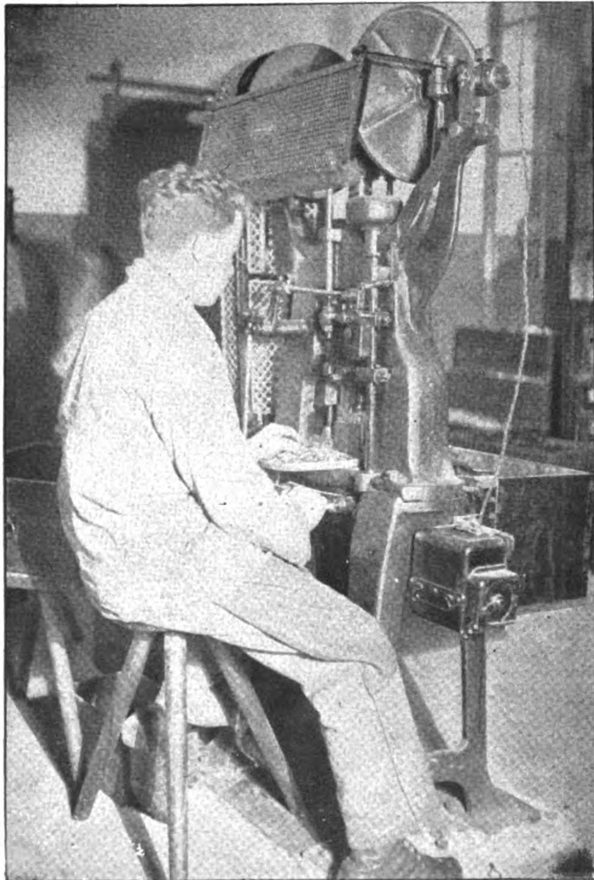
Einschrauben von Bolzen in Gewindeteile.



Abfräsen von Hülsen auf bestimmte Höhe mittels Bohrmaschine.

II. Arbeiten an kleinen Maschinen (Motorenbetrieb): 5. Einziehen von Schrauben in Gewindestücke, 6. Einstecken von Metallteilen in Lüsterklemmen und nachträgliches Einziehen von je zwei Schrauben zu gleicher Zeit (ein-, zwei- und dreipolig), 7. Aufweiten von kleinen Hülsen.

III. Arbeiten an größeren Maschinen (Motorenbetrieb): 8. Senken von kleinen Teilen für die Zünderanfertigung mit genauen Maßen an der horizontalen Gewindeschneidemaschine, 9. An der Bohrmaschine, a) Senken von Hülsen auf bestimmte Höhe, b) Bohren von Löchern in Metallteile, 10. Maschinelle Stempelung von Aufschriften (Zahlen u. a.) auf Metallteile mit der Exzenterpresse, 11. Abdrehen von Zünderteilen an einer Drehbank, 12. Biegen und Prägen von Metallteilen an der Friktionspresse.



Biegen von Eisenteilen in der Friktionspresse.

Herr Dir. Perls hat sein besonderes Augenmerk auf die Unfallverhütungsmaßregeln gerichtet: „Es muß gerade bei Arbeiten, die Blinde ausführen, ganz besonders darauf geachtet werden, daß alle rotierenden Teile und Werkzeuge vollständig abgedeckt und geschützt sind. Hierfür eignet sich der elektrische Einzelantrieb am besten, bei welchem die Transmissionen mit ihren vielen Nachteilen fortfallen.“ Die Aufnahmen geben ein klares Bild von den Sicherheitsmaßnahmen. Diese sind unbedingt erforderlich, weil beim Fehlen derselben Polizei und Berufsgenossenschaften gegen die Arbeit Einspruch erheben würden und letztere bei etwaigen Unfällen leicht die Entschädigungspflicht abweisen könnten.

Auch andere Privatfabriken haben in dankenswertester Weise Kriegsblinde angenommen, wie die Fa. Mix u. Genest (Dir. Beckmann), wo einer als Monteur beschäftigt ist mit Montieren von Telephonschrankklappen, einfachen und doppelten Anschlußschaltern, -leisten und -klemmen. Ein einhändiger Blinder betätigt sich mit Einsetzen von Schrauben in durchlöcherte Platten, bevor die Schraubenköpfe lackiert werden.

Bei der Fa. C. P. Goerz, Friedenau (Dir. Hahn), revidieren Kriegsblinde Teile von Geschossen und Zündern.

Der Inhaber der Zigarettenfabrik Mal-Kah, Herr Lubliner, hat in unserem Lazarett einige Kriegsblinde unentgeltlich im Zigarettendrehen und Stopfen ausbilden lassen und stellt dieselben in seiner Fabrik als Arbeiter an. Es hat sich schon jetzt nach verhältnismäßig kurzer

Zeit ergeben, daß ein blinder Zigarettenarbeiter 3,50 bis 4,— M. den Tag zu verdienen imstande ist.

Die Prüfung von Arbeiten in einer Handschuhfabrik ergab, daß der Blinde mit dem Zurichten des Leders beschäftigt werden kann: Wenn das Leder gebimst ist, wird es so lange über ein scharfes Instrument hin und her gezogen, bis es weich genug zur Verarbeitung für Handschuhe ist. Mit dieser Arbeit verdient er 25,– bis 30,— M. die Woche.

In einer optischen Fabrik haben sich folgende Arbeiten als für Blinde geeignet erwiesen: 1. Stanzen von Metallstreifen, 2. Prüfen der Gläser auf Gleichmäßigkeit des Schliffs, 3. Einstiften an Brilleneinfassungen und Stangen.



Revision von Geschossen und Zündern.

Es ist nun nicht nur der praktische Erfolg unserer Arbeit, der uns mit Befriedigung erfüllt, sondern vielmehr der moralische, den wir an unseren Schützlingen fast ausnahmslos beobachten können. Man muß es wie wir täglich erleben, wie unsere schwergeprüften Krieger hoffnungslos und jedem Arbeitsversuch gegenüber ungläubig dastehen und schon nach einem Arbeitstage, vergnügt und hoffnungsfreudig, Pläne für die Zukunft schmieden. Sie fühlen und hören wieder das Leben und Weben der Welt um sich herum, fühlen sich wieder als Mensch unter Menschen, unter ihresgleichen, mit denen sie wieder wie früher Freud und Leid teilen. Sie fühlen wieder Gesundheit und Manneskraft in ihren starken



Montieren von Telephonschrantklappen.

Gliedern, die Müdigkeit nach der Arbeit und die Frische nach einem gesunden Schlaf, den sie während ihrer schweren Leidenzeit lange entbehrt haben. Der verheiratete Mann kehrt abends zu seiner Familie zurück mit dem Bewußtsein, für sie gearbeitet zu haben. Er ist wieder der Vater seiner Kinder, der Versorger seiner Familie, Herr im Hause, trotz seiner Blindheit. Wie viele von denen, die ledig von uns fortgingen, haben sich schon jetzt verheiratet; sie können einer Frau ein Heim, einen Ernährer bieten. Oft arbeitet auch die Frau mit, so daß der Mann gleich Führung zur Arbeit hat.

Während des ersten Jahres ließ man die blinden Arbeiter an Tischen oder Ständen, getrennt von den Sehenden, arbeiten; jetzt sitzen und stehen sie inmitten ihrer sehenden Genossen, was ihr Selbständigkeitsgefühl bedeutend hebt. Vor einigen Wochen noch in dumpfer Verzweiflung brütend, sind sie jetzt emsige Arbeiter, die zum größten Teil mit ihrem Schicksal ausgesöhnt, lebensfroh entbehren und genießen, was die schwere Zeit mit sich bringt. — Nur ganz wenige sind es, die keine Ausdauer bei der Arbeit haben, und meistens nur solche, die auch vor dem Kriege die Arbeit nicht schätzten, oder deren Gesundheitzustand infolge der schweren Verletzung ein dauerndes Arbeiten vorläufig nicht zuläßt. — Der größte Teil unserer kriegsblinden Arbeiter hat sich wie im Felde, so auch unter der Wucht ihres Schicksals heldenhaft bewiesen und den Kampf mit dem Schwert gegen den Kampf ums Dasein unter erschwerten Umständen vertauscht. Die Industrie wird noch viele Wege finden, um ihnen, die ihr Bestes dem Vaterland geopfert haben, diesen schweren Kampf zu erleichtern. Und hierbei erfüllt mich die Hoffnung, daß allmählich, wenn auch weitere Kreise zu der Ueberzeugung von der Brauchbarkeit der Blinden in dem ausgedehnten Gebiete der Industrie gelangt sind, sich auch die Pforten für die körperlich gesunden, sogenannten Zivilblinden öffnen werden.

# Das Stärkste.

Skizze von Hans von Kahlenberg.

Inge und sein Bruder Erwin sprachen. Sie konnten nicht wissen, daß er, der Krüppel, sich zu ihnen hatte hinarbeiten wollen, daß er hinter der Laube an einem Baumstamm niedergesunken war — — daß er sie hören konnte. So wohlgebettet und versorgt hatten sie ihn auf seinem Sonnenfleckchen zurückgelassen! Das Rolandshorn neben ihm, dies alte, komische, dumpfe Kuhhorn aus seiner und Erwins Knabenzeit. Und er hatte seine Blumen, die schönsten Rosen — immer die drei allerschönsten des Gartens wurden auserwählt — im Stengelglas neben sich gehabt, er hatte Bücher und die Zeitung. — Vielleicht war den beiden andern bisweilen der Eindruck gekommen, daß er allein zu sein wünschte; tatsächlich überfiel ihn dieser Wunsch inmitten aller Liebe und hilfsbereiten Sorglichkeit häufig. Ja, er wollte allein sein, wollte zur Selbstbesinnung kommen! Nicht immer sollten andere, für ihn hoffnungsvolle und freundliche Gesichter zwischen ihm und der Zukunft stehen; es waren ihre Arme, Inges und Erwins, die ihn stützten, er ging, er schleppte sich mit ihren Füßen. Oder Inge las. Erwin kam und berichtete — immer Frohes, nur Gutes wußte er zu berichten! Sie lebten gleichsam auf einer abgeschlossenen Friedensinsel auf ihrem pommerschen Gutshof — dahin drang kein Weh, keine Not. Für ihren Verwundeten, für Eberhard, durften sie nicht eindringen! Sogar die Dienerschaft, die Gutsleute, seine Kindheitsbekannten, die mit ihm sprechen durften, waren sorgfältig durchgesiebt und vorher angewiesen worden. Er, der Wunde, sollte und mußte genesen hier! Deswegen, damit er nicht ungeduldig wurde, stand die Zeit still, es gab nicht einmal Dienst hier oder Pflicht — die eiserne Pflicht, die über jedem lag und alles regierte im Vaterland. Denn wenn er Erwin fragte: „Und du? Ja, mußt du denn nicht längst fort? Dauert dein Urlaub noch?" — — „So genau nimmt man's just im Moment nicht!" antwortete der andere sorglos. „Ich bin ganz gut entbehrlich. Wir haben's ja dazu, unsere Kompagniechefs auf Spaziergänge zu schicken — ja trotz Verdun und trotz Ypern und trotz Saloniki!" Auch dieser Jüngere, der Infanterist, war verwundet gewesen, durch einen Streifschuß — man hatte ihm gern Krankenurlaub bewilligt, um seinen Bruder nach Hause zu geleiten und ihn dort dauernd unterzubringen, denn für Eberhard Dulitz, den Schwerverletzten, gab es keine Wiederkehr nach draußen, nach der Heimat mehr! Sonderbar, ja! — sie war seine Heimat, die graue Linie draußen, der Grenzgraben, der eiserne Schutzwall! Niemals hatte er, der mit Leib und Seele Soldat war, sich so heimisch, so ausgefüllt — so glücklich! hatte er sich nie gefühlt, wie in den schweren Kampftagen dort vor Roye und Arras. In die feindliche Erde zäh verbissen wohnten da seine Brüder, da kämpften sie weiter, räsonierten, schufteten und avancierten sie! Die Brandungswelle ging da vor, eisengrau, schmiegsam, in Zickzacklinie und doch ein einziger Wille, fortschreitender, unzerbrechlicher Wille — — er war das Wrack, abseits geworfen und an Land gespült.

Nun saß er hier im Krankenwagen in der Sonne.

Zögernd eigentlich hatten ihn die beiden allein gelassen. Inge meinte, daß er bei ihrem Vorlesen besser einschlafen würde, Erwin lag ob, mit seiner Zigarre die Mücken fernzuhalten. — Eberhard würde ohne Lektüre einschlafen, die Mücken spürte er nicht.

Und sie waren schließlich weggegangen. Inge kam noch einmal zurück und schob einen Zipfel seiner leichten Decke fester wieder ein. Ein wenig war ihr Erwin vorausgegangen. Jenseit des Rundbeetes trafen sie sich, und von da ab, im brennenden, folgenden Blick des Kranken, entfernten sie sich zusammen. Und dann war die alte, die schreckliche Frage auf ihn wieder eingedrungen: Bin ich ein Hilfloser? Kann ich mich ohne fremden Halt nicht mehr bewegen? Belügen sie mich, um mich ruhig zu halten? Und werde ich getäuscht, um unwissend, im Glauben, zu bleiben? Ich weiß, es ist Liebe, die täuscht, Bruderliebe — Schwesterliebe. Bloß Schwesterliebe — bloß Barmherzigkeit! Mitleid! Ihr Mitleid. Inges Mitleid.

Aber es war noch gar nicht lange her — wie lange? Drei Monate waren das her bis zu jenem Tag vor Givenchy, da hatte er, der Batteriechef, eines Abends zum Bruder, den ein Kommando auf einen Tag herübergeführt hatte, gesagt: „Nach dem Krieg, wenn wir glücklich nach Haus kommen, werde ich Inge fragen, ob sie

meine Frau werden will. Du kannst Heinsdorf übernehmen. Mit deiner Frau dereinst. — Ich bleibe Soldat."

Es hatte sich nichts verändert im ruhigen, ernsten Gesicht des blonden Bruders. Er hatte gesagt: „Ja, tu das, Eberhard! Inge ist unsere Cousine und unser Mütterchen. Sie hat soviel Verstand bewiesen an uns heimlosen Jungen und an unserer verwahrlosten Klitsche, daß wir ihr wohl für das Richtige auch ferner vertrauen dürfen. Unser armer Vater hat nie so klug gehandelt wie damals, als er die verwaiste Bruderstochter aufnahm — er ist gestorben mit einem Segen für Inge auf den Lippen. In Inges Hut steht unser Haus geborgen."

„Und du, Erwin? Du dachtest nie selbst an Inge?"

„Ich denke an Inge immer nur als eine eigene. Sie besitzt mehr Entschlossenheit als ein Mann. Ihr Entschluß für mich trifft stets das Rechte."

„Aber du bist auch bloß ein Mann! Sie ist schön — gut."

„Ihre schöne Güte ist unverwirrbar. Ich warte ihren Entschluß ab. Überdies weißt du, ein jüngerer Sohn, ein Hungerleider beim Kommiß, in der Ochsentour. — — Nein, nein, mein Alter, du bist der Älteste, der Gutsherr! Ich muß ja doch über kurz oder lang im grünen Gras meinen Purzelbaum schlagen!"

Da ging er schlank und aufrecht. Neben Inge, die ihn nur um Handbreite unterbot. Alle waren sie hochgewachsene, sehnige Menschen in der Familie. Wie sehr Inge zu ihnen, den Brüdern, gehörte! Als ob sie ihre Schwester gewesen wäre!

Schwester! Schwester! Das war der schlimmste, der heiße und wütende Kampf. Und warum war solch ein Maitag blütenbunt und duftschwer? Selige Betäubung schien selbst die Vögel zu befallen; es mußte Jasmin sein, was der Lufthauch herübertrug? Oder schon Akazien? Nur Akazienluft atmete diese besondere weiche Süße. — Man schmeckte sie auf den Lippen wie Honig, und sie lockte die Bienen an.

Nein, sie konnten nicht wissen, daß er aufstehen konnte! Es ging so mühselig — — die Glieder schmiegten sich keinem freien, glücklichen Spiel — einem Zwang gehorchten sie, widerwillig und ächzend. Hatte er selbst gestöhnt? Dies Bein blieb steif für immer, und er wollte nach der linken Schulter nicht sehen — immer bisher hatte er vermieden, dorthin zu blicken. Warum gab es mit einem Mal so seltene Spiegel im Haus? Ein linker Arm war ein ganz unnützes Ding, das man nie gebrauchte. Hatte er ihn je vermißt, wenn Inge da war oder Erwin?

Die Krücke fuhr schurrend über den Kies — — sie hörten nicht, das Paar in der Laube hörte nicht. Dann glitt sie ab, der Verwundete fing den Griff noch einmal wieder ein. Wie seltsam seine Knie zitterten! Eines Greises — eines Wiedererstandenen Knie — dürre Knie, irre Knie. — — Oder schwindelte ihn von der Luft? Es war etwas wie Weinrausch in dieser Luft — — Heuduft. Zuviel Blumen.

Dann saß er auf dem Rasenrain, an den Kirschbaum gelehnt. Die beiden in der Laube sprachen.

„Es ist so, Erwin!" sagte Inge. „Mein Herz hat dir ja gesagt. Lange schon, vor dem Krieg. Du hast es gewußt. — Wir haben heut nicht nur ein Herz und Neigungen. Wir haben unsere Kraft, und wir haben unsere Pflicht. Meine Pflicht bleibt Eberhard."

„Du hast recht, Inge", antwortete sein Bruder. „Aber Inge — Inge, was sprachst du von deinem Herzen, das mir ja sagt? Sage mir das noch einmal, Inge! Und du weißt ja, ich gehe jetzt hinaus, wo die süßen Lebensdinge selten sind und der harte, bittere Tod üppig wie Blütenschnee im Mai ist. Darum sage mir das Süße, daß du mich liebgehabt hast, noch einmal, du, Inge, meine Schwester, meine schwesterliche Braut! Morgen gehe ich fort. Und gehe ja morgen vielleicht sterben."

Morgen! Morgen! — Der morsche Mann unter dem Baum hörte nicht mehr. Er war plötzlich stark, seine Hand fand die Krücke, und die Hand, die auf dem Griff lastete, war Herrenhand, die führende und gebietende. Im gesunden Fuß strafften sich die Sehnen zu Stahlbändern — der konnte jetzt ausschreiten und auftreten, zog den lahmend widerspenstigen mit sich fort.

„Eberhard!" schrien sie auf — beide. Und Brust an Brust die beiden Blonden, Hochgewachsenen, Starken. Sie hatten Tränen in den Augen, und in ihren blassen Gesichtern blühten die Lippen wie frische Wunden. Trotzdem wandte sich das starke Mädchen sofort zu ihm, dem neu Hinzugetretenen. „Wir nehmen Abschied, denn Erwin scheidet morgen. Sag auch du ihm Lebewohl, Eberhard! Er ist uns ein guter und treuer Bruder. Wir beide," und sie nahm seine rechte Hand, des Krüppels, „wir bleiben hier und halten Haus! Wir gehören jetzt zusammen."

Aber Erwin sah, daß die überspannten Kräfte des andern nachließen. Zusammen, zärtlich und sorgsam, setzten sie ihn auf der Bank zurecht. Und Inge stützte seine linke Schulter mit ihrer Schulter. Sie umfing ihn freimütig wie eine pflegende Schwester. Das war ihr Platz fortan, wo sie hingehörte.

Erwin zuckte nicht und wandte sich nicht ab. Nicht er, der Liebende, machte der Geliebtesten solchen Platz streitig. Aber der wunde, blasse Mann lächelte. Er war nicht blasser in diesem Moment als der Gesunde, sein blonder Bruder traf seinen Blick, und diese beiden, die im Feuer und Kugelregen gestanden hatten, senkten die Blicke voreinander nicht. Nur der Mund des kranken Mannes wurde sehr fest und wurde doch sehr weich.

„Nicht so ist es mit uns dreien, wie ihr meint", sagte er. „Gott sei Dank, daß ich euch zugehört habe, und ich danke Gott, der mir jetzt Vernunft und Haltung genug gibt." Und er lachte fast — ein tiefes, seltsames Lachen. „Für uns alle drei genug, Gott sei Dank! Dir, Erwin, gehört die Frau und gehört das Haus. Und du sollst darauf nicht etwa warten, bis du gesund und mit heilen Gliedern zurückkommst. Heute abend noch und hier in unserem alten Haus gibt der Pfarrer euch zusammen. Morgen habt ihr den ganzen Tag, und an die Grenze, bis Köln, geleitet dich Inge. Ich — ich behalte das Plätzchen als Schwager und als Onkel hier. Und daß ihr mich ordentlich verwöhnt und hätschelt, dafür werde ich schon sorgen und euch mit Nörgeln und Ekeln auf den Schwung bringen. Laßt mich jetzt und werdet nicht wehleidig, ihr Hochzeiterpaar. Also für so schwach, gottserbärmlich, schlappmichelig habt ihr mich gehalten! Seht ihr, wer ist nun der Stärkere von uns dreien? Ich, der Struppierte, der Lahme! Ihr aber meintet, daß ich dazu auch noch ein Schwachkopf wäre? O nein, meine lieben Freiersleute, aber mitnichten! Nein! Der Stärkere bin ich! Und ihr seid weiter nichts wie Kinder, verlaufene, ganz törichte oder sogar frevelnde Kinder! Denn hört mir zu. Das weiß ich doch, und dazu war ich zu lange krank. Der Natur lügt man nichts vor, die beschwatzt man nicht, und die kennt kein Theater und kein

Pathos. Sie ist wahrhaft. Und ihr sollt wahr sein. Ihr sollt's, weil ich der Stärkere bin — der Stärkere doch, ihr zwei Klugen und Tapferen.“

Dieser Tag war so schwer nicht gewesen. Ein glückliches Paar war zusammengegeben, und ein glückliches Paar hatte ihn verlassen.

Für die eine Nacht nur. Eine Nacht. Inge kam ihm dann zurück, Inge, die Hausfrau, die Pflegerin, die Brudersfrau.

Eberhard Dulitz hatte diese eine Nacht benutzt, um ein Testament aufzusetzen. In dem Testament stand nur: „Meine Erben sind meines Bruders Kinder. Ihre Kinder und seine. Gott segne meinen Bruder Erwin! Er segne Inge von Dulitz! Und segne ihre Kinder!“

Ein ganz Nebensächliches, Kurzes blieb ihm noch zu erledigen. Für den Soldaten ist das eine geringe Sache.

Der Gnadenschuß — Fangschuß — er dachte an allerlei: Traurige Dinge, die man erlebt und ansieht — mit ätzender Nadel eingerissen prägen sie sich ein. Und was auch darüber geschrieben und gemalt wird — die Zeichnung im Hirn saß unverwischbar, bohrt und sticht. Bis der Schleier eines Tages ganz dicht, ganz sanft und ganz dunkel wird. Den Frauen und den Müttern nennt man solche Dinge nicht. An dergleichen dachte er. Einer, dem die Patronentasche in den Leib geschossen war — ein ganz junger Siebzehnjähriger, und die Patronen waren dort explodiert — Bilck, sein eleganter, lustiger Bilck, der schneidigste Herrenreiter in der Armee. Und das, was da verkohlt aus der Luft herabfiel, war ein Kohlenstumpf, klein, schwarz, wie eine Puppe — —

Solcher Dinge gedachte er. Er hatte sich einmal eingebildet, daß er künstlerische Interessen besäße — für Literatur, für Geschichte? Ja, wenn man Muße, das Sitzfleisch hätte! Dann war es die Bodenreformfrage, die ihn beschäftigte. Siedelungen, viele kleine, gedeihliche Siedelungen freier, froher Leute. Gesunde Arbeitsmenschen im gesundeten Deutschland.

Und ein Knabe stand da auch plötzlich vor ihm, ein Knabe, der blond und schlank war wie alle seines Geschlechts, mit Inges Augen. Nicht sein Knabe, aber ein Sohn doch, ein Schüler — seiner Seele Sohn, Kind seines Geistes. Mußte solch ein Sohn nicht ein näherer, rechtmäßigerer sein als einer bloß des Fleisches?

Er sah vor sich in die frische Morgenluft des Gartens. Er atmete hoch — da unter seinem Fenster stand der Birnbaum — sein alter Birnbaum, der schon des Knaben Blick allmorgendlich grüßte. Der Wintersturm hatte ihm einen Hauptast abgeschlagen. Er sah die gähnende, splitternde Wunde. Morsches, geknicktes Gezweig verbarg das Laub auch an anderen Stellen — überall. Ein dichter Moospelz deckte die Risse des Stammes. Und darüber, rundum, stand die Krone in Blüten. So reich wie dieser Verstümmelte hatte keiner angesetzt. So stolz und frisch wie der Stumpf trug kein anderer seinen Segen.

Die kalte Waffe entglitt der warmen Manneshand. Er legte die Finger schattend über die Augen. In den von der Nachtwache brennenden und hohlen Augen quoll es lebendig, weich und blinkend auf.

„Das Stärkste,“ murmelte er, „das Stärkste“ — Das Stärkste ist das Leben, die Natur. Stärker als der Tod. Stärker als der Trotz. Leben ist Liebe Das Stärkste in der Welt.“

**Schluß des redaktionellen Teils.**

# Kluge Hausfrauen

legen Wert darauf, bei eintretenden **Schwächezuständen, nervösen Störungen,** körperlicher und geistiger **Ueberarbeitung** beständig

## LECIFERRIN

vorrätig zu haben, um **Kräfte** rasch zu heben und den **Körper** neu zu beleben.

Sehr angenehm von Geschmack, von jung und alt gerne genommen.

Preis Mk. 3.–, Kr 4.—, Fr. 4.— die Flasche. Auch in Tablettenform Mk. 2.50, Kr 4 –, Fr. 4.—, bequem auf Reisen, überall erhältlich.

In Oest.-Ung: **Wien,** K. K. Hofapoth., Hofburg u. Schönbrunn, Schwanapoth. Schottenring 14. **Budapest,** Apoth. Török Königgasse 12. **Basel,** Dötsch, Grether u. Co. Spitalgasse 9.

**Galenus Chemische Industrie G. m. b. H. Frankfurt a. M.**

---

## Solche Nasenfehler

und ähnliche können Sie mit dem orthopäd. **Nasenformer „Zello“** verbessern. **Modell 20** übertrifft an Vollkommenheit alles und ist soeben erschienen. Besondere Vorzüge: Doppelte Lederschwammpolsterung, schmiegt sich daher dem anatomischen Bau der Nase genau an, so daß die beeinflußten Nasenknorpel in kurzer Zeit normal geformt sind. (Angenehmes Tragen.) 7fache Verstellbarkeit, daher für alle Nasenfehler geeignet (Knochenfehler nicht). Einfachste Handhabung. Ill. Beschreibung umsonst. Bisher 100000 „Zello“ versandt. Preis M. 5.—, M. 7.— und M. 10.— mit Anleitung und ärztlichem Rat. Spezialist **L. M. Baginski, Berlin W 125,** Winterfeldtstraße 34.

---

## Faltenloses Gesicht

Die Erfind. im 50. Lebensjahr nach Gebrauch v. Charis

und jugendliche Rundung bewirkt Charis, bei jüngeren um so schneller. Charis, deutsches Reichspat., k. k. österr. und schweiz. Patent, beseitigt unter Garantie: **Runzeln, Tränenbeutel, Doppelkinn, unschöne Nasen- u. Mundform,** hebt die **herabsinkenden Gesichtsmassen, wodurch scharfe, welke Züge und Muskeln, unschöne Gesichtsform** verbessert werden. Wer etwas wirklich Reelles auch zur Brustpflege anwenden will, verlange die Broschüre mit Abbild. und ärztl. Gutachten von der Erfinderin Frau **B. A. Schwenkler, Berlin W 57, Potsdamer Straße 86 B.**

---

## KIOS CIGARETTEN

— TRUSTFREI —

| | | |
|---|---|---|
| Kleine Kios | St. | 3 Pf |
| Kurprinz | | 3½ |
| Jubiläum | | 4 |
| Fürsten | | 5 |
| Welt-Macht | | 6 |

Türk. Tabak- & Cigaretten-Fabrik „Kios“ E. Robert Böhme, Dresden.

---

## Keinen Tropfen Wasser

läßt Dr. Gentner's Oel-Wachslederputz

## Nigrin

durch das Leder des Schuhzeugs eindringen bei fortlaufendem Gebrauch. Eine hauchdünne, hochglänzende, durch Wasser und Schnee unzerstörbare Wachsschichte bildet sich auf dem Leder, welche das Eindringen des Wassers verhindert.

Nigrin färbt nicht ab.

Fabrikant: **Carl Gentner,** chem. Fabrik, **Göppingen,** Wttbg.

– Schutzmarke

---

Natürliches

## Wiesbadener Kochbrunnen: Quellsalz

Sofortige Linderung **Lungenleiden** Husten Heiserkeit Auswurf. Tausende verdanken dies. Naturschatze von Weltruf jährl. ihr. Genesung. Im persönl. tägl. Gebrauch unzähl. Famil. u. Aerzte Unübertroff. b. Magen-, Darm-, Verdauungsstörung: Unentbehrl. b. Keuchhust., Nasen-, Rachenkatarr. Folg. v. Influenza. In Apoth. à 2.50 M., direkt 3 Fl. 7.— M. franko. Kurschrift, begeisterte ärztliche Heilberichte durch **Brunnen-Contor, Wiesbaden** 1 b (amtl. Kontrolle d. Stadt Wiesbaden).

---

## Stuhlverstopfung — Stuhlträgheit

Ursachen, Folgen und gründliche Beseitigung dieser Leiden ohne schädliche Abführmittel. Diesbezügliche belehrende Broschüre von Dr. med. Coleman gegen Einsendung von 30 Pfennig in Briefmarken für Unkosten.

**Puhlmann & Co., Berlin [illegible], Müggelstrasse 25 a,**

---

## Kaiser-Borax

hat sich seit Jahren zur **Haut-** und **Körperpflege** als

**Reinigungs- u. Schönheitsmittel**

glänzend bewährt und ist bei Waschungen des Gesichts und Körpers der Seife vorzuziehen. Ueberall vorrätig.

Fabrik: **Heinrich Mack** in **Ulm a. D.**

## Büchertafel.

Besprechung einzelner Werke vorbehalten. Rücksendung findet in keinem Fall statt.

Hermann Greinz: „Tiroler Bauern Anno 1915“. Stuttgart. Adolf Bonz & Comp.

Vincenz Chiavacci: „Aus der stillen Zeit“. Stuttgart. Adolf Bonz & Comp.

Anny von Panhuys: „Friedels Liebe“. Berlin-Leipzig. Hermann Hillger.

Helene Voigt-Diederichs: „Luise“. München. Albert Langen.

Arnold Zweig: „Geschichtenbuch“.

Wilhelm Widmann: „Der Schwabenkönig und sein Haus“. Stuttgart. Uhland.

**Kräfteverfall, Erschöpfung, Ermattung**
**nach langen Krankheiten oder nach schweren Anstrengungen behebt**

# Maltocrystol

**Unsern zur Genesung auf Heimatsurlaub weilenden Kriegern bestens empfohlen.**

**Maltocrystol ist erhältlich in allen Apotheken oder direkt beim Fabrikanten**
**Dr. Chr. Brunnengräber, Rostock i. M.**

---

Eine auffallende

## Schönheit

des Teints, natürliche Frische der Farben, jenen viel bewunderten samtnen Pfirsichflaum, blütenweißen Hals, zarte Hände erwirkt **Creme Benzoe** Edelstes aller Schönheitsmittel, das unfehlbar gegen gelbe Flecken, Gesichtsunreinheiten u. Hautröte hilft u. die erschlaffte welke Gesichtshaut verjüngt. Dose 3,—M. Mehr als 25jährig. glänzende Erfolge. Wertvolles Buch „Die Schönheitspflege“ gratis. Man nehme nur Creme Benzoe, da in Wirkung einzig und unübertroffen! ⁄ Alleiniger Fabrikant: Otto Reichel, Berlin 76, Eisenbahnstraße 4.

**Wollen Sie elegant u. billig gekleidet gehen?** Dann verlangen Sie kostenlos unseren Katalog No. 3 für wenig getragene Kavaliersgarderoben. **Risiko ausgeschlossen!** **Diamand, MUENCHEN, Buttermelcherstr. 5.**

**Bettnässen**
Befreiung sofort. Alter und Geschlecht angeben. Auskunft umsonst.
**Gg. Englbrecht, sanit. Versandgesch., Stockdorf 364 b. München.**

**Chr. Tauber Photo-Haus Wiesbaden W.**
Beste und billigste Bezugsquelle für solide Photogr. Apparate in einfacher bis feinster Ausführung u. sämtl. Bedarfsartikel. Jllustr. Preisliste Nr. 7 kostenl. Direkter Versand nach allen Weltteilen

Ziehung 12., 13., 14., 15. Febr. 1917
**Wohlfahrts-Geld-Lotterie**
10 167 Geldgewinne ohne Abzug M.
**400 000**
Hauptgewinne: **75 000** **40 000**
**Lose à M. 3.30** (Porto u. Liste 35 Pfg. extra)
versendet auch unter Nachnahme
**Karl Löbl, Hamburg 36.**
In Oesterreich-Ungarn verboten.

---

**Zuckerkranke** erhalten **Gratis-Broschüre** über diätlose Kur (nach Dr. med. **Stein-Callenfels**) d. **W. Richartz, Cöln,** Georgsplatz 2b.

**Muiracithin** seit Jahren von vielen Aerzten bei **vorzeitiger Neurasthenie** erfolgreich verordnet. Professoren-Gutachten gratis durch das **Kontor chemischer Präparate, Berlin SO 16.** Versand durch die Schweizer-Apotheke, Berlin, Friedrichstr. 173.

**Ueber ½ Million im Gebrauch!**
**Haarfärbekamm**
(gesetzl. geschützte Marke „**Hoffera**“) färbt **graues** od. **rotes** Haar **echt** blond, braun oder schwarz. Völlig unschädlich! Jahrelang brauchbar. Diskrete Zusend. i. Brief. Stück M. **3.00.** **Rud. Hoffers,** Kosmet. Laboratorium, **Berlin 6, Koppenstr. 9.**

**Krankenfahrstühle Krankenmöbel** jeder Art liefert die Spezialfabrik **Richard Maune** Dresden-Löbtau 9
Katalog gratis.
in jed. größ. Stadt w. Verkaufst nachgew.

**Hautjucken**
(Krätze) wirksames **Spezial-Mittel**
6 M. Doppelte Portion (2 Pers.) 10 M.
Apoth. Lauensteins Vers., Spremberg L. 8.

**Damenbart**
Bin gern bereit anzugeben, wie lästige Haare durch ein unschädliches Verfahren **dauernd** zu beseitigen sind. Frau **F. Ulke, Köln-Nippes 44, Neusserstr. 171.**

**Edmund Paulus**
**Markneukirchen Nr. 55**
**Musikinstrumente**
Welches Instrum. interessiert?
Katalog Nr. 55 gratis.

**Echte Briefmarken**
15 versch. **Deutsche Kriegsmarken** 3 Mark
75 verschiedene **Balkan** .. .. .. nur 2 Mark
30 verschiedene **Altdeutsche** nur 2 Mark
24 verschiedene **Deutsche Kolonien** 2 Mark
1000 g. gem. aller Erdteile .. nur 1 Mark
Preisliste gratis
**Paul Siegert, Hamburg 36.**

**Briefmarken**
Preisliste umsonst. — Auswahl ohne Kaufzwang. — Kriegsmarken der Zentralmächte. — Weltgeschichtliche Erinnerung. 25 versch. Kriegsmarken (d Zentr.- M. 3.— 45 versch. Kriegsmarken ( Mächte M. 6.50 Ankauf v. Briefmarken zu hohen Preisen **Faludi, Berlin,** Friedrichstr. 47/W.

**Petri & Lehr, Offenbach a. M. 3,** vers. grat. Katal. A über **Selbstfahrer** (Invalidenräd.), Katalog B üb. **Krankenfahrstühle** für Straße u. Zimmer, Klosett-Zimm.-Rollstühle, ca. 150 Mod.

**Gummistrümpfe,**
**Leibbind., Gradehalt. u. elektr. App.** etc. etc. zu billig. Preis. d. **Josef Maas & Co. G. m. b. H., Berlin 82, Oranienstr. 108.** Offert. erbeten.

**Bruchleidende**
Eine Erlösung für jeden ist unser ges. gesch.
**Sprantzband**
Konkurrenzlos dastehend. Ohne Feder, ohne Gummiband, ohne Schenkelriemen. Verlangen Sie gratis Prospekt. Die Erfinder: **Gebr. Spranz, Unterkochen No. 228.** (Württemberg.)

**Emser Wasser**

**Echte Briefmarken** billigst.— Preisliste A für Sammler gratis. **August Marbes, Bremen.**

**Hämorrhoiden?**
Verlangen Sie Gratis-Prospekt von
**Apoth. Lauensteins Vers., Spremberg L. 8.**

**Damenbart**
und lästiger Haarwuchs kann **einzig** und **allein** nur durch Anwendung der neuen amerikanischen Methode, ärztlich empfohlen, **radikal** und **für immer** beseitigt werden. **Deutsches Reichspatent Nr. 196 617.** Prämiiert **Goldene Medaille** Paris, Antwerpen. **Sofortiger** Erfolg durch Selbstanwendung und Unschädlichkeit wird garantiert, sonst Geld zurück. Preis M. 5.— g. g. Nachn. Nur echt durch den alleinigen Patentinhaber und Fabrikanten **Herm. Wagner, Cöln** 24, Blumenthalstr. 99.

**Mitesserjäger**
beseitigt in 1 **Minute Hautfettglanz** und **Mitesser,** Pickel, Sommersprossen, großporige, höckerige u. löcherige Haut meist über Nacht oder in wenigen Tagen. **Er macht jeden Teint zart, weiß u. rein.** Preis **2.50 M.** exkl. Porto. **Hortense de Goupy, Berlin-Halensee 5,** Bornstedter Str. 5.

---

**Nugget**
**Schuh-Putz**




Lassen Sie sich keinen Ersatz für **Nugget** verkaufen — es gibt keinen.
Ebra G. m. b. H. Frankfurt a. M.

**Vom Mädchen zur Frau.**
Ein Ehebuch von Frauenärztin Dr. Em. Meyer. 65. Tausend. Erörtert: Kindererziehung, Ehe, Gattenwahl, Brautzeit, Sexualleben in der Ehe, Mutterschaft usw. Schönstes Geschenkbuch! Pappb. **2.40 M.** Fein geb. **3.30 M.,** mit Goldschnitt **3.80** (Porto 20 Pf.) Von jeder Buchhandl. u. geg. Voreinsend. des Betrages von **Strecker & Schröder,** Stuttgart W.

**Bettnässen** Erfolgreiche Befreiung. Alter und Geschlecht angeben. Auskunft umsonst und diskret. **Margonal Berlin,** Fidicinstraße 38.

Berl. Briefm.-Zeitg. Probeheft gratis.
**Briefmarken**
Katalog gratis.
**Kassa-Ankauf v. Sammlung.**
**Philipp Kosack & Co., Berlin C 2**
Burgstr. 13, am Königl. Schloß.

**Musik-Instrumente**
**für unsere Krieger, für Schule u. Haus.**
Preisliste frei!
**Jul. Heinr. Zimmermann, Leipzig.**




Prospekte der nachstehend aufgeführten Inserenten sind kostenlos entweder direkt zu beziehen oder durch das Reise-Auskunfts-Bureau des „Berliner Lokal-Anzeigers", Berlin SW 68, Zimmerstr. 36—41, sowie durch die Geschäftsstellen von August Scherl G. m. b. H. in Berlin und in den größeren deutschen Städten, ferner in Wien u. Zürich

**Die Reihenfolge der einzelnen Inserate gibt keinen Anhalt über Rangverhältnisse der betreffenden Hotels etc.**

*Norddeutschland.*

**Bad Polzin** (Moorbad in Pommern). Kaiserbad Sanatorium, physikalisch-diätische Heilanstalt. Sanitätsrat Dr. Hölzl.

*Brandenburg.*

**Berlin** Pension Steinplatz Rudolf Sendig jr., Charlottenburg, Steinplatz 4, am Zoo.

**Buckow** Kr. Lebus (Märk. Schweiz). Sanatorium u. Erholungsheim Waldfrieden. Vorzügliche Verpfleg. Gelegenheit zu phys. diät. Kur. u. ärztl. Leitg. Dtsch. Offiz.-Ver. 1916. Tel. Nr. 55.

**Eberswalde** Dr. Seele's Sanatorium „Drachenkopf" f. Nervenkranke. Innerlichkranke und Erholungsbedürftige.

*Schlesien.*

**Blitzengrund** (560 m) b. Görbersdorf, Schles. Kl. Lungensanat. f. d. Mittelstand. Anwend. sämtl. mod. Heilfakt. Arzt im Hause.

**Brückenberg** i. Riesengeb., oberh. Krummhübel. Hotel Franzenshöhe. Ztrlhzg., el. Licht, Bäd., Wald. gr. Rest., gr. geschl. Ver. Autogar. Neuer Bes. W. Böthling. „Dtsch. Offiz. Ver. 1916".

**Reinerz** Sanatorium Reinerz i. Schl. Dr. Schoen, f. d. gebild. Mittelstand. Chron. Erkrank. d. Atmungsorg. Leit. Arzt: Dr. Spiro.

*Westdeutschland.*

**Bad Neuenahr** Heilanstalten für Zuckerkranke, Sommer- u. Winterkuren. Prosp. d Dr Külz.

**Godesberg** a. Rhein. Kurfürstenbad „Godesberg". Für Nervöse u. Erholungsbed. San.-Rat Dr. Stähly. Direktor Butin.

*Teutoburger Wald.*

**Bad Lippspringe** unübertr. gegen Lungen- u. Halsleiden. Arminiusbad Frequenz 8000. Kriegsteiln. Vergünstig. Prosp. d. d Brunnen-Administration. (Man beachte d. Adresse.)

**Bad Pyrmont** San.-Rat Wichmann. ★ Sanatorium. Saline f. Nervenleiden. Erholungsheim. Geöffnet.

*Mitteldeutschland.*

**Bad Wildungen** „Der Quellenhof", bish. „Hotel Quisisana". Vornehmstes Haus. Im Kurpark. Reelle Preise. Das ganze Jahr offen. Prosp. postfr. M. Möbus.

*Sachsen.*

**Bad Elster** Sanatorium Geh. S.-R. Köhler. Vorn. Einr., Moor- u. Stahlbad. Zanderinst. Diätkuren.

**Bad Reiboldsgrün** i. Vogtl. 700 m. Heilanst. f. Lungenkr. Vorzugspr. f. Offiz. Hofrat Dr. Wolff.

**Elsterberg** Sanatorium für Nerven- u. Stoffwechselkranke, Herz- u. Nierenleiden. Entziehungskuren u. Erholungsbedürftige. Prospekte frei. San.-Rat Dr Römer.

**Leipzig** Hotel Stadt Rom — am Hauptbhf. Ausgang links.

**Leipzig** Fürstenhof neu erbaut, für längeren Aufenth. bestens geeign. Zim. M. 3,00, mit Bad M. 5,50.

**Tharandt** Sanatorium f. Nerv.-, innere Stoffwechselkranke u. Erholungsbedürftige. San.-Rat Dr. Haupt. Dr. H. Haupt.

**Weisser Hirsch** Oberloschwitz Dr. Teuschers Sanatorium. Phys. diät. Kurmethoden. Im Kriege offen.

**Zöblitz** Haus Vogtld. Ideal. Aufenth. f. Erholbed. Hot. u. Villen. Prosp. d. Bad Reiboldsgrün i. V.

*Harz.*

**Hahnenklee** Sanatorium Hahnenklee, Oberharz, 600 m. Prosp. San.-Rat Klaus, Nervenarzt u. Arzt f. in. Krkheit.

**Hasserode** Villa Daheim, Erholungsh. u. Sanator. Diät. Bäd., Liegek. Ia. Ref. Mäß. Preise. — Haus Clara, Heim für Alleinstehende. C. Giraud. Dr Morgenroth.

**Sülzhayn** (Süd-Harz). Heilanstalt f. Leichtlungenkranke, Sanatorium „Hohentanneck". Som. u. Wint. geöffn. m gleich gut. Erfolg. Schöne geschützte Lage. sol. Preise. Eig. Anstaltsarzt. Prosp. frei.

*Thüringen.*

**Tannenfeld** Kurhaus für Nerven- und Gemütskranke, bei Nöbdenitz S.-Alt Prospekt durch Dr. Tecklenburg

**Tannenhof** in Friedrichsroda, Dr. med. Bieling's Sanatorium. Mod. Kuranst. für Herz-, Nerven- und innere Leiden. Erholungsbedürftige.

*Süddeutschland.*

**Bad Nauheim** Eleonoren-Hospiz, Benekestr. 6-8. Familienh. I. R. i. best. Lage. Mäß. Preise. Jahresbetr. A. Hanke, Direktor.

**Wiesbaden** Hotel Adler Badhaus mit dem Adlerkochbrunnen am Badhausplatz. Winterkuren. Lift. Zentralheizung. Anerkannt g. Küche. Offz. Ver. Man verl. Preisblatt.
Hotel Alleesaal, I. Rgs., beste Südlage a. Kochbrunnen. Bes. Wilh. Scheffel.

*Badischer und Württembergischer Schwarzwald.*

**St. Blasien** Pension Waldeck, f. Leichtlungenkr., gedeckte Liegehalle. Währ. d. Krieges geöffn Mäß. Preise. A. Peltz.

**Freudenstadt** Hotel Waldlust, I. R. i. herrl. Waldlage. Wintersport. Eig. gr. Milchwirtschaft. Vorzügliche Verpflegung. Prosp. d. Bes. Ernst Luz.

*Bayern.*

**Berchtesgaden** Das Kaiserin Auguste-Viktoria-Kurhaus. Tel. u. Brief-Adr.: „Kurhaus". Pros. d. d. Direkt.

**Königssee** Oberb. Hotel u Pension Schiffmeister Beste Lage am See. Schöne Räume Angenehmer Aufenthalt. Gute Verpflegung. Zentralheizung. Prosp d. d. Bes I Moderegger

**Mittenwald** 920 m. Familienpension Hoffmann, behagl. Aufenth. f. jede Jahreszeit, a. f. Rekonvalesz., anerk. gute Verpfl., best. empf. Mäßige Preise, el. Licht, Bad. Dtsch. Offiz.-Ver. 1916.

**München** = Hotel Leinfelder =

**Partenkirchen** Dr. Wigger's Kurheim. Klin. geleit Sanator. für innere, Stoffwechsel-, Nervenkranke und Erhol.-Bedürft. Gute Verpflegung u. ungestörter Dauerbetrieb gesichert. 4 Aerzte. Auskunftsbuch. Wintersport.

*Schweiz.*

**Arosa** Hotel u. Kurhaus Valsana, I. Rgs., vorzügl. Lage, Jahresbetr. Komf. Pension v. Fr. 9.— an. Prosp. Bes. Jösler.
Hotel Pension Schweizerhaus, Deutsch. Haus Pension v Fr 8.50 an Tennis

**Inner-Arosa** Arosa-Kulm Erstkl Familenhaus Neubau 1915. Eig. Orchester. Keine Lungenkranke.

**Davos-**Dorf Neues Sanatorium. Alle hyg. Einricht. Gr. Vestib. Terrasse. Bes. M. Neubauer. Leit. Arzt Dr. E. Nienhaus.

**Davos-Platz** Waldsanatorium. Leitender Arzt: Prof. Dr. Jessen. Näheres d. Prospekt.
Sanatorium Dr. Danegger f. Lungenkr. Ruh., sonn. Lage. Mäß. Pr. Prosp.

**St. Moritz-Dorf** Pension Bellavista vormals Kopp. feine Familienpension in ruhiger sonniger Lage.

**Dolder - Zürich** Waldhaus Dolder. I. klass. Famil.-Pens. u. Hotel. Prächt. erhöhte Lage. Blick a. See. Ruhe.

Druck u. Verlag von August Scherl G. m. b. H., Berlin SW, Zimmerstr. 36/41. — Für die Redaktion verantwortlich: Chefredakteur Paul Dobert, Berlin; in Oesterreich-Ungarn für die Redaktion verantwortlich: B. Wirth, Wien VI, Theobaldgasse 17, für die Herausgabe Robert Mohr, Wien I, Domgasse 4. — Für den Anzeigenteil verantwortlich: A. Bientaf, Berlin.

DIE·WOCHE

Nummer 4. Berlin den 27. Januar 1917. 19. Jahrgang.

# Inhalt der Nummer 4.





## Die sieben Tage der Woche.

### 16. Januar.

Nach heftiger Artillerievorbereitung gehen beiderseits Fundeni starke russische Massen zum Angriff vor. Einige hundert Meter vor unseren Stellungen brechen die Sturmwellen im Sperrfeuer zusammen.

### 17. Januar.

Heftigem Artilleriefeuer folgen russische Angriffe gegen unsere Stellungen südlich Smorgon, die abgeschlagen werden. In schmaler Front eingedrungener Feind wird zurückgeworfen. Die Stellung ist restlos in unserer Hand.

Zwischen Casinu- und Susitatal setzen Russen und Rumänen ihre Angriffe gegen die ihnen in den letzten Kämpfen entrissenen Höhenstellungen mit starken Massen erbittert fort.

Die Flugtätigkeit im Monat Dezember ergibt folgendes: Wir verloren 17 Flugzeuge. Unsere Gegner büßten 66 Flugzeuge ein, davon im Luftkampf 48, durch Abschuß von der Erde 16, durch unfreiwillige Landung 2. Hiervon sind in unserm Besitz 22, jenseit der Linien erkennbar abgestürzt 44 Flugzeuge.

### 18. Januar.

An eine englische Sprengung bei Loos schlossen sich kurze Kämpfe an, bei denen vorgedrungener Feind in erbittertem Nahkampf schnell wieder zurückgeworfen wurde.

### 19. Januar.

Nördlich des Susitatals in der Gegend von Marasti scheiterten gegen unsere Höhenstellungen unternommene Angriffe unter schweren Verlusten für den Feind.

Amtlich wird gemeldet: Am 31. Dezember 1916 ist der englische Dampfer „Yarrowdale" (4600 Br.-Reg.-To.) als Prise in den Hafen von Swinemünde eingebracht worden. Der Dampfer hatte ein deutsches Prisenkommando in Stärke von sechzehn Mann und 469 Gefangene, nämlich die Besatzungen von einem norwegischen und sieben englischen Schiffen an Bord, die von einem unserer Hilfskreuzer im Atlantischen Ozean aufgebracht waren. Die Ladung der aufgebrachten Schiffe bestand vorwiegend aus Kriegsmaterial, das von Amerika kam und für unsere Feinde bestimmt war, und aus Lebensmitteln. Von den versenkten Dampfern waren drei englische bewaffnet. Unter den Besatzungen der aufgebrachten Schiffe befinden sich insgesamt 103 Angehörige neutraler Staaten, die ebenso wie die feindlichen Staatsangehörigen in Kriegsgefangenschaft abgeführt sind, soweit sie auf den bewaffneten feindlichen Dampfern Heuer genommen hatten.

### 20. Januar.

Bei Wytschaete und westlich La Bassée werden heute nacht angreifende englische Patrouillen abgewiesen.

Zwischen Doller und Rhein-Rhone-Kanal angesetzte Erkundungsunternehmungen sind von württembergischen Truppen erfolgreich durchgeführt.

In den Ostkarpathen nordöstlich Belbor greifen mehrfach kleinere russische Abteilungen unsere Stellungen erfolglos an. An einer Stelle überraschend eingedrungener Feind wird im Handgemenge zurückgeworfen.

Nördlich des Susitatals erneuern die Rumänen ihre Angriffe. Fünfmal werden sie nach schwerem Kampf blutig abgewiesen.

Starkes Schneetreiben und schlechte Beleuchtung behindert die Tätigkeit unserer Artillerie. Der am Sereth gelegene Ort Nanesti wurde von deutschen Truppen im Sturm genommen.

### 21. Januar.

Mit Nanesti fällt der ganze, von den Russen dort noch zäh verteidigte Brückenkopf in unsere Hand. Pommern, Altmärker und Westpreußen stürmen mehrere feindliche Linien mit stark ausgebauten Stützpunkten. Der Ort selber wird in heißem Feuerkampf genommen. Die über die Serethbrücken zurückflutenden Russen werden von unseren Batterien und Maschinengewehren flankierend gefaßt und erleiden schwere Verluste.

### 22. Januar.

Bei Lens wird ein englischer Angriff im Handgranatenkampf abgeschlagen.

## Uns ward der Kaiser geboren!



Von **Rudolf Herzog.**

Nebelverhangen die Winterwelt . . .
Ueber den Wolken im Königszelt
Streckt über Menschen- und Erdentage
Einsam Gottvater die eiserne Wage . . .
„Hebe dich, Schale, senke dich, Schale,
Züngle, du Zeiger — ich wäge, wer zahle
Lügen und Laster vor Gottes Gesicht.
Fürsten und Völker: ich halte Gericht."

Bleiern die Wolken, blutig der Schnee . . .
Und aus der Schlachten schäumendem Weh
Ringt sich ein Ton in des Ewgen Gelände:
„Herrgott, ich wag's, und ich hebe die Hände.
Sieh meine Hände, ob rein sie geblieben!
Prüf, was den Stahl aus der Scheide getrieben!
Herrgott, und hast du auch Sieg uns gesandt,
Vater, ich strecke die Friedenshand."

Und durch den Himmel ein Lauschen geht . . .
„Hör ich kein zweites, kein drittes Gebet?
Wollen die Völker in rasendem Toben
Meine Geduld bis zur Neige erproben? . . .
Hebe dich, Schale, senke dich, Schale,
Wäge die Tugend der Menschen im Tale,
Wäge den Frieden, die Freiheit, das Recht,
Wäge das stählernste Männergeschlecht."

Kaiser der Deutschen, was senkst du die Hand?
War keine zweite, die suchend dich fand?
Unter dein Volk bist du hingetreten,
„Gott ist mein Zeuge, er hörte mein Beten.
Brüder, die Zeit des Gebets ist vorüber!
Schwerter heraus und Sturmhauben über!
Brüder, und ging es ins Todestal:
Hämmere uns, Freiheit und schmied uns zu Stahl!“

War wie ein Aufschrei in deutschem Land . . .
„Brüder“ hat uns der Kaiser genannt.
Brüder, und wer seinen Kaiser verloren,
Brüder, so ist er ihm heute geboren.
Fluch dem Gezänk und dem letzten Gehader!
Männer zum Sturm und in See die Geschwader!
Stahl um den Kaiser, um Weib und um Kind,
Wäge, Gottvater, ob würdig wir sind.

# Die deutsche Zahnheilkunde und der Krieg.

Von Hofrat Universitätsprofessor Dr. Walkhoff, München.

Nur an wenige Zweige der Medizin dürften solche umfangreichen Anforderungen zur Hilfeleistung seitens unserer Truppen gestellt sein wie an die Zahnheilkunde. Es hat sich im heutigen Krieg sehr bald gezeigt, daß die arge Vernachlässigung des Gebisses, welche in Friedenzeiten zwar häufig von Fachleuten bei unserem Volke in erschreckendem Umfange festgestellt, von vielen maßgebenden Stellen aber doch wenig beachtet und eingeschätzt war, jetzt für unsere Soldaten bezüglich ihrer körperlichen und geistigen Tätigkeit plötzlich von außerordentlicher Bedeutung wurde. Der jetzige Krieg führte die Folgen eines mangelhaften Gebisses jedermann klar vor Augen. Der Abgeordnete Dr. Mugdan erklärte vor einigen Monaten in einer Sitzung des preußischen Abgeordnetenhauses, daß die Zahnerkrankungen die häufigste Ursache aller zeitweisen Dienstunfähigkeit unserer tapferen Krieger seien! In der Tat sind die Ansprüche, welche jetzt an die Vertreter der Zahnheilkunde seitens des Heeres gestellt werden, geradezu ungeheuer geworden. Wurden doch z. B. im Kriegslazarett eines einzigen Armeekorps bisher über 100 000 Mann wegen Zahnleiden und ihrer Folgen behandelt.

Wohl niemand hat die Ausdehnung und Notwendigkeit einer solchen umfangreichen zahnärztlichen Hilfe im Felde vorausgesehen. In weiser Fürsorge hat unsere Heeresverwaltung nun sofort die zunächst geringe Zahl der Zahnärzte, welche für den Mobilmachungsfall vorgesehen waren, fortwährend vermehrt. Große Zahnkliniken, ausgestattet mit allen möglichen Hilfskräften und Hilfsmitteln, wie sie kaum große Universitätskliniken früher aufwiesen, sind insbesondere an Stellen, wo es zum Stellungskrieg kam, errichtet, in denen oft täglich hundert, ja nicht selten Hunderte unserer Soldaten Hilfe finden. Aber auch im Bewegungskriege sind diese nicht ohne zahnärztliche Fürsorge. Einsichtsvolle Chefärzte errichteten unmittelbar bei den kämpfenden Truppenteilen Zahnstationen, zu deren Besetzung und Besorgung selbst in der Front kämpfende Zahnärzte für die Behandlung herangezogen wurden. Manche Zahnoperation wurde auch unmittelbar im Schützengraben oder in dem Keller eines zusammengeschossenen Hauses ausgeführt und befreite den Leidenden von seinem Gebrechen.

Früher war die Ansicht allgemein verbreitet: Wenn der Soldat Zahnschmerzen hat, dann reißt man ihm den schmerzenden Zahn aus, das Leiden ist behoben, und der Soldat kann dann wieder seinen Dienst tun. Aber die Zeit lehrte, daß selbst diese augenblicklich vielleicht anzuwendende Hilfe auch nicht immer vorhanden war, die eventuell gesetzte Wunde bei ungünstiger Witterung häufig gar zu Komplikationen führte und vor allem der Soldat durch weiteren Verlust von Zähnen aus seinem gewöhnlich schon sehr mangelhaften Gebiß nur noch unfähiger wurde, genügend zu kauen. Nun litt die allgemeine Ernährung bedeutend. Der Krieg bringt es mit sich, daß die Nahrungsmittel schon nicht immer auf das denkbar beste zubereitet oder gar sorgsam zerkleinert werden können, selbst wenn sie immer im Überfluß da wären. Es hat sich gezeigt, daß bei schlechtem Kauakte die Nahrungsmittel ungenügend ausgenutzt werden, und der menschliche Körper noch mehr wie in Friedenszeiten bei ungenügender Nahrungszerkleinerung leidet, ja vielfach direkte Erkrankungen — besonders Magen- und Darmleiden — sich anschlossen.

Kleine Ursachen — große Wirkungen kann man auch hier sagen. Solche Soldaten mußten vielfach und allein wegen ihrer mangelhaften Zähne von der Front in die Heimat, und zwar zur längeren Behandlung — nicht nur ihres schlechten Gebisses, sondern wegen der Folgeerscheinungen — gesandt werden, gewiß ein großer Verlust für unsere Wehrkraft! Man führte also das einzig richtige Prinzip bei unseren Soldaten durch: die möglichste Instandsetzung der eigenen Zähne.

Leider war die Erhaltung des natürlichen Gebisses bei dem größten Teil unseres deutschen Volkes aber schon in Friedenszeiten sehr vernachlässigt. Die Zahnkaries samt ihren Folgen ist bekanntlich zur umfangreichsten aller Kulturkrankheiten geworden, welche fast keinen zivilisierten Menschen verschont. Die weitaus meisten unserer Krieger zogen also mit einem sehr defekten natürlichen Gebiß ins Feld, und dem mangelhaften Kauakte und seinen Folgen mußte nun auch noch durch künstlichen Zahnersatz abgeholfen werden. Selbst an der Front und in der Etappe werden jetzt sehr viele Zahnersatzstücke angefertigt, um die Soldaten wenigstens einigermaßen kaufähig zu machen.

Eine äußerst segensreiche Tätigkeit entwickeln die Zahnärzte ferner bei der Behandlung der Kieferverletzten. Die ganze heutige Kampfesweise bringt es mit sich, daß die Zahl der Gesichts- und Kieferverletzungen sich gegenüber derjenigen früherer Kriege ganz außerordentlich vermehrt hat. Sagte schon der hervorragendste deutsche Chirurg im Kriege 1870-71, v. Langenbeck, daß er niemals wieder ohne Zahnarzt ins Feld gehen möchte, so haben sich diese Fälle jenem Kriege gegenüber derartig gehäuft, daß in manchen der heutigen, besonders dafür geschaffenen Lazarette schon mehr Kieferverletzungen behandelt

sind, als wie 1870 beim gesamten Heer beobachtet wurden. Von großem Wert ist es dabei, daß schon an der Front dafür sofortige zahnärztliche Hilfe vorhanden ist und sachgemäße zahnärztliche Verbände angelegt werden können. Es hat sich schon in Friedenszeiten gezeigt, daß alle Kieferverletzungen mit viel besserem Erfolg behandelt werden können, wenn der Fall sofort geschient wird und nicht erst vernachlässigt zur Behandlung kommt, da sonst Verschiebungen der Bruchstücke oder gar falsches Verwachsen derselben und ungünstige Narbenbildung in den Weichteilen eintreten. Die daraus folgenden entsetzlichsten Dauerentstellungen des Gesichtes, die Unmöglichkeit, je wieder feste Speisen ordentlich kauen zu können, sowie schwere Sprachstörungen waren bei solchen vernachlässigten oder falsch behandelten Fällen an der Tagesordnung. Die sofortige Schienung der zerschossenen Kiefer seitens der Zahnärzte durch ihre speziell von ihnen konstruierten und angewendeten Verbände ist eine sehr große Errungenschaft bei der Heilung dieser durchschnittlich Schwerverwundeten im heutigen Kriege.

Was im übrigen von der zahnärztlichen Fürsorge im Felde und in der Etappe gesagt wurde, gilt ebenso von der Heimat. Auch hier sind die Anforderungen zu ungeahnter Größe angewachsen. Mit Recht sieht jetzt die Heeresverwaltung darauf, daß jeder neu ins Feld rückende Soldat ein möglichst brauchbares natürliches Gebiß besitzt. In den zahnärztlichen Stationen, deren sich jetzt selbst kleine Garnisonen erfreuen, werden täglich Tausende von Soldaten zahnärztlich behandelt, um nicht im Felde durch Zahnerkrankungen felddienstunfähig zu werden. Auch hier wird künstlicher Zahnersatz vielfach gewährt, und mancher unserer Krieger lernt jetzt die Vorteile eines gesunden Mundes kennen, der früher vollständig vernachlässigt war und ihm häufig genug schon Qualen bereitet hatte.

Endlich sei hier erwähnt, was in der Heimat speziell zur Behandlung von Kieferverletzungen errichtete Lazarette leisten. Es gibt in Deutschland eine große Anzahl derselben mit Hunderten von Betten, in denen bei engem, verständnisvollem Zusammenarbeiten von Chirurgen und Zahnärzten die herrlichsten Resultate in funktioneller und kosmetischer Beziehung selbst bei grauenhaftesten Verstümmelungen erreicht werden.

So hat denn auch die deutsche Zahnheilkunde sowohl für die Herstellung der Dienstfähigkeit unserer Truppen als auch für die gute Heilung schrecklicher Wunden, wie sie der heutige Krieg bei lebenswichtigen Organen mit sich bringt, einen bedeutenden, früher nie geahnten Anteil. Wir sagen die deutsche Zahnheilkunde, denn von ihren Vertretern stammen wie früher so auch jetzt die wichtigsten Errungenschaften besonders auf dem Gebiete der zahnärztlichen Verbände für Kieferverletzte. Soweit es sich übersehen läßt, sind die feindlichen Maßnahmen nur Nachahmungen von dem, was deutsche Zahnärzte auf diesem Gebiet geschaffen haben. — Bisher wurde das, was letztere leisteten und für die Gesundheitspflege in unserem Volke durchzuführen trachteten, selbst in unserem Vaterlande häufig über die Achsel angesehen. Hoffentlich ändert sich das mit und durch den Krieg.

Die außerordentliche Bedürfnisfrage eines gesunden Gebisses, welche im Frieden zwar schon häufig betont, aber zumeist in Verkennung der Folgen bei der Vernachlässigung derselben kaum beachtet wurde, ist durch den jetzigen Krieg handgreiflich bewiesen, und zwar durch die Notwendigkeit der zahnärztlichen Behandlung von vielen Hunderttausenden unserer Soldaten. Mögen das deutsche Volk und die maßgebenden Behörden allgemein zu der Erkennung gelangen, daß es einfacher gewesen wäre, wenn hier schon vorher im Frieden durch allgemeine Einrichtung von Schulzahnkliniken, durch richtige Behandlung der Krankenkassenmitglieder sowie durch militärische Fürsorge bei unseren Soldaten in Zukunft das geschaffen wird, was jetzt seitens der Heeresververwaltung unter sehr erschwerenden Umständen durchgeführt werden muß, nämlich: Ein gesunder Mund und ein gesundes Gebiß bei jedem Deutschen! — Eine solche Erkenntnis wird und muß in Zukunft reiche Früchte tragen, sowohl im Kriege wie im Frieden!

# Torpedobootsvorstoß.

Von Hugo Waldeyer.

Eine stille, lauernde Herbstnacht. Vom Himmel sinken Wolken. Ihre schwarzen Schleppen berühren fast die See.

Leise atmet der Wind. Nur flüchtig hebt er die Stimme, so daß man ein seltsames Klagen hört.

Das Wasser schwillt und dünt. Noch steckt Leben in ihm vom letzten Sturmtage her, wo des Wetters harte Faust die weite Fläche gepeitscht hat.

Hin und wieder kämmt eine Woge. Gurgelnd läuft der Brecher über ihren Rücken in das Wellental hinab und erstickt in hohlen, dumpfen Lauten.

Eine Möwe schwingt sich dahin. Als Schatten ist sie zu sehen, einem Nachtmar gleich.

Sonst lauernde Stille ringsum und völlige, starre Dunkelheit.

Immer tiefer schleppen die Wolken. Sie vermählen sich mit dem Wasser, als wüchsen sie aus ihm empor.

Doch halt — das dort sind keine Wolken! Das sind feste, starre Formen, kein gleitendes, wechselndes Gebilde.

Erschreckt streicht die Möwe seitwärts ab. Sie hat Menschenstimmen vernommen und taktmäßig mahlendes Geräusch.

Aus dem niedrigen Wolkengehäng brechen dunkle Leiber hervor, schwarz wie die Nacht, ohne Licht und Lärm, von feinsaumigem Gischt umbordet.

Torpedoboote sind es, die über die Nordsee streichen, Deutschlands Küste ist ihre Heimat. Im Englischen Kanal birgt sich der Feind.

Keilförmig zueinandergestellt haften die Boote voran. Jetzt gleiten die äußeren Gruppen zurück. Dünn zirpende Pfeifensignale regeln das Manöver. Es wird Kiellinie gebildet.

Man kommt an die Stelle, wo Tod und Verderben als stumme, verbissene Minengefahr hundertfältig unter Wasser lauern, wo starke Netze ihre Krakenarme recken und Trossen und Balken den Zutritt wehren.

Vorsicht ist hier die Losung. Man muß sich schlangengleich durch die Sperren winden. Sonst gibt es Verluste, man wird vorzeitig entdeckt, und der erhoffte Erfolg bleibt aus.

Es sind bange Sekunden. Wird es gelingen?

Der Sperrwächter döst. Seit Monaten pendelt das Fischerfahrzeug stumpfsinnig auf seinem Posten. Daß der verdammte Deutsche jemals kommen wird, daran glaubt keiner mehr.

Doch plötzlich ist er da und bereitet dem träumenden Wächter ein jähes, hartes Ende!

Es ist schnell gegangen, wie ein Gedanke fast. Noch haben die britischen Zerstörer hinter der Sperre nicht begriffen, was vor sich geht, da sind sie schon vom Angriff umbraust, von wilder Jagd umstellt.

Schüsse hämmern, Rohre lohen! Ein Scheinwerferlicht grellt auf, und unter Wasser frißt gierig ein blanker Torpedo seine Bahn.

Feuer und Glut schießen hoch. Es ist, als ob das Wasser brennt. Wirbelnde Teile hoch in der Luft, ein Heulen und Fauchen wie Teufelstimmen.

Dann wieder Stille. Auf der See bleibt eine brodelnde Stelle, von schwarzem Rauch überschattet: ein britischer Zerstörer ist nicht mehr!

Was an Wachfahrzeugen bereit liegt, ist flüchtig geworden, hastet zum heimischen Hafen, um dem Verderben zu entrinnen. Allen sitzt der bleiche Schreck in den Gliedern. Die Überraschung war vollkommen, war überwältigend. Man weiß sich nicht zu fassen. Flucht scheint das einzige Heil!

Aber die Deutschen sind hinterher, lassen sich nicht abschütteln. Mit brausender Fahrt ziehen ihre Boote durch das nachtdunkle Wasser. Die Bugwelle stäubt bis hoch zur Back, und vom Heck schießt weißer Gischt nach achtern.

Granaten, von beiden Seiten gefeuert, pflügen die See. Sprengstücke schlagen wie Geißelstriemen in tollen Sprüngen hin und her, und wo beim Feinde ein Volltreffer sitzt, folgt unter berstendem Krach und Flammenwüten der Untergang.

Ein Aufruhr geht durch das Schweigen der Nacht, ein wildes, grimmiges Ringen!

Jetzt stoppen die deutschen Boote. Kein Brite ist mehr zu sehen. Die Küste ist reingefegt. Auf deutscher Seite keine Verluste, niemand ist gefallen, kein Boot ist verletzt.

Dem Toben des Kampfes folgt tiefe Stille. Mancher, ist sie wie ein Erwachen aus wüstem Traum. War es Wahrheit, was man erlebt, oder war es nur ein Höllenspuk?

Um den Bug der Torpedoboote plaudert harmlos die See. Es raunt dort und flüstert wie Geisterstimmen.

Es murmelt und stöhnt immer dringlicher, lauter. . . .

Halt, was ist das? Sind Menschen im Wasser?

Klagendes Wimmern, Hilferufe! Deutlich kann man sie hören.

Die deutschen Boote wenden zu der Stelle hin, woher die Rufe kommen. Behutsam tasten sie sich heran, um die Schwimmenden nicht zu gefährden mit scharfem Bug oder mahlendem Schraubengang.

Hilfe bringen, ist jetzt ihr Ziel!

Und was sie retten — ist der Feind!

Er wird aufgenommen und sorgsam gepflegt, erhält warme Kleidung und Nahrung, zu trinken und zu rauchen. Gefangene sind keine Gegner mehr, sind Menschen, denen man helfen muß. Sie haben in Abwehr und Kampf ihrer vaterländischen Pflicht genügt. Enthebt das Schicksal sie dieser Pflicht, dann ist kein Grund mehr, sie noch zu hassen.

So denkt gerader, deutscher Sinn!

Wieder ordnen sich die Boote zu langgezogener Kiellinie und gleiten behutsam nach Osten zurück.

Die Sperre wird passiert, ihrer Wächter ist sie verlustig gegangen, und heimwärts geht die Fahrt.

Leise atmet der Wind. Die Möwe läßt sich von ihm tragen.

Die Wolken sinken und wandern und umhüllen mit feuchtem Nebelgewand die kühne, verwegene Torpedobootschar.

Die wilde Jagd hat unter den Feind einen Schrecken getragen, der noch lange haften wird!

---

# Die Kunst des Kartoffelbaues.

Von Diplom-Landwirt K. Herrmann.

„Die dümmsten Bauern bauen die größten Kartoffeln", sagt ein altes Sprichwort, kommt aber der Wahrheit auch dann nicht sehr nahe, wenn es in bekannter „Verbesserung" lautet: „Die unintelligentesten Ökonomen produzieren die umfangreichsten Kartoffelknollen." Der Kartoffelbau ist in der Tat keine so einfache Sache, wenn er das leisten soll, was man von ihm erwarten muß. Und die Zeit, in der wir jetzt leben, lehrt uns, daß der Staat, daß wir alle das größte Interesse am Kartoffelbau haben. Er ist für uns nichts weniger als eine Existenzbedingung. Deutschland baut ja sehr viel Kartoffeln, es ist das erste Kartoffelland der Erde. Aber wir müssen noch mehr bauen, ja, wir können gar nicht genug bauen. Noch mehr zu bekommen, ist eine Kunst, die erlernt sein will, und die der Unterstützung der Wissenschaft bedarf, um sich erfolgreich betätigen zu können.

Bevor darauf näher eingegangen wird, sei ein kurzer Hinweis auf die Bedeutung der Kartoffel gestattet: Die Kartoffel ist vor allem d a s Volksnahrungsmittel. Ohne sie wäre die Ernährung unseres Volkes unmöglich jetzt, kaum möglich in Friedenzeiten. Das allein würde ja für uns Grund genug sein, alles aufzubieten, was der Förderung des Kartoffelbaues dienen kann. Die Kartoffel gibt uns aber nicht nur sich selbst zum Verzehr. Sie muß noch andere wirtschaftliche Aufgaben erfüllen. Auf dem Umwege durch das (nun Gott sei Dank wieder in Gnaden aufgenommene) nützliche Schwein liefert sie uns Fleisch und Fett; vor allem Fett! Auch die zum menschlichen Genuß ungeeigneten kleinen, beschädigten und kranken Kartoffeln sowie die Kartoffelschalen lassen sich auf diese Weise bestens verwerten. Die Kartoffel ist ferner das Rohmaterial der Stärkefabrikation und der so wichtigen Spiritusindustrie. Als solches bringt sie uns neben Stärke und Spiritus noch die Nebenprodukte Pülpe und Schlempe, die als beachtenswerte Futtermittel in den Viehstall wandern. Neben dieser gewaltigen volkswirtschaftlichen Bedeutung der Kartoffel könnte ihr wohltätiger Einfluß auf den Landwirtschaftsbetrieb fast vergessen werden. Wie oft mußte sie in Friedenzeiten im Pferdestall den mangelnden Hafer, im Vieh-

stall das fehlende Kraftfutter ersetzen! Wie beträchtlich vermindert sie durch ihre verhältnismäßig sicheren Erträge das Risiko des Feldbaues! Welch nützliches Werkzeug ist das gut bestandene Kartoffelfeld im Kampfe gegen das Unkraut, und wie sehr steigert sachgemäßer Kartoffelbau die Erträge der übrigen Kulturpflanzen!

Leider betreibt auch in Deutschland noch nicht jeder Landwirt den Anbau der Kartoffel so, wie es eigentlich sein müßte. Den Unterschied zwischen Bau und Bau unseres Vaterlandsverteidigers aus dem Pflanzenreich kann ich an einigen Beispielen dartun: Auf einem Gute in Niederbayern erzielte im letzten Jahr ein wissenschaftlich und praktisch gebildeter Betriebsleiter 510 Zentner Kartoffeln vom Hektar. Daneben auf gleichem Boden, unter selbstverständlich gleichen Witterungsverhältnissen und auch bei gleicher Wirtschaftsgröße, ernteten praktische Landwirte 120—150 Zentner auf gleich großer Fläche. In einem pfälzischen Bezirk gaben einige Gemeinden 160—180 Zentner Hektarertrag an, während im nämlichen Bezirk drei Wirtschaften, darunter zwei bäuerliche, 360, 400 und 560 Zentner Hektarertrag hatten. In Mittelfranken habe ich im Jahr 1912 bei mehreren Landwirten Ernten von 240—300 Zentner auf den Hektar ermittelt, und in der gleichen Gegend brachte in diesem Jahr das Versuchsfeld einer landwirtschaftlichen Schule den durch genaue Wägung festgestellten Ertrag von 173 Zentner auf 25 Ar, also 692 Zentner auf den Hektar! Das sind die Siege des Wissens über den Mangel an solchem oder besser des auch theoretisch gebildeten Landwirtes über den reinen Praktiker.

Zwar die Kartoffelpflanze ist an und für sich bescheiden. Etwas bringt sie immer, aber sie besitzt neben der Bescheidenheit auch in hohem Maße die Tugend der Dankbarkeit. Wer sie hegt und pflegt, dem lohnt sie die Mühe in reicher Fülle. Betrachten wir eine ausgewachsene, gesunde Kartoffelpflanze! Welche Massen ober- und unterirdischer Teile sehen wir, und wie wenige kurze und zarte Wurzeln sind im Verhältnis dazu vorhanden! Die starken, hellglänzenden Fäden, an denen die Knollen hängen, sind keine Wurzeln, wie manches Großstadtkind wohl denken mag, sondern unterirdische Stengelteile, welche die Zuleitung der zum Wachstum der Knollen erforderlichen Stoffe aus dem grünen Kraute besorgen. Es ist klar, daß eine so beschaffene Pflanze nur dann reichen Ertrag liefern kann, wenn sie ihren Standort in genügend lockerem und nährstoffreichem Boden hat. Dabei müssen alle Nährstoffe mundgerecht, d. h. in leicht aufnehmbarer Form, vorhanden sein. Fehlt es an der Tiefe und Lockerheit der Ackerkrume, an der Menge und Löslichkeit der Nährstoffe, so leistet unsere Kartoffelpflanze nicht viel mehr, als sie zur Erhaltung ihrer Art für notwendig hält. Hunger und Durst hemmen dann ihre Lebenstätigkeit. Neben Speise und Trank verlangt die Kartoffel noch wie jedes andere Lebewesen Luft, Licht und Wärme, Luft zum Atmen, Sonnenlicht als Kraftquelle zur Stärkemehlerzeugung und Wärme zur Förderung und Erhaltung aller Lebensvorgänge. Die Ausgestaltung dieser fünf Lebensbedingungen bestimmt — von später zu erörternden Umständen abgesehen — die Höhe der Ernte, und zwar so, daß ein „Zuviel" von jeder der fünf ebenso schädlich wirkt als ein „Zuwenig". Die Gelehrten nennen den der Entwicklung der Pflanze günstigsten Zustand jeder Lebensbedingung das Optimum, und wir wollen diese Bezeichnung der Kürze halber beibehalten, wenn wir auch die Nachkommen der Lateiner nicht zu unseren Freunden zählen. Sind alle fünf Bedingungen in passender Weise gegeben, also im Optimum vorhanden, so ist die günstigste Entwicklung der Kartoffelpflanze gewährleistet.

Die Kunst des Kartoffelbaus besteht daher zunächst einmal darin, stets das Optimum der Lebensbedingungen zu schaffen. Das wird uns leider nicht immer gelingen. Nur die Nahrungs- und die Luftzufuhr sind vollständig in unsere Hand gegeben. Wer das Düngebedürfnis seines Bodens und das Nährstoffbedürfnis der Kartoffelpflanze kennt, vermag ohne Schwierigkeit mit Hilfe der natürlichen und künstlichen Düngemittel die Nahrung ins Optimum zu bringen. Luft zur Atmung steht den oberirdischen Atmungsorganen der Kartoffel ohne unser Zutun genügend zur Verfügung, und wir müssen nur noch daran denken, daß auch die Wurzeln sowie die sonstigen unterirdischen Teile dieser Kulturpflanze sehr lufthungrig sind. Durch entsprechende Maßnahmen der Bodenbearbeitung können wir hierfür ausreichend sorgen. Hingegen werden die Bedingungen Wasser, Licht und Wärme in der Hauptsache von der „Witterung" diktiert. Wer für Nahrung und Bodendurchlüftung stets gesorgt hat, wird demzufolge jedesmal eine Höchsternte machen, wenn die Witterung im „Optimum" ist. Aber auch wenn das Wetter nicht recht will, gelingt es sehr oft, den Ertrag recht hoch hinaufzuschrauben. Denn wir können zwar das Wetter nicht ändern, sind aber glücklicherweise wohl imstande, die Einflüsse ungünstiger Witterung so zu mildern, daß auch diese — von Hagel, Überschwemmung, Dürre und Frost abgesehen — in der Mehrzahl der Jahre dem Optimum möglichst nahebleibt. Dies geschieht durch Unternehmungen, wie Dränierung und sonstige Bodenmeliorationen, durch Tiefkultur, Humuszufuhr, zweckmäßige Bodenbearbeitung vor und nach der Saat und entsprechende Pflanzmethode. Alle diese Maßnahmen, mit Überlegung durchgeführt, dienen dazu, die Wasser-, Wärme- und Lichtverhältnisse zu regulieren. Bedauerlicherweise hat mancher Landwirt übersehen, daß solchen Maßnahmen die gleiche Bedeutung zukommt wie der Düngung, womit nicht gesagt sein soll, daß es an letzterer niemals fehlt. Noch weiß nicht jeder, daß die Kartoffel ein großer Stickstoff- und Kalizehrer ist, daß aber trotzdem aus anderen Gründen im Frühjahr starke Stallmistgaben und noch mehr Kainitdüngung der Entwicklung der Kartoffel mehr schaden als nützen.

Ein wohlbestandenes, unkrautfreies Kartoffelfeld, „über dessen sattgrüne Oberfläche eine Katze laufen kann, ohne einzubrechen", ist durchaus nicht lediglich ein Geschenk des Himmels, sondern ein Ergebnis des Zusammenwirkens der Natur mit Kapital und einer ansehnlichen Summe von körperlicher und geistiger Arbeit. Der Besitzer eines solchen Feldes hat ein Recht, darauf ebenso stolz zu sein wie der Handwerker auf eine gelungene Arbeit oder der Industrielle auf seine tadellosen Fabrikate.

Mit der günstigen Gestaltung der Lebensbedingungen unter Zuratezeihung seiner physikalischen, chemischen und botanischen Kenntnisse hat aber der Landwirt noch nicht alles getan, was zur Sicherung der zu erwartenden Knollenerträge erforderlich ist. Wohl jeder hat schon gehört, daß die Kartoffelpflanze auch von Krankheiten heimgesucht wird, von denen die gefürchtetsten die Krautfäule und die Schwarzbeinigkeit sind. Durch direkte Bekämpfung dieser Krankheiten auf dem Felde ist wenig zu erreichen, am ehesten noch bei Kraut-

fäule, falls es sich nur um kleine Flächen handelt. Der Landwirt muß durch Verwendung gesunder Saatknollen, die von nachweislich gesunden Stöcken widerstandsfähiger Sorten stammen, dem Entstehen von Krankheitsherden vorbeugen. Und damit sind wir bei der Sortenfrage angelangt, die von ebenso großer Bedeutung für die Erzielung hoher Ernten ist als die zweckmäßige Gestaltung der Lebensbedingungen. Von den im Juli-August reifenden, auch auf der Tafel des Feinschmeckers gern gesehenen Frühkartoffeln bis zu den späten, Massenerträge bringenden Futter- und Fabrikkartoffeln gibt es Hunderte von Kartoffelsorten, worunter sich aber höchstens 60 befinden, die den Anbau wirklich lohnen. Unter den Züchtern, denen wir leistungsfähige Kartoffelsorten verdanken, sind Paulsen, Richter, Cimbal, Dolkowski, Böhm, Breustedt, Modrow und Findley die bekanntesten und erfolgreichsten. Es ist Sache der Praxis, durch vergleichende Anbauversuche für jede Gegend die unter den gegebenen lokalen Verhältnissen leistungsfähigsten Sorten — in der Regel werden das nur wenige, oft nur zwei oder drei sein — herauszufinden. Zweckmäßigerweise wird diese Arbeit von landwirtschaftlichen Behörden, Korporationen und Schulen entweder ganz zu übernehmen sein oder wenigstens dauernd überwacht werden müssen.

Neben allem bisher gesagten ist noch zu beachten, daß als Saatgut tunlichst nur mittelgroße Knollen genommen werden. Viele einwandfreie Versuche haben ergeben, daß sowohl ganz kleine als ganz große und auch zerschnittene Kartoffeln unter gleichen Anbauverhältnissen beträchtlich geringere Erträge bringen als mittelgroße Saatknollen. Wenn daher eine hohe Behörde, wie dies schon vorgekommen ist, dem Landwirt eine Höchstsaatmenge vorschreibt, dabei aber diese Menge zu gering bemißt, so bedeutet die Befolgung solcher Verordnung eine Minderung der Kartoffelernte. Denn entweder verwendet in diesem Fall der Anbauer nur kleine und zerschnittene Saatknollen, dann ist von vornherein mit geringerem Ertrag zu rechnen. Oder aber er nimmt normales Saatgut, dann muß er weiter pflanzen, erzielt keinen geschlossenen Bestand, und die Folge ist gleichfalls eine Schmälerung der Ernte.

Zum Schluß noch einiges über die Höhe der Erträge! Die Statistik sagt uns, daß Deutschland auf einer Fläche von rund 3350 Millionen Hektar 45 Millionen Tonnen Kartoffeln erzeugt. Vor dem Kriege hat es niemand gewagt, diese Angabe zu bezweifeln, denn sie ist eine „amtliche". Jetzt mehren sich diese Zweifel, und es gibt genug Fachleute, welche der Ansicht sind, daß wir im Durchschnitt der letzten zehn Jahre nur 38 Millionen Tonnen geerntet haben. Wir bauen auch so immer noch vier bis fünf Millionen Tonnen mehr als Rußland, mehr als doppelt soviel wie Österreich-Ungarn oder Frankreich und dreimal soviel als England, Italien und Spanien zusammen. Die Überschätzung unserer Kartoffelernte rührt vielleicht daher, daß die große Masse der deutschen Bauern leider immer noch keine Buchführung hat, daher auch keine Erträge feststellt. Der Bauer weiß über seine Ernten meistens nur anzugeben, ob sie gut, mittelmäßig oder schlecht waren. Da hält sich dann der Statistiker an die Ergebnisse der verhältnismäßig wenigen Betriebe mit genauen Aufschreibungen. Werden diese Ergebnisse aber verallgemeinert, so erhält man zu hohe Zahlen, da es sich hier um Betriebe handelt, deren Erntehöhe eben von der Masse der Landwirtschaftsbetriebe nicht erreicht wird.

Die Erzielung einer durchschnittlichen Jahresernte von 50 Millionen Tonnen, ohne Erweiterung der Kartoffelanbaufläche, müßte eigentlich bei uns leicht möglich sein, ja die Ernte könnte noch bedeutend über diese Zahl hinausgehen, wenn die theoretische Ausbildung unserer Bauern weitere Fortschritte macht. Freilich darf es außerdem auch nicht an Arbeitskräften und namentlich auch nicht an Stickstoff fehlen. Das sind zwei unentbehrliche Betriebsmittel des Kartoffelbaues, die aber gegenwärtig zur Kriegführung benötigt werden.

# Hauskonzerte.

Von Else Frobenius.

Wie ein schimmerndes Viereck scheint das große Regierungsgebäude aus dem Nebel zu tauchen. Hell leuchten seine Fenster durch den regennassen dunklen Park. Hohe Kandelaber brennen feierlich vor der breiten Anfahrt.

Aber wo sonst bei festlichen Gelegenheiten geräuschvoll Auto um Auto nahte, herrscht heute Leere und Stille. Gleich vermummten Schatten huschen die Konzertgäste durch die breiten Türen in das Treppenhaus mit dem hohen Kuppelgewölbe. Wer sein Vergnügen sucht, muß zu Fuß gehen — so will es die hohe Obrigkeit. Dementsprechend sind die Anzüge der Damen einfacher als früher. Schwarze Seide gibt den Grundton. Hier und da leuchtet ein brennendes Rot auf.

Die Präsidentin hat zu einem Hauskonzert zum Besten von Liebesgaben für unsere Feldgrauen eingeladen. Der Festsaal des Hauses, der fast ein halbes Tausend Personen fassen kann, wurde zum Konzertsaal umgewandelt. Die Exzellenzen begrüßen ihre Gäste am Eingang. Es kommen viele hohe Würdenträger, grauhaarige Geheimräte mit ihren Damen. Feldgraue in Generalstabsuniform. Und ein Schwarm anmutiger junger Mädchen, die einen Schimmer von Lebensfreude verbreiten.

Heller Lichterglanz strahlt. Ein Lorbeerhain umgibt das Konzertpodium. Erste Künstler wirken mit.

Ein Klaviertitan eröffnet das Konzert. Die gewaltigen Tonwellen von Chopins großer B-moll-Sonate durchfluten den Saal, in ihrer kühnen Steigerung ein Bild des unablässig wogenden Lebenskampfes. Der Trauermarsch bringt die erschütternde Weise vom Tode, der unerbittlich, wie mit ehernen Hammerschlägen, das Ende herbeiführt. Und doch ein Ausblick auf Erlösung, eine Hoffnung des Wiedersehens im weichen getragenen Mittelsatz. Jeder Ton singt, atmet Leben und Wärme. Die Stimmen eines ganzen Orchesters scheinen im Klavier zu erklingen.

Es folgt Gesang und Geigenspiel. Ein Meister der Sangeskunst gibt Löwesche Balladen, vom Grausigen zum Scherzhaft-Behaglichen übergehend. Mehrstimmige Volksweisen ertönen. Und die Tragödin von der Hofbühne liest Balladen vor, die die unerschütterliche Königs-

treue des deutschen Adels schildern, sowie Verse, die unserer Liebe für das treulose Italien den Abschied singen und unserer Sehnsucht nach Frieden ergreifenden Ausdruck geben.

Die Hörer lauschen voll Andacht. Sie fühlen es alle, daß große Künstler ihnen hier Symbole unserer schicksalschweren Zeit in künstlerischer Verklärung geschildert haben. In dieser festlich abgeschlossenen Umgebung ist man besonders geneigt, die Kunst als persönliches Erlebnis zu empfinden. Das Konzert wird vielen zur Feierstunde, die sie emporhebt über ihre eigenen kleinen Sorgen und sie das große Leid, aber auch die erhebende Gewalt unserer Tage tief empfinden läßt.

* * *

Ein anderes Bild.

Ein Mittwochnachmittag bei der Witwe des großen Musikdirigenten.

Ihre Hauskonzerte sind eine Kriegseinrichtung und finden zum Besten notleidender Künstler statt. Nun schon den dritten Winter gibt es jede Woche ein Konzert mit neuem Programm.

In zwei mittelgroßen Räumen versammeln sich die Gäste. Im schmalen Vorraum nimmt ein kleines litauisches Stubenmädchen ihnen die Mäntel ab und verstaut sie mit unglaublicher Gewandtheit in einem Nebenzimmer. Der Kreis, der sich anfangs auf ungefähr dreißig Personen beschränkte, umfaßt jetzt meist sechzig bis siebzig Besucher.

Ihnen wird Tee gereicht. Für alle ist Raum vorhanden. Alle fühlen sich behaglich und kehren immer wieder.

Was wurde ihnen aber auch im Laufe dieser drei Winter schon geboten! Die Beziehungen der Gastgeberin umfassen die gesamte Musik- und Theaterwelt. Veteranen mit berühmten Namen, die sich längst aus der Öffentlichkeit zurückgezogen haben, trugen hier Poesie und Prosa vor. Werdende errangen den ersten Beifall. Klavier- und Geigenvorträge, Gesang und Vorlesungen wechselten miteinander ab.

Wenn aber ein Künstler im letzten Augenblick absagt, dann setzt die Hausfrau selbst sich in den großen Lehnstuhl am Fenster und trägt mit ihrer klangvollen, schön geschulten Stimme etwas vor: Kriegsdichtungen und Feldpostbriefe oder sonst Zeit- und Stimmungsgemäßes.

Sie richtet gern das Wort an ihre versammelten Gäste, indem sie die vortragenden Künstler einführt oder aus dem Stegreif kleine Schluß- und Dankesreden hält. So beherrscht ihre lebenstarke Persönlichkeit stets den Kreis, und durch die seltene Liebenswürdigkeit, die sie jedermann entgegenbringt, weiß sie ihn allen heimisch zu machen.

* * *

Eine Häuslichkeit in Westend. Große, kostbar eingerichtete Räume und ein Musiksaal mit glänzender Akustik. Die Hausfrau hat jahrelang im Auslande gelebt, und warmes Mitgefühl mit den Auslanddeutschen veranlaßte sie, ein Konzert zum Besten ihrer Flüchtlingskasse zu veranstalten.

Die Künstler und viele Konzertbesucher haben gleichfalls sonnige Tage gesehen in jener Gegend, wo heute der Weltkrieg tobt, und von wo bei Kriegsausbruch alle Deutschen unbarmherzig vertrieben wurden. Die Liebe zu dem fernen Lande, webt ein Band geistiger Einheit um die Gesellschaft.



**Leutnant z. See d. Ref. Badewitz,**
der den aufgebrachten englischen Dampfer „Yarrowdale" nach Swinemünde führte.

Ein Prolog schildert die Leiden der Flüchtlinge. Der glockenklare Sopran einer blonden Sängerin singt von der schlichten Schönheit des fernen Landes.

Sehnsucht überkommt die Vertriebenen, Sehnsucht nach dem eigenen Heim und der friedlichen Arbeit, durch die sie ihr Leben erbauten.

* * *

Hauskonzerte zu wohltätigen Zwecken werden in allen Kreisen veranstaltet. Bald finden sie im Atelier eines berühmten Malers oder in der Wohnung eines beliebten Schauspielers statt, bald im Saal eines Ministeriums oder einer Tiergartenvilla.

Es haben sich in Berlin und Grunewald mehrere Konzertvereinigungen gebildet. Abwechselnd veranstalten die Mitglieder Hauskonzerte zum Besten der Hilfskassen, oder sie geben notleidenden Künstlern Gelegenheit, sich hören zu lassen und ein Honorar zu verdienen.

Auch sie bestehen schon im dritten Winter und haben einen großen Stamm von regelmäßigen Hörern. Es scheint, als ob die Anziehungskraft der Hauskonzerte noch immer im Steigen wäre, als ob weite Kreise sich für den Mangel an materiellen Genüssen in der Geselligkeit gern durch künstlerische entschädigen ließen.

Der eigentliche Reiz der Hauskonzerte jedoch, der ihnen wohl auch nach dem Kriege ein Fortbestehen sichern wird, liegt in ihrem individuellen Charakter. Die Persönlichkeit der Hausfrau und Art und Wesen ihres Hauses spielen dabei eine maßgebende Rolle.

Während der Charakter einer öffentlichen Konzertveranstaltung immer der gleiche, banal unpersönliche bleibt und die Einwirkung der Kunst durch ihn eher aufgehoben als gefördert wird, vermag die Hausfrau in ihrem Heim leicht jene Gehobenheit der Stimmung zu verbreiten, in der man für die edle Kunst empfänglich ist. Sie vermag Störungen auszuschalten, persönliche verständnisfördernde Beziehungen zu vermitteln, anzuregen und Behagen zu verbreiten. Ein Hauskonzert vereinigt meist eine Anzahl Gleichgesinnter zu gleichem Empfinden in viel höherem Maß als ein öffentliches, bei dem Fremde wahllos durcheinandersitzen, ohne seelische Verbindung miteinander zu gewinnen.

Mag sein Stil feierlich-festlich, zwanglos-behaglich oder verträumt-elegisch sein. Es ist auch der Stil des Zweckes, dem das Konzert dient, und der Stil seiner Veranstalter.

Man sucht heute allenthalben nach dem deutschen Lebenstil. In der Kunst und im Kunstgewerbe, in Sprache und Geselligkeit.

Auch die Hauskonzerte sollten unseren neuen Lebensformen eingegliedert werden. Als Gelegenheit, gute Musik in kleinerem Kreis ungestört zu genießen und dem gesellschaftlichen Leben geistige Elemente einzufügen. Denn der Stil, der uns Deutschen am besten liegt, beruht in einer Gemütseinflüssen nicht verschlossenen Geistigkeit, die auch in den Hauskonzerten ihre Pflegestatt finden kann.

▽ ▽ ▽

## Der Weltkrieg. Zu unseren Bildern.

Der letzte Abendbericht des Großen Hauptquartiers, mit welchem die verflossene Woche abschloß, lautete: „An der West- und Ostfront keine besonderen Ereignisse."

Nähere Einzelheiten, die uns aus dem Westen berichtet werden, lassen erkennen, daß darunter nicht etwa ein Nachlassen der Kriegsarbeit diesseit oder jenseit verstanden werden darf. Als ein Atemholen ist dieser Zeitpunkt bezeichnet worden. Wenn der Soldat im Kampfe Atem holt, so sammelt er nur neue Kräfte. Daß ein jeder an seiner Stelle dies tut, dafür gibt es bis ins Innerste von Deutschland hinein wohl nicht eine Ausnahme.

Unsere Wachsamkeit ist nicht zu täuschen. Wir sind auf alles gefaßt, und man wird uns vorbereitet finden.

Die Engländer haben ihre vergeblichen Versuche, bei Ypern irgend etwas zu erreichen, wie aus den vorigen Berichten bereits klar hervorging, mit schweren Opfern büßen müssen. Auch der Name Neuchapelle ist wieder genannt worden. Dort ruhen die Erinnerungen an die mit so schweren Mitteln von ihnen ins Werk gesetzten, nun schon längst verjährten Durchbruchsversuche. Nicht um einen Schritt sind sie seitdem in zwei Jahren dort vorwärts gekommen.

Auch an anderen Punkten der Westfront, deren Namen im Rückblick auf unsere Kampftätigkeit nur Erfolge, im Rückblick auf die Bestrebungen der Angreifer nur Mißerfolge bedeuten, ist bei den Angreifern eine gewisse Rührigkeit zu spüren. Aber nicht ausschließlich an diesen Punkten, sondern an anderen, die bisher noch keine Rolle gespielt haben.

Wie die Brandung am Strande vor den schützenden Dünenwällen hier und da eine außerordentliche Unruhe zeigt, wenn in See ein Sturm sich vorbereitet, so scheinen diese tastenden Bewegungen an der starren Verteidigungsmauer unserer westlichen Stellung entlang anzuzeigen, daß im Hinterlande von Frankreich eine Lebendigkeit herrscht, die früher oder später neue Wogen gegen unsere Deiche heranwälzen könnte. Aber solche Sturmzeichen mit Sicherheit richtig zu deuten, ist auch der besten Wetterwarte auf längere Zeit voraus nicht möglich. Nur von Stunde zu Stunde, von Tag zu Tag, von Woche zu Woche kann man gewissenhaft die einzelnen Beobachtungen verzeichnen. Erst wenn der Sturm da ist, übersieht man seine Ursachen und Anfänge.

Mit aller sturmerprobten Seelenruhe sehen wir dem entgegen, was die Franzosen nun noch, nachdem ihre ganze Kriegskunst bisher erfolglos blieb, etwa versuchen wollen, um einen tückischen Stoß unter dem schützenden Schild gegen uns zu führen. Denn daß Frankreichs Armee allein in Betracht kommen kann, wenn unsere Feinde im Westen eine Entscheidung auf dem Schlachtfelde suchen wollen, dürfte in den feindlichen Lagern ebenso anerkannt werden, wie es von unserer Seite vermutet werden kann. Zu rechnen ist mit jeder Art gallischer Teufelei. Aber wie wir bis jetzt unseren Willen unseren Feinden aufgezwungen und seine Absichten im Endergebnis stets vereitelt haben, so besteht in unser aller Herzen auch kein Zweifel an dem endgültigen Ausgang eines jeden noch kommenden Ereignisses.

Und England mag sich in acht nehmen! Daß es im Landkriege das Feld behaupten könnte, daran glaubt es natürlich selbst nicht. Sein Gebiet ist die See.

Zur See tragen sich Ereignisse zu, die das Stichwort von der Schiffsraumnot Englands hervorgerufen haben. Ein Name nach dem andern von versenkten feindlichen Handelsdampfern wird bekannt. Man erfährt, daß ein einziges U-Boot in zwei Tagen 12 Fahrzeuge zu Grunde geschickt hat. Überall zeigt sich die Wirkung unserer U-Boot-Tätigkeit. Es ist durchaus nicht leicht zu nehmen, wenn infolgedessen in verflossener Woche die Postverbindung von Frankreich nach Südamerika unterbrochen wurde. Was an englischen und französischen Schiffen von Mitte Dezember bis Mitte Januar im Atlantischen Ozean als untergegangen zugestanden wurde, ist eine Summe von Fahrzeugen mit insgesamt über 55 000 Tonnen. Dazu gehört die bekannte „Georgic" von der „Weißen Stern-Linie".

Recht erfreulich war die Ankunft eines reich beladenen feindlichen Dampfers, der von unserer Marine in den Hafen von Swinemünde gebracht wurde.

Besonders hervorragend sind neben all diesen Erfolgen unserer Marine die Kreuzfahrten eines deutschen Kaperschiffes, das als eine zweite „Möwe" die offene See beunruhigt. Von allen Seiten kommen über die Opfer dieses unseres Schiffes Meldungen. Da werden von der französischen Flotte auf einmal drei Schiffe als versunken und eins als in Feindes Hand geraten vermißt. Da kommen ferner Entrüstungsschreie aus feindlichem Munde, der Deutsche zerstöre Tag für Tag 10 000 Tonnen der feindlichen Handelsflotte. Vom nördlichen Atlantischen Ozean ausgehend nach Süden zu wird seine Fahrt bezeichnet durch Dutzende erbeuteter Schiffe.

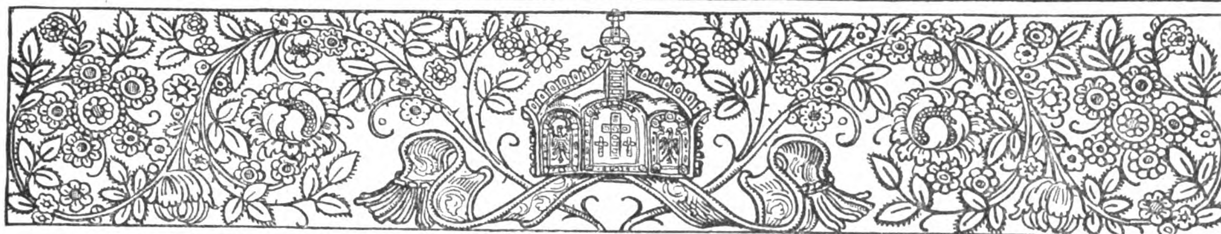
Nicht unerwähnt bleiben darf das verbrecherische Verhalten Englands. Unter wehender dänischer Flagge hervor feuerte ein englisches Schiff, das fälschlich den Namen eines wirklich vorhandenen, aber zur Zeit der Tat im Hafen Sunderland liegenden dänischen Schiffes „Kai" in großen Buchstaben trug.

Auf dem rumänischen Kriegschauplatz eilen die Ereignisse weiter vorwärts. Die neuen Erfolge entsprechen ebenso wie die bisherigen den Absichten unserer Kriegsleitung. Als letzte Meldung der verflossenen Woche traf die Nachricht ein, daß am 19. Januar mit Nanesti der ganze, von den Russen dort noch zäh verteidigte Brückenkopf in unsere Hand fiel. X.

Nummer 4.

# DIE·WOCHE
## Bilder vom Tage

Seite 115.



KAISER WILHELM
zum 27. Januar
Gemälde von Richard B. Adam

Deutscher Verlag G.m.b.H.
Berlin



B. J. G.

**Graf Clam-Martinitz und Graf Tisza in Berlin.**

**Von links:** Graf Tisza, Prinz zu Hohenlohe-Schillingsfürst, der österreichisch-ungarische Botschafter in Berlin, Graf Clam-Martinitz.



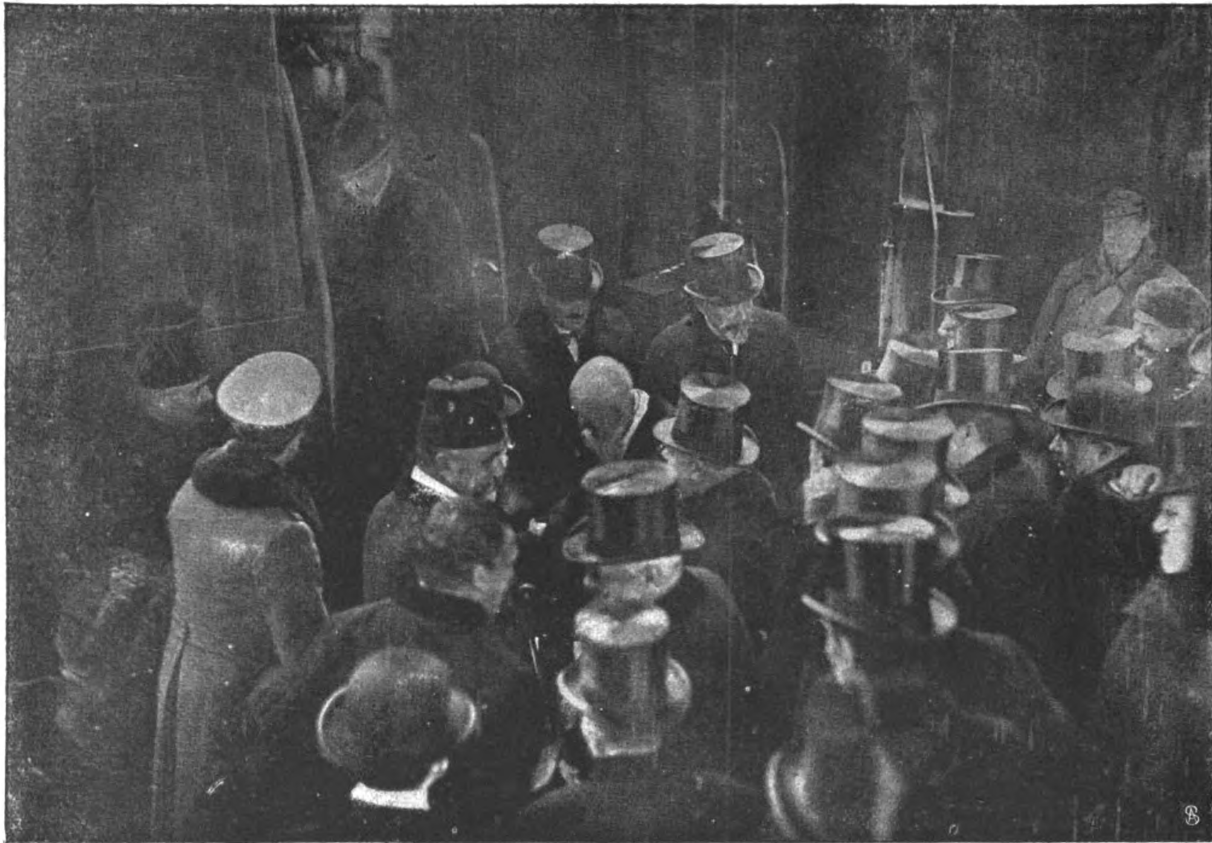
Phot. Leipziger Presse Büro.

**Vereidigung von Invaliden in Anwesenheit Kaiser Karls in der Invalidenschule in Budapest.**



Von links: Feldmarschall von Hindenburg, der Kaiser, General Ludendorff.

**Im Großen Hauptquartier im Januar 1917.**



Spezialaufnahme der „Woche".

**Ankunft der Parlamentarier auf dem Anhalter Bahnhof: Reichstagspräsident Kaempf begrüßt die Gäste.**




B. J. G.

Der Vizepräsident des ungar. Abgeordnetenhauses Elimer v. Simonsits (1), der Präsident der türk. Kammer Hadschi Adil-Bei (2), Oberbürgermeister Exzellenz Wermuth (3), der Präsident des österreichischen Abgeordnetenhauses Dr. Sylvester (4), der Präsident der bulgarischen Sobranje Dr. Watschew (5).

**Empfang im Berliner Rathause.**

## Die Parlamentspräsidenten der Vierbundmächte in Berlin.



v. Mikulowski-Pomorski
Vertreter des Kronmarschalls.

Erste feierliche Sitzung des polnischen Staatsrates im Palais Krasinski in Warschau.



Phot. M. Fuks.
Raclaw von Niemojewski,
Kronmarschall.


Phot. Herrmann.
**Major Ernst Bleibtreu.**


**Oberleutnant Egon Dinter.**


**Hauptmann Franz Siemann.**


Phot. Elite.
**Hauptmann v. Uebel**


Phot. Friedrich Wicke.
**Oberleutnant F. K. Mann.**


Phot. Barasch.
**Leutnant Richard Weinhold.**


**Leutnant Max Jena.**


Phot. A. Wertheim.
**Leutnant Willy Ehrenreich.**


**Oberleutnant Dall.**


**Leutnant Frhr. Otto v. Türckheim.**


**Leutnant Fritz Zwenger.**



**Hauptmann Kurt Born u. Leutnant Hans Born.**

**Leutnant Viktor Werner.**


Phot. Arnemann.
**Leutnant Hans Herm. Meinardus.**


Phot. O. Thiel.
**Leutnant Bodo v. Kalckreuth.**


**Vizewachtmeister Brathering.**


Phot. Gebr. Martin.
**Leutnant Frhr. Kurt. v. Crailsheim.**


**Sergeant Ernst Huber.**


**Oberfeuerw. E. Röhrmann.**


**Feldwebelt. Bernh. Piorreck.**


Phot. Bänder.
**Sergeant Paul Wurche.**


**Gefreiter Fritz Funke.**


Hofphot. W. Höffert.
**Vizefeldwebel O. Wohlfarth.**


**Unteroffizier Otto Irrgang.**


## Ritter des Eisernen Kreuzes I. Klasse.




Maschinengewehr in vorderster Stellung während eines Gasangriffs.



Phot. Spelling.

Posten in einer Sappe mit der neusten Gasmaske.





Phot. Bödecker.

Handgranaten im Gebrauch im Schützengraben.

Vom Krieg im Schützengraben.



Spezialaufnahme der „Woche“.

Berliner Winter: Stimmungsbild aus dem Treptower Park.

# Verdeutschungssucht.

Von Heinz Amelung.

Kürzlich machte jemand allen Ernstes den Vorschlag, aus unserm Leutnant einen Zuging zu machen, den Major Kampfung, den Oberst Fahninger, den Generalmajor Heerunger zu nennen. Das Regiment wünschte er in eine Fahnung umzutaufen, das sich statt aus Bataillonen und Kompagnien aus Kampfungen und Hauptungen zusammensetzen sollte. Mit solchen öffentlichen Anregungen, die den Spott geradezu herausfordern, bringt man alle ernsthaften Bestrebungen, die deutsche Sprache von den entbehrlichen Fremdwörtern zu reinigen, in Verruf; und statt zu nützen, tut man dem verdienstlichen Wirken besonnener, dazu berufener und befähigter Männer bloß Abbruch. Blinder Eifer schadet nur, auch in Sprachdingen. Man sollte es peinlich vermeiden, in die Entwicklung einer Angelegenheit, die nur mit größter Bedachtsamkeit und mit gesicherten Vorkenntnissen behandelt und betrieben werden darf, mit plumpen Fingern einzugreifen. Im Kampfe um die Reinheit der Sprache soll man sich wohl hüten, den Gegnern durch Übertreibung Waffen in die Hände zu liefern. Ein Übereifriger reißt mit einem Schlage mehr nieder, als zehn Verständige in mühseliger, zäher Arbeit aufzubauen vermögen. Die Lauge nicht unberechtigten Hohnes und Spottes, die sich auf ihn ergießt, wirkt zersetzend und tötend auch auf so manches Gute, was vor und neben ihm geschaffen wurde. Immer wieder und nicht eindringlich genug kann man den durchaus unerwünschten Verdeutschungssüchtigen nur den gesunden Grundsatz des Sprachvereins vorhalten und einprägen: Kein Fremdwort für das, was deutsch g u t ausgedrückt werden kann! Daß aber Zuging ein guter Ersatz für Leutnant sei, wird außer dem Erfinder kaum jemand glauben. Gewiß ist es bedauerlich, daß in unserm Heer so viele fremde Benennungen üblich sind; aber diese Erscheinung ist innerlich wohlbegründet, denn mit der ganzen Einrichtung des stehenden Heeres sind auch die militärischen Bezeichnungen fremden Ursprungs und von uns übernommen. Schon vor dem Kriege ist auf diesem Gebiete ein erfreulicher Wandel geschaffen worden, und daß in ruhigen Zeiten auf diesem Wege mählich fortgeschritten werden wird, daran dürfte niemand zweifeln, der die in tadellos reinem Deutsch abgefaßten täglichen Berichte unserer Obersten Heeresleitung liest. Den Zuging wird man freilich sicher nie einführen, ebensowenig den Gewehrer statt des Grenadiers.

„Ohne an der Schönheit und Fülle unserer Sprache selbst wahre Freude zu empfinden, strebt dieser ärgerliche Purismus, das Fremde, wo er seiner nur gewahren kann, feindlich zu verfolgen und zu tilgen." Es hat gewiß niemand gegeben, dem die Reinheit unserer Muttersprache inniger am Herzen lag, der mehr für sie getan hat und über jeden Verdacht der Fremdtümelei erhabener ist als Jacob Grimm, von dem der eben angeführte Satz stammt. Dieser Mann, „von Jugend an auf die Ehre unserer Sprache beflissen", ihr begeistertster Lobredner, ist scharf ins Gericht gegangen mit den Puristen, die alles Fremde bis auf die letzte Faser aus der deutschen Sprache gestoßen wissen wollten. Er macht darauf aufmerksam, daß schon zur Ausmittelung der seit allen Zeiten eingeführten undeutschen Wörter eine tiefe Forschung vorgehen müßte. Den meisten Deutschen wird es gar nicht in den Sinn kommen, daß Wörter, wie Natur, Kirche, Alter, Person, erst mit dem Christentum eingeführt sind, und daß andere, wie Preis, klar, fein usw., vermutlich erst im dreizehnten Jahrhundert durch die Minnesänger aus dem Französischen entlehnt wurden und zur Galanteriesprache gehörten. Solche Wörter empfindet kein Mensch mehr als Fremdkörper, und niemand wird verlangen, sie auszurotten, oder gar seine Zeit darauf verwenden, neue dafür zu ersinnen. Man sieht aber bereits aus diesem Beispiel, daß sich sogleich die Frage erhebt: wo soll man anfangen mit der Fremdwortbekämpfung?

Vieles, was im Laufe der Jahrhunderte an ausländischem Gut in den Schatz der heimischen Sprache eingedrungen ist, hat in ihrem Boden längst Wurzel gefaßt und neue Sprossen getrieben; es ist durch Ableitungen und Zusammensetzungen mit der deutschen Rede unlöslich verwachsen. Jacob Grimm weist auf die Namen aller aus der Fremde in das Land geführten Tiere und Gewächse (wie Rose und Veilchen) hin, für die es kein deutsches Wort gibt, sodann auf die seit tausend Jahren deutsch gewordenen Ausdrücke, wie Fenster, Kammer, Tempel, Pforte, Schule, Kaiser, Arzt. Auch Appetit und appetitlich werden wir nicht mehr missen können, weil ein genau passender Ersatz nicht vorhanden ist. Dies Beispiel zieht er heran, um zu zeigen, daß die Zusammensetzung mit der Endsilbe „lich" für fremde Hauptwörter häufig als Merkmal ihrer Zulässigkeit und Einbürgerung zu betrachten ist.

Leicht lassen sich viele fremde Wörter aufzählen, deren Sinn sich mit rein deutschen nicht völlig deckt. Nehmen wir etwa die Gegenüberstellung negativ—positiv; in ebenso knapper Form können wir sie im Deutschen nicht wiedergeben. Den vier „Fakultäten" müssen wir ihre alten Bezeichnungen lassen wie auch der „Universität". Für das eine Wort „Idee" stehen 32 deutsche Wörter zur Verfügung, und doch kann man in die Lage kommen, kein einziges von ihnen gebrauchen zu können, weil nicht eins ganz und gar den beabsichtigten Sinn wiedergibt. Wenn man von einem „Diplomaten" spricht, meint man nicht immer schlechtweg einen „Staatsmann". „Humanitäre" Bestrebungen sind nicht nur menschenfreundlich; es ist vielmehr auch noch der Begriff der „Besserung" des leiblichen und geistigen Loses der Mitmenschen damit verbunden. Unter einem „Universalgenie" verstehen wir einen Menschen, dessen Geist alle Gebiete umfaßt, aber auch auf ihnen schöpferisch tätig ist; „allumfassender Geist" sagt nicht genug. Für „naiv" fand Schiller keine Verdeutschung.

Es ist eben, wie schon Gottsched bemerkt, nicht möglich, sich in einer Sprache aller ausländischen Redensarten und Wörter zu enthalten. Der große Sprachmeister und -reiniger stellte als Leitsatz auf: „Wo man einheimische Wörter hat, da gehen diese allemal vor." Das ist genau dasselbe, was auch der Sprachverein heute verlangt, und womit sich jeder vorbehaltlos einverstanden erklären kann.

Die Aufnahme fremder Bestandteile hat nicht bloß bei der deutschen Sprache stattgehabt, sondern auch bei jeder andern. Und wie wir ausländisches Sprachgut uns angeeignet haben, so haben wir auch abgegeben. Im Innern unterliegt jede Sprache geistigen wie leiblichen Einflüssen — geistigen durch Poesie und Rede, leiblichen

durch Veränderung des Bodens und der Himmelsgegend —, und so wird sie auch von außen fortgesetzt bedrängt. Das Fremde aber, das einmal fest eingedrungen ist, wird von der Sprache schon aus Naturtrieb nach Möglichkeit mit den heimischen Elementen ausgeglichen; es wird gleichsam verdaut. Jacob Grimm beschreibt diesen Vorgang mit den (auch klanglich wundervollen) Worten: „Fällt von ungefähr ein fremdes Wort in den Brunnen einer Sprache, so wird es solange darin umgetrieben, bis es ihre Farbe annimmt und seiner fremden Art zum Trotze wie ein heimisches aussieht." Viele Ortsnamen legen Zeugnis davon ab, aber auch manche andere Wörter: Grimm nennt Abenteuer, Armbrust, Eichhorn, die ganz deutsch aussehen und sich anhören und doch mit den Vorstellungen Abend-teuer, Arm-Brust, Eiche-Horn nicht das geringste zu schaffen haben. „Es liegt nichts daran, was sie zu bedeuten scheinen; jeder weiß, was sie wirklich ausdrücken, und unsere Klänge werden nicht von ihnen getrübt."

Das gesunde Sprachgefühl sucht aber auch alles ihm Wesensfremde fernzuhalten oder doch wieder auszustoßen, und in Zeiten, in denen es, wie augenblicklich, besonders geschärft ist, wird es darin vornehmlich aufmerksam und tätig sein. Dann geht die Sprache gleichsam durch ein Bad, in dem vieles abgewaschen wird, was sich im Laufe von Jahrzehnten an ihrem Körper angesetzt hat. Strahlend, verjüngt, in köstlicher Reine und Ursprünglichkeit steht sie dann wieder vor uns. Bei der Säuberung jedoch heißt es mit Vorsicht und Bedacht zu Werke gehen. „Es läßt sich", sagt der auf Goethe nicht ohne Einfluß gebliebene Karl Ruckstuhl, „hier nicht so absondern und verwerfen, etwa wie der Metzger ein Stück Fleisch abschneidet und es den Hunden vorwirft." Diesen negativen, übertreibenden, lächerlichen Purismus, den Goethe mit Recht haßte, gilt es auch heute noch fernzuhalten; und auf nüchterne „Zionswächter der Sprachreinigkeit", die vom Geist und Werden unserer Muttersprache keine Ahnung haben, die nicht wissen, daß „die Worte bewußtlos erschaffen sein wollen wie Gottes Geschöpfe", werden wir nicht hören. Sorgen sie, „die sich gleich Fliegen an den Rand unserer Sprache setzen und mit dünnen Fühlhörnern sie betasten", doch schon durch die Tapsigkeit, mit der sie vorgehen, selbst dafür, daß ihr durch Können nicht unterstütztes Wollen ohne Erfolg bleibt. Es ist ja, wie Jacob Grimm aufzeigt, das gewöhnliche Schicksal der Puristen, daß sie nicht durchdringen, weil die Masse des gesunden und natürlichen Gefühls überwiegt; zumal aber wird sich jeder, „der einen richtigen Blick in die Natur der deutschen Sprache getan hat", gegen sie erklären. Den Schatz unserer Muttersprache allein mit dem Verstande bereichern zu wollen, kann nur ein Tor sich einfallen lassen. Unser ganzes Empfinden und alle Liebe, deren wir fähig sind, müssen wir in sie hineinlegen; denn nur durch die Liebe und immer wieder durch sie wird das tote Wort lebendig. Man kann nicht sagen: hier dieses Wort deckt diesen Begriff, und darum ist es gut. O nein! Wenn es nicht Leben und Wärme aus sich heraus hat, wird es starr und kalt bleiben, und keine Weisheit wird ihm einen lebendigen Odem einhauchen. Hier hat das Gefühl, das vom Herzen kommt, ausschlaggebende Macht; und stets muß es heißen: „Es hat der bloße Verstand noch nie einen großen Gedanken geboren."

# Soldatenheime an der Front!

**Wer draußen gewesen ist, der weiß, was für Reiz in diesen Worten liegt. Heime in Feindesland! — Und nicht nur einige wenige, nein, Hunderte und Hunderte! —** Aber immerhin längst nicht soviel, daß jedes Regiment sein Soldatenheim hätte. Viele Formationen sind noch ohne diese segensreiche Einrichtung, die ihnen so manches versöhnliche Moment in die unbarmherzige Härte des Krieges hineinzutragen vermag. Daß dieser Segen möglichst zu ihnen allen komme, dazu macht die Heimat in diesen Tagen besondere Anstrengungen. Die Opfertage für Soldaten- und Marineheime am 27. und 28. Januar sollen dem Ausschuß für Soldatenheime, der sie veranstaltet, die erforderlichen großen Mittel einbringen, die der weitere Ausbau dieser von ihm gepflegten Arbeit erfordert. Viele Kräfte haben sich in den Dienst der guten Sache gestellt, gilt es doch, all den teuern Kämpfern da



Speisesaal im deutschen Soldatenheim in Warschau.



Spiel- und Lesezimmer im Soldatenheim in Libau.

draußen einen sichtbaren Gruß tatkräftiger Liebe zu senden. Wir führen heute unsern Lesern eine Anzahl der bereits errichteten Soldatenheime im Bilde vor; aus der Mannigfaltigkeit des Materials ersieht man, daß dem deutschen Organisationstalent hier eine ebenso eigenartige wie dankbare Aufgabe zugefallen ist, in deren Lösung es sich jedoch außerordentlich glücklich gezeigt hat.

W. Müller.




Der „Stab" des Soldatenheims beim Oberbefehlshaber Ost.



**Julius Ritter von Henle,**
der neue Regierungspräsident von Unterfranken und Aschaffenburg.



**Oberst Frhr. Fritz-Carl von Wechmar,**
Führer der Vorhut des Kavalleriekorps von Schmettow in Rumänien.



Phot. Lette-Verein, Berlin.

**Frau Geh. Kommerzienrätin Antonie Dehne †**
Vorsitzende des Vaterländischen Frauenvereins Halle a. S.

Im Alter von 75 Jahren ist am 1. Januar zu Halle a. S. Frau Geheimrat Antonie Dehne gestorben, Witwe des Geh. Kom.-Rats Dehne. Frau Dehne stand im Mittelpunkte aller Wohlfahrtsbestrebungen, wie solche sich zumal im Vaterländischen Frauenverein verdichteten, mit dem ihr Name als langjährige Vorsitzende für immer untrennbar verknüpft ist. Dank ihrer Tatkraft, ihrer Herzensgüte und ihrem Wohlwollen konnte dieser Verein eine immer größere Kreise ziehende Tätigkeit entfalten.



Nach einer Zeichnung von v. d. Heuvel.

**Baron W. H. Taets van Amerongen van Wondenberg**

hat sich als Schatzmeister um die niederländische Ambulanz in Gleiwitz großes Verdienst erworben. Vom Augenblick an, daß diese Ambulanz ihre segensreiche Tätigkeit in Gleiwitz angefangen hat, bis 1. November 1916 war der Baron fortwährend auf seinem Posten und wurde wegen rastloser Sorge für das Personal sowie für die zahlreichen Verwundeten der Vater der Ambulanz genannt. Ein ehrenvoller Auftrag für sein Vaterland hat ihn jetzt gezwungen, Deutschland zu verlassen, aber er ist glücklich, daß die niederländische Ambulanz bis zum Ende des Krieges in Gleiwitz verbleiben wird

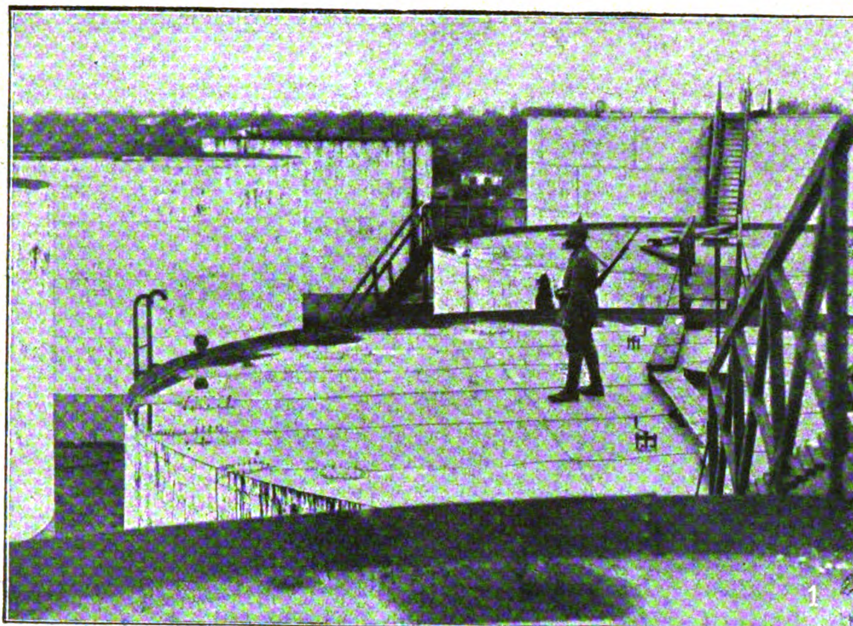
1. Die unversehrten Petroleumlager am Bukarester Bahnhof.

2. Abtransport von Petroleum aus den Raffinerien am Bahnhof.

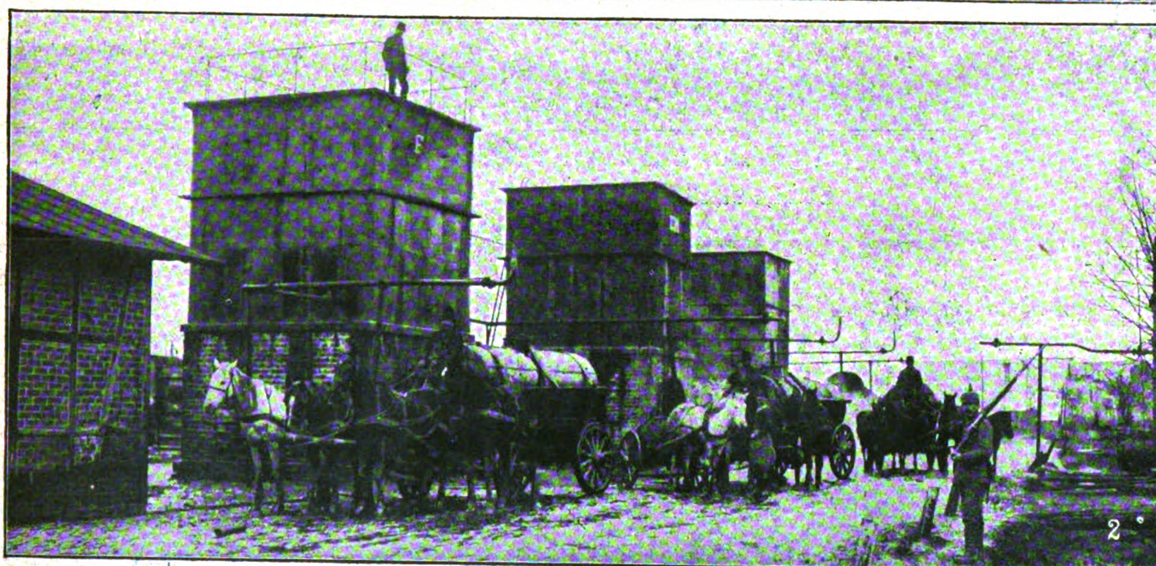
3. Abtransport wohlgefüllter Benzinwagen.

## Die Petroleumlager in Bukarest.

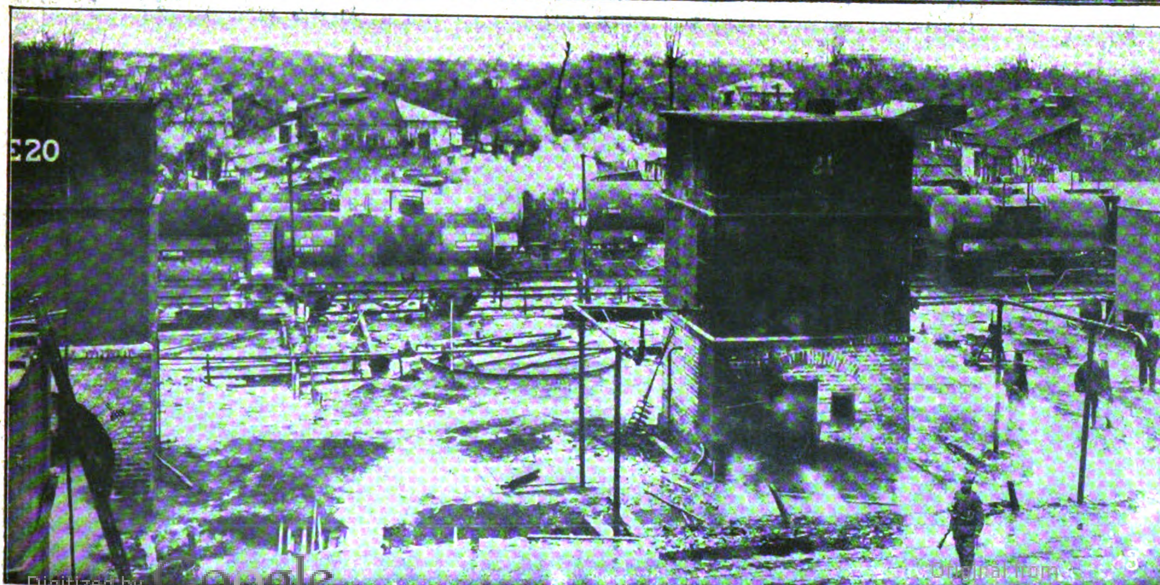
Mil.-Film u. Fotostelle.



1



2




3



1. Frl. Holland, Schulvorsteherin, 2. Frl. Arps, Lehrerin.

**Deutsche Schule in Peking während der Kriegzeit.**



Phot. Lucka.

**„Mackensenfeier" im Hilfslazarett Knabenschule Neufahrwasser, an der Frau Generalfeldmarschall von Mackensen (×) teilnahm.**

# Der Hof in Flandern.

Roman aus dem Völkerkriege.


20. Fortsetzung.

Von Georg Freiherr von Ompteda.



Die junge Frau Lätitia träumte wieder vom Rhein, wo sie sich in ihren Gedanken, die sonst nichts kannten außer Frankreich, die Heimat des Mannes dachte, den sie liebte, als würden sie später in Bonn leben, vielleicht unweit der Stelle, wo das gelbe alte Kloster lag. Unsinnlich ganz, gebändigt von ihm, aber auch von dem Grauen der Zerstörung, der ihr Vaterhaus anheimfiel, hatte sie diese entsetzliche Gegenwart vergessen. Und da draußen kein Schuß klang, war sie in ihren Gedanken bei ihrem Glück, das keiner ahnte, nicht ihre Verwandten, nicht seine Kameraden. Da fiel ihr Blick, sich senkend unter der Blendung der Sonne, auf ihren Vater. Und sie sah, sah etwas, das die schon von nahendem Glück Träumende nicht gleich faßte: Der alte Mann weinte. Sie mußte sich erst zurückfinden in diese Welt der Zerstörung. Aber wie sie wahr gesagt, sie sei im Grunde eine petite bourgeoise, zu stillem Glück, nicht aber für Paris geschaffen, so zuckten jetzt ihre Augen. Mußte nur so etwas sein auf der Welt? Träumte sie nur? Und warum ließ er nicht los, dieser grausige Traum? Claire war ja schon halb nicht mehr auf dieser Erde. Lätitia aber hatte ein junges, weiches Herz, wenn es auch in ihrer französischen Welt nie einer zu finden gewußt, und daß der alte Mann weinte, griff ihr so an die Seele, daß sie mit einem Mal zu Boden fiel in diesem kleinen, verstaubten, armseligen Häuschen, das die Granaten sorgfältig verschont hatten. Sie schlang die Arme um ihren Vater und sagte mit einer Stimme, heiser vor Tränen: „Papa, mon cher papa!"

## XIV.

Der Divisionstab mußte fort aus dem Hof in Flandern, denn am Abend zur gleichen Stunde schmetterten wieder Granaten, und nicht allein leichtere Kaliber, nein, auch ein paar 15er waren dabei. Schrapnells zerfetzten die Aeste, verwüsteten die Büsche, sogar die Fernsprechleitung riß ab. Am nächsten Morgen ritt Generalleutnant Greger mit Major Rennhöfer fort, um La Grenouillère zu besehen. Die alten Ulmen waren derart zersplittert über den Weg gestürzt, daß sie ausbiegen mußten auf die Wiesenfläche im Park. Dort lag Trichter an Trichter, und nun schien es gewiß, daß der Gegner planmäßig nach der Karte die einzelnen Ortschaften und Höfe belegte, um Stäbe und Leute daraus zu vertreiben. Auf der Straße nach La Grenouillère nahmen die Granatspuren mehr und mehr ab. Dies Gelände weiter rückwärts kam mählich aus der Reichweite der Feldgeschütze. Der General befahl seinem Adjutanten, sämtliche Franzosen in Ralinghien auf das aufmerksam zu machen, was ihnen vielleicht bevorstünde, und die nötigen Ausweise auszustellen, um den Hof zu verlassen. Wer etwa doch bliebe, täte es auf eigne Gefahr. Spionagemöglichkeit lag ja nicht vor, und Platz war nun um so mehr, als jetzt in den geräumigen Kellern nur noch der Gefechtstand der Division blieb.

Die ewigen schiefgewehten, vierfachen Ulmenalleen der Gegend führten zum Schloß, dessen Anlage weit großartiger schien, mit ausgedehnten Wiesenflächen, als der Hof des Herrn de Battaignies. Kalksteinfiguren standen in den jetzt schwarzkahlen Laubnischen der Hecken. In einem Riesenwasserbecken, steingefaßt, spiegelte sich das Schloß, englischem Cottagestil genähert, mit seinen weiß gefügten, roten Ziegeln. Rundum lief ein Wassergraben, von dem Kanäle ausstrahlten, um sich in der Ferne in den Durchblicken zu verlieren. Zum Eingang führte über das dunkle Gewässer eine Brücke, mit allerlei bewegten Gestalten verziert, zu geometrischen Anlagen, Teppichbeeten, Laubgängen, Terrassen und Gartenspielereien. Und der General, der während des Bewegungskrieges in keinem Bett geschlafen, der unbeirrt durch schweres Feuer ging, aber doch Sinn auch für das Ausbreiten in großem Hause und die Annehmlichkeiten des Lebens hatte, sagte erfreut: „Ah, das läßt sich sehen!"

Im Innern herrschte wilde Emporkömmlingspracht. Man hatte sich nicht genug tun können an Schmuck und Stuck, an Bildern in schweren Rahmen, wertvoller als die Leinwand, die sie umspannten. Neben guten Stücken, wie sie entweder der Zufall oder beratender Freundesgeschmack hergeführt, machte sich grausigster Kitsch breit, furchtbarste Dutzendware, Jahrmarktströdel. Eine Bronze von Rodin hatte für den Besitzer offenbar den gleichen Wert wie eine tausendmal abgegossene, verwaschene, süßliche Badende, deren Schwimmanzug den Anstand wahren sollte, während er in Wirklichkeit die Gestalt unterhalb der Kunst rückte. Ein paar Zimmer standen leer; die Möbel waren vielleicht in der Not des Krieges verschleppt, um leere Quartiere bewohnbar zu machen. Ein Bursche, eben beim Stiefelreinigen, nannte die Munitionskolonne, die hier lag. Auf den Stimmenlärm öffnete sich eine Tür, ein weißer Kopf sah heraus: „Ah Verzeihung, Exzellenz!"

Er zog die Halsbinde zurecht und schloß die Knöpfe

seines Waffenrockes. Der Kolonnenführer entpuppte sich als Oberhofcharge, die sich, seit langen Jahren außer Dienst, bei der Mobilmachung zur Verfügung gestellt hatte. Er schien wenig davon erbaut, fortzumüssen. Der alte Herr — im Zivilverhältnis auch Exzellenz — war ziemlich brummig, doch die vornehme Liebenswürdigkeit des Divisionskommandeurs gewann ihn: „Wir können sehr dankbar sein, daß gerade Sie hier waren. Denn ich sehe, es ist alles gut gehalten."

„Na, Exzellenz, das ist eigentlich selbstverständlich, wenn man wie ich eine Anzahl Schlösser selber zu verwalten hat. Hier ist übrigens ein fürchterlicher Geschmack. Da sind wir bei uns freilich andere Sachen gewöhnt. Gott, nicht wahr, Exzellenz, die alte Kultur eines Herrscherhauses! Diese Leute müßten erst mal ein paar Generationen Geld gehabt haben!"

Dann ging er herum, erläuterte die Stile und bewies, wie die Meister, die sich zufällig hervorirrt hatten, sich schämen müßten in gewisser Gesellschaft. Im Speisesaal klopfte er an gewaltige Marmorsäulen. Sie klangen hohl: „Gips, Stuck, Schwindel wie fünf Sechstel in diesem ganzen verfluchten Lande! Und das will den ‚Fortschritt durch die Welt tragen', den ‚Geschmackstempel den Völkern aufdrücken', an der ‚Spitze der Zivilisation marschieren'. Lachhaft!"

Der Divisionskommandeur verabschiedete sich: „Es tut mir leid, aber das sind die Notwendigkeiten des Krieges. Wir sind ein großer Stab, müssen ruhig arbeiten können! Nicht wahr, Exzellenz?"

Der Oberzeremonienmeister nahm militärische Haltung an: „Bitte, Exzellenz, ich bin hier Rittmeister."

„Na, Sie werden wohl bald die geflochtenen Achselstücke bekommen."

Doch der alte Rittmeister z. D. antwortete: „Darauf gehe ich nicht aus. Jeder muß seine Pflicht fürs Vaterland tun. Und für meine Munitionskolonne auch noch Major werden? Nee!"

Die Herren ritten davon. Dann wurden Drähte gespannt, und das Château de la Grenouillère erwachte zu neuem Leben. Seine Exzellenz, der Herr Ritt- und Oberzeremonienmeister, wanderte mit seinen braven Leuten aus. Die Ordonnanzen, die Burschen kehrten, fegten. Major Rennhöfer verteilte in seiner weiteren Eigenschaft, neben dem Großindustriellen als Hoteldirektor, die Betten auf die Zimmer. Wie jeder Museumsdirektor, wenn er in seine Stellung kommt, alsbald ans Umhängen der Bilder geht, die seine Vorgänger umgehängt haben und seine Nachfolger wieder umhängen werden, so ließ er nur Falguière, Puvis de Chavannes oder Rochegrosse an ihrem Platz. Die geringeren Götter verbannte er wie in einem Museum in verschlossene Kellerräume.

Als die Einrichtung von La Grenouillère beendet war, machte ein ausgiebiger Abendsegen den Abschied leicht. In einer Feuerpause zog man um. Die Pferde, die Autos waren schon fort, der Kriegsgerichtsrat, der Generaloberarzt mit allem, was ihnen anhing, hatten am Tage vorher das Feld geräumt. Der Generalleutnant stellte Herrn de Battaignies noch einmal vor, es würde besser sein, sie gingen, doch der kleine Patriot verbeugte sich in seiner höflichen Weise: „Exzellenz, angesichts des Unglücks meines Vaterlandes hänge ich nicht am Leben. Ich bin auf diesem Boden geboren, ich habe hier sterben wollen. Ob dies bei meinem Alter nun früher oder später geschieht, daran ist nichts verloren. Wenn Sie die Güte haben wollen, da Sie Herr sind durch das Gesetz des Krieges, mich hier zu lassen, so würde ich das mit Dankbarkeit anerkennen."

„Aber die Damen?"

Madame de Beaucourt deutete auf ihre Schwester und sagte deutsch: „Wo sollten wir hin? Unser Platz ist an der Seite unseres Vaters."

Am anderen Morgen wurden die Mädchen abgeschoben. Jeanne sagte zu Madame de Beaucourt: Wenn sie Derartiges geahnt hätte, würde sie schon in Paris gekündigt haben. Die junge Frau schwieg. Daß Henriette Germallevoit, geborene Avoine, zu ihrer Schwägerin zog, schien begreiflich. Gekocht hatte sie doch nicht mehr. Auch die drei Mägde wurden verabschiedet. Eine einzige blieb: Nicolette, das kleine Ding, übrigens ganz im stillen Unteroffizier Rosenthal, weiland Rayonchef, zugetan, der als Telephonist hier blieb und so seine Sehnsucht nach Kampf und Feuer einigermaßen erfüllt sah. Das Küchenmädchen kam zu ungeahnten Ehren. Herr de Battaignies hielt ihr eine kleine Rede, und wenn sie auch nicht gerade wieder die Marseillaise anstimmte, denn dies wäre jetzt zu gefährlich gewesen, so antwortete sie doch, sie würde ausharren mit ihrer Herrschaft, und „wenn in den Lüften Granaten platzten", und wenn „schwere Schrapnells auch den letzten Stein vom alten Hofe schlügen", bis die Boches vertrieben wären, diese Boches, die ihr Ekel einflößten, sie nur zu sehen. Als ihr aber Claire vorschlug, mit bei ihnen zu schlafen, wurde sie unruhig und erklärte, das schicke sich nicht für eine Dienerin, sie wolle drüben bleiben. Claire fand es bedenklich, daß sie dann mit den Deutschen ganz allein sei, aber da flammte die tapfere Kleine auf in schönem Patriotismus und hob die Hand: „Es solle nur mal einer kommen." Und Claire, die jetzt immer einherging wie lauschend, ob nicht die Ihren endlich anrückten, drückte dem treuen Mädchen einen Weihekuß auf die Stirn.

Die Franzosen kamen nicht; die Engländer kamen nicht. Sie schickten nur ihre Grüße herüber, die den Park zerfetzten. Sie hatten nun auch den Neubau in Trümmer gelegt, die Scheune eingeebnet. Das Glashaus lag am Boden mit verbogenen Eisenteilen. Eine der herrlichen Ulmen nach der anderen ging dahin.

Sie sanken übereinander wie Soldaten in schwerem Feuer. Herr de Battaignies und seine Töchter aber saßen unter dem Trümmerhaufen, denn anderes war der Hof in Flandern nicht mehr, der sie deckte, und begriffen nun, was Major Rennhöfer gesagt: Je mehr Schutt darüberläge, desto sicherer wäre es darunter.

Darüber gingen die Tage hin. Und nun kam der Frühling wirklich in das französisch-flandrische Land. In den kahlen Gräben begann es zu sprossen, vom Lehm verschüttete Pflänzlein streckten ängstlich den Kopf heraus. Auf den Gräbern verloren Buchs, Thuyen, Lebensbäume mählich ihre häßlich tote Winterfarbe. Frühlingstürme brausten über das schweigende Feld, Hagel peitschte nieder. Dann wurde es an Tagen so warm, daß die Feldgrauen in den Gräben ihre Wolljacken auszogen und man bald keinen Mantel mehr sah. Nur beim Regen schritten welche hin in den durchsichtigen gelben, grünlichen Regenhäuten, unter denen man wie unter gläserner Glocke den Körper abgezeichnet sah. Abteilungen, die hinausmarschierten, Ablösungen, Reserven wurden bisweilen vom Wolkenbruch überrascht, dann klappten sie die grauen Rockkragen hoch, wer eine Zeltbahn hatte, hing sie um. In den Gräben stieg das Wasser höher. In Ableitungskanälen, die der eiserne Fleiß deutscher Soldaten den Winter über ausgeworfen, strömten die Wasser ab. Ja, Arbeit gab es überall. Auf den Straßen wurden die Granattrichter ausgefüllt. Die Fernsprechleitungen sicherte man in der Erde. In den Reservestellungen schlief man am Tage zu nächtlichem Leben, denn dann gingen die Essenholer vor, die Wasserbringer, die Munitionschlepper. Drahthindernisse wurden vorgetragen, zerschossene Stellungen neu ausgebaut. Hinten in den Ruhestellungen benutzte man die karge Zeit der Rast, um Bataillonschule zu üben, zerrissene Uniformen zu flicken, Knöpfe anzunähen, die Stiefel zu besohlen. In Bobines und wie die Ortschaften hießen hinter dem eisernen Gürtel der Front, vor Feldgeschützen sicher, den schweren Kalibern halb entzogen, sammelten sie nachts neue Kräfte. Im Bett genossen sie das längst entwöhnte Glück, sich einmal der Kleider zu entledigen, von den Stiefeln entlastet zu sein. Und immer jetzt schien der Durchbruchsversuch dunkel zu drohen. Das Artilleriefeuer ging unerbittlich weiter reihum. Man wußte beinahe, wenn man daran kam.

Ganze Tage gab es jetzt, wo der alte Hof in Flandern Schonzeit genoß, dann aber, wenn die Stunde gekommen schien, spritzten wieder die Schrapnells, rasselten, krachten, schmetterten, donnerten von neuem die Granaten. Über den Kellern hatten sich immer höhere Schutthaufen gehäuft. Kaum mehr menschlicher Wohnung glich die Ferme, nur noch die Brandmauer stand, und Christus schritt noch auf den Fluten. Täglich wurde das Wunder neu: nur der Rahmen bekam ein paar Splitter, die Gestalt des Heilands aber blieb unverletzt. Der Raum zwischen Sandsackmauern und Kellerluken war jetzt mit Schutt gefüllt, so daß kein Licht mehr einfallen konnte. Kerzen, Lampen mußten brennen. Von den Deutschen gestellt. Von ihnen auch bekam die Familie, die dort unten hauste, Vorräte. Mit dem Geringsten begnügten sich diese Leute, die gewiß einst guten französischen Tisch geführt. In Claires fleischlosem Antlitz, daraus die Nase jetzt scharf hervortrat, standen große Augen, in einem Feuer leuchtend, jenseit dieser Welt. Der alte Patriot hatte sich den Bart wachsen lassen, daß die Fliege mit den struppigen weißen Borsten zusammenging. Der Pelz, den er trotz wärmerer Tage nicht mehr ließ, hatte sich in ewig gleichen Flecken dem Rot der zerschmetterten Ziegel, dem Grau des Kalkstaubes angepaßt. Herr de Battaignies duldete fast in beginnender Verwirrung nicht, daß er gebürstet wurde, obwohl Major

Rennhöfer ihm einen der Leute zugeteilt hatte, der das Essen brachte und den Keller reinigen sollte. Der Mann tat es gern, bekam er doch so reichlich bezahlt, daß auch die anderen sich dazu drängten.

Wenn der Hof nicht unter Feuer lag, ging Herr de Battaignies mit seinen Töchtern im Park spazieren. Oft saßen sie stundenlang in dem Aussichtstempel, brüteten über ihr Schicksal, sprachen kaum ein Wort. Sie blickten nach Westen. Claire inbrünstig in dem Gedanken, die Erlöser würden kommen. Der alte Patriot hatte solche Träume längst begraben. Einmal sagte er zu Major Rennhöfer, er habe keine Hoffnung mehr, die Deutschen wären zu stark, zu gewaltig an Zahl. Als dann der Major ihm auseinandersetzte, die Alliierten hätten ja gerade auf ihre Übermacht gepocht, auf Rußlands unendliche Menschenzahl, Englands unerschöpfliche Hilfsmittel, weswegen Frankreich sich doch mit ihnen vereinigt, so schüttelte er den Kopf: gewiß, aber es fehle das System. Die Regierung sei schuld. Bei einem Volke, das Gott abgesetzt, könne der Sieg nicht sein. Dabei schlug er das Kreuz: „In hoc signo vinces!"

Doch die Stimmungen wechselten. War es stiller an der Front, so glühten matter Claires Augen, wurde der engere Abschnitt stärker belegt, dann schien ihre Hoffnung zu steigen: Ihnen war das Krachen über ihren Köpfen nichts als die Musik der kommenden Erlösung. Herrn de Battaignies störten die Granaten nicht. Wenn des Gegners Streufeuer wieder einmal den alten Hof streifte, so schritt er wie ein Engel durchs Gefild; die Granaten taten ihm nichts. Rennhöfer erzählte es eines Tages Major von Esserte, als er ihm die Mitteilung auf den Gefechtstand gebracht, der Generalleutnant würde gleich kommen: „Weißt du, Esserte, was ich glaube? Ich glaube wirklich, der alte Patriot ist nicht mehr ganz heil. Ich habe ihn gewarnt, im Granatfeuer so harmlos spazierenzugehen. Da behauptete er: Granaten könnten ihm nichts anhaben, sie rasierten nur seine alten Bäume. Da müßten ihn denn doch Schrapnells ebensowenig berühren. Aber nein, sobald sich nur ein paar Wölkchen zeigten, blickt er mißtrauisch zum Himmel. Und wenn sie so hoch sind, daß sie nichts tun können, geht er trotzdem in den Keller. Er sagt: „Schrapnells mag ich nicht."

Major von Esserte ließ es sich ruhig erzählen. Er wußte es genau, sprach er doch täglich mit Lätitia. Manchmal begrüßten sie sich nur von weitem, wenn sie mit Vater und Schwester ging. Bisweilen aber trafen sie sich im Gang des Kellers, wechselten aber auch dort nur ein paar Worte.

Major von Esserte hatte über alledem Oberleutnant von Bißwang noch nicht besuchen können. Der Kürassier war noch immer im Lazarett. Der Chefarzt hatte ihn nicht zurückgeschickt, da seine Heilung in der Tat erstaunliche Fortschritte machte. Die Wunde war vernarbt, nur blieb eine so starke Behinderung in der Bewegungsfähigkeit des Armes, daß er allein keinen Rock anziehen konnte, ja nicht einmal mit der rechten Hand zu schreiben vermochte. Bisher hatte es der Kürassier nicht glauben wollen, daß er zurück müßte, und es war komisch gewesen, zu sehen, welch verzweifelte Mühe er sich gab, mit dem Arm, der nicht gehorchte, Übungen anzustellen. Zur blonden Schwester sagte er: „Durch das verfluchte Sperrfeuer haben sie offenbar die Leitung im Annäherungsgraben durchschossen. Nun kommen die Befehle nicht vor. Der Kommandierende strengt sich an, den Fingern mitzuteilen, daß sie sich krümmen sollen. Aber die stecken vorn in ihrem Unterstand und hören nichts. Nun habe ich den verfluchten Krempel satt. Ich sehe 's ein, ich bin ein eigensinniger Hornochse, ich hätte längst nach Haus gemußt. Denken Sie, Schwester, daß ich jetzt eine wahnsinnige Sehnsucht habe, heimzukommen? Wenn man nichts nützen kann? Und hier bei euch im Lazarett ist eben nischt los. Hier sollte mal wenigstens 'ne Fliegerbombe reinfliegen."

Sie legte die kleinen Arbeitsfinger, verdorben von all dem Waschen, Putzen und Pflegen, an die rosa Öhrchen: „Aber Herr von Bißwang, sagen Sie doch nicht solche Sachen."

Da war denn, gerade an dem frühen Morgen, als nun endlich Major von Esserte kam, die Abreise festgesetzt, und er traf General von Flurschütz, der es sich nicht hatte nehmen lassen, seinen lieben Bißwang selbst nach Lille zum Bahnhof zu fahren. Der Generalstabsoffizier konnte, während der Brigadekommandeur selbst darüber wachte, daß Bißwangs Sachen auf den Kraftwagen geladen wurden, den Kürassier noch einen Augenblick sprechen, und er, der in seines Herzens Verschlossenheit nie getan hatte, als wüßte er von seiner Schwester Beziehungen zu Harry Bißwang, sagte, als sei das ganz selbstverständlich: „Und grüßen Sie Stine. Sagen Sie ihr, nach dem Kriege solle sie sich ja nicht ihr Glück verkümmern lassen. Sie wissen, mein Vater ist alt. Er sitzt allein in Esserte und will Stine nicht hergeben. Aber zu jedem kommt das Glück nur einmal, und wenn sie jetzt etwa wartet, dann sind ihre besten Jahre vertan. Halten Sie zusammen, Sie beide. Eins lehrt einen dieser Krieg, in dem alles ganz anders geworden ist, daß man weichliche Rücksichten nicht mehr kennt. Das wollte ich Ihnen nur schnell noch sagen, Bißwang. Und dann", er sah ihn lächelnd an: „geben Sie meiner Schwester einen Kuß von mir. Auch ich hätte manches erlebt, das einem einen Stoß gibt. Jetzt wollen wir runtergehen, der General wartet!"

Die beiden drückten sich fest die Hand, dann gingen sie hinab, der Kürassier den Arm in der Binde.

Unten flüsterte die Schwester ihm zu, ehe er einstieg: „Ich lasse sie herzlich grüßen."

Denn er hatte nicht mehr heimlich geschrieben, sondern die blonde Schwester ihm die Briefe besorgt. Bißwang winkte noch mit der gesunden Hand. Major von Esserte grüßte mit der Dienstlichkeit, die immer in ihm war, die golddurchflochtenen Achselstücke des Generals. Sie fuhren langsam wegen der Stöße des Wagens den gleichen Weg, den einst die Schwestern Battaignies nach Lille zurückgelegt hatten. General von Flurschütz erzählte von draußen, und dem Kürassier wurde trotz allem das Herz schwer. Er ließ Hauptmann Hasenclever grüßen. Der General vertraute ihm an, mit seinem Nachfolger, einem Ulan, könne er keine rechte Fühlung gewinnen: „Er sagt zu allem zu Befehl, zu Befehl, zu Befehl! Den Deubel ooch, wenn er nur einmal was rauskolkte, das ans Kriegsgericht streift, wie das bei einem Ordonnanzoffizier war, den ich mal in diesem Kriege gehabt habe. Mal! Mal! Na, ich wollte, es ginge nun mal wieder los!"

„Man sprach im Lazarett davon, Herr General!" antwortete Bißwang.

General von Flurschütz lehnte sich an das Ohr des Kürassiers und erzählte ihm seine Gedanken, leise, denn die beiden vorn: Fahrer und Ordonnanz, brauchten es nicht zu hören, war es doch nicht gerade das, was sie beim Korps, noch jenes, was sie bei der Division dachten. Als nun der Oberleutnant, der nichts wußte als Lazarett- und Etappengerüchte, lebhaft widersprach, leuchteten die Flurschütz-Augen, und bald redeten die beiden so scharf und so laut, daß die Leute vorn doch jedes Wort verstehen konnten. Aber als in der Aufregung bei einer Kurve der kleine General dem Kürassier auf die verletzte Schulter fiel und der trotz allen Verbeißens das wildentstellte Gesicht verzog, war die Freundschaft wiederhergestellt. Der General winkte vom Bahnsteig noch lange dem Davonfahrenden nach.

Dem Kürassier war es, als verließe er seine Heimat: die Armee, das Feld. Trotz der Freude des Wiedersehens mit jener, die seine Frau werden sollte, fühlte er sich bitter gestimmt, daß er verwundet sein mußte und nicht draußen sein konnte, wo die deutschen Männer vor dem Feinde standen. Als die hohe Glashalle des Liller Nordbahnhofs, in die es hineinregnete durch das von Bombenwurf und Splittern zerstörte Glasdach, hinter ihm verschwand, machte er wütende Versuche, die Rechte grüßend in die Höhe zu bringen. Es mußte doch gehen! War nicht der Wille alles auf dieser Welt? Er war immer mit dem Kopf durch die Wand gegangen, er, ein Kerl, einer, dem die Nervenbündel, die Ästheten der Friedenzeit, die intellektuellen Jammerknirpse ein Greuel gewesen waren. Und er wollte den Arm mit dem Willen zwingen; es ging nicht. So warf er sich auf das Polster des belgischen Wagens, und die rückschnellenden Federn warfen ihn zur Seite, daß er anstieß mit dem Arm, diesem hilflosen, verfluchten Arm. Er saß in der Ecke, und allmählich wandelte sich die Gestalt seines kleinen Generals wie bei Laternenbildern, die harten Züge verschwammen. Stine Esserte stand vor seinen Sinnen. Er malte sich aus, wie sie ihn empfangen würde in Köln auf dem Bahnsteig, denn dorthin hatte er sie bestellt. Im Lazarett hatte er hundertmal die Züge überlegt, und nun bangte er, sie könnte etwa durch irgendeinen unglücklichen Zufall seinen Brief nicht erhalten haben. Sie kam herüber von Hannover — ihnen ganz selbstverständlich, während ihr Vater, hätte er es gewußt, noch viel weniger seinen Segen dazu gegeben haben würde als jetzt, wo er ihn nur zurückhielt, der wortkarge, gefühllose Selbstsüchtler, weil er die Tochter zur Gesellschaft brauchte. Als sie als Schwester nach Hannover gegangen war, hatte er das als eine Fahnenflucht angesehen. Auch daß in diesen schweren Kriegzeiten jeder dem Vaterlande dienen müsse, verfing bei ihm nicht, denn ihn, eingesponnen seit zwanzig Jahren in Esserte, interessierte die Armee, nun gar die preußische, längst nicht mehr.

Herr von Bißwang schloß die Augen. Er wollte erst wieder hinausblicken, wenn das ganze Operations- und Etappengebiet vorbei wäre. Und doch, allein noch auf den Krieg eingestellt, blinzelte er bei jedem Landsturmmann, der an einer Brücke stand. Als sie durch Bahnhöfe fuhren mit deutschen Beamten, deutschen Aufschriften, lehnte seine Stirn an das Fenster. Als lachende Dörfer, friedliche Städte vorüberzogen, störte ihn förmlich all die Beschaulichkeit, und er freute sich über einen verlassenen Schützengraben oder doch einmal einen Giebel zu sehen, in den eine Granate ein Fenster gebrochen hatte. Es war ihm zu still, denn auch im Lazarett hörte man doch wenigstens fernes Rollen oder das Krachen der Abwehrkanonen, das Platzen der Schrapnells droben am Himmel. Hier klang nur das Rattern der Räder auf den Schienenstößen. Die gleichmäßige Musik schläferte ihn ein. Als er aufwachte, weil der verfluchte Arm ihm wieder weh getan, wußte er im ersten Augenblick nicht, wo er sich befand. Er stieß an irgend jemand. Einer bat um Entschuldigung. Das ganze Abteil war voll. Ihm gegenüber saß ein Oberleutnant mit dem Eisernen Kreuz 1. Klasse. In seinem grauen Gesicht, verwittert und verwettert, wuchs ein schütterer wilder Bart. Der Waffenrock war abgetragen, die Vorstöße abgeschabt, in der Hose ein geflicktes Loch, die Gamaschen zerknickt, die breiten, dicken, ursprünglich gelben Stiefel schwarzbraun vom Lederfett. Er trug ein Seitengewehr mit dem Offiziersportepee und blickte immer zum Fenster hinaus.

Als sie beim Beinwechseln sich noch einmal unversehens anstießen, blickte er den Kürassier mit seinen hellen Augen an: „Pardon, ach so, das darf man ja nicht heutigentags mehr sagen. Also entschuldigen Sie."

Dann begann er ein Gespräch.

„Man verbauert ganz da draußen. Sehen Sie nur mal die schönen Häuser da. Und die Bäume? Fängt ja wahrhaftig an grün zu werden. Da die Büsche, man weiß gar nicht mehr, was es ist. Flieder, nee, oder Holunder? Wie einem die Farben wohl tun. Sie sind verwundet? Geht's denn besser?"

„Danke sehr, nur der Arm ist noch nicht ganz in Ordnung!"

„Ich liege nun seit fünf Monaten im Graben. Nichts gesehen als grau, Dreck, Wasser, Regen, Nebel. Nein, dies Grün, wie einem das wohl tut! Da die Damen, sind die angezogen! Das schöne Haar. Wenn man immer bloß die geschorenen Köppe sieht. Und mal was Weibliches!"

Er begeisterte sich, der Menschheit gleichsam entwöhnt, für eine etwas runde Dame in weißem Haar. Im nächsten Augenblick freute ihn der brennend rote Schlips eines übeln belgischen Bengels. So menschen- und farbenverdurstet war er geworden in seinem Graben, daß ihm die einfachsten Dinge auffielen wie einem Kind, das noch nie gereist ist. Auch ein paar der anderen Herren nahmen an der Unterhaltung teil. Ein alter Hauptmann der Landwehr, mehr Professor als Soldat. Ein Leutnant, der wie Bißwang aus einem Lazarett in die Heimat entlassen war; nicht verwundet, aber von einem Nervenchock niedergeworfen. Er hatte bei Trommelfeuer in mehrfach verschüttetem Unterstand gelegen; sein Zug war durch eine Mine bis auf wenige Mann in die Luft geflogen; er hatte mehrmals mitangegriffen; er war erschöpft. Ein Stabsarzt, der, wie nun allmählich herauskam, auf den östlichen Kriegschauplatz ging, erzählte es den anderen. Der Zug war gedrängt voll, und als man in Brüssel den Wagen wechseln mußte, war im neuen Abteil wieder jeder Platz besetzt. Ein Kapitänleutnant saß Oberleutnant von Bißwang gegenüber, glattrasiert, groß, blond, tadellos in seiner dunklen Uniform, mit Fliegerabzeichen und allerlei bunten Bändern — Zeppelinführer, wie man aus der Unterhaltung entnahm, die er mit einem Oberstleutnant führte, einem uralten Herrn irgendwo von der Etappe oder der Verwaltung Belgiens. Wer sollte es wissen? Denn in diesem Zuge war alles vereint. Da saßen im Speisewagen Gardeoffiziere an einem Tisch für sich; ein General mit seinem Stabe, der, wie man munkelte, irgendwo einen Gouverneurposten antrat; ein Kriegsberichterstatter, der einzige Zivilist unter all den Soldaten. Ein Johanniter- und ein Malteserritter in treuer Kameradschaft geleiteten ein paar Schwestern. Junge Offiziere aller Waffen, den Kopf geschoren, meist auch das Gesicht, groß, schlank, die weiche Feldmütze, hinten heruntergezogen, schräg auf dem Ohr, ein gleicher Typ, als habe ihn der Krieg geboren, aßen, tranken, machten sich bekannt, redeten vom Kriege, vom Kriege, vom Kriege. Zeitungen lasen einzelne, welche studierten die Karte beim Kaffee und der Zigarre. Sie zeigten den Kameraden ihre Stellungen, oder nach dem Osten bestimmt, ließen sie sich Ratschläge geben von anderen, die schon einmal drüben gewesen waren.

Die Dämmerung sank herein, Lichter flammten auf. In Herbesthal an der deutschen Grenze wurde umgestiegen. Dort auf den Bahnsteigen warteten Feldgraue in vollem Gepäck. Auf dem Weg zur Front Jungmannschaft, daheim ausgebildet, die nun fertig gemacht werden sollte in den Ruhestellungen hinter der Front, sich anpassend an den Boden, auf dem sie kämpfen sollten, erfahrene Kriegsleute, Männer, die den Tod gesehen, die vom Osten auf den anderen Kriegschauplatz gingen. Sie alle drängten sich an Tischen, wo Mädchen und Frauen in Schürzen und hellen Hauben ihnen Getränke darboten und Speisen. Ein ganzes Volk, so Mann als Frau, im Dienst dieses Krieges.

Im Kölner Zug hatte nun Oberleutnant von Bißwang die Kameraden abermals gewechselt. Wenn ein Offizier eintrat, grüßte er, legte seine Sachen hin, setzte sich stumm in eine Ecke. Aber bald begann die Unterhaltung. Offiziere, die nun seit bald Dreivierteljahren des Friedens entwöhnt waren, wunderten sich über Dinge, ihnen gänzlich fremd geworden. Man tauschte seine Meinung darüber aus, wie Engländer kämpften oder Franzosen, eine militärwissenschaftliche Beobachtung ohne Leidenschaft. Alle schienen in der Selbstverständlichkeit einig; wußte man auch nicht, wie lange dieser Krieg noch dauern würde, nur mit dem Sieg konnte er enden. Das gab ihnen allen selbstsichere Ruhe, ein Gemeinsames, ob sie nun Reserve waren oder aktiv, ob Land-, ob Seeheer, ob Reiter, Fußtruppe oder schwarzer Kragen.

Friedlich lachte das deutsche Land. Wo waren die zerschossenen Häuser hin, wo die zerstörten Dörfer? Die Frühlingsonne strahlte hell über bestellten Feldern. Bißwang war es, als müsse er jetzt alle Frauen grüßen, waren sie doch Deutsche. Immer meinte er Stine zu sehen, und jede Rote-Kreuz-Schwester blickte er an, ja, in Aachen kam ihm der Gedanke, so unmöglich es schien: sie könne ihm entgegengefahren sein. Längst vor Köln schon machte er sich bereit zum Aussteigen. Da er den Mantel nicht anziehen konnte bei seinem Verband, nahm er ihn auf den Arm. Endlich kamen die ersten Festungswerke: in den alten blauen Friedensuniformen standen da Soldaten. Sie machten Wendungen, Freiübungen, sie übten langsamen



HOFBUCHDRUCKEREI HERMANN BERGMANN, BERLIN SW 46 PHOT: NIC. PERSCHEID

von Hindenburg
Generalfeldmarschall.

# Spende für deutsche Soldatenheime an der Front

Geschäftsstelle der Spende:
Berlin W 8, Friedrichstraße 80
Fernsprecher: Centrum 8304




Postscheck-Konto: Berlin Nr. 1002
Deutsche Bank, Depositen-Kasse A, Berlin W 8
Spende für deutsche Soldatenheime

## Ehrenvorsitz: Frau General-Feldmarschall von Hindenburg

Im Laufe zweier Kriegsjahre sind Heer, Flotte und Heimat zu einer unauflöslichen Einheit verbunden worden. Der große Geist der Zeit hat ein eisernes Band um uns alle geschlungen. Auch die deutschen Soldatenheime, die deutschen Eisenbahner- und Marineheime, die sich an allen Fronten bis tief in die Türkei hinein erheben, sind und sollen bleiben ein Denkmal der Liebe, die die deutsche Heimat mit den kämpfenden Brüdern verbindet. 400 Heime für Heer, Flotte und Eisenbahn sind bis heute fertiggestellt, Heime, deren Bedeutung aus dem Verslein eines Feldgrauen ersichtlich wird:

Hier legt man ab jedwede Last,
Es finden Aff' und Mantel Ruh',
Und wenn du sonst noch Sorgen hast,
So lege sie auch gleich dazu.

Mehr als eine viertel Million Mann beherbergen und bewirten diese Heime täglich; sie bieten unseren tapferen Kriegern nach Tagen unermeßlicher Anstrengung und Entbehrung eine gastliche Stätte der Erholung. Aus den Schreibzimmern unserer Soldatenheime grüßen täglich viel Tausend Briefe die Lieben in der Heimat; deutsche Zeitungen, deutsche Bücher liegen in den Lesezimmern aus; Bildung, Kunst und Seelsorge haben dort eine Stätte sorgsamer Pflege. Eine große Reihe der Heime sind Frontheime, eingebaut dicht hinter den Schützengräben. Wir brauchen deren mehr; wir brauchen mehr Heime an der Südfront, mehr Heime in der Türkei. Die deutschen Soldatenheime erfreuen sich der besonderen Gunst der Obersten Heeresleitung. Neue große Mittel zur Fortsetzung dieser Arbeit sind nötig, damit auch so der Zusammenhang zwischen Heer und Heimat bewahrt wird und in den Heimen ein schöner Weihnachtsbaum angezündet werden kann. „Die Zähne aufeinandergebissen, aber die Herzen und die Hände weit auf, so wollen wir hinter unseren Feldgrauen stehen, ein Mann und ein Volk." Gebe jeder ein Scherflein zu diesem großen Liebeswerke; jede, auch die kleinste Gabe befördert die Post kostenlos durch das beiliegende Postscheckformular. Liebesgaben gehen jetzt weniger ins Feld als im Anfang des Krieges. Die Spende für deutsche Soldatenheime ist ein kleines Dankopfer für unsere ruhmreichen Kämpfer, die in unvergleichlichem Heldenmut täglich aufs neue ihr Leben einsetzen, um uns zu schützen.

Gertrud von Hindenburg
geb. von Sperling

als Ehren-Vorsitzende.

## Der Arbeitsausschuß der Spende für deutsche Soldatenheime, Eisenbahner- und Marineheime

| | | |
|---|---|---|
| Freifrau v. Wangenheim<br>Exzellenz | Wirkl. Geh. Rat Dr. Michaelis<br>Vorsitzender | Dr. Gerhard Niedermeyer<br>als verantwortl. Geschäftsführer |
| Direktor Meyer, Brüssel | Fabrikant Rosenkranz, Barmen | Inspektor Baudert, Berlin. |

Schritt, genau wie einst. Stolz ließ das Herz des Verwundeten klopfen: Deutschland, Deutschland nahm kein Ende mit Macht und Menschen. Als der Zug langsam in die Halle einlief, sah er ein Gewimmel Suchender, Wartender. Welche winkten, andere rannten ein Stück dem gleitenden Zug voraus. Der Küraſſier wartete, bis das Abteil sich geleert hatte. Aber nirgends war Stine zu sehen, die große, die doch alle überragte. Hatte sie den Brief nicht bekommen? Ihm wurde ganz heiß. Da er den Burschen nicht mitgenommen hatte, trug er selbst auf dem linken Arm Mantel und Kartentasche. Handgepäck besaß er ja nicht. Langsam schritt er durch die schwirrende, wirrende, brodelnde Menge dem Ausgang zu. Da stand eine große, blonde Schwester vor ihm, nicht viel kleiner als er selbst, und küßte sein verstümmeltes Gesicht. Sie prüfte die Binde, betastete, untersuchte. Aber sie sprach kein Wort. Er war wie voll süßen Weines, zu glücklich, um zu sprechen. Sie führte ihn, und unter dem Mantel, der über ihren Händen lag, preßte er ihr alle zwei Schritte die Finger. Endlich sagte er, unten in dem matt erleuchteten Gang unter den Gleisen: „Ich hatte solche Angst, du wärest nicht da."

Sie zeigte feste, blanke Zähne in dem nordisch hellen, nicht schönen Gesicht: „Ich bin schon seit gestern da. Ich konnt's nicht aushalten."

Er blickte ihr in das offene Gesicht, aus dessen klaren Augen es sprach, daß sie wußte, warum sie auf dieser Erde war, und sagte beglückt: „Du siehst doch verflucht anders aus als die französischen Weiber!"

Sie lachte: „Also hast du sie dir doch angesehen, Harry."

„Natürlich! Ist nich viel dahinter. Rumschwänzeln, Wackelgang, kleene Krabben. Nee, Stine, irre geworden bin ich nicht, kannst ganz ruhig sein. Das Kroppzeug hat ja ooch keene Seele. Gott, Stine, was bist du groß und schön!"

Sie zeigte wieder ihre blanken Zähne. Als sie dann vor dem Dom standen, der vor ihnen wie ein Wunder in die Luft wuchs, fragte sie ihn, wie die Verwundung geschehen wäre.

„Das habe ich dir doch geschrieben."

„Ja, aber genau, genau."

Er war einen Augenblick zerstreut. Zu dem Riesenwerk der Türme emporblickend, die in gedrungener Verkürzung in den Himmel strebten, meinte er: „Komisch, der ist ja gar nicht kaputt."

Als sie ihn fragend ansah, erklärte er: „Ja, Kathedralen, Kirchtürme sind bei uns draußen grundsätzlich kaputt."

Sie fing an zu lachen: „Du bist doch noch genau wie früher. Und alle sagen, der Krieg ändert die Menschen."

An der Stirnseite des Doms blickte er über den Platz, darauf Kraft- und Pferdewagen hielten, die Straßenbahn hin und her ging, buntgekleidete Menschen ein- und ausstiegen und zu den großen Toren des Gotteshauses langsam die Stufen hinaufschritten. Da sagte er: „Es ist so still."

Da nun Menschenstimmen surrten und in das Rasseln der Straßenbahnen fernes Rauschen klang drüben vom Bahnhof, meinte sie: „Aber Harry, es ist doch Lärm genug?"

Er schüttelte den Kopf, mußte aber bald selber lachen: „Stine, sie schießen nicht. Aber ich mache ja nur einen Scherz. Nein, mir kommt es nur so merkwürdig hier vor. Weißt du, ganz unwirklich. So kann's doch gar nicht sein."

Sie fühlte eine Änderung in dem geliebten Menschen, aber wenn sie ihn im ersten Augenblick auch noch nicht verstand, so besaß sie doch jene Gabe, eine köstliche, die ihr sein Herz geneigt gemacht: sie konnte schweigen. Stumm schritten sie zum Hotel hinüber am Platz. Sie hatte ihm ein Zimmer bestellt mit der Selbstverständlichkeit ihres sicheren Wesens, das da sprach: was ich tue, ist recht. Während sie seine Sachen auspackte, trat er auf den kleinen Balkon hinaus, blickte sich um und rief: „Stine, der Rhein! Da ist ja der Rhein!"

Sein Wasserspiegel lugte drüben über die Eisenbahn. Und er starrte hinaus, als hätte er Deutschland wiederentdeckt. Er umschlang sie mit dem linken, gesunden Arm, und indem sie seinen Kopf von sich entfernt hielt, sah sie ihm in die Augen: „Ich bin so glücklich, daß ich dich wiederhabe."

Er hielt ihrem Blick fast wie ein wenig verlegen stand: „Auch ohne Nase?"

Ganz ehrlich erstaunt gab sie zurück: „Herrgott, ich wußte es ja, und ich habe nicht dran gedacht."

Da verzerrte sich in Glück sein ängstliches, grausig entstelltes Gesicht. Sie strich ihm über die Narbe und betrachtete ihn genau: „Es fehlt bloß ein Stück."

Sie wollte ihm einen Kuß auf die narbig zusammengezogene Haut drücken, aber das litt er nicht. Und nun standen sie vor dem Spiegelschrank, verglichen, prüften, sie strich zurecht, und er fragte scherzend: „Stine, nimmst du mich auch ohne Nase?"

Sie sah ihn an mit ihren klaren, lachenden, blauen Augen: „Harry, erstens sind noch zwei Drittel da, und zweitens habe ich dich nicht wegen deiner Nase gewählt."

Sie setzten sich, und sie erzählte, wie sie sich schon alles hatte zeigen lassen, um seinen Arm behandeln zu können, nur wo? Denn sie habe sich auf Monate als Schwester verpflichtet und müsse nach Hannover zurückkehren. Darüber sprachen sie wie zwei Menschen, denen das Urteil der Welt zwar gleichgültig ist die aber doch vernünftig sein wollen, es nicht herauszufordern. Darüber war Zeit verronnen, und plötz-

lich sprang er auf: „Stine, jetzt gehn wir essen. Ich habe blödsinnigen Hunger."

Sie strich ihm über das Haar: „Du, ich will mir bloß noch die Hände waschen. Dann treffen wir uns unten."

Und ehe er sich's versehen, hatte sie ihn doch geküßt auf die Narbe, wo einst ein stolzer Nasenflügel gesessen. Dann trat das junge Mädchen aus dem Leutnantzimmer so selbstverständlich, als wäre sie seine Frau, die sie im Herzen längst war.

Er hatte im Speisesaal einen Tisch belegt. Nun wartete er im Flur des Hotels. Allerlei dunkle Zivilisten wimmelten umher, saßen hier, sprachen dort, tatenlos, als lauerten sie auf eine günstige Gelegenheit. Ein Herr vom Freiwilligen Automobilkorps grüßte, als ob sie sich kennten. Im ersten Augenblick wußte der Kürassier ihn nicht unterzubringen, dann fiel ihm ein: der hatte ihn mal irgendwo gefahren. Da nun der andere zu zögern schien, sagte er: „Wir kennen uns wohl? von Bißwang."

Der nannte seinen Namen und brachte den Tag in Erinnerung, wo man sich gesehen. Nach ein paar Worten fragte Oberleutnant von Bißwang. „Sagen Sie mal, wer sind eigentlich diese kleinen herumschleichenden Gesellen hier?"

Bei seinen 1 Meter 94 war der Herr von Bißwang mit dem Worte klein leicht bei der Hand. Der freiwillige Fahrer, der schon zu verstehen gegeben, er sei nur wegen eines lahmen Fußes nicht aktiv im Feld, meinte verächtlich: „Zwischenhändler. Bevölkern alle Hotels. Leben vom Kriege Sollen Millionen verdienen. Die Hyänen des Schlachtfeldes, die Aasgeier des Völkerkrieges."

Und der Kürassier, der nach all dem Glück und Jubel des Wiedersehens, nach all dem Harten, aber erhebend Großen des Feldes noch nicht eingestellt schien auf die zu Hause, meinte: „Ekelhaft! Wir lassen uns totschießen draußen, und die Schweinebande macht Geschäftchen."

(Fortsetzung folgt.)

## Ein Märlein geht . . .

Von Karl Frank.

Wie lang, wie lang
Liegt uns im Ohr nun ein donnernder Klang!
Ein Kinderstimmlein im Brausen der Schlacht,
Das von Liebe singt, was hat es für Macht?

Ringsum ist die Welt
Von grellem, grimmigem Brand erhellt —
Ein Kerzlein, von zitternden Händen entfacht,
Was will's in der feuergeröteten Nacht?

Ein Märlein geht
Durch die Nächte, vom brüllenden Sturm umweht,
Ein Stern der Hoffnung, ein lächelnder Traum,
Das Lied der Liebe, das Lichtlein am Baum . . .

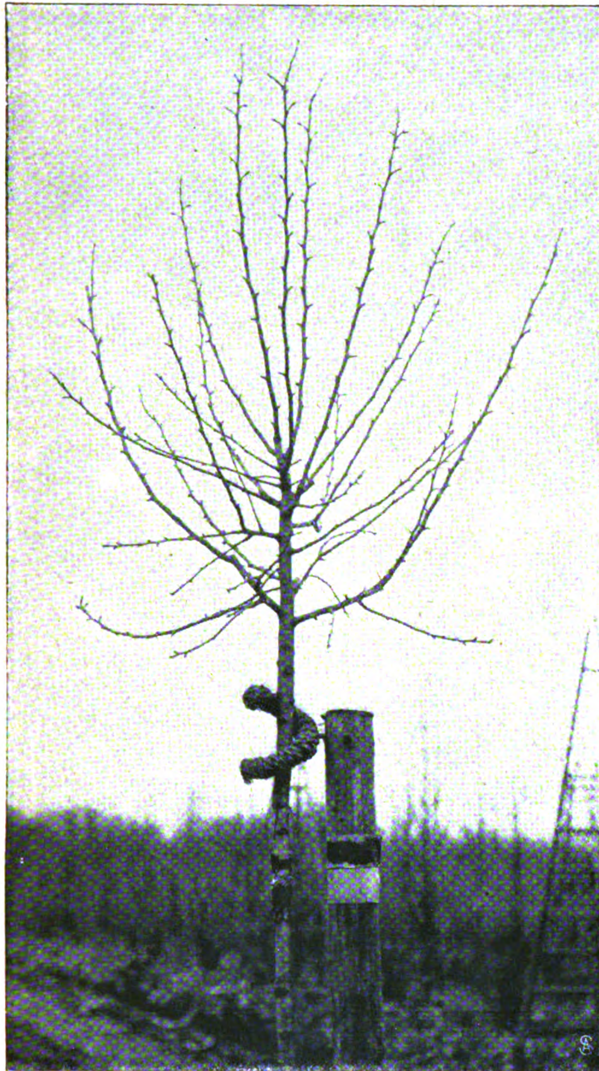
# Pflanzung und Pflege der Obstbäume in der Kriegzeit.

Von Kgl. Garteninspektor E. Junge. — Hierzu 10 Aufnahmen von Urff.

Die Kriegsjahre haben dem Obstbau zu erhöhtem Ansehen verholfen. Wer hätte je gedacht, daß die Obstmarmeladen als Ersatz für die fehlenden Brotaufstrichmittel eine so begehrte Handelsware würden. Welche hohen Preise sind für das Frischobst bezahlt worden!

Es ist daher begreiflich, daß viele Personen bereits mit Neupflanzungen in den eigenen Gärten eingesetzt haben oder solche noch im Frühjahr ausführen werden, um in Zukunft selbst ernten oder über größere Mengen von Obst verfügen zu können.

So sehr dies auch im allgemeinen Interesse mit Freuden zu begrüßen ist, so muß doch bei der Ausführung von neuen Obstpflanzungen zur Vorsicht geraten werden. Mit der Pflanzung allein ist der Erfolg im Obstbau noch lange nicht gesichert. Wie viele kleine und große Anlagen finden sich aus der Friedenzeit vor, die den gehegten Erwartungen nicht entsprechen. Und die Ursachen hierfür? Man hat die für eine erfolgreiche Durchführung des Obstbaus erforderlichen Kenntnisse und Fertigkeiten unterschätzt. Man prüfe nur einmal kritisch die vorhandenen Anlagen auf die bisher gemachten Fehler, wie: die Anpflanzung von für die vorliegenden Verhältnisse ungeeigneten Obstarten und -sorten, die Verwendung nicht gut vorgebildeten Pflanzmaterials und ungeeigneter Formen, ungenügende Bodenvorbereitung, unrichtige Pflanzweise, schlechte Pflege, Mangel an Düngung und Bodenbearbeitung, versäumte Schädlingsbekämpfung und falscher oder ganz unterbliebener Schnitt. Darf man sich bei solchen Mißgriffen und Fehlern wundern, wenn die Bäume in dieser Kriegzeit nicht überall das an Erträgen gebracht haben, was man von ihnen erwartet



1. **Junger Hochstamm,**
sachgemäß geschützt gegen **Wind** und Schädlinge.



2. **Ein etwas älterer Hochstamm, gut gepflegt,**
Blick in eine Obstanlage mit gemischten Beständen.

**hat,** und was man so dringend benötigte?

Die Aufzählung dieser Unterlassungsünden im Obstbau möge nun für alle Baumbesitzer eine ernste Mahnung sein, in dieser Zeit nicht allein Neupflanzungen mit größerer Vorsicht auszuführen, sondern vor allem auf eine sachgemäße Pflege der vorhandenen Baumbestände Bedacht zu nehmen. Nicht die Menge der Bäume sichert uns reiche und regelmäßige Erträge, sondern ihre sachgemäße Behandlung. Mit 10 gut gepflegten Bäumen ist dem Gartenbesitzer mehr gedient als mit der doppelten oder dreifachen Zahl vernachlässigter. Ausführliche Ratschläge für eine gute Obstbaumpflege, zumal für die Ausführung des Schnittes junger und alter Bäume, können selbstverständlich an dieser Stelle nicht erteilt werden. Doch seien die sehr geehrten



3. **Buschobstanlage mit Spargel als Zwischenkultur.**

Leserinnen und Leser gebeten, einen Blick zu werfen in die Obstanlagen der Königl. Lehranstalt für Wein-, Obst- und Gartenbau zu Geisenheim a. Rh., die das Material für die beigefügten Abbildungen lieferten. Die Bilder lehren manches, was für viele Gartenbesitzer bei der Pflanzung und Pflege der Obstbäume von Interesse sein und Anregung zur Nacheiferung geben dürfte.

**Abb.** 1 zeigt einen jungen Hochstamm, im vorigen Frühjahr gepflanzt. Die Krone ist gut vorgebildet, bedarf aber noch des Schnittes, wobei ein Teil der Triebe zu beseitigen ist, da sonst die spätere Krone zu dicht wird. Die verbleibenden Triebe erfordern alsdann zu ihrer Kräftigung noch des Rückschnittes. Gerade bei jungen Bäumen ist dieser Schnitt in den ersten Jahren unbedingtes Erfordernis. Wie viele junge Bäume stehen aber in den Gärten leider noch ungeschnitten da! Der junge Baum hat an dem kräftigen Pfahl eine sichere Stütze gegen Wind und Wetter. Der Raupenleimring, der im Spätherbst angelegt wurde, hat den mit Recht als Schädling gefürchteten Frostspanner, dessen Raupen im folgenden Frühjahr das Laubwerk vernichtet hätten, sicher abgehalten.

Abbildung 2 gibt im Vordergrunde die Krone eines gesunden, jungen, aber schon tragfähigen Birnhochstammes wieder. Hier hat es bisher an guter Bodenbearbeitung und Kronenpflege nicht gefehlt. Die Krone bedarf aber noch eines mäßigen Auslichtens, d. h. Entfernens einiger zu dicht stehender Zweige, damit das Licht zu allen Teilen gelangen kann. In dieser Kriegzeit entferne man bei tragbaren Bäumen aber nicht zu viel Triebe, da sonst der Ertrag geschmälert wird. Dafür denke man um so mehr an die Instandsetzung der älteren Bäume, wo es oft gilt, abgebrochene Äste, Aststumpfen, Moos und Flechten und andere Gebrechen zu beseitigen sowie vorhandenen größeren Wunden Schutz zu gewähren, damit diese nicht später Anlaß zur Holzfäulnis geben, welche die Bäume vorzeitig zugrunde richtet. Gerade





4 u. 5. **Spindelpyramide vor und nach dem Schnitt.**



6. Ein Birnspalier (U-Form und doppelte U-Form.)

in solchen älteren Anlagen ist während der Kriegzeit viel von diesen Arbeiten liegengeblieben.

Mit Recht hat besonders in den Hausgärten neben dem so dankbaren Beerenobst, wovon noch viel mehr angepflanzt werden muß, der Zwergobstbaum Eingang gefunden, denn er bietet die Möglichkeit, selbst auf kleinstem Raum noch schöne, schmackhafte Früchte zu gewinnen. Wie die Abbildungen 3 bis 8 erkennen lassen, kann der Zwergobstbau in der verschiedensten Weise durchgeführt werden, je nach der Größe der Fläche, der Art der Bewirtschaftung und den Kenntnissen und Fertigkeiten des Besitzers in der Behandlung der Bäume.

So verlockend es auch für manchen Gartenbesitzer sein mag, die Obstbäume zur Aufzucht von Kunstformen zu benutzen, wie solche die Abb. 7 als sogenannte Flügelpyramide und Abb. 8 als Namenzug (E. v. L., aus den Obstanlagen der Besitzung Monrepos in Geisenheim stammend) erkennen lassen, so bedenke man doch, daß diese Art der Anzucht von Bäumen große technische Fertigkeiten und Geduld erfordern. Ein Gartenbesitzer muß sich aber von der Erwägung leiten lassen, daß die Obstbäume in erster Linie zur Gewinnung von vielen und vollwertigen Früchten, nicht aber der schönen und interessanten Form wegen gezogen werden. Und dabei kommt man schneller und sicherer zum Ziele, wenn man einfache Formen wählt. So gibt Abb. 3 die mit Recht gerade für den Gartenbesitzer empfohlene Buschform (für Äpfel, Birnen, Sauerkirschen und Pfirsiche) wieder, während Abb. 4 die sogenannte Spindelpyramide erkennen läßt, die besonders für Birnen zu empfehlen ist. Daß übrigens letztere Form schon einen strengeren Schnitt erfordert, geht aus der Abb. 5 hervor, die denselben Baum nach erfolgtem Schnitte zeigt.



7. Flügelpyramide.

Wer über weitere Kenntnisse, Geld und Zeit verfügt, kann sich auch mit der eigentlichen Spalierzucht befassen



8. Namenzug, aus einer edlen Tafelbirne gezogen.

wie solche Abb. 6 wiedergibt. Wem aber das eine oder andere fehlt, sei zurückhaltend mit dieser Art der Obstkultur im freien Lande, die leicht zu Enttäuschungen führt. Damit soll von der Spalierzucht nicht ganz abgeraten werden. In vielen Hausgärten finden sich kahle Wandflächen vor, die sich in einfacher und billiger Weise mit Obstspalieren bekleiden lassen, und die dem Besitzer nicht nur schön ausgebildete Früchte von edlem Geschmack liefern, sondern gleichzeitig zur Verschönerung der Anlage beitragen. Würde das Haus auf Abb. 9, das mit Reben bepflanzt ist, wohl ebenso anmutend wirken, wenn diese Bekleidung fehlte? So liegen Tausende von Wandflächen in unserm lieben Vaterlande



9. Hauswand, mit Reben bekleidet.

Arbeitskräften; aber wo ein guter Wille ist, da findet sich auch ein Weg dazu. Man eifere nur den Personen nach, die auf der Abb. 10 emsig bei der Arbeit sind. Unser Obergärtner, trotz seiner 63 Jahre hoch oben auf der Leiter, greift beim Schnitt fest mit zu, denn er will allen seinen Pfleglingen den so nötigen Schnitt zu teil werden lassen; keiner soll vergessen werden. Ihm zur Seite fleißige Frauenhände, die den Unbilden der Witterung trotzen, und zur Hilfe noch eine dem Betriebe überwiesene Kraft, die sich schnell mit dem Schnitt der Bäume vertraut gemacht hat.

Mit den jungen frisch gepflanzten „Kriegsobstbäumen“ auf der einen Seite und vernachlässigten jüngeren und älteren Baumbeständen auf der



10. Beim Baumschnitt.

brach da, die einer ähnlichen Ausnutzung harren!

Mögen diese wenigen Zeilen eine Anregung bieten, dem Obstbau ein erhöhtes Interesse zuzuwenden. Dasselbe darf sich aber gerade in dieser Kriegzeit nicht nur durch sorgfältig ausgeführte Neupflanzungen, sondern vor allem durch eine gute Instandhaltung der vorhandenen Bestände kundtun. Wohl fehlt es an

anderen Seite ist unserm deutschen Obstbau für die Zukunft wahrlich nicht gedient. Sorgen wir dafür, daß unsere Feldgrauen bei ihrer Rückkehr in die Heimat keine verwahrloste, sondern gut gepflegte Obstbäume vorfinden. Drum sofort „Frisch ans Werk“. Rat und Hilfe dürften sich überall finden lassen, und der Lohn der Arbeit bleibt nicht aus.

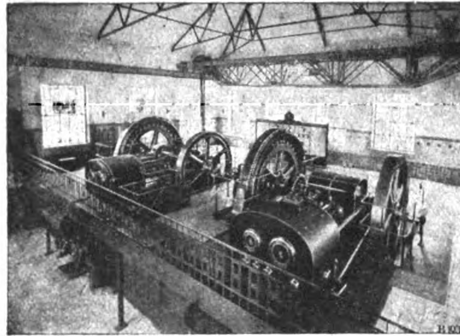
Schluß des redaktionellen Teils.


Asbach
„Uralt"
alter deutscher
Cognac
DEUTSHER COGNAC
Marke
Asbach
„Uralt"

## Lanz'sche Heißdampf-Lokomobilen.

Deutschland darf für sich das Verdienst in Anspruch nehmen, einen Betriebsmaschinentyp, den es seinerzeit von England in der bescheidensten Form übernommen hat, bis zur höchsten Vollkommenheit ausgebildet zu haben: Es ist die Dampfmaschine im Zusammenbau mit dem Kessel: „Die Lokomobile“.

Als Betriebskraft für elektrische Zentralen wird nach wie vor die altbewährte Dampfkraft als wirtschaftlich und betriebstechnisch unersetzbar angesehen und geschätzt. Sind doch ihre Vorteile zu bedeutend und einschneidend für die Aufrechterhaltung eines rentablen und insbesondere unter allen Umständen zuverlässigen Betriebes. Daß für kleine und mittlere Zentralen und sonstige Betriebsanlagen die Lokomobile ein so ausgedehntes Anwendungsfeld gefunden hat, ist vor allem durch ihre außerordentliche Wirtschaftlichkeit infolge des Wegfalls der Rohrleitungs-Wärmeverluste zwischen Kessel und Maschine begründet. Weiterhin spielen jedoch auch die Einfachheit und Uebersichtlichkeit der ganzen Anlage bei Zusammenhang von Kessel und Maschine sowie die Verringerung der Anlage-, der Bedienungs- und der Betriebskosten eine nicht unwesentliche Rolle bei der Wahl der Lokomobile als Betriebskraft für elektrische Zentralen.



**Lokomobil-elektrische Fabrikzentrale der Präzisions-Kugellager-Werke Fichtel & Sachs in Schweinfurt a. M.**

Neues Maschinenhaus (als Erweiterung der bisherigen Kraftanlage) mit 2 Lanz'schen Heißdampf-Verbund-Lokomobilen mit Ventilsteuerung „System Lentz“. Leistung 500—650 PS bzw. 580—750 PS. Direkte und starre Kupplung mit Wechselstromgeneratoren.

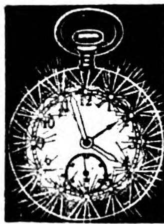
Es darf als ein wertvoller Vorzug der Lanz'schen Heißdampf-Verbund-Lokomobilen (mit Ventilsteuerung System Lentz) angesprochen werden, daß die spezielle Art ihrer Kurbelwellenlagerung auf besonderen Lagerstützen (bzw. bei Maschinen über 400 PS Leistung auf besonderen Lagerständern) ohne weiteres die direkte, starre Kuppelung von Maschine und Generator gestattet. Es ist also bei den Lanz'schen Lokomobilen nicht erforderlich, zwischen Generator und Maschine eine elastische Kuppelung einzuschalten. Dadurch wird das ganze Aggregat wesentlich billiger und kürzer, außerdem kann das Gesamt-Schwungmoment von Dampfmaschine einschl. elektr. Generator für die Regulierung voll ausgenutzt werden.

Die Heinrich-Lanz-Werke in Mannheim, die 5000 Arbeiter und Beamte auf einem geschlossenen Fabrikareal von 410,000 qm beschäftigen, liefern jährlich über 2000 Lokomobilen für alle Betriebszweige. Der Gesamtabsatz Lanz'scher Lokomobilen beträgt bereits über 1,400,000 PS.



Deutsche Schneeschuhtruppen bringen ein Maschinengewehr in die Feuerlinie. — Phot. Hoffmann.

**Radium-Armee-Uhr!**



Letzte praktische Neuheit. Diese Uhr ist genau reguliert, Zifferblatt und Zeiger mit **Radium-Leuchtkraft.** Im finsteren Schützengraben die Zeit ohne Licht ablesbar, für Armeeangehörige **nur** M. **6.— mit gut. Roßkopf-Werk,** schön. Form M. 8.— Uhrgehäuse **50** Pfg., **Ketten 50** Pfg. **Armband-Uhren** mit **Radium-Leuchtkraft** Mk. **7.—,** kl. Form Mk **8.75,** für Offiziere erstkl. Werk Mk. **14.—** und Mk. **18.—. Schutzgläser für Armbanduhren,** unzerbr., sehr praktisch, à **60** Pf. **Taschenwecker-Armee-Uhren** mit **Radium-Leuchtkraft** Mk. **22.—** Für sämtl. Uhren 3 Jahre Garantie. Direkter Versand ins Feld gegen Voreinsendung, da Nachnahme nicht zulässig durch

**M. Winkler & Co., München, Sonnenstr. 10 W.**

**Echte Briefmarken** billigst. — Preisliste A für Sammler gratis. **August Marbes, Bremen.**



**Gesichts-, Wangen- und Nasenröte**

sowie jeden Blutandrang nach dem Gesicht beseitigt sof. u. dauernd mein **Entrötungs-papier.** Kühlend u. beruhigend. Preis 2 M. ohne Porto. **Hortense de Goupy, Berlin-Halensee 41,** Bornstedter Straße 8.

**Kriegsmarken der Zentralmächte.**



**75** durchaus verschiedene gebrauchte M. 5.50. Porto extra. — Prospekt über **Weltkriegsmarken-Album kostenfrei. — Große illustr. Kriegs-Preisliste** mit Gelegenheits-Angeboten auf Wunsch.

Markenhaus **F. Redwitz, Stuttgart 14.**

**Arterien-Verkalkung!**

(Blutandrang, Schwindelanfälle, Atemnot, Herzbeschwerden.) Kostenlos erh. Sie Prospekte hierüber mit Vorwort von Dr. med. Weiss durch **Allgem. Chemische Gesellschaft Cöln a. Rh. 44, Herwarthstr. 17.**

**Bettnässen**

Befreiung sofort. Alter und Geschlecht angeben. Auskunft umsonst. **Gg. Englbrecht, sanit. Versandgesch., Stockdorf 364 b. München.**

**Reines Gesicht**



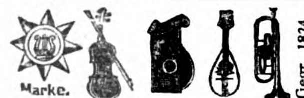
rosige Frische verleiht rasch und sicher „Krem Haifa". Unübertroffen gegen **Sommersprossen, Mitesser, Pickel, Röte, Rauheit** und alle Hautunreinigkeiten. — Tausendfach erprobt! Sich. Wirkung! Preis 2.50 Mark. **H. Wagner, Cöln 24,** Blumenthalstr. 99.

**Damenbart**

Bin gern bereit anzugeben, wie lästige Haare durch ein unschädliches Verfahren **dauernd** zu beseitigen sind. Frau **F. Ulke, Köln-Nippes 44, Neusserstr. 171.**

**Musikinstrumente Preisliste 34 umsonst W. Kruse Markneukirchen**

**Adoption!** Adl. Ehep., Besitz. eines schönen Schloßritterg., i. best. Vermögensverhältn., christl., kinderlos, sucht hübsch. Knab. od. Mädch. als gänzl. eig. anzun. Da d. Kinde eine wirkl. sich. u. sehr gute Zuk. geb. wird, ist d. Mitg. ein. einmalig. größ. Vermög. a. Abf.-Summe Beding. Vermög. kann a. in Grundbes. ang. werd. Da durchaus str. reell, erb. nur ebf. reell. Zuschr. u. D. 7493 a. August Scherl G. m. b. H., Berlin SW 68.





**Carl Gottlob Schuster jun.** Bedeutende Musikinstr.-Firma **Markneukirchen Nr. 387.** Katalog gratis.

**Briefmarken**

Preisliste umsonst. — Auswahl ohne Kaufzwang. — Kriegsmarken der Zentralmächte. — Weltgeschichtliche Erinnerung. 25 versch. Kriegsmarken (d. Zentr.-M. 3.— 45 versch. Kriegsmarken ( Mächte M. 6.50 Ankauf v. Briefmarken zu hohen Preisen **Faludi, Berlin,** Friedrichstr. 47/W.

**Photographieren Sie?** liefere nach einges. Negativen Photo-Postkarten in unübertroffener gar. haltbarer Ausführ. billigst in 24 Stund. **M. Becker, Ilmenau i. Thür.**

**Gummistrümpfe, Leibbind., Gradehalt. u. elektr. App.** etc. etc. zu billig. Preis. d. **Josef Maas & Co. G. m. b. H., Berlin 82, Oranienstr. 108.** Offert. erbeten.



**Wollen Sie elegant u. billig gekleidet gehen?** Dann verlangen Sie kostenlos unseren Katalog No. 3 für wenig getragene Kavaliersgarderoben. **Risiko ausgeschlossen! Diamand, MUENCHEN, Buttermelcherstr. 5.**

**Magenleiden**

bei Ernährungs- u. Verdauungsstörungen, Magenschwäche, Magenkatarrh, überhaupt allen Magenbeschwerd. nehme man die seit 25 Jahr. erprobten, durch ihre Wirkung berühmt **Reichel's Magentropfen**

Fl. 2.50. **Einzig echt** nur mit Marke **Medico.**

Wenn in Drogerien nicht erhältlich durch Otto Reichel, Berlin 76, Eisenbahnstraße 4.

**Mitesserjäger**



beseitigt in 1 **Minute Hautfettglanz** und **Mitesser,** Pickel, Sommerspross., großporige, höckerige u. löcherige Haut meist über Nacht oder in wenigen Tagen. **Er macht jeden Teint zart, weiß u. rein.** Preis **2.50 M** exkl. Porto. **Hortense de Goupy, Berlin-Halensee 5,** Bornstedter Str. 8.

**Wasch-** Toilettestück, oval, v. Kriegs-Amt gen. Postpaket M. 5.20 frei. 200 St. M. 14.— ab Lager Nachn. **P. Hölfter, Breslau W 100.**

**Fort mit dem**

Beinverkürzung unsichtbar, Gang elastisch und leicht. Jeder Ladenstiefel verwendbar. Gratis-Broschüre senden **Extension G. m. b. H. Frankfurt a. M., Eschersheim Nr. 234.**

**Hämorrhoiden?**

Verlangen Sie Gratis-Prospekt von **Apoth. Lauensteins Vers., Spremberg 8 L.**



Kein Leser versäume, meine neue Preisliste zu verlang. **August Dürrschmidt,** Musikinstrumente und Saitenfabrik **Markneukirchen i. Sachsen 125.**

**Kaufmännisches Personal**

Stellengesuche und Stellenangebote für männliches und weibliches Personal haben im „Berliner Lokal-Anzeiger" — dem Offiz. Publikationsorgan der Aeltesten der Kaufmannschaft zu Berlin u. der Zulassungsstelle der Berliner Börse — stets den gewünschten Erfolg. Auch während des Krieges.

# BÜCHER AUS NEUTRALER FEDER





**Frontberichte eines Neutralen**

Vom schweizerischen Major Tanner

Erster Band: Polen und Karpathen

Zweiter Band: Galizien und Bukowina

Dritter Band: Ostwärts

Jeder Band: geheftet 3 Mark, gebunden 4 Mark.





**„Barbaren".** Eindrücke eines Schweden in Deutschland und an der Front im Osten. Von Arvid Knöppel. Aus dem Schwedischen übersetzt. Preis 1 Mark.

**Durch den Buchhandel und den Verlag August Scherl G. m. b. H., Berlin**

# Büchertafel.

Besprechung einzelner Werke vorbehalten. Rücksendung findet in keinem Fall statt.

Adolf Fabra: „Der Deutsche Kalender". Osnabrück. J. G. Kisling.

Karl Linnebach: „Karl und Marie von Clausewitz". Berlin. Martin Warneck.

Hanna Brandenfels: „Der Schneidergraf". Dresden. Carl Reißner.

Gertrud v. Laffert: „Vier Monate in Albanien". Berlin. Georg Stilke.

Max Bewer: „Flottenkriegslieder". Leipzig. Goethe-Verlag.

„Feldsoldatensang in Flandern". Aus der Liller Kriegszeitung. Lille. Liller Kriegszeitung.

Wilhelm Wundt: „Leibniz". Zu seinem 200jährigen Todestag 14. November 1916. Leipzig. Alfred Kröner.

Marie Sauer: „Die da Sehnsucht tragen". Barmen. E. Biermann.

Richard Maurhut: „An das Fräulein von S......". München. J. Mermet.

— Soldatenheime an der Front. Der Winter läßt die Schaffung neuer Soldatenheime an den Fronten und Küsten dringend erforderlich erscheinen. Jeder wünscht seinen Lieben da draußen eine behagliche Unterkunft. Aber mit den Wünschen allein ist ihnen nicht geholfen. Zur Errichtung weiterer Soldatenheime, die von vielen Regimentern dringend gefordert werden, ergeht jetzt die Bitte um Beschaffung von Mitteln. Unsere Leser sind schon verschiedentlich von uns über den Wert der Soldatenheime, die Generalfeldmarschall von Hindenburg als eine segensreiche Einrichtung bezeichnet hat, unterrichtet worden, und der heutigen Nummer dieser Zeitschrift liegt ein neuer Aufruf zu Spenden für deutsche Soldatenheime bei. Die angefügte Postscheckzahlkarte ist bei Einzahlungen zweckmäßigerweise zu verwenden.

**Annahme von Anzeigen** bei **August Scherl G. m. b. H., Berlin SW. 68**, Zimmerstr. 36-41 und in den Geschäftsstellen **Breslau**, Ohlauer Straße 87, **Dresden-A.**, Prager Straße 35, **Düsseldorf**, Oststraße 105, **Frankfurt a. M.**, Kaiserstraße 10, **Hamburg**, Neuerwall 2, **Hannover**, Georgstraße 20, **Kassel**, Königsplatz 53, **Köln a. Rh.**, Wallrafplatz 2, **Leipzig**, Petersstraße 22, **Magdeburg**, Breite Weg 184, **München**, Theatinerstraße 3, **Nürnberg**, Karolinenstraße 51, **Stuttgart**, Königstraße 11. — Der Preis für die viergespaltene Nonpareille-Zeile oder deren Raum beträgt 3,50 Mk., unter der Rubrik „Stellen-Angebote" Mk. 1.—, unter der Rubrik „Stellen-Gesuche" Mk 0,80. — Anzeigen müssen spätestens vierzehn Tage vor dem Erscheinungstage aufgegeben werden. — Chiffre-Briefe, die innerhalb vier Wochen nicht abgeholt sind, werden vernichtet, nachdem die etwa darin enthaltenen Originalzeugnisse, Photographien usw. den Einsendern wieder zugestellt sind.





**Reiseführer für Winter und Frühling**



Prospekte der nachstehend aufgeführten Inserenten sind kostenlos entweder direkt zu beziehen oder durch das Reise-Auskunfts-Bureau des „Berliner Lokal-Anzeigers" Berlin SW 68, Zimmerstr. 36—41, sowie durch die Geschäftsstellen von August Scherl G.m.b.H. in Berlin und in den größeren deutschen Städten, ferner in Wien u. Zürich.

**Die Reihenfolge der einzelnen Inserate gibt keinen Anhalt über Rangverhältnisse der betreffenden Hotels etc.**

Druck u. Verlag von August Scherl G.m.b.H., Berlin SW. Zimmerstr. 36/41. — Für die Redaktion verantwortlich: Chefredakteur Paul Dobert, Berlin; in Oesterreich-Ungarn für die Redaktion verantwortlich: B. Wirth, Wien VI, Theobaldgasse 17, für die Herausgabe Robert Mohr, Wien I, Domgasse 4. — Für den Anzeigenteil verantwortlich: W. Pieniak, Berlin.

# DIE·WOCHE

Nummer 5. Berlin den 3. Februar 1917. 19. Jahrgang.


## Inhalt der Nummer 5.





## Die sieben Tage der Woche.

### 23. Januar.

Längs der Düna und nordwestlich von Luck steigert sich vorübergehend das Artilleriefeuer.

Bei Vorfeldgefechten nehmen deutsche und österreichisch-ungarische Truppen dem Gegner zwischen Slanic- und Putnatal 100 Gefangene ab und schlagen südlich des Casinutals stärkere feindliche Vorstöße zurück.

In der Dobrudscha überschreiten bulgarische Truppen bei Tulcea den südlichen Mündungsarm der Donau und halten sein Nordufer gegen russischen Angriff.

Bei einer Unternehmung von Teilen unserer Torpedostreitkräfte kam es in den Hoofden zu einem Zusammenstoß mit englischen leichten Streitkräften. Ein feindlicher Zerstörer wird vernichtet, ein zweiter wird nach dem Gefecht von unseren Flugzeugen in sinkendem Zustande beobachtet. Von unseren Torpedobooten ist eins in Seenot geraten und läuft den holländischen Hafen Ymuiden an.

### 24. Januar.

Beiderseits der Aa und südlich von Riga haben sich für uns günstig verlaufende Kämpfe entwickelt.

Das Nordufer des St.-Georg-Arms nördlich von Tulcea ist wieder aufgegeben worden.

### 25. Januar.

Im Artois, zwischen Ancre und Somme und an der Aisne-Front nimmt die Kampftätigkeit der Artillerie und Minenwerfer zeitweilig zu. Mehrfach kommt es im Vorfeld der Stellungen zu Zusammenstößen von Erkundungsabteilungen.

In den Vogesen scheitert am Hilsenfirst der Vorstoß einer französischen Streifabteilung.

Beiderseits der Aa bringen unsere Angriffe mehrere russische Waldstellungen in 10 Kilometer Breite mit 14 Offizieren, 1700 Mann und 13 Maschinengewehren in unsere Hand.

In der rumänischen Ebene herrscht bei strenger Kälte im allgemeinen Ruhe.

### 26. Januar.

Auf dem Westufer der Maas stürmen im Abschnitt des Generals der Infanterie von François unter dem Befehl des Generalleutnants von dem Borne bewährte westfälische und Teile badischer Regimenter, wirksam unterstützt durch Artillerie, Pioniere und Minenwerfer, die französischen Gräben auf Höhe 304 in 1600 Meter Breite.

Die Kämpfe an der Aa bringen den angreifenden ostpreußischen Divisionen vollen Erfolg durch Besitznahme weiterer russischer Stellungen beiderseits des Flusses. Auf dem Ostufer scheitern starke feindliche Gegenstöße. 500 Gefangene werden eingebracht.

In der Nacht vom 25. zum 26. Januar stoßen deutsche leichte Streitkräfte in die englischen Küstengewässer südlich Lowestoft vor, um die früher dort gemeldeten feindlichen Bewachungsfahrzeuge und Vorpostenschiffe anzugreifen. Vom Gegner wurde im ganzen abgesuchten Seegebiet nichts gesichtet. Hierauf wird der befestigte Platz Southwold unter Artilleriefeuer genommen.

### 27. Januar.

Dem fehlgeschlagenen Nachtangriff der Franzosen gegen die von uns gewonnenen Stellungen auf Höhe 304 folgt in den Morgenstunden ein weiterer Angriff, der gleichfalls blutig zusammenbricht.

Oestlich der Aa können auch neue Verstärkungen der Russen das von unseren Truppen erkämpfte Gelände nicht zurückgewinnen.

### 28. Januar.

An der Aa wird der Artilleriekampf stark. Auf beiden Flußufern geführte Angriffe der Russen scheitern verlustreich.

### 29. Januar.

An der Zlota Lipa greifen die Russen das 15. osmanische Korps an; nach erbittertem Kampf stoßen die Türken bis in die zweite Linie der Russen vor.

Der englische Hilfskreuzer „Laurentic“ ist bei der irischen Küste am 25. Januar von einem deutschen U-Boot versenkt worden.

## Stadt und Land.

Von Rudolph Stratz.

Während ich dies schreibe, schauen mir, sozusagen, von meinem oberbayrischen Gut her meine Ochsen, Kühe, Kälber, Schafe, Ziegen, Schweine sachverständig über die Schulter. Aber ich schreibe dies in meiner Wohnung in Berlin W. Mein Schreibtisch steht also ungefähr in der Mitte zwischen Asphalt und Dunghaufen, zwischen Stadt und Land.

Von dieser Mitte aus sieht man deutlicher als von rechts und links die große deutsche Gefahr einer wachsenden Gereiztheit zwischen Stadt und Land. Stadt und Land sollten von Gottes und Rechts wegen siamesische Zwillinge sein. Sie sind jetzt beinahe feindliche Brüder. Und nicht erst seit dem Krieg. Die politische Mainlinie halten wir überbrückt. Dafür tat sich uns die wirtschaftliche Elbelinie auf. Das Schlagwort vom „Ostelbier“ war ihr Ausdruck. Sprachblüten wider den Nährstand vom ironischen „Notleidenden“ des Nordens bis zum gemütlicheren „g'scherten Rammel“ des Südens.

Leicht zu sagen, daß die Notleidenden jetzt die großen Städte sind! Aber damit kommen wir nicht weiter. — Im Geiste Hindenburgs nicht! Kaiser und Heer erwarten, daß Stadt und Land daheim nicht widereinander die Faust im Sack ballen, sondern sich die Hand reichen!

Was hindert sie? Nicht böser Wille. Auch nicht nur der Schlagbaum der Verfügungen, Verbote und Verordnungen, der überall rasselnd niederfällt, wo Bürger und

Bauer noch beieinanderstehen. Nein: die alte Friedensünde steckt ihnen noch in den Knochen. Sie können nicht zu einander kommen, nicht weil das Wasser der Elbe gar zu tief ist, sondern weil sie sich zu wenig verstehen.

Mißverständnis auf dem Land! „Ja mein!“ sagte mir jüngst ein würdiger Pfarrherr in den Bergen. „Jetzt komm ich aus der Großstadt! Die hellen Läden! Ein Kino neben dem andern! Vor dem Operettentheater die Leut Kopf an Kopf! Im Wirtshaus kaum ein Platz! Ein Speiszettel lang wie ein Bettuch! Den Städtern fehlt nichts!“

Mißverständnis in der Stadt! Ein Chorus, sowie man sie betritt: „Na — euch da draußen scheint es ja noch nicht zu knapp zu gehen! Natürlich! Da sitzt der Bauer wie im Schlaraffenland zwischen seinen Speckseiten und Mehlkisten und Schmalzfässern und Eierkörben und lacht sich was, daß er den armen Städter mal tüchtig rupfen darf!“

Das Staunen bei der Antwort: dem Bauern vergeht das Lachen, seit er nie mehr so ganz satt wird — nicht mehr ganz satt seit Einführung der Brotkarte, die zu Anfang einem bleichsüchtigen Backfisch in der Stadt genau soviel Schwarzbrotschnitten zumaß wie einem sechzehn Stunden täglich schwitzenden vierschrötigen Erntearbeiter draußen. Ich habe im Lauf des Krieges viele Landleute gefragt: Die Antwort war immer dieselbe: „Ja, wenn wir nur mehr Brot hätten!“

Umgekehrt die Stadt! . . . Könnte man dem Mann vom Lande nur ihre Dächer abdecken — ihm statt der Lichterhelle des Café Central das stille Laboratorium des Kriegschemikers zeigen, statt des flimmernden Films das Reißbrett des Kriegstechnikers, statt der Modepuppe auf der Promenade die unverzagte junge Kriegerfrau hinter dem Ladentisch ihres Mannes, statt des kannegießernden Stammtischs im rauchigen Bräu die hunderttausend berußten Ritter der Arbeit da draußen, wo die letzten Häuser sind, wo feierlich die Schornsteinwälder im Kriegsdienst qualmen, diese Männer und Frauen der Munitionsarbeit in ihrer Pflicht und ihrer täglichen Sorge um den Ausgleich zwischen Nahrung und Leistung . . .

Und könnte man dem Städter, den alles auf dem Lande so „einfach“ dünkt, nach seinem wohlgemeinten „Eingesandt“ an die Blätter: „Man verordne doch einfach die Zwangsverwaltung!“ „Man beschlagnahme doch einfach!“ — könnte ich nach der eigenen Erfahrung meines gar nicht sehr umfangreichen Grundbesitzes dem Städter zeigen, wie solch ein Gutshof in Kriegzeit ausschaut: ohne Männer — außer ein paar stupiden Russen — ohne Gespann, ohne Kunstdünger, ohne Kraftfutter — könnte ich ihm die vorstehenden Rippenbogen der Kühe, die bleichen Hühnerkämme, die hungrigen Blicke trüber, fragender, wimperloser Schweinsäuglein zeigen — er würde nicht begreifen, daß die deutsche Landwirtschaft immer noch das alles fertigbringt!

Der Schlüssel der Erkenntnis ist von Stadt und Land in langen Friedensjahren verlegt worden. Dem Landmann wurde die Stadt um so fremder, je größer sie wurde. Sie vermochte dem Land wenig zu geben, weil das Land nichts von ihr wollte. Kein geistiger Hunger trieb im Frieden den Landbewohner in die Stadt, wie jetzt der leibliche Hunger den städtischen „Hamster“ zu den Fleischtöpfen des Plattlandes. Solch geistige und gute Hamsterei war auch den höheren Ständen auf dem Lande vielfach fern. Besonders den Männern. Besonders den größeren Grundbesitzern. Ich stehe nicht an, diesen bewußten und selbstbewußten Abschluß gegen das Geistesleben der Städte hier offen zu beklagen. Es war und ist ein Schaden für beide Teile.

Und der Städter? Oh — er liebte das Land. So wie der Engländer die Musik liebt: leidenschaftlich und ohne jedes Verständnis. Er ging in Massen auf das Land. Aber nur da, wo es schön war. Er erschien dort als Tourist, als Sommerfrischler und Wintersportler, also dem geplagten Bauer nach dessen Begriffen nur als Müßiggänger. Noch tönt mir das „Juhu!“ in die Ohren, mit dem in diesen schweren landwirtschaftlichen Kriegsommern sich die Ausflüglertrupps ihren Weg bergauf quer durch meine Wiesen bahnten: vierzigjährige Salondirndln mit giftgrünen Schürzen und knallroter Stoßfeder, Mädel in Hosen. . . Die Bauern sahen ihnen stumm nach . . . Sie reden überhaupt nicht viel. . . .

So wie der Landmann dem Weichbild der Städte fernblieb, so dies „Juhu!“ der Seele des Landes. Wie oft mußten wir im Frieden über die fröhliche Ahnungslosigkeit lieben Besuchs so recht aus der Großstadt lächeln: „Der Hahn kräht! Er hat Hunger!“ — „Geben eure Kühe nu so jahraus, jahrein Milch?“ — „Hand aufs Herz: was kostet euch ein Ei? Ich kauf dafür auf dem Markt sicher drei!“ Das waren dieselben Leute, die, um Mitternacht aus dem Schlaf geweckt, auswendig über den Verbleib der Mona Lisa, die Tangofiguren und den Stand der albanischen Wirren Auskunft gegeben hätten. Aber bloß ein Stück deutsche Landwirtschaft . . Was ging einen das schließlich an?

Nun zwingt die eherne Stunde jeden Deutschen, sich um die deutsche Landwirtschaft zu kümmern. Nach dem Gesetz: Ich geb — ich nehm! Der Gebende ist das Land. Es kann warten. Der Nehmende ist die Stadt. Sie muß dem Lande kommen. Wie soll sie ihm kommen, auf dem Weg zu Räucherkammer und Butterkeller? Es gibt drei Arten: den Zwang, die Güte, die Vernunft.

Und dem steht ein Objekt gegenüber. Ein einziges und unabänderliches: der bäuerliche Charakter, wie er war, wie er ist, wie er in aller Ewigkeit sein wird, gleich der Mutter Erde, auf der er ruht, mit der er verwächst und beinahe eins ist. Es wäre grundfalsch, diesen Charakter einfach Selbstsucht zu nennen. Es ist mehr, und es ist weniger, und es ist etwas ganz anderes, das nur äußerlich diese Form trägt. Es ist nicht das „Ich“. Es ist das allgemeine Bewußtsein der abgeschlossenen Eigenwirtschaft, die nichts von draußen braucht — beinahe das jetzige Deutschland im kleinen — des Beständigen im Wechsel der Besitzer und Geschlechter — des Hofes. Bis in die fernsten Fernen deutscher Vergangenheit reicht dieser Begriff des freien Bodeneigentums zurück. Nennt doch der Kaiser jetzt noch allen Glanz seines Haushalts seinen Hof.

Jeder Bauernhof ist ein Zaunkönigreich. Jeder Bauer ein heimlicher kleiner König, gewohnt, nach Väterweise und freiem Ermessen bedächtig als Selbstherr zu schalten und zu walten und sich um die Welt da draußen so wenig zu kümmern wie sie um ihn. Und nun ging es auf einmal los . . . . „Alte Nußbäume hast du da“, sagte diesen Herbst ein Freund von mir auf meinem Besitz. „Beschlagnahmt!“ „Ja, aber die Nüsse?“ — „Beschlagnahmt.“ „Und die Buchecken in deinem Wald?“ — „Beschlagnahmt.“ „Der Apfel da ist reif!“ „Am Ast beschlagnahmt.“ „Die Erbsen stehen hoch.“ — „Über fünf-

undzwanzig Pfund beschlagnahmt!" „Und die Bohnen?" „Ebenso beschlagnahmt!" „Und die Sonnenblumen da?" „Die Kerne ebenso beschlagnahmt." „Ah, da sind Karpfen!" „In größeren Teichen ablieferungspflichtig." „Und Schleie!" „Ablieferungspflichtig." „Donnerwetter, ein Haufen Eier!" „Zum Teil ablieferungspflichtig!" „Da hast du deine Kartoffeln!" „Bis auf den eigenen Verbrauch beschlagnahmt!" „Und die Milch aus dem Stall?" „Ebenso ablieferungspflichtig." „Da sind Hasen von der Treibjagd!" „Zum Teil ablieferungspflichtig!" „Und der Speck vom Schwein?" „Zum Teil ablieferungspflichtig." „Dicke Wolle haben deine Schafe!" „Beschlagnahmt." „Wo ist das Heu aus dem leeren Stadel hin?" „Beschlagnahmt." „Da bist du eigentlich nur noch Sachwalter deiner Habe?" „Ja. Und mit Recht nicht mehr! Denn wir sind im Krieg und Kampf ums Dasein, und Strenge bis zur äußersten Grenze tut not. Aber tut es nicht allein! Schon weil diese Strenge von Reichs wegen allzu mechanisch-gleichmäßig Gerechte und Ungerechte, schwarze und weiße Böcke über einen Kamm schert und so das eigentliche Zeichen der neuen Hindenburg-Zeit, die freie Opferwilligkeit, unterbindet."

Also alles nur in Liebe und Güte? Auch nicht! „Die Menschen seindt nun einmal eine verwünschte Race!" Das sagte schon der Alte Fritz. Es gibt dickfellige Sünder genug, auch auf dem Lande, die man mit Geißeln und Skorpionen züchtigen muß, so gut wie den Lebensmittelwucherer in der Stadt. Daraus ergibt sich der dritte Weg, der goldene Mittelweg, der Weg der Vernunft. Vernunft, Duldung und Opferwilligkeit gegeneinander unter den Vernünftigen und des Staates starke Hand gegen den widerspenstigen kleinen Rest.

Dieser Weg der Vernunft aber heißt: Beseelung, Belebung, Erwärmung, Einzeltum, Herzblut — nicht bloß Tinte. Annäherung zwischen Stadt und Land trotz der dazwischenrauschenden Paragraphenspringflut der Verordnungen. Annäherung ist immer möglich, wenn das Herz dabei ist. Liebende finden immer einen Weg. So auch die Stadt zum Land. Des Bauern Fehler ist des Bürgers Schuld. Im letzten Menschenalter war das Plattland ein wenig das Aschenbrödel am deutschen Herd. In seinem altbekannten und altfränkischen, erdfarbenen Kittel wurde es von der strahlend emporgeschossenen jüngeren Schwester, der Industrie, überstrahlt. In die deutsche Sprache schlich sich unmerklich eine gewisse Geringschätzung des Landes ein. Wer die Dummen prellte, war ein Bauernfänger. „Die Unschuld vom Lande" hatte etwas Komisches. „Der Vetter vom Lande" auch. „Die Landpommeranze" erst recht. Das Sprichwort änderte sich in „Ländlich-schändlich". „Eine Milchmädchenrechnung" war eine, die mit Spott und Schaden endete. „Der dümmste Bauer hatte die größten Kartoffeln!" Ja, wenn nur jetzt recht große da wären! Das ehrwürdige Werkzeug, aus dessen Dreitakt das: „Unser täglich Brot gib uns heute!" tönt — der Flegel wurde in der Stadt zum Sinnbild eines Rüpels. Ja, möchte uns nur der Flegel draußen recht viel Korn bescheren. . . . .

Der deutsche Bauer hat, vielleicht ohne es selbst klar zu wissen, seit langen Jahren unter dieser Unterschätzung durch städtische Halbbildung und Falschbildung gelitten. Es hat ihn gegen die Stadt da hinten noch mißtrauischer und verschlossener gemacht, als er von Natur ist. Darum ist es das Erste, die Reste dieser Unterschätzung aus deutschen Köpfen zu bannen. Dann wird auch die Stadt, und was sie Gutes birgt, dem Landmann wieder näherrücken. Nach der alten Sage mußte der Kaiser von China alljährlich einmal vor versammeltem Volk den Acker pflügen. Im Geist soll jeder Deutsche jetzt einmal täglich ein solcher Kaiser von China sein. Denn wir wissen jetzt wieder, was es heißt: die reifende Saat, das keimende Korn, die säende Hand. Es gibt für vieles im deutschen Land jetzt Ausfuhrverbote. Aber auf der Ausfuhr guten Willens und offener Augen und freier Herzen steht weder ein Jahr Gefängnis noch zehntausend Mark. Der Austausch dieser Güter zwischen Stadt und Land muß Krieg und Sieg überdauern. Bei ihm ruht ein gutes Stück deutscher Zukunft.

# In der Küche eines Kriegslazaretts.

Von Erica Grupe-Lörcher.

Ein telephonischer Befehl ruft mich von der Leitung der Küche des Etappenlazaretts in G. nach L. in Nordfrankreich, um dort die Küche eines Kriegslazaretts einzurichten und zu leiten. Fromme und fürsorgende Hände von französischen Nonnen haben in dem Hospital gearbeitet, seitdem vor etwa 90 Jahren die wohlhabende Witwe Madame Paturle im Andenken an ihren verstorbenen Gatten und ihre junge Tochter das Hospital erbaute und es der Obhut der Nonnen überließ. Da beim Vormarsch auf Paris die Nonnen in den schweren Straßenkämpfen mit den Engländern auch die deutschen Verwundeten in christlicher Nächstenliebe vortrefflich verpflegt haben, ließ man ihnen bis jetzt ihr kleines Reich hier unbehelligt. Jetzt aber müssen auch sie unter der steigenden Notwendigkeit nach Lazaretträumen ihr Hospital als Kriegslazarett zur Verfügung stellen und sich selbst mit einem Flügel beschränken, in welchem sie nach wie vor die französische Zivilbevölkerung pflegen dürfen.

Das neue Lazarett ist schön. Im großen Vorgarten unter alten Bäumen ziehen sich leuchtende Blumenrabatten hin. Eine stattliche Freitreppe, ein hohes Vestibül, geräumige Krankensäle mit einem Blick auf den großen Garten machen einen günstigen Eindruck. Aber die Küche! Sie ist in der Anlage ein Stiefkind des Hauses! Ihre Lage im Keller, ihre Einrichtung, ihr Zubehör bestätigen den französischen Hang: durch Äußerlichkeiten zu wirken und den schlichten praktischen Sinn vermissen zu lassen. Die niedrige Kellerwölbung, ohne durch Fenster hell oder luftig gestaltet zu sein, könnte man sich in das Milieu des ersten Aktes aus „Hoffmanns Erzählungen" träumen. Aber hier soll nicht gesungen und erzählt, sondern stramm gearbeitet werden! Zuerst muß einmal „die Kiste in Schwung gebracht werden!" wie die Soldaten sagen.

Leere Wände, leere Börter und Wandschränke gähnen mich an, denn die Nonnen haben alles ausgeräumt. Nur ein leuchtendes Kruzifix ließen sie mir an der Wand zum Gruße hängen. — — Neben einem altmodischen Gasherd mit schwachem Druck ist der große Herd das einzige Inventar. Seine Platte bewegt sich in den von

den Franzosen so beliebten Rokokolinien, d. h., sie ist gebogen und voller Risse und Kanten. Alles unmodern, verbraucht, altmodisch, auch die Abspülanlage. Aber da das Lazarett sofort belegt werden soll, heißt es, sich den „Unterstand“ wohnlich und zweckmäßig einzurichten! Bei unwirtlichem Regenwetter suchen der Herr Lazarettinspektor und ich alle einschlägigen Läden in dem etwa zwölftausend Einwohner zählenden Städtchen nach dem Kücheninventar ab. Da seit zwei Jahren keine neue Waren hereingekommen sind, sondern nur immer verkauft wurde, kostet es Mühe, das Notwendigste zusammenzubringen. Immer wieder tönt einem von den französischen Ladenbesitzern das „Pas du tout, Pas du tout!“ (Nichts mehr da!) entgegen! Bekümmert sehe ich nachher beim Auspacken der übersandten Sachen, daß noch manch Notwendiges fehlt und nicht zu haben ist, — keine Tranchiermesser, keine Schaumlöffel, keine Suppenkellen, kaum einige hölzerne Rührlöffel. — Ich halte dem Herrn Inspektor gerade einen Sermon, wie ich den Betrieb eröffnen soll, wenn ich nicht einmal eine Kaffeemühle habe und diejenige — die er im nächsten großen Etappenort anfordern will — im besten Falle in 8 Tagen hier ist, als die französischen Ofensetzer erscheinen, um den großen Suppenkessel mit Feuerung einzubauen. Es sind stramme Burschen in der typischen blauen, weiten Arbeiterbluse, um den Arm die feuerrote Binde, die sie als Zivilgefangene im militärischen Alter bezeichnet. — Das notwendigste Gerät ist bald an Ort und Stelle. Doch zur etwaigen Verpflegung fehlt mir alles: Ich hab kein Gramm Kaffee, kein Brot, nichts im Hause. Erst im Augenblicke, da Verwundete eingebracht werden, erhalte ich vom Verpflegungs-Unteroffizier aus den Magazinen das Erforderliche. „Und wenn der erste Antransport mitten in der Nacht geschieht?“ frage ich. — Achselzucken. „Es wird schon klappen!“ — Auch das Bewußtsein: kein Stück Holz, keine Kohle zum Feueranmachen zu haben, verursacht mir einiges Alpdrücken, denn die Kommandantur erklärt, „erst am übernächsten Tage ein Gefährt zum Kohlentransport zu haben!“

Und richtig! Kaum bin ich müde in meinem Quartier angelangt, das ich mir in der Nähe in der Familie eines französischen Stoffabrikanten ausgesucht habe — da es sauber und nicht wanzenverdächtig aussieht — als ich alarmiert werde: ein Lazarettzug, von den Schlachtfeldern kommend, wird L. berühren und uns die ersten Verwundeten bringen. Zu meiner Freude haben die hilfsbereiten und kameradschaftlichen Sanitäter bereits in meiner Küche alte Kisten zerschlagen und von den Nonnen Kohlen entliehen und mir ein Herdfeuer angezündet! Die Nacht rückt vor. Wir alle warten, und da es kühl ist, scharen sich alle um das frisch entzündete Herdfeuer: Schwestern, Pfleger, die verwaltenden Herren vom Bureau, Militärkrankenwärter. Mit einem Seufzer der Erleichterung begrüße ich das Erscheinen von einigen Soldaten, die vom Magazin einen Riesenkorb mit Lebensmitteln für die nächsten 24 Stunden und einige weiße Emaileimer mit Milch anschleppen! Nun kann ich Suppe kochen und Kaffee und Butterbrote schneiden und belegen.

Da ertönen die Hupen von Autos. Durch das große, weit geöffnete Gartenportal winden sich langsam mehrere große graue Autos, welche an allen Seiten große rote Kreuze tragen. Es ist heller Mondschein und so das Ausladen der Verwundeten leichter als bei Fackelbeleuchtung. Von der Freitreppe hebt sich die Silhouette unseres Stabsarztes, der, in sein Kape gehüllt, wartet. Von fern dröhnt seit Stunden das rasende Trommelfeuer, daß die Fenster klirren. — —

Eine Tragbahre nach der andern wird im Vestibül abgestellt. Sich über jeden Verwundeten beugend, liest der Arzt die Wundtafel: Einen länglichen Streifen, der je nach der Schwere der Verwundung rote oder weiße Zeichen neben den ersten Angaben vom Verbandsplatz oder Lazarettzug über die Art der Verwundung und etwa erfolgten operativen Eingriffen trägt. — Bei einigen lautet der Befehl: „Sogleich in den Operationssaal!“ — Die andern jedoch werden in den Sälen entkleidet und gebettet. Fast ausnahmslos müde und erschöpft, sind sie doch erfreut und dankbar, wie ich ihnen Stärkung und Erfrischungen anbiete. Und wie schmeckt es ihnen! Zum Teil sind sie schon seit 4 und 5 Tagen ohne Nahrung, da die Feldküchen sich ihren Stellungen unter dem feindlichen Trommelfeuer nicht nähern konnten. — Als ich nach einiger Zeit mit meinem großen Tablett leerer Tassen, Teller und Schüsseln in meine Kellerküche wieder hinabsteige, erfüllt mich eine stille, freudige Befriedigung: unseren Feldgrauen dienen, helfen und ihnen dadurch danken zu können! — Inzwischen ist der neue Tag angebrochen. Die Sonne hebt sich. Als ich in mein Quartier gehen will, um mich vor der Besorgung des Morgenkaffees für das Personal aufzufrischen, begegnen mir die Nonnen auf ihrem Weg zur Frühmesse. Ganz in weite schwarze Mäntel gehüllt, das Haupt in schwarze Kapuzen, die Hände kreuzweise in die weiten Ärmel verborgen, ähneln sie den Mönchsgestalten in der Parrizida-Szene im „Tell“. Aber sie müssen umkehren, da just ein ländlicher Wagen ins Portal rollt und ihnen ein schwerkrankes kleines Franzosenmädchen aus der Umgegend bringt. Und der Herr Stabsarzt, der Vertreter unserer „Barbarennation“, läßt es sich nicht nehmen, trotz der durcharbeiteten Nacht das Kind sofort zu operieren und, somit gerettet, den Nonnen zur weiteren Verpflegung in ihre Abteilung zu übergeben.

Unter dem unaufhörlichen, entsetzlichen Trommelfeuer der nahen Schlachten, füllt sich unser Lazarett bald bis auf den letzten Platz. Zwei französische Frauen sind mir noch zugeteilt, die jedoch von morgens bis abends mit dem Geschirrspülen der fünf Mahlzeiten, für die Krankensäle beschäftigt sind. Nachdem mehrere mir zugewiesene Küchenordonnanzen sich durchaus nicht als Hilfe bewährt haben (einer von diesen Soldaten war bereits derartig „kriegsmüde“, daß er unter einem Nervenkolapps den großen Fleischkorb die Küchentreppe hinabwarf, als ich ihn anwies, Fleisch aus unserer Etappenmetzgerei zu holen!), angle ich mir einen Leichtkranken aus unserem Hause und mache mit diesem Soldaten, W., der eigentlich Blumenzüchter in Elmshorn ist, einen vortrefflichen Griff. Er ist nicht nur willig und geschickt, sondern er hat auch ein Herz für die kranken Kameraden, und das ist in meinem Betriebe — wo alles von Freudigkeit zu freiwilliger Arbeit durchdrungen sein muß, sehr wertvoll! Wenn ich morgens erscheine, hat er den Morgenkaffee bereits ausgegeben nebst den geschmierten Brotschnitten und breitet mir das uns zugewiesene Fleisch auf dem Küchentisch aus. Ich habe mir zu überlegen, was „aus dem Stück zu machen ist“. Für die sogenannte „dritte Kostform“ habe ich Braten zu richten. Für die „erste Form“ (die Leichterkranken) kann ich das Fleisch, in angemessene Stücke verteilt, zur Suppe in die große Bouillon kochen. Aber ich weiß, daß auch sehr gern die Leichterkranken „zwei Gänge“ essen, und richte es, wenn möglich, ein, für sie neben der Suppe Frikassee



v. Ledebur (Kaiser Maximilian) und Henny Porten (Kaiserin).



Carl Clewing (Schmied).



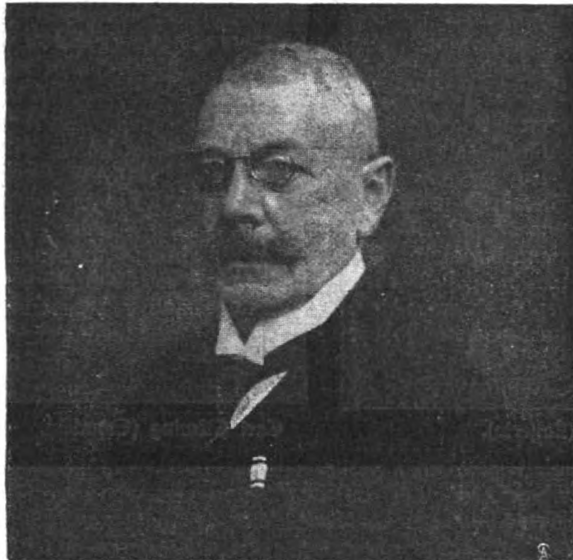
Von links: Karl Wallauer (Blücher), Ernst Groß (Der Alte Dessauer), Georg Kalkum (Friedrich Wilhelm I.), Schmidthäßler (Friedrich der Große), Henny Porten, Vespermann (Köhne Finke), Mühlhofer (Friedrich I. von Hohenzollern), Jansan (Der Große Kurfürst).

## „Der deutsche Schmied.“

Aus Anlaß des kaiserlichen Geburtstags fand im Zirkus Schumann eine Festvorstellung zum Besten der Kriegshilfe statt, der auch die Frau Kronprinzessin beiwohnte. Zur Aufführung gelangte das vaterländische Spiel „Der deutsche Schmied“ von Josef von Lauff, das die Entwicklung Deutschlands zur Macht und Größe in einer Reihe eindrucksvoller Bilder darstellt.

oder Gulasch oder Ähnliches zu den Kartoffeln zu geben. Für den dritten Teil der Kranken gibt es noch besondere Diätsuppen aufzustellen. Das Fleisch wird entbeint, die Knochen in die erste und dritte Formsuppen verteilt, die Braten zugesetzt, und dann geht es ans Streifenschneiden für Gulasch. Die Arme wollen erlahmen, aber die Zeit drängt, denn das zweite Frühstück muß besorgt werden. Zudem schleppt eben ein französischer Gärtner als Abgesandter der Etappengärtnerei 25 Riesenkohlköpfe an, die heute als Weißkraut in die Suppe sollen und von den Feldgrauen dafür vorbereitet werden müssen.

Nachdem mir noch zwei Leichtkranke in Emaileimern die Milch aus dem Magazin bringen und die



Spezialaufnahme der „Woche".

**Paul Marx.**

Chefredakteur des „Tags"

Erster Vorsitzender des Reichsverbandes der deutschen Presse, erhielt das Eiserne Kreuz am weiß-schwarzen Bande.

Pfleger auf großen Tabletten die Brotschnitten heraufholen, die W. wie eine Kompagnie Soldaten, in Säle eingeteilt, geschmiert und aufgestellt hat, habe ich mehr Muße, mich den Braten, dem Kartoffelpuree, dem Gemüse, dem Dörrobst, dem Gulasch und den Kartoffeln zu widmen. Ein Wagen fährt an der Küchentreppe vor und ein Trainsoldat schleppt einen Reisekorb mit Broten für den nächsten Tag an. Auch Selterwasser aus der Lazarettapotheke. Plötzlich stecken oben drei fremde Soldaten ihre Köpfe durch das Treppengitter und gleich kommt von ihnen die Kardinalfrage: „Kamerad, hast du nicht was zu essen?" — Da trete ich vor. „Wollt ihr einen Teller Bohnensuppe, Kameraden?" — Die Antwort von oben ist ein begeistertes Ja. „Woher kommt ihr denn?" — „Ach, Schwester, wir sind schon drei Stunden marschiert und hergeschickt, um uns — — entlausen zu lassen!" — (Die Desinfektionsanstalt liegt in unserem Lazarettgarten.) Aber ich überwinde stumm meine Angst vor Läusen, denn diese Kameraden haben sich dieses ungebetene Ungeziefer in den unwirtlichen Schützengräben in der Wacht ums Vaterland geholt — und nach wenigen Augenblicken sitzen alle drei behaglich löffelnd vor ihrer Bohnensuppe mit Speck, die ich von gestern übrighabe. —

Der verhängnisvolle Moment naht, in dem die Suppe dick wird und ständig gerührt werden muß, damit sie nicht — in Ermangelung eines doppelten Bodens im großen Kessel anbrennt. Ich befehle „erhöhte Alarmbereitschaft! Kinnriemen unten!" d. h., W. muß unaufhörlich neben dem Kessel stehen und rühren.

Ich habe meine große Portion Kartoffelpuree durchgepreßt und befinde mich auf der alltäglichen Suche nach Kochtöpfen. Zur Verteilung des Mittagessens liegt mir ein Zettel unseres Stationschefs vor, auf welchem genau bezeichnet ist: wie viele Kranke im Hause sind, wie viele von ihnen erste, wie viele dritte Form, wie viele Diäten zu bekommen haben. Die besonderen Portionen in Wein, Eiern und Kakes sind schon am Morgen von mir an die Schwestern in die Säle gegeben worden. Um 12 Uhr läßt W. das ersehnte Essensignal ertönen, und auf der Kellertreppe klappert es von vielen Tritten. Jeder Pfleger kommt mit einigen Leichtkranken seines Saales, um die verschiedenen Portionen heraufzunehmen. Man wünscht sich in dieser Stunde 10 Augen und Hände, um allen gerecht zu werden, um alles auf die Säle richtig zu verteilen, die Bratenportionen in Scheiben zu schneiden, desgleichen die Suppen, Gemüse und so weiter sättigend zu bemessen. Es ist eine mühsame Stunde. Aber in der dann plötzlich eingetretenen Stille — in der es noch das Essen für das Personal anzurichten gibt — freut man sich des Bewußtseins: unsere lieben Feldgrauen, die genug Schweres hinter sich haben, lassen es sich nun oben behaglich schmecken, und ich kann mit dazu beitragen, sie mit gesund zu pflegen!

Um drei Uhr ist Nachmittagskaffee mit bestrichenem Brot. Dann mache ich kurze Wege zu Besorgungen in französischen Läden. Meistens habe ich jedoch Anliegen und Anfragen beim Verpflegungsmagazin. Fast ein halbes hundert Schweine erwartet mit brüllendem Quiecksen ihre Tagesration am Nachmittag und gibt dem „ergreifenden Drama", das just ihnen gegenüber im Kino unseren Feldgrauen vorgespielt wird, eine Begleitmelodie. Ich lasse mir von einem Trainsoldaten den Stall öffnen, da auch unsere Küchenabfälle hier mitverfüttert werden — und — ein Blick von mir auf zwei unheimliche dicke Sauen, die sich in ihrem Fett kaum bewegen können, lassen mich sofort zum Herrn Verpflegungsinspektor schräg gegenüber wandern, um für das Lazarettmenü zur Abwechselung auch einmal Schweinefleisch „anzufordern!" — Dann ruft mich das Abendessen in die Küche zurück. Es gibt abwechselnd Tee und belegtes Brot oder Suppe mit Brot. — Nach dem Essen abends stiefelt W. mit einem Leichtkranken ins Magazin, um die Krankenkost für die nächsten 24 Stunden zu holen. Ich erwarte ihn zurück, um mir mein Menü danach für den andern Tag zu machen und das Obst oder die Hülsenfrüchte einzuweichen.

Ein kleiner Spaziergang durch den schönen Lazarettgarten beschließt meinen Arbeitstag. Einige der Verwundeten gehen noch gemächlich plaudernd auf und ab. Von oben aus den Sälen klingt wohl ein fröhliches deutsches Lied von einer Mundharmonika. In einer Laube im Winkel des Gartens aber sitzen die Nonnen unter einem liliengeschmückten Muttergottesbild im Kreise. In ihrer Mitte steht ein dreijähriges kleines Mädchen, das sie als Waise bei sich aufgenommen, mit gefalteten Händchen. Und sie alle beten murmelnd das Ave-Maria und den Abendsegen — — eine Idylle im Toben dieses Krieges!

# Der Weltkrieg. (Zu unseren Bildern.)

Verbreitet England durch seine überall geschickt verteilten Helfershelfer Nachrichten über ein Kriegsereignis, so weiß die Welt jetzt längst, was sie nicht glauben darf. Aber mit einer Beharrlichkeit, die einer besseren Sache würdig wäre, wird dieser bekannte und berüchtigte englische Betrieb fortgesetzt. England bleibt auch jetzt noch dabei, wenn ihm etwas Nachteiliges zugestoßen ist, den tatsächlichen Nachrichten durch Darstellungen gerade entgegengesetzten Inhalts zuvorzukommen. Es gibt das alte Verleumdungs- und Verdrehungsverfahren, mit dem es zu Beginn des Krieges und lange vorher uns geschadet hat, auch jetzt noch nicht auf; vielleicht in der Erwartung, es möchte doch noch irgendwo harmlose Gemüter geben, die darauf hereinfallen und uns indirekt schädigen.

So nimmt es nicht wunder, daß die Erfolge unseres Seegefechtes in der Nordsee in der Frühe des 23. Januar von England bestritten und entstellt werden.

Gleichgültig gegen Beifall oder Mißbilligung halten wir uns an die Tatsachen. Der Chef des Admiralstabes unserer Marine meldete, daß bei einer Unternehmung von Teilen unserer Torpedobootstreitkräfte in den Hoofden ein Zusammenstoß mit englischen leichten Streitkräften stattfand. Ein feindlicher Zerstörer ist während des Kampfes vernichtet, ein zweiter wurde nach dem Gefecht von unseren Flugzeugen in sinkendem Zustande beobachtet. Von unseren Torpedobooten ist eins durch erlittene Havarie in Seenot geraten und auch nach eingegangenen Meldungen den holländischen Hafen Ymuiden angelaufen. Unsere übrigen Boote sind vollzählig mit geringen Verlusten zurückgekehrt.

In den Berichten aus dem Verlaufe der vorigen Woche herrschen vor die Meldungen über die Wirkungen der Tätigkeit unserer Marine.

Sehr bezeichnend ist es, daß von einem einzelnen U-Boot gemeldet wird, daß es vor kurzem im östlichen Mittelmeer einen bewaffneten, voll beladenen feindlichen Frachtdampfer von etwa 5000 Tonnen und wenige Tage darauf den bewaffneten englischen Dampfer Garfield von 38 000 Tonnen mit voller Ladung auf dem Wege nach Port Said versenkt hat. Dasselbe Unterseeboot hat am 25. Januar etwa 250 Seemeilen östlich von Malta einen bewaffneten, voll besetzten feindlichen Truppentransportdampfer, der von einem französischen Torpedoboot begleitet wurde, durch einen Torpedoschuß zu Grunde geschickt.

Zahlreiche Meldungen von versenkten Schiffen bezeichnen die Fahrten unserer U-Boote. Der deutsche Kreuzerkrieg arbeitet tüchtig an der Zunahme der Schiffsraumnot.

Zu Lande bietet im großen ganzen auch diese Kriegswoche dasselbe Bild wie die vorige.

Im Westen wie im Osten stehen unsere Truppen in scharfer Bereitschaft. So bescheiden auch die Berichte von unseren Leistungen sprechen, ein grimmiger Ernst steht hinter jedem Wort. Und zwischen den Zeilen steht mit überzeugender Deutlichkeit, daß nichts versäumt wird, um jetzt, da es gilt, das Äußerste zu leisten.

Es sind recht energische Kraftäußerungen, deren Ergebnisse von der Obersten Heeresleitung berichtet worden sind.

Die Franzosen erfahren Fehlschläge an der Front unseres Kronprinzen. Wir haben ihnen die Höhe 304 entrissen. Erbitterte französische Versuche, sie zurückzugewinnen, sind blutig zusammengebrochen. Ferner sind in der Woevre-Ebene zum Schaden des Feindes Bewegungen erfolgt. Ebenso haben die Franzosen auf der Combres-Höhe und bei St. Mihiel die Schlagfertigkeit unserer Leute gespürt.

Mit Auszeichnung erwähnt wurde bei diesen Kämpfen das Verhalten der 73. Füsiliere, des Regiments Generalfeldmarschall Prinz Albrecht von Preußen aus Hannover.

Zwischen Ancre und Somme ist von reger artilleristischer Kampftätigkeit berichtet. Bei Armentières haben die Bayern die ihnen gegenüberliegenden Gegner ihren Zorn empfindlich fühlen lassen.

An der englischen Front sind feindliche Mißerfolge von Fromelles gemeldet. Bei La Bassée sind mehrere Vorstöße englischer Abteilungen gescheitert.

Die Ostfront ist nach wie vor in einer gewissen Bewegung, die den Russen keine Ruhe gönnt. Die einlaufenden Meldungen lassen erkennen, daß längs der Düna und ebenso bei Luck und ebenso an anderen Punkten der Ostfront den Russen beständig Abbruch geschieht. Die Kämpfe an der Aa brachten in ihrem weiteren Verlauf volle Erfolge unsern ostpreußischen Divisionen. Jedenfalls wird auch dort militärisch tüchtig gearbeitet, und wenn wir an unsere Truppen denken, so wissen wir, daß ein jeder Mann in der Stellung wie in der Bewegung in beständiger Übung seine Kampftüchtigkeit stählt und beständig Proben seiner Tüchtigkeit ablegt. Besteht doch der Inbegriff der Kriegstüchtigkeit heute in der pünktlichen Ausführung auch der kleinsten Dienstobliegenheiten.

An der rumänischen Front wurde der Erfolg der Einnahme von Nanesti des weiteren verstärkt. Es laufen Meldungen von erfolgreicher Tätigkeit unserer Truppen aus dem Casinu- und Putnatal ein. Im allgemeinen ist nichts von Bedeutung gemeldet worden.

Aus den Berichten von der türkischen Front geht hervor, daß die Türken sowohl bei Kut el Amara als auch an der persischen Front wie am Kaukasus ihren Mann stehen.

An der mazedonischen Front sind es allein die Serben, die sich betätigen, indem sie sich bei den Unsrigen blutige Köpfe holen. Die Serben sind ja auch anscheinend der einzige noch brauchbare Bestandteil des ganzen bunten Haufens, mit dem Sarrail auf seinem wenig beneidenswerten Posten steht. X.

Nummer 5. DIE·WOCHE Bilder vom Tage Seite 149.



Militär-Film-Stelle.

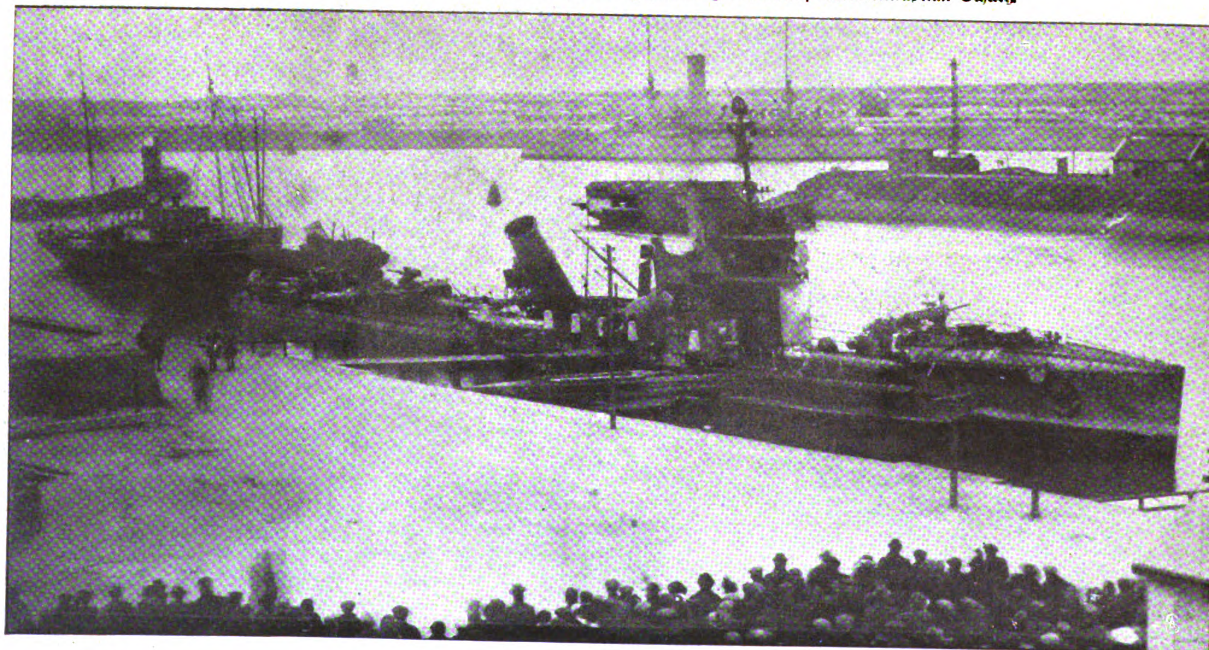
**Kaiser Wilhelm und Kaiser Karl.**

Kaisergeburtstagsfeier im Großen Hauptquartier.



**„V. 69“ im Hafen von Ymuiden: Zerstörungen am Schornstein.**

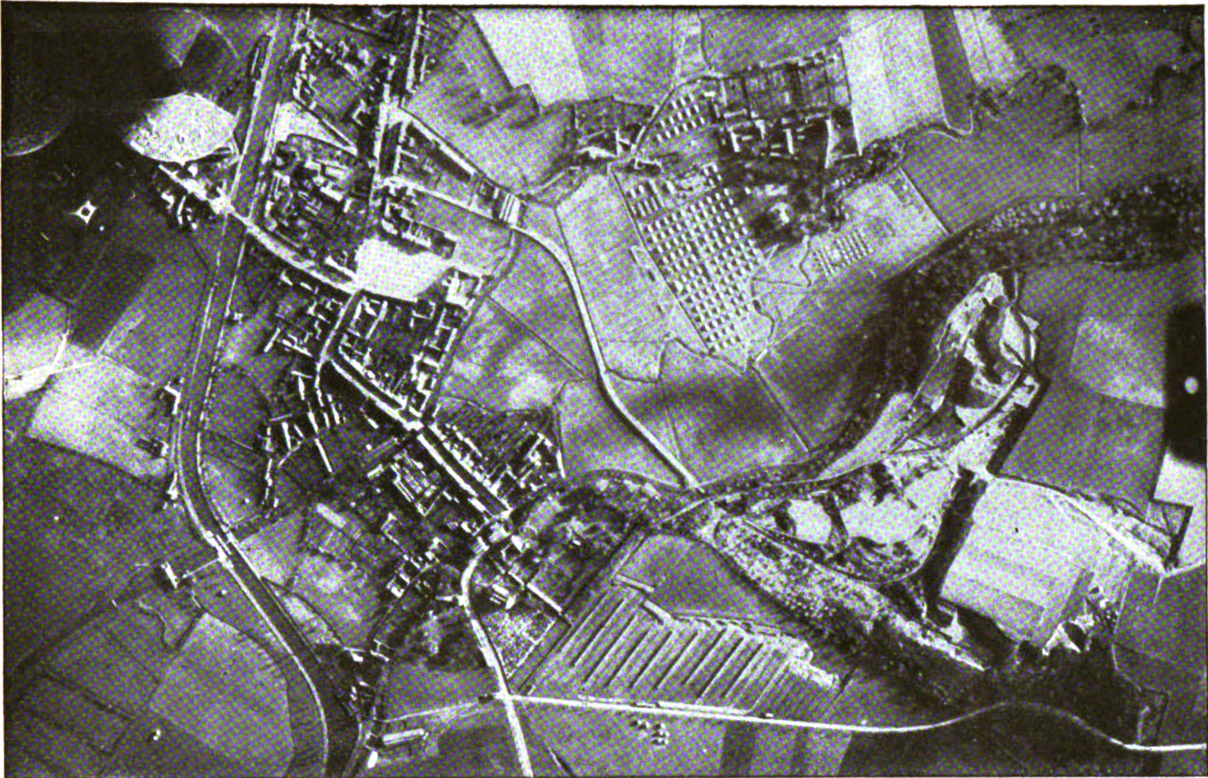
Oben: Der an Bord des Torpedoboots „V. 69“ gefallene Flottillenchef Korvettenkapitän Schultz.



Phot. „Holland“.

**Das nach ruhmreichem Kampf in den holländischen Hafen Ymuiden eingelaufene Torpedoboot „V. 69“.**

## „V. 69“ in Ymuiden.



**Englisches Truppenlager bei St. Omer in Nordfrankreich.**
Man sieht deutlich die große Zahl von Baracken im freien Felde.



**Nordteil von Verdun mit Zitadelle und Bahnhof. Im Vordergrund der durch Feuer zerstörte Stadtteil.**

**Deutsche Fliegeraufnahmen.**



Oben:
**Das Kaiserpaar in Innsbruck.**
(B. J. G.)

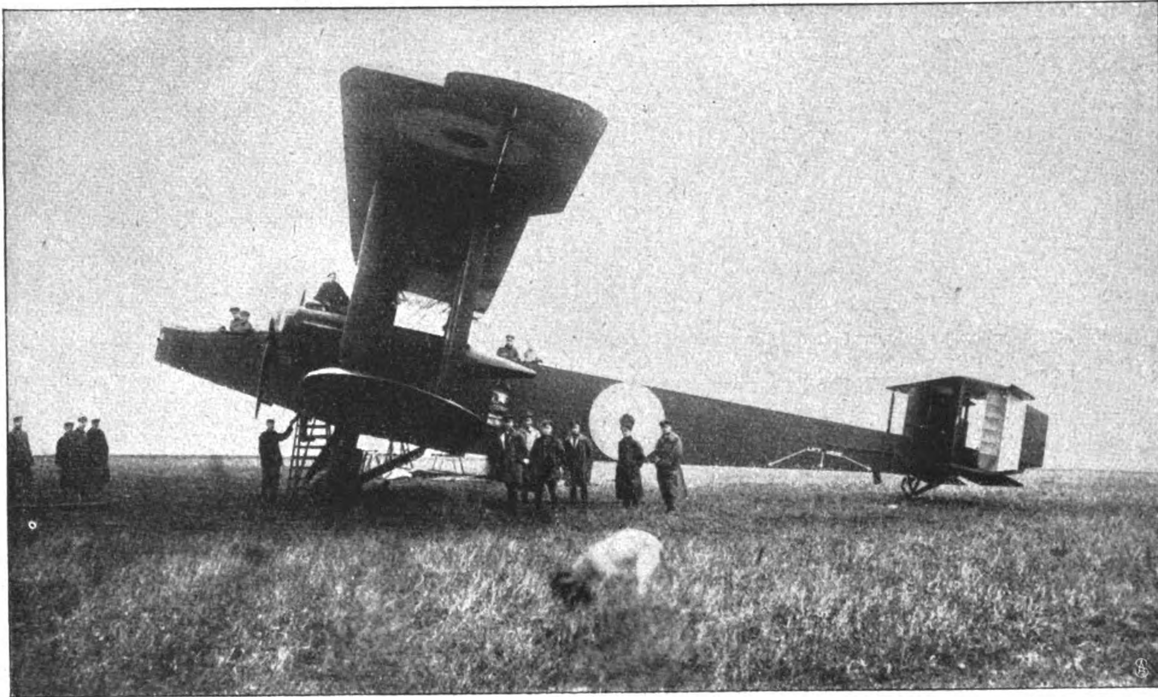
Unten:
**Der Kaiser im Gespräch mit alten Grödner Bauern.**
(Phot Müller.)

## Kaiser Karl und Kaiserin Zita in Tirol.

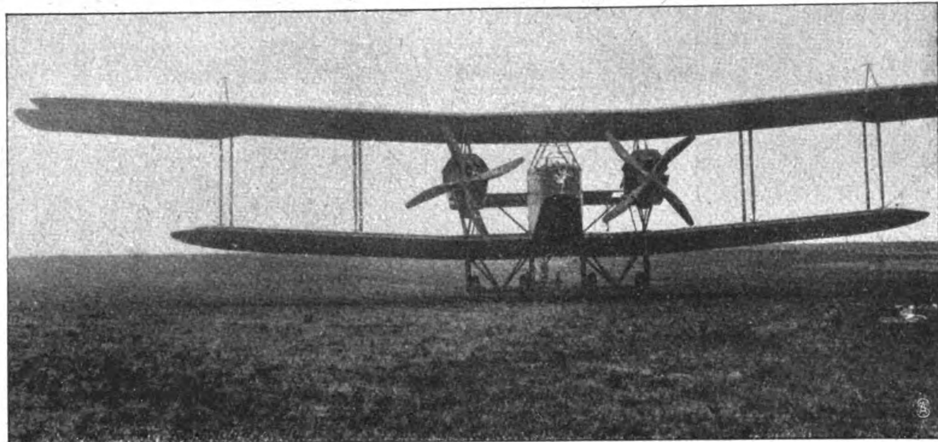




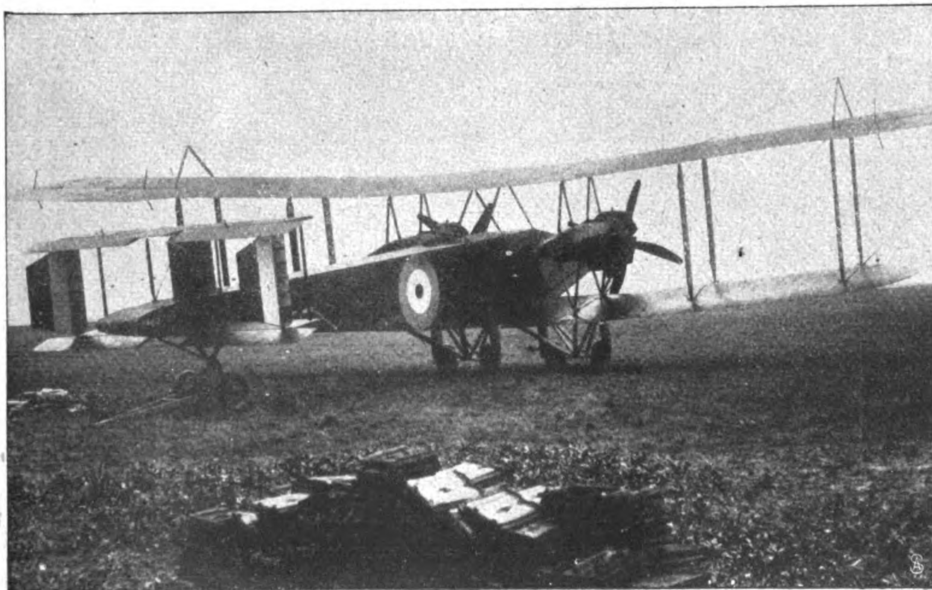
**Generalartillerieinspektor Generaloberst Erzherzog Leopold in einem Tiroler Grenzwerk.**



## Ein englisches Großflugzeug.



Wir bringen in beistehenden drei Abbildungen das Bild eines englischen Großflugzeuges, das bei Laon in unsere Hände gefallen ist. Das Flugzeug kam direkt von Margate in England und sollte durch die Besatzung nach dem Flughafen Esquennoy südlich Amiens verbracht werden. Die Insassen verloren aber die



Orientierung und erlebten das Mißgeschick, dieses neueste Erzeugnis des englischen Flugbaues in vollkommen unbeschädigtem Zustand an uns abliefern zu müssen. Die Gesamtflügelspannweite des Apparates beträgt 30 m, die Länge 20 und die Höhe 6½ m. Zwei 12-Zylinder Roll Royce-Motoren zu je 280 PS geben dem Flugzeug eine Geschwindigkeit von 120-130 Stundenkilometer. Die Bewaffnung besteht aus 3 Lewis-Maschinengewehren, eins nach vorn, zwei nach hinten feuernd. Die Besatzung beträgt 5 Mann.




Major Schwarz-Schadlowitz.


Leutnant Georg Hildemann.


Leutnant Scherr.


Phot. R. Zacharias.
Leutnant Ludwig Bauer.


Rittmeister Weyrauch.


Leutnant Oesterle.


Leutnant Erich Hampe.


Offiz.-Stellv. Bartels.


Phot. A. Wiesner.
Hauptmann Kunze.


Unteroffizier Karl Peuker.


Phot. Elite, Berlin W.
Leutnant Konrad Hinneberg.


Gefreiter Kraft.


Hauptmann Thiem.


Offiz.-Stellv. Fritz Tesmer.


Oberleutnant Peter Menthe.


Oberleutnant Max Herr.


Leutnant Otto Vetter.


Leutnant R. Illgner.


Leutnant Wilhelm Brinckmann.


Phot. Bätil.
Leutnant Reinhardt.


Phot. Kaßner & Heinisch.
Vizewachtmeister Paul Weiß.


Leutnant Franz Brenthel.


Phot. Kaeglein, Stargard.
Oberleutnant Gerhard Schmidt.


Obermaat Oswald Schütz.


Vizefeldwebel Hans Heider.



## Ritter des Eisernen Kreuzes I. Klasse.





1. Hauptmann von Vietsch (Leiter der Presseabteilung), 2. Hauptmann Billich, 3. Hauptmann Hildebrandt, 4. Regierungsrat Sachs, 5. Hauptmann Waldmann, 6. Hauptmann Beer, 7. Oberleutnant Chorus, 8. Leutnant Gerhardt, 9 Leutnant Skutta, 10. Leutnant Fickler, 11. Leutnant L gatz, 12. Leutnant Steppat, 13. Leutnant Krappe, 14. Oberleutnant Münkel, 15. Leutnant Oltersdorf, 16. Leutnant Koch, 17. Leutnant Gentzke, 18 Leutnant Born, 19. Oberleutnant von Donat, 20. Leutnant Kraule, 21. Oberleutnant Freitag, 22. Leutnant Schumacher, 23. Leutnant Zippel, 24. Leutnant Reinholz, 25. Oberleutnant von Benda, 26. Oberleutnant Körte, 27 Leutnant Weinberg.

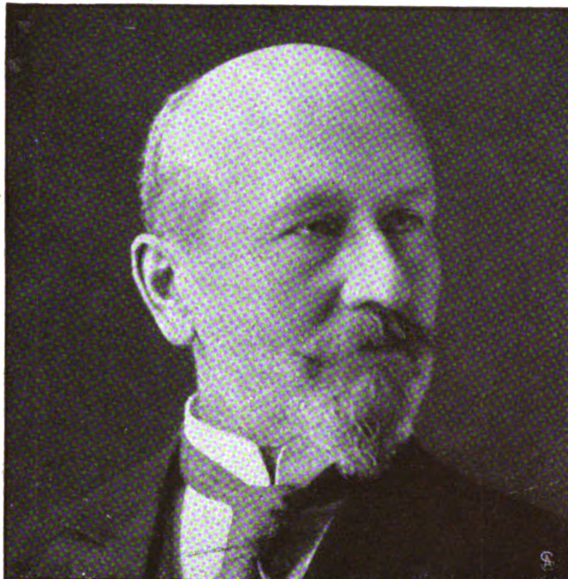
**Offiziere der Presseabteilung beim Oberkommando in den Marken.**

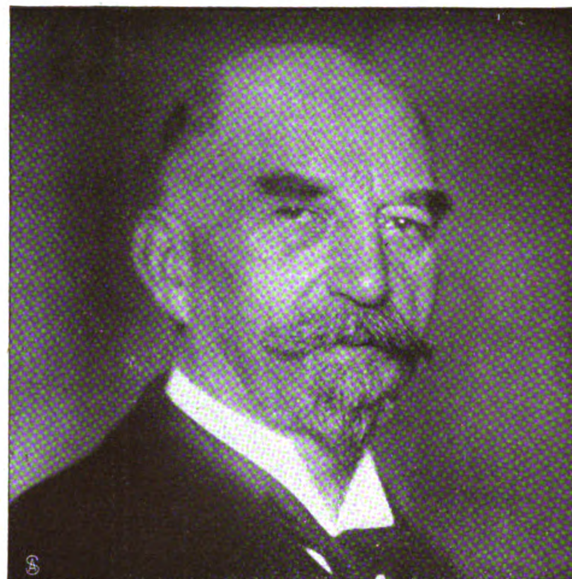


Spezialaufnahmen der „Woche".

1. Exzellenz v. Kessel, 2. Oberstleutnant v. Berge u. Herrendorff, 3. Major v. Conrady, 4. Unterstaatssekretär Dr. Drews, 5. Major Graf v. Plettenberg-Heeren, 6. Exzellenz Major Graf Hülsen-Haeseler, 7. Geh. u. Oberkriegsgerichtsrat Dr. Glasewald, 8. Geh. Oberregierungsrat Noedenbeck, 9 Oberstleutnant v. Barfus, 10. General Graf v. d. Groeben.

**Das Oberkommando in den Marken.**





Spezialaufnahmen der „Woche".

Der Direktor beim Reichstag **Geheimer Rechnungsrat Jungheim,** Der Direktor beim Abgeordnetenhaus **Geheimer Rechnungsrat Plate,**

wurden zu Geheimen Regierungsräten ernannt.



In der ersten Reihe sitzend, von links: K. Borsi, Komissar des preußischen Landwirtschaftsministeriums in Belgien, Leutnant Weißaerber, Rittmeister Von evert, Kgl. bayr. Wirkl Rat Dr. Friedl Martin, Regierungsrat Dr. Rintelen, Amtsnachfolger des Geheimrats Kaufmann, Geheimrat Dr. Kaufmann, Regierungsrat Dr. Banke, Rittmeister Dr. Sobernheim, Regierungsrat Kuhn, Leutnant Schraube, Dr. Dahberg, Stellv. Staatskommissar. In der zweiten Reihe stehend: Pfadfinder Kirchner, Girgensohn, Dr Beru, Levy, Kammergerichtsreferendar Dr. Schmidt, bayr. Bezirksamtsassessor Dr. Knoch, bayr. Regierungsakzessist Dollacker, Referendar Dr. Beutner, Wiener, Schmidt, Donnerberg, Becker, Regierungsbote. In der dritten Reihe stehend: Heuvelmanns, Urban, Boske, Liegnet, Frl Schulze, Frl Bechler, Frl. Marthe, Heitzl, Sekretär Huber, Krämer, Epping.

**Von der deutschen Verwaltung in Belgien:**

**Abschied des bisherigen Generalreferenten für Landwirtschaft in den besetzten Gebieten Belgiens, Herrn Geheimrat Dr. Karl Kaufmann (Landrat von Euskirchen).**

# Einiges über nervöse Angstzustände

## („Angstneurosen").

Von A. Eulenburg (Berlin).

Im Anfang des Weltkrieges hörte und las man häufig Ausdrücke wie „Kriegsneurasthenie" und „Kriegspsychose". Dann verstummten sie und verschwanden allmählich — weil nach dem fast einstimmigen Dafürhalten sachverständiger nerven- und seelenärztlicher Beurteiler sich die Überzeugung verbreitete, daß es besondere, nur durch den Krieg als solchen hervorgerufene und in ihrer Eigenartigkeit bestimmte Formen der Nerven- und Seelenstörungen nicht gebe — daß vielmehr nur die alten, längst bekannten und anerkannten typischen Formen nervös seelischer Erkrankung durch die Kriegsumwälzung, draußen und daheim, in allerdings verstärkter Häufigkeit und Schwere hervorgerufen und mit vielfach neu und eigenartig erscheinendem und in dieser Eigenartigkeit befremdendem Inhalt erfüllt werden.

Nun ist das, wie es ja bei der über Erwartung verlängerten Kriegsdauer nicht anders sein kann, meist wieder vergessen, hier und da auch nicht unbestritten geblieben — und man beginnt demgemäß wieder mehr namentlich den Ausdruck „Kriegspsychose" allzu unbedenklich und allzu uneingeschränkt im Munde zu führen. Das ist aber nicht gut und sollte nicht ohne Widerspruch bleiben, weil an solchen einmal in allgemeineren Gebrauch gekommenen Ausdrücken ein gewisser Ansteckungs- und Beunruhigungsbazillus haftet, der sich den ohnehin schon genug verängsteten und in ihrer moralischen Widerstandskraft nachlassenden Gemütern vieler unserer lieben Zeitgenossen nur allzuleicht einimpft. Es wird dadurch die Angst bei ihnen erzeugt oder, wenn schon vorhanden, genährt und befestigt, als ob lediglich auf Grund der Kriegsvorgänge die schweren und schwersten Formen geistiger Irrung auch bei zuvor völlig gesunden, in keiner Weise krankhaft prädisponierten (belasteten, konstitutionell neuro- und psychopathischen, minderwertigen) Personen erzeugt und zu vollem Ausbruch gebracht werden könnten. Etwas der bisherigen Erfahrung glücklicherweise durchaus Widersprechendes! Dagegen läßt sich allerdings nicht verkennen und muß darum offen zugestanden werden, daß sich unter den Einflüssen und Einwirkungen des Kriegslebens, draußen und drinnen, die Zahl solcher Fälle merklich vermehrt, die wir gewohnt sind, den nervösen Angstzuständen, der „Angstneurose" und der „Angsthysterie", zuzurechnen — und daß diesen Zuständen auch durch die gewaltigen Eindrücke und Erlebnisse und unlösbar daran haftenden Erinnerungen eine ebenso überraschende Eigentümlichkeit und Merkwürdigkeit des Inhaltes, wie fast unüberwindbare Zähigkeit und Festigkeit der Angstaffekte und der sich dem Bewußtsein aufdrängenden Angstvorstellungen und Vorstellungskomplexe, vielfältig verliehen wird. Eine Sache, die praktisch von um so größerer Tragweite ist, als sie nicht nur in die Beurteilung der allgemeinen und besonderen Verwendbarkeit für heeresdienstliche Zwecke, sondern noch weit darüber hinaus in Lebenstellung, Lebensglück und Schicksal der Betroffenen selbst und ihre Angehörigen leider höchst verhängnisvoll eingreift.

Eine gerade in letzter Zeit besonders häufig vorgekommene Form solcher Angstzustände betrifft nicht selten noch ganz junge Leute, die in allzu stürmischem Begeisterungsdrange, wie ihn ja zumal die ersten Kriegszeiten mit sich brachten, und in Überschätzung ihrer noch unerprobten körperlichen und seelischen Kräfte sich als Kriegsfreiwillige gemeldet hatten — aber nach wenigen, oft verhältnismäßig unbedeutenden Erfahrungen und Erlebnissen, selbst noch in der Ausbildungzeit aus der ungewohnten Umgebung entfernt, in Lazaretten untergebracht oder entlassen und heimgeschickt werden mußten. Die dieser Angstneurose Verfallenen können in ihrem nunmehrigen krankhaften Seelenzustande nicht das geringste, auch nur an den Krieg Erinnernde hören und sehen — sie können nicht davon sprechen hören, nichts davon lesen, können daher kein Zeitungsblatt zur Hand nehmen, keine Gesellschaft besuchen, kein öffentliches Verkehrsmittel benutzen, kein Gastlokal aufsuchen, wo sie etwa einer Uniform auch nur von fern ansichtig werden könnten, geschweige denn gar eines Kriegsverwundeten oder Verstümmelten. Einer dieser Bedauernswerten, den ich jüngst zu beobachten Gelegenheit erhielt, konnte nicht einmal das Zusammensein mit seinem von ihm überaus geliebten und verehrten Oheim, einem Oberstabsarzt, ertragen. So entwickeln sich bei diesen Neurotikern sekundär die Erscheinungen der Straßenangst, der Platzangst; sie verlassen das Haus nicht mehr, leben in völliger Einsamkeit vergraben, am liebsten wohlaufgehoben und behütet in einem Sanatorium — vorausgesetzt natürlich, daß nichts Militärisches dahin kommt. So traurig der Zustand übrigens erscheint, so ist er doch in den meisten Fällen wieder ausgleichfähig und bei Anwendung der nötigen Geduld und ergiebiger psychischer Einwirkung, wenn auch erst nach längerer Zeit, sogar vollständig heilbar.

Wenn es sich in derartigen, neuerdings sich mehrenden Fällen wohl fast immer um von vornherein krankhaft angelegte, belastete und leicht aus dem Gleichgewicht zu bringende Individuen handelt, so ist ein gleiches für die weitaus überwiegende Mehrzahl der mit nervösen Angstzuständen Behafteten, der „Angstneurotiker" und „Angsthysteriker", nicht minder anzunehmen und wird auch durch die tausendfach wiederholte Erfahrung überreichlich bestätigt. Woraus entspringt oder worin liegt nun das Wesen dieser krankhaften Disposition? Hier ist vieles noch außerordentlich unklar und dunkel; doch ist es uns vergönnt gewesen, namentlich im Laufe der beiden letzten Dezennien, einige große Fortschritte in der Erkenntnis zu machen, indem wir die hervorragende Bedeutung einiger in ihrer Funktion früher völlig unerkannten oder ungewürdigt gebliebenen drüsigen Organe nach und nach erforschten, die durch ihre nach innen (d. h. in die Blut- und Säftemasse hinein) erfolgenden Absonderungsprodukte, also auf innersekretorischem („endokrinem") Weg auf die wichtigsten Lebensfunkfionen, und namentlich auf die mannigfaltigen Tätigkeitsäußerungen des Nervensystems einen fast unbegrenzten, bald in gutem, bald in schlimmem Sinne der Veränderung, Umstimmung, der Reizung und Abschwächung, der Steigerung und Verminderung von Vitalität und Energie sich geltend machenden Einfluß ausüben. In die Zahl dieser

Drüsen gehören u. a. die Keimdrüsen (und zwar näher bestimmt die Zwischensubstanzen der Keimdrüsen) beider Geschlechter, die sogenannten Nebennieren, Schild- und Thymusdrüsen am Halse und die in der Schädelhöhle an der Gehirnbasis belegenen, als „Hirnanhang" (Hypophysis) und als Zirbeldrüse bezeichneten kleinen drüsigen Organe. Näher kann auf dieses sich neuerdings immer weiter und weiter erschließende Gebiet hier natürlich nicht eingegangen werden; nur auf die ungemeine Wichtigkeit der Mehrzahl dieser Drüsen für die Vorgänge des gesunden und kranken Geschlechtslebens und damit für die zahlreichen, gerade mit diesem innig zusammenhängenden Formen nervöser Angstzustände sei noch kurz hingewiesen.

Hier ist freilich noch einer ganz anderen, neuerdings einen sehr weiten Raum einnehmenden Seite der Betrachtung zu gedenken, die an die von dem Wiener Nervenarzt Freud und seiner Schule im Laufe der letzten 20 Jahre ausgebildeten und mannigfach differenzierten Lehrmeinungen und Methoden der sogenannten Psychoanalyse anknüpft. Es sollten sich danach diese Formen der „Angstneurose" und der „Angsthysterie" fast unfehlbar stets auf der Grundlage einer auf geschlechtlichem Gebiete liegenden seelischen Schädigung und Verwundung (eines „sexuellen Traumas") entwickeln, das wenigstens nach den ursprünglichen Lehren Freuds und seiner Adepten — von denen nach und nach die meisten abtrünnig wurden und eigene Wege einschlugen — immer in die früheste Lebensperiode, meist in die allerersten Kindheitsjahre zurückreichen, in die Tiefen des „Unterbewußtseins" versenkt und aus seiner mehr oder weniger langjährigen Vergessenheit und Vergrabenheit durch das Kunstmittel der Psychoanalyse wieder hervorgelockt, ans Licht gefördert und zum Abreagieren, der damit zusammenhängende nervöse Angstzustand so zum Verschwinden gebracht werden sollte. Es unterliegt wohl keinem Zweifel, daß diesen Anschauungen ein berechtigter Kern zugrunde lag, daß man aber den Doppelfehler beging, einerseits die Lehre vom „sexuellen Trauma" viel zu sehr zu verallgemeinern, anderseits dieses veranlassende Trauma mit Unrecht in die früheste Kindheit zu verlegen, von welchem Doppelfehler allerdings anfängliche Anhänger und Apostel der Freud-Lehren, wie z. B. der Nervenarzt Wilhelm Stekel in Wien, sich nach und nach freimachten. Nicht ohne geistreiche Bosheit schildert Stekel das zu diesem Zwecke angewandte Verfahren: „Es gab viele Jahre, in denen die Psychoanalyse nichts anderes war als eine Jagd nach den ‚verdrängten Traumen' der Kindheit. Fiel dem unglücklichen Patienten nichts ein, so wurde die passive Resistenz als böser Wille des Unbewußten gedeutet, das seinen sicheren Besitz an lustbetonten Erinnerungen nicht hergeben wolle. — Manchmal wurde der Kranke des Widerstandes müde und brachte mehrere erlösende Traumen, deren Bewußtmachung nun die Genesung einleiten sollte" usw. — Es leuchtet ein, daß sich bei ausgiebiger Durchführung dieser „Methode" Erträumtes, phantastisch Ausgestattetes und frei Erfundenes im Gehirn des Kranken oft kaum noch auseinanderhalten ließen — daß sich die Ergebnisse von Selbsttäuschung und bewußter Täuschung zur gemeinsamen Irreführung des Arztes vielfach vereinigen mußten!

Dies sehr interessante Thema läßt sich für diesmal hier nicht weiter verfolgen. Es muß jedoch hervorgehoben werden, daß sich auch gerade von dieser Seite her vielfache Anknüpfungen und Beziehungen zu den nervösen Angstzuständen der Kriegzeit darbieten, da auch diese unter der Mithilfe von „sexuellen Traumen" in nur zu großem Umfange ausgelöst oder genährt und verstärkt werden. Wenn der Gegenstand vielleicht auch etwas heikel erscheint — wir haben es ja den großen Interessen der Öffentlichkeit gegenüber glücklicherweise verlernt, einer altmodischen Prüderie auf diesem Gebiete Rechnung zu tragen! Zweierlei untereinander sehr verschiedenartige, ja geradezu entgegengesetzte Momente sind es, die hier vorzugsweise in Betracht kommen. Einmal der unheilvolle Einfluß wirklich erworbener oder auch nur mit Unrecht befürchteter Geschlechtskrankheiten und ihrer Folgezustände auf das Nerven- und Seelenleben; ein Einfluß, den man sich vielfach gar nicht bedrohlich genug, gar nicht in seiner vollen lastenden Schwere und Verderblichkeit für die Betroffenen vorstellen und im einzelnen ausmalen kann. Jedem Nervenarzt sind ja die traurigsten Beispiele der Angst vor Rückenmarks- und Gehirnerkrankungen („Tabophobie" und „Paralyseophobie") aus eigener reicher Erfahrung gegenwärtig. Nach dieser Richtung hin hat sich namentlich die Deutsche Gesellschaft zur Bekämpfung der Geschlechtskrankheiten unter ihren Führern, dem leider kürzlich verstorbenen genialen Albert Neißer und A. Blaschko, außerordentliche Verdienste erworben. Aber auf der anderen Seite kommen auch die kaum minder schweren nervösen Schädigungen in Betracht, die aus dem aufgenötigten andauernden isolierten Leben den im Felde befindlichen Männern wie den daheim gebliebenen Frauen in natürlich nicht allen, aber immerhin zahlreichen Fällen erwachsen. Man hat diese Schädigungen mit Unrecht bestritten und wegzuleugnen gesucht; sie sind zweifellos vorhanden, und es können hieraus gerade die schwersten Formen der Angstneurose und der Angsthysterie erwachsen.

Ob hier durch Einzelmaßregeln, z. B. durch einen häufiger oder regelmäßig zu erteilenden „Eheurlaub", wie man vorgeschlagen hat, manches gebessert werden könnte, mag dahingestellt bleiben. Im ganzen würden sich ja derartige Maßregeln, falls sie durchführbar sind, im Einklange mit dem halten, was wir auch aus anderen Gründen als weitsichtig erfaßte Ziele unserer „Bevölkerungspolitik", als Abhilfsmittel für das sich mit immer wuchtigerer Schwere aufdrängende Problem des Geburtenrückganges ins Auge zu fassen gewohnt sind. Aber freilich dürfen wir gerade hier von äußeren Hilfsmitteln nicht zu viel erwarten, wie dies noch kürzlich der neuerwählte Rektor unserer Universität, der berühmte Frauenarzt Ernst Bumm, in seiner Rede zum Rektoratsantritt so schön ausgeführt hat. Hier bedarf es vielmehr einer inneren Erneuerung und Kraftentfaltung, wozu, wie Bumm sagt, „vielleicht die gewaltige Erschütterung durch den Krieg, der Einfluß der Millionen, die aus der Front mit Erlebnissen ohnegleichen und einer neuen Lebenswertung zurückkehren, die Läuterung von den Schlacken zuwege bringt, die eine allzu üppig und einseitig sprossende Kultur in der Volksseele hat entstehen lassen".



Eisgang im Hafen.



Phot. Reich.

Altes Fischerhaus in Waltershof.

Hamburger Winterstimmungsbilder.



1. Sänger Schlaegel (von der Oper in Köln), 2. Kapellmeister Schlägel, 3. Sänger Robert Bröll (Dresden), 4. Frau Oberleutnant Windel (Brüssel), 5. Frau Käthe Küster-Herold (Köln), 6. Lektor Dr. Wirth (Berlin), Mitarbeiter der Pressedeligierten in Gent, 7. Frau Lili Kaufmann (Berlin).

**Geistliches Konzert „Die niederländischen Meister vom Mittelalter bis zum 19. Jahrhundert" in Gent: Die Mitwirkenden.**



**Einweihung der „Eisernen Tür Landsberg" im Hauptportal der 650 Jahre alten Marienkirche in Landsberg a. W.**



Photo-Vertrieb

**Feldmarschalltnt. Frhr. v. Hübel,**
Kommandant des k. u. k. Militärgeographischen Instituts in Wien.

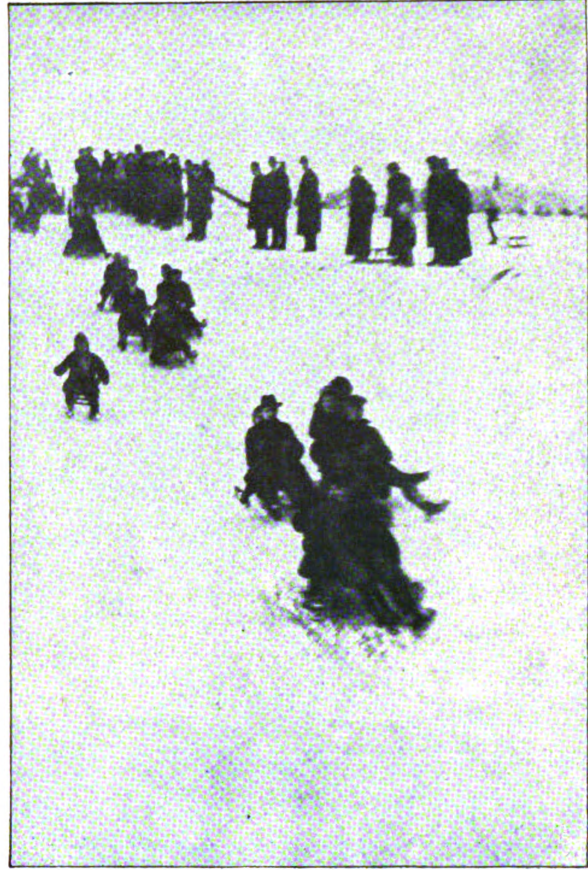


Phot. Exner.

**Ernst Patermann,**
der Erfinder des Ölkohlenporträts, feiert seinen 80. Geburtstag.


Phot. P. J.G.

**Eislaufmeisterschaft in Berlin.**
Frl. Thea Frenssen (B. S. C.) gewinnt die erste deutsche Kriegsmeisterschaft.


Phot. Groß.

**Bei der Fahrt ins Tal.**


Phot. Groß.

**Ankunft der Sportlustigen im Grunewald.**

# Berliner Wintersport.



**Kriegshilfe in Lauenburg i. P.: Die zur Nähstube umgewandelte Turnhalle,**
in der die im Felde gesammelten zerrissene Soldatenwäsche geflickt und wieder instand gesetzt wird



**Tilla Durieux als Frau Inger.**



Zander & Labisch phot.

**de Vogt als Nils Stenssön.**

**Aufführung von Ibsens „Frau Inger auf Oestrot" im Berliner Kgl. Schauspielhaus.**

# Der Hof in Flandern.

Roman aus dem Völkerkriege.

Nachdruck verboten.
21. Fortsetzung.

Von Georg Freiherr von Ompteda.



Herr von Bißwang hatte nicht eben leise gesprochen, und einer der Kerle, der gerade vorbeistrich, duckte sich förmlich. Mit einem Mal war der Flur leer. Stine kam die Treppe herab, die große, blonde, der das kleine Volk nicht bis zur Brosche mit dem Roten Kreuz reichte. Er ging ihr entgegen. Sie blieben miteinander stehen, wo die Theaterzettel angeschlagen waren, und er las voll Staunen, wie man sich vergnügte überall. Er machte ein finsteres Gesicht. Gewohnt, Stine alles zu sagen, was ihn bedrängte, fing er davon an. Sie beruhigte ihn. Sie sprach von den Pflichten, aber auch von dem Schweren jener, die daheimgeblieben waren. Schauspieler, Musik, Theaterarbeiter, alle müßten doch leben. Durch gute Stimmung solle auch Schwächeren daheim das Durchhalten erleichtert, die Geldkampfkraft gesichert bleiben. Sie redete warm, meinte aber gleich bescheiden, es sei nicht ganz ihre Weisheit: die Ärzte im Lazarett hätten es gesagt. Seine Mißstimmung schien verflogen. Er blickte ihr ganz nahe ins Gesicht: „Mein Stinchen weiß alles. Weißt du, was ich jetzt möchte?"

„Nun?" lächelte sie, und ihre Augen waren ihm so nahe, daß sie fast schielen mußte.

Er sagte ernst und feierlich: „Gnädiges Fräulein, jetzt möchte ich Euer Hochwohlgeboren vor allen Menschen hier einen Kuß geben."

Sie lachte nur und zog ihn fort. Denn nun mußten sie doch endlich essen. Aber da wurde gerade der Kriegsbericht der Obersten Heeresleitung angeschlagen. Sie traten heran, zwanglos Arm in Arm, und fingen an zu lesen. Plötzlich wandte er sich zu ihr: „Was? Westlich Bobines große Artilleriekämpfe?"

Und er sagte ganz träumerisch: „Das ist bei uns. Und ich bin nicht dabei!"

Sie war nicht gekränkt: „Wir werden dich gesund machen, und dann kommst du wieder hinaus. Wenn ich ein Mann wäre, möchte ich auch nicht hier sein."

XV.

Mit dem Schlag sieben Uhr morgens deutscher Zeit setzte es ein, gerade als General von Flurschütz vom Liller Bahnhof zurückfuhr. — Major von Esserte hatte die Gelegenheit benutzt, auf dem Rückwege beim Generalkommando vorzusprechen. General von Kitzingen war ausgeritten, der Stabschef dagegen machte im Park seinen Morgenspaziergang. Bei drohender Körperfülle ritt er nicht nur, sondern pflegte in früher Morgenstunde im Garten zu „laufen". Der Generalstabsoffizier der Division sah schon von weitem die mächtige Gestalt des Obersten Bach barhaupt durch die Büsche flitzen. Er rief von weitem: „Jawohl, ein schlanker Reiter wie Sie braucht das nicht. Aber ich bei der Schreibtischarbeit?"

Er hatte hoch gesprochen wie immer, wenn er gemütlich war. Plötzlich stand der Unteroffizier aus Bordeaux da, versuchte Stellung zu nehmen, trat aber bei jedem Wort einen Schritt weiter vor und pirschte sich so allmählich heran: „Herr — Oberst — Meldungen — von verschiedenen — Stellen."

Im gleichen Augenblick hörte man fernen Kanonendonner. Von allen drei Divisionen, die dem Korps unterstanden, wurde Feuerüberfall gemeldet. Oberst Bach sagte nur, indem er Major von Esserte eine Verbeugung machte, die dieser mit seiner strengen Dienstlichkeit erwiderte: „Eine Kraft wie Sie ist jetzt nötig vorn."

Während Major von Esserte die Straße nach Ralinghien hinunterfuhr, klang immer stärker das Rollen der Geschütze. Hatte man sonst einigermaßen die Richtung unterscheiden können, aus der das Kanonengebrüll kam, so traf jetzt Donner, Rasseln, Krachen, Dröhnen das Ohr von allen Seiten. Bisweilen schienen die Luftwellen stärker von Ypern zu schallen, dann wieder war es, als trüge sie der Wind von Armentières herüber. Bald sah man in der Ferne die Staubsäulen der Granaten steigen. Als ob Irrlichter tanzten, zuckten sie bald hier, bald dort auf. Der Hof Ralinghien schien nicht unter Feuer zu liegen, wohl aber das Dorf. Sie fuhren nicht bis an den Park heran, denn einmal war die Straße zerschossen, dann sollte der kostbare Wagen nicht in Gefahr kommen. Major von Esserte schickte also Klostermann nach La Grenouillère zurück. Das Bild der Ferme war völlig verändert. Wohl führten noch Baumreihen nach dem alten Haus, aber Lücken in ihnen hatten Ausblicke freigelegt. Der Park hob sich nicht mehr als Masse ab, sondern glich, wie in Opendaele drüben, nun Gestrüpp und Unterholz. Nur einzelne schöne Bäume ragten unversehrt. Als der Generalstabsoffizier den Trichtern und aufgeworfenen Erdwällen ausweichend in die Nähe des Schutthügels kam, einst die Wohnstätte von Menschen, erblickte er draußen gegen den hellen Himmel die Gestalten des Herrn de Battaignies und seiner Töchter. Das Halstuch des alten Patrioten wehte, sein ungeschnittenes, langes, wirres, weißes Haar flatterte im Winde, und der stoßweise Luftstrom trug die Kleider der Damen gleich bauschenden Fah-

nen seitwärts hinaus. Sie standen unbeweglich, die drei, und blickten auf das Schauspiel, wie die Erde ihrer Heimat dampfte und rauschte drüben längs des Hügelzuges von Ralinghien.

Unteroffizier Rosenthal kam schon dem Major entgegen. Der sagte: „Ich weiß!", setzte sich an den Tisch, nahm den Hörer, und während er horchte und sprach, las er die Meldungen, die schon vor ihm lagen. Major Rennhöfer trat ein. Sie nickten sich zu.

Kurz darauf erschien dann der Generalleutnant. Die Majore standen auf. Dann ging die Arbeit weiter, das Hören, den Bleistift in der Hand, um aufzuschreiben, was die draußen meldeten, mitteilten, wünschten, zur Erwägung gaben. Ja, es ging los! Die Brigade Colm meldete, der Sprengtrichter auf Höhe 40 sei unter Feuer. An der Stellung am berühmten Badehäuschen hätten die Engländer eine Mine gesprengt, aber zu kurz, so daß der erwartete englische Angriff ausgeblieben sei. Ja, die Deutschen hatten sogar sofort den neuen Sprengtrichter besetzen können. Hauptmann Hasenclever fragte an, ob General von Flurschütz etwa bei der Division eingetroffen sei. Er schien besorgt um ihn, denn die Strecke Belvoorde—Ralinghien lag unter schwerem Feuer.

Bei der Division wußten sie nichts von dem General. Er war eben auf dem Rückwege vom Bahnhof Lille. In der Vorstadt, die sie durchfuhren, standen die Franzosen auf der Straße und lauschten hinaus; an den immer leise klirrenden Fenstern waren Köpfe erschienen. Man rief einander etwas zu, dann hoben sich wieder die Köpfe, man lauschte, suchte, sehnte, zitterte, bangte, denn seit sie zum erstenmal den Donner von Kanonen gehört, hatten sie solch furchtbares, ununterbrochenes Rollen nicht vernommen.

Der General suchte den Weg abzukürzen. Die Karte und ein Vergrößerungsglas in der Hand, befahl er seinem Fahrer wie ein Kapitän am Sprachrohr: „Rechts, links, geradeaus." Der Feldweg wurde immer schmäler und hörte schließlich auf. Wütend stieg der kleine General aus: „Kehrt, kehrt!" Während die beiden vorn nebeneinander sich umdrehten, um eine Brücke zu finden über den Straßengraben aufs Feld hinaus, daß sie den Wagen rückwärts hineinfahren könnten, lief General von Flurschütz im wehenden offenen Mantel zu einer Ziegelei, vor der ein paar Franzosen standen und hinauslauschten, was da nur vor sich ging, denn das ganze Land schien in Aufruhr. Ein niedriger, oben stumpf abgebrochener Schornstein ragte. Ein Unteroffizier trat aus dem Haus, dessen zerbrochene Scheiben man durch Bretter ersetzt hatte. Er wies die Franzosen fort, einen alten Kerl in weiten Pluderhosen, ein schmieriges Weib, das Schürzenband tief eingeschnitten in den miederlosen Leib. Sie trollten sich mißmutig. Der General rief den Unteroffizier heran: „Was ist hier?"

„Artilleriebeobachtungsstelle, Herr General."

Da trat einer in blauem Monteuranzuge aus dem Maschinenhause neben dem Schornstein. Leutnant, der er war, meldete er sich. Eben war er beschmutzt heruntergeklettert von der Beobachtung an der Mündung der Esse und schickte nun einen anderen Beobachter hinauf. Er fragte den Unteroffizier: „Was haben die Leute da zu suchen?"

„Sind ganz harmlos, Herr Leutnant. Sie graben immer hinten Zuckerrüben aus, und auf dem Felde können sie nischt sehen."

„Egal, schmeißen Sie jeden raus."

Dann huschte er dem General nach in das Zimmer, wo nichts stand als ein roher Tisch mit den aufgespannten Karten und in der Ecke ein Strohlager, ein Mantel, ein Artilleriehelm. Der junge Offizier zeigte die einzelnen Punkte, vom Gegner belegt oder von eigener Artillerie befunkt. Mit der Schnur visierte er sie. Dann nahm er seinen Bleistift und zeichnete dem General die Straße ein, auf der er am besten vorkam.

„Wann hat es angefangen?" fragte General von Flurschütz.

„Sieben Uhr, Herr General, der erste Schuß."

„Guten Fortgang! Danke. Grüßen Sie General Höhne."

„Zu Befehl, Herr General."

Er rief den Kraftwagen. Bisweilen kamen Schrapnells über sie gespritzt. Der Fahrer verlangsamte den Gang, da die Straße nicht eingesehen war, es sich also nur um Streufeuer auf gut Glück handeln konnte. Und sie hatten Glück, das Schrapnellfeuer schwieg wie auf Kommando. Als sie eben in Ralinghien einfuhren, schmetterte es rechts und links in die Gärten. Häuser, noch heute, als sie beim Morgengrauen fortgefahren waren, unversehrt, hatten in den kaum zwei Stunden, die das Feuer nun dauerte, ihre Ziegel quer über die Straße ausgeschüttet wie einen Kinderbaukasten. Nun lagen Möbel, Kleider, Hüte, die Fächer aus den Gestellen eines Kaufladens, Bilder, Betten wild durcheinander, denn die Stockwerke hatten sich stürzend verschieden schnell entleert. Wie mit unterschiedlich weit vorgelaufenen Lawinenzügen oder Lavaströmen war die breite Hauptstraße bedeckt. Herrenlose Köter irrten umher, scheu, mit eingeklemmtem Schwanz und hängender Zunge. An einem Zaun hing eine aufgespießte Katze, den Kopf nach unten. Sie mochte gerade, als sie sich retten wollte mit einem Sprung über die Eisenspitzen, von Geschossen ereilt worden sein.

Der General ließ das Auto in den Feuerschatten der Häuser fahren gegenüber von seinem Quartier. Einen flüchtigen Blick warf er auf die „Mairie". Auch

sie hatte in den zwei Stunden der Abwesenheit das Schicksal des Krieges ereilt: ihr Dachstuhl war zusammengebrochen, der Balkone Gitter pendelten im Wind. Ja, der Zugang war durch frisch abgestürzte Ziegelmassen des oberen Stockwerkes verschüttet. Als der General über die Trümmer stieg, schmetterte drüben neben seinem Kraftwagen eine Granate in ein schmales Haus, die fast städtische Apotheke. Eine Staubsäule schoß auf wie roter Brand. Es roch nach Schwefel, Sprengstücke klatschten an die Wand. Sobald die Entladung verklungen war, sah man Köpfe an den Kellerluken erscheinen. Frau und Tochter des Maires liefen auf die totenstille Straße und blickten mit neugierig wollüstigem Grauen hin. Und die Alte deutete mit dem hageren, von Arbeit, Nichtwaschen, Staub und Dreck schmutzigen Arm hinüber. „C'est là bas", schrien Mutter und Tochter sich an und starrten dem schwarzen Qualm nach, der vom Winde getrieben die Dorfzeile sich herabwälzte, roter Ziegelstaub hinterdrein. Überall tauchten sie auf: Kinder, Weiber, alte Männer, und schauten und schauerten und dachten: es ist wenigstens nicht bei uns. Mancher auch meinte wohl, es möchte dem reichen Pillendreher nichts schaden.

Der General ging in den Unterstand. Er kümmerte sich nicht um die Franzosen. Hundertmal brachte man sie in Sicherheit, hundertmal waren sie wieder da wie unartige, neugierige Kinder. Hauptmann Hasenclever und der Ordonnanzoffizier waren auf dem Gefechtstand in Belvoorde. Als sein General mit ihm sprach, war der gute Hasenclever ganz erleichtert. Er bat den Herrn General himmelhoch, dort zu bleiben, denn der Weg zu ihnen hinaus sei unter „abenteuerlichem" Feuer. Doch der kleine General ging allein zum Erkunden durch die Dorfstraße bis zum Nordausgang. Er spähte die Ypener Straße hinauf. Eine einzelne Granate schlug einmal ein, sonst schien es da drüben ruhiger zu sein. Nur Opendaele rauchte. rauchte, rauchte. Der General pfiff dem Wagen, dann rasten sie die Yperner Chaussee hinunter. Vor der Bodenwelle schickte er den Wagen zurück und ging allein, den gleichen Weg wie einst sein Ordonnanzoffizier. Es heulte hoch und hell, der Ton sank. Mit einem Satz war General von Flurschütz im nächsten verlassenen englischen Graben, rutschte aus auf dem glitschigen Boden, kroch vor und kauerte sich dicht an die Wand vorwärts zum Feinde. Ein Donner krachte, und der notdürftig Gedeckte wurde mit Erdklumpen überschüttet, während zischend, fauchend Sprengstücke fortsausten. Nun steckte er den Kopf heraus. Hier, wo sonst immer die Infanteriegeschosse pfiffen, sah man sie jetzt nicht aufspritzen auf den Boden, und der kleine General schwang sich auf den Rand des Grabens. Er lief ein Stück. Heulend kam es an. Er warf sich hin. Es platterte, spritzte, hagelte, pfiff. Er rannte weiter. Das ganze Land schien zu beben. Aus dem weiten Lehmbereich sprangen graue Schmutzfontänen. Immer wieder lag der Eilende am Boden. Da kam die Straße. Er kroch im Graben hin. Als ein paar Schrapnells ihre Büchse entleerten, schlüpfte er unter eine breite Erdbrücke, die den Graben überwölbend zum Felde führte, darüber wohl tausendmal schwerbeladene Wagen voll des Segens des Landes, voll Zuckerrüben, geschwankt sein mochten. Der General kroch rückwärts wieder ans Tageslicht. Ratsch! kam eine neue Ladung. Es war schon zu spät, sich zu decken, doch er hatte Glück, sie tat ihm nichts. Endlich stand er am Unterstand, mit Herzklopfen, nicht wegen der englischen Grüße, aber bei seinen 53 Jahren ging das Laufen nicht mehr so wie mit zwanzig und drei. Er wartete, bis er zu Atem kam, dann riß er die Tür auf. Der Ulanenordonnanzoffizier stand stramm. Hauptmann Hasenclever kam ihm entgegen: „Herr

## Mackensens Urteil über den „Tag".

Danzig 31. 3. 13.

Verlag August Scherl,
Berlin

Auf Ihre seitens erhaltene Aufforderung zum Abonnement auf den „Tag" teile ich Ihnen ergebenst mit, daß ich seit dem Erscheinen des „Tag" dessen Leser u. Abonnent bin. [illegible] gegen den Offizier [illegible] der schwarze „Tag" berichtet schnell u. zuverlässig u. der rote „Tag" anregend u. belehrend durch die Vielseitigkeit u. Gediegenheit seiner nichtanonymen Aufsätze. Der Soldat, der außerhalb des politischen Getriebes stehen muß, aber nicht weltfremd werden will, wird hierdurch besonders gefesselt.

Hochachtungsvoll
Gen. d. Kav. v. Mackensen.

General, jetzt hierher?" Der kleine Mann lachte, rot wie eine Tomate: „Ich bin gerannt wie'n Bürstenbinder. Gottsdonnerwetter nochmal, verpulvern die ein Geld!"

Die beiden Offiziere sahen ihren Kommandeur an, naß, beschmutzt mit Lehm von oben bis unten. Der Telephonist, ein Mann tipptopp, einer, der aus einem Wolkenbruch trocken herausgekommen wäre, hatte sofort eine Kleiderbürste bei der Hand. Aber General von Flurschütz klopfte ihm auf die Achsel: „Nachher, nachher! Erst müssen wir den Dreck trocknen lassen, dann nehmen wir ihn gleich mit dem Messer herunter. Kuchenschneiden! Gottverdammmich!" Dann setzte er sich an den Tisch. Die Befehle von Korps und Division waren bereits weitergegeben worden. Wieder klingelte es.

„Hallo, wer da?" „Division." „Hier Brigade Flurschütz." „Hallo, wer da?" „1388." „Ach so, Herr Oberst?"

Der Baß des Generalmajors Höhne dröhnte. Hauptmann Wessels hatte einen Sonderauftrag bekommen und wollte nun mit der Brigade sprechen. Major von Rossows eherne Stimme klang: Nein, auf den vorderen Stellungen lag jetzt kein Feuer. Auch die Infanterie schwieg. Aber dann kam wieder die Meldung, das Wäldchen sei nun mit Feldschrapnells belegt. Die englische Besatzung müsse sich zurückgezogen haben, denn es prassele drüben immer in den eigenen Gräben hinein.

Wie die Sonne gestiegen war, gingen wieder Meldungen hin und her: Zur Division, zum Korps, vom Regiment, von den Bataillonen, von den Abschnitten, von den Kompagnien. Ja, einzelne Gruppen gaben ihre Anschauung weiter. Und immer wilder wurde der Eisenhagel, immer dichter stiegen auf den Feldern die Schmutzsäulen der Granaten: hell auf der Straße, wenn Steine mitgeschleudert wurden, schwarz bisweilen wie der Tod, den sie brachten, schwefelgelb in Erstickungswolken. In Opendaele krachten die letzten Reste des Schlosses zusammen, wurden die Wirtschaftsgebäude niedergelegt, Stein um Stein ließ das Reithaus seine Außenmauern fallen. Sie rissen die Treibhäuser mit, sie begruben das Immergrün, die Blumen, die Beete, einst der Stolz der Besitzer. Der Gang durch die Häuser von Belvoorde, durch alle Mauern gebrochen, der bisher gedeckt gewesen war gegen Splitter, Schrapnellfeuer und irrende Infanteriegeschosse, verbreiterte sich. Der Himmel begann überall hereinzuschauen, an dem drüben die lange Front entlang, von der Sonne beleuchtet, gelbe Fesselballons schwebten, als stünde eine Postenreihe in der Luft. Vom Winde gepeitscht pendelten sie, senkten sich unter dem Druck des schweren Atems, der feucht über das Meer gehaucht kam. Es war, als wollten sie sich verbeugen vor den Deutschen, die ihnen Gegengrüße sandten aus allen Artilleriestellungen mit allen Kalibern. In der Luft war ein Sausen, ein Zischen, ein Brausen, ein Heulen, das noch den Atem des Windes übertönte. Hinter den Gruben der Engländer prasselten die deutschen Granaten in Orte und Schlösser, wo Stäbe ruhesames Leben geführt. Von den Beobachtungstellen sah man, wie auf den Straßen hinter den englischen Stellungen Bäume sich umlegten, wie es hineinhagelte in wartende Reserven, wie in den englischen Gräben die deutschen Granaten einschlugen. Balken flogen in die Höh, bisweilen nur gelbe Erde, dann schwarz, rot, je nach dem Material, das zerschmettert ward, in buntem Farbenspiel, all die feldgraue Eintönigkeit unterbrechend. Man hörte wohl auch, wo die feindlichen Gräben nicht zu fern lagen, an der Höhe 40, beim Badehäuschen, am Wäldchen, nach einem Einschlag drüben Jammern und Schreien, sah deutlich mit dem Glase Leute auseinanderstieben, Turbane vor Schrecken sich retten, wenn Inder nach allen Seiten flohen. Die englischen Kanonen blieben nichts schuldig, und in den deutschen Stellungen schoß eine Flamme auf, Donner dröhnte, es puffte noch lange Zeit, als ob Maschinengewehre ratterten und knackten: da ging Infanteriemunition in die Luft. In den Gräben saßen die Leute in den Unterständen dichtgedrängt. In den Verbindungsgräben eilten welche hin. Dann wieder lagen die langen Linien erstorben da, nur die Posten stellten die Gläser ein und jubelten im stillen, wenn drüben ein Stützpunkt aufflog, nicht anders als hätte ein Riesenknabe in eine Pfütze getreten. Schwere deutsche Kaliber hatten ihre furchtbaren Eier in den Boden gelegt, die nun alles auseinanderrissen: so Unterstand als Flechtwerk, so Graben als Vorrat, so farbige wie weiße Engländer. So schmetterte das Dröhnen, Donnern, Knattern, Platzen, Krachen, Brüllen des Abschusses, Krachen des Einschlags, daß alte Feldsoldaten, längst abgebrüht doch und gewöhnt an die wilde Zerstörungswut, sich die Ohren zuhielten, denn die erschütterten Nerven wollten nur eins: Ruhe einmal, Ruhe, und wäre es nur das Aussetzen einer Minute gewesen.

Darüber wurde es Mittag. Aber die Wut der Kanonen hörte nicht auf, als hätten sie drüben unerschöpfliche Vorräte gesammelt. Leutnant von Kropp sagte zu seinem Bruder, dem, der übrigbleiben sollte für die Mutter daheim: „Hans, nun werden sie bald lunchen gehen."

Die beiden lachten sich an in dem fein ausgebauten Unterstand, der, unter die Wurzeln großer Bäume hinuntergegraben, mit Matten ausgelegt war. Nur karges Tageslicht fiel herein, denn sie hatten die Lichtschlitze schmal gehalten und den Schacht um die Ecke geführt, daß nicht Splitter hineinführen. Aber die Engländer frühstückten nicht, so daß der Leutnant

sagte: „Hans, dann müssen wir eben bis zum Afternoontea warten. Sie haben wahrscheinlich früh zu viel Marmelade gefressen!"

Das ganze weite Land rauchte, dampfte, Stahl und Eisenstücke flogen, letzte stolze Bäume auf der Yperner Chaussee wurden geschunden, geschält, ihrer Rinde entkleidet, der Aeste beraubt. Was an Reserven über das freie Feld kam, Essenholer, Munitionsbringer, warf sich hin, stand, lag auf dem Boden, stand, lag und stand. Und manche standen nicht wieder auf. Dann kamen die mit der Binde am Arm und krochen von einem zum andern. Sie sahen die Brüder an, sahen das Gesicht, regungslos, den Mund in der feindlichen Erde vergraben. Sie ließen sie liegen, gingen weiter zu denen, die leise wimmerten, die schmerzlich stöhnten, die laut klagten in benommenen Sinnen. Denn den Jammer der Kreatur hörten die feinen Ohren derer, die Hilfe brachten, auch durch das Schmettern und Springen der Geschosse, die ihren tödlichen Hagel über alle Felder sandten. Nicht immer freilich, denn bisweilen kam so ein großer, böser Vogel durch die Luft gerast, bohrte sich ein, warf Erde, Lehm und Dreck zur Seite und — schwieg. Schwieg, daß welche erleichtert scherzten: „Blindgänger, lieber Blindgänger, sage es deinen Brüdern, sie sollen es alle machen wie du!" Man mochte sie nicht ungern, genau wie die Ausbläser in der Luft, die ihre Ladung nur nach vorn schmetterten auf den einzigen Punkt und dann niederfielen wie ein Flugzeug, das in einem Luftloch absackt.

Flieger zogen jetzt oben am Himmel, das Feuer lenkend, ihre Bahnen. Die kampfumtobte Erde wühlten die Granaten auf, darüber strich der Kugelregen der Infanterie, höher platzten die Schrapnelle in den Lüften, heulten schwere Flachfeuergranaten und stiegen in den Himmel empor; über die höchsten Berge der Alpen, einsam in dünne Luft, darein kein Adler mehr strebte, stiegen die schweren Kinder, den Mörsern entbunden, um zur Mutter Erde, niedergezogen durch ihre Fallkraft allein, alles zu durchschlagen, was Menschenhände gebaut. Unter ihnen fort segelten die Flieger. Man hörte das Schwirren ihrer Propeller nicht in dem Getöse, das die irrsinnig gewordene Natur überzog. Man sah sie nur in Montblanc-Höhen ziehen, umknattert und umknallt von den Schrapnells, die tief unter ihnen blieben. All ihre Künste boten sie auf, den Stahlgrüßen zu entgehen. Sie flogen Achten und Kreise, sie schraubten sich ins Blau, sie stießen herab wie Raubvögel auf die Beute. Dann platzten und krachten all die Entladungen, die ihr Ende hatten bedeuten sollen, hoch über ihnen. Die Sprengpunkte wurden tiefer gelegt, und abermals stiegen die Flieger empor, bis sie wieder über den weißen Wölkchen kreisten, die so dicht eins an einem standen wie Zirrusgewölk.

Bei der steigenden Wärme des Tages hatten sich Wolken zusammengezogen, wurden von irgendwoher herübergetragen vom Winde, und nun verblaßte das Raubvogelgezücht der Flieger, wurde von Nebeln verschluckt, und die Abwehrkanonen hörten auf zu sprechen. Die kleinen, weißen Schrapnellwolken wurden breit und flach, schwammen ineinander, nur noch Dunst, und wie einer in nächtlicher Straßenzeile dem Morgen entgegen die Laternen vor sich auslöschen sieht, so zerging einer nach dem andern, diese Meilensteine des Flughimmels, die der verfolgte Menschenadler hinter sich gelassen. Bald standen neue Flugzeuge dort oben, tauchten auf, wer weiß von wo, hetzten sich, wie Schwalben einander jagen, von neuem umwölkt, umknattert, umplatzt, umspritzt, umkämpft. Während des Artilleriekampfes, der die Stunden des Nachmittags hindurch kein Ende nahm, war in den Wolken das Fliegerspiel. Zwei machten einander aus, stießen zu, umkreisten sich, stiegen, den Gegner zu überholen: der eine mit dem Kreuz, der andere ein Engländer. Die deutschen Abwehrkanonen schwiegen. Nun lugten sie hinauf, die Feldgrauen, fast über Sicherheit und Vernunft aus den Kaninchenlöchern, den Dachsgruben, aus manchem Unterstand. In Ralinghien, dem Dorf, standen welche keck auf der Straße. Aus Opendaeles Trümmern richteten sich Gläser empor. In Belvoorde war General von Flurschütz vor den Brigadeunterstand getreten. Major von Rossow spähte hinauf, war doch gerade bei ihm ein Feuerloch, darin — erstaunlich — nichts sich regte, trotz der Hunderte, vielleicht der Tausende Geschütze, die sie drüben gehäuft, trotz der Millionen, ja Millionen Geschosse, die sie seit Monaten sorgfältig gesammelt. Oberst von Verzehl verrenkte sein eines Auge und richtete ein Fernrohr, das sein vierter Adjutant, weiß der Himmel wie, in Roubaix aufgetrieben, zum Himmel wie ein Astronom. Hauptmann Wessels blickte mit dem Zeißglas nach oben, denn sie mußten wegen der glühenden Rohre eine Feuerpause machen. Bei der Brigade Golm spähten Augen in die Himmelshöhen, bei der Division waren sie aus ihrem Maulwurfshügel herausgekrochen. Herr de Battaignies stand wieder da mit seinen Töchtern. Claire hatte die Hände gefaltet und suchte den Horizont ab nach dem Fliegerkampfe. Lätitia sandte ihre schönen Augen zum Himmel empor, gestützt auf den Arm ihres Vaters, der wie stets in seinem schmutzigen Pelz, barhaupt im wilden, weißen Haar, kragenlos mit dem wehenden Tuche. Auch er blickte auf, suchte, fand nicht, wandte den Kopf zu seiner Tochter und wischte sich die Augen mit einem großen seidenen Tuche. Wie geistesabwesend sagte er: „Ich kann nicht sehen." Dann schritt er wieder in seinem Parke auf und nieder, gewärtig, daß schwere Granaten von drüben kämen.

(Fortsetzung folgt.)

# Reise- und Kriegsbilder aus Mesopotamien.

Von einem Irakkämpfer. — Hierzu 12 photographische Abbildungen.

I.

Bagdadbahn und schnelle Verkehrsautos bringen uns von Heida-Pascha (Konstantinopel) in einigen Tagen über Konia, Bosanti, Taurus- und Amanusgebirge nach Aleppo in Mesopotamien, der Zweigetappe und Station für die Suez- und Bagdadlinie und die türkischen Südarmeen (Abb. 1).

Die beiden durchquerten Gebirge Taurus und Amanus zeigen einen hochalpinen, wildromantischen Charakter, und ihre mächtigen Gipfel sind mit tiefem Schnee bedeckt. Die über sie führende, gut ausgebaute und instand gehaltene Paßstraße und Chaussee ermöglicht heute den täglichen Verkehr von Hunderten der schwersten Lastautomobile, die die Bahn entlasten, mit ihr die Armeen versorgen und den Verkehr mit Konstantinopel, dem Balkan und Europa bewältigen und sicherstellen. Die Bahnstraße von Bosanti bis Taurus ist bekanntlich noch im Bau begriffen, und die nach Süden gebrachten Truppen, insofern sie nicht dort standen, legen diesen Weg in etwa zwei Tagemärschen zurück. (Abb. 2.) Erst der Krieg und die Bedeutung schnellster Material-, Proviant- und Munitionszufuhr zeitigten den hier heute im großen Stil aufgenommenen Kraftwagenverkehr.

Aleppo, in Nordmesopotamien gelegen, wird im allgemeinen als Raststation für die Reise oder den Marsch nach Bagdad benutzt. Hier entschließt man sich für den weiteren Weg, das heißt für die Euphrat- oder Tigrislinie, und rüstet sich für die weitere lange Reise. Beide Strecken sind nach europäischen Begriffen gleich mühsam, und die Wahl der einen oder der anderen richtet sich zunächst nach den zu Gebote stehenden Transport- und Verkehrsmitteln. Von ihrer Beschaffenheit hängt auch wesentlich die Zeitdauer der Reise ab, die auf der Tigrisstrecke für Personen, denen hier Autos, und zwar mehrere für eventuelle Havarien, ohne weiteres zur Verfügung stehen, mit etwa 14—20 Tagen und auf dem Euphrat, je nach Witterung und Jahreszeit, das heißt Wind- und Wasserstand, mit 2 bis 6 Wochen veranschlagt werden kann.

Benutzt man die Tigrislinie, so fährt man mit der Bagdadbahn bis Rasulein, legt die Strecke von Rasulein bis Samara über Mosul durch die Wüste auf Kamelen, zu Pferde, im Wagen oder, soweit angängig, im Auto zurück und erreicht dann mit der Bahn von Samara aus in einigen Stunden Bagdad. Ist der Wasserstand des Tigris ein günstiger, so fährt man auf einem Kellek, einer Art Floß, von Mosul aus in etwa 4—5 Tagen bis Bagdad. Der Weg von Rasulein bis Mosul ist je nach Jahreszeit, Witterung und Transportmittel auch mit 6—8 Tagen zu berechnen.

Wählt man die Euphratlinie als Reiseweg, so bootet man sich auf sogenannten Schachturen (heute verkehren auch schon kleine Motorboote mit Schleppkähnen) in Dscherablis am Euphrat ein (Abb. 3), woselbst die Bagdadbahn auf großer moderner Eisenbahnbrücke über den Euphrat führt. Auch benutzt man den beschwerlicheren Landweg durch die Wüste zu Pferde oder im Wagen über Megadin und erreicht dann wieder von Feludscha am Euphrat aus in 1—2 weiteren Tagemärschen Bagdad und den Tigris.

Die nachfolgenden Bilder führen uns mit einem deutsch-türkischen Truppenkommando und Stab von Dscherablis auf dem Euphrat über Feludscha nach Bagdad und Kut-el-Amara und auf der Tigrisetappe von Samara aus durch die Wüste über Mosul—Rasulein zurück nach Konstantinopel.

Euphrat und Tigris bilden bekanntlich im engeren Sinn die Abgrenzung Mesopotamiens, das etwa zwei Dritteln der Größe des Deutschen Reiches entspricht und 360 000 Quadratkilometer umfaßt. Der größte Teil Mesopotamiens ist Wüstensand. Der nördliche Teil, das heißt Obermesopotamien, besteht aus einzelnen Berggruppen bis zu 1800 Meter Höhe, in denen man viel Kalk, Gips, Basalt und auch Laven vulkanischen Ursprungs findet, und in denen sich fruchtbare Becken ausbreiten. Die nach dem Euphrat und Tigris zu eingeschnittenen Täler sind sozusagen unwegsam. Der Kessel bei Diabeker, dem jetzigen Operationsgebiet einer türkischen Armee, ist besonders fruchtbar; hier wie auch in der Gegend bei Mosul ist der Ackerbau ohne künstliche Bewässerung möglich. In Mittelmesopotamien versagt der Acker ohne Bewässerung gänzlich. Das Land flacht sich auf 100 Meter Meereshöhe bis nach Feludscha am Euphrat ab. Der Boden besteht meist aus Gips, nur an den breiteren Teilen beider Flüsse befindet sich Lockerboden.

Niedermesopotamien, das alte Babylon, jetzt Irak genannt, besteht fast ausschließlich aus Schwemmlandboden, Lehm, Ton und Sand, ist vollkommen flach gestaltet, in den humosen Teilen sehr fruchtbar und von vielen Sümpfen und Seen bedeckt.

An Bodenschätzen finden wir im östlichen und mittleren Mesopotamien besonders viel Salz, rohes Erdöl, Asphalt, Schwefel und schwefelhaltige heiße Quellen. Weitere Fundstätten solcher Werte liegen auch auf persischem Gebiet, und der Wunsch nach Besitz dieser seitens der Engländer spielte bekanntlich in diesem Kriege schon eine große Rolle. Alle diese wertvollen Mineralien werden zurzeit nur ungenügend und mit primitiven Mitteln ausgebeutet. Die Naphthabrunnen sind nur wenige Meter tief angelegt. Die flüchtigeren Bestandteile der Öle, die sich für den Motorbetrieb verwerten ließen, haben sich von dem tiefen Lager bis zur Erdoberfläche verloren, und Tiefbohrungen werden erst brauchbare Rohstoffe liefern können. Dazu fehlt es auch an fachkundigen Destillateuren sowie dazu erforderlichen Maschinen, und damit bleibt das dicke und dunkle, aus der Erde fließende Öl selbst zu Beleuchtungszwecken wenig geeignet. Neben diesem findet sich in Niedermesopotamien und an der persischen Grenze auch Kohle, Braunkohle und bei Diabeker das bekannte wertvolle Kupferbergwerk.

Das Klima Mesopotamiens erinnert an das des Mittelmeeres, die Niederschläge beschränken sich nur auf die Wintermonate; sie entstammen der Wasserverdunstung des Persischen Golfes. Da dieser heiß gelegen, sind sie nicht groß, aber ohne sie wären Mittel- und Niedermesopotamien wohl Wüsten und regenarme Steppen, die, wo Euphrat und Tigris sie noch mit den Nebenflüssen in der etwa dreimonatigen Hochwasserzeit von Mitte Februar bis Mitte Mai oder wo künstliche Bewässerungsanlagen sie bewässern, zu Kulturlanden von größter Fruchtbarkeit mit dreimaliger Jahresernte geworden sind.

Mesopotamien ist ein außerordentlich heißes Land, und dazu zeigen sich hier noch die denkbar schärfsten

Gegensätze zwischen der großen Sommerhitze und einer empfindlichen Kühle des Winters sowie zwischen Tag und Nacht. In Bagdad hat man bis zu 50 Grad Hitze im Sommer und im Winter bis zu 6 Grad Frost. Vor Sonnenaufgang im Sommer sind oft schon 26 Grad, gegen 10 Uhr vormittags flüchtet alles vor der Hitze in die versenkten schwülen Erdgeschosse der Häuser; nachts schläft man auf den flachen Dächern. Erfrischend ist der Unterschied zwischen Tag- und Nachttemperatur, der häufig 25 Grad und mehr beträgt. Hat man den Mittag über 45 Grad Hitze überwunden, friert man bei 20 Grad in der Nacht, ohne mit wollenen Decken eingedeckt zu sein. Ebenso unerträglich wie die feuchten Südwinde sind die quälenden, ausdörrenden und auszehrenden Staubstürme des Nordens. Die Europäer und die dort kämpfenden Truppen haben darunter außerordentlich viel zu leiden. Größere Offensivbewegungen und Märsche bleiben im Hochsommer vom Mai ab sozusagen ausgeschlossen, selbst ohne jegliches Gepäck und mit leichtester Kleidung.



Abb. 1. **Im Auto durch die kilikischen Tore im Taurusgebirge.**

Das See- und Sumpfgebiet in der Operationsgegend bei Kut-el-Amara und Fellahi sowie weiter südlich ist außerordentlich salzhaltig, das Wasser nicht genießbar, und darum bleiben dort alle Truppenbewegungen auch auf die Ufernähe des Tigris und dessen Nebenflüsse angewiesen und beschränkt.

Der ganze Wasserbedarf für Mensch und Tier bei der tropischen Hitze und der starken Verdunstung erfordert für alle nur wenige Kilometer abwärts des Flusses sich erstreckenden Unternehmungen die Mitnahme von großen Mengen Süßwassers in Fässern, Fellen und Gefäßen. Aus naheliegenden Gründen ist dieser Versorgung bald eine Grenze gezogen.

Die Bevölkerung des Landes besteht aus Arabern und Beduinen. Die Beduinen führen ein Nomadenleben und verachten die teils in großen Zeltlagern, teils in Lehmhütten und Ortschaften ansässigen und an der Scholle klebenden Araber, die es ihrerseits wieder als Schimpf und Schmach empfinden, wenn sie durch Not oder Fehden gezwungen werden, sich neue Wohnsitze zu suchen. Im Sommer kommen die Beduinen mit ihren großen Viehherden in die fruchtbaren Teile Syriens, im Winter ziehen sie sich weiter in die Wüste zurück. Sie lassen sich von den Arabern Steuern und Tribut in Getreide und Gold zahlen, sind kriegerisch veranlagt, überfallen häufig die Karawanenstraße und plündern alles aus, was sie antreffen, und was nicht genügend mit Schutz gesichert ist.

Auch die Araber sind unzuverlässig. Äußerlich bekennen sie sich zum Islam, in der Tat sind sie wenig religiös und suchen sich unabhängig vom Osmanischen Reich zu halten, dessen Beamtentum jedenfalls eine sehr schwierige Stellung dort einnimmt und es bei der Erhebung der Steuern und Aushebung von Soldaten für den Krieg



Abb. 2. **Ein deutsch-türkischer Stab im Amanusgebirge.**

nicht leicht hat. Auf Grund dieser Verhältnisse sind die Araber auch unter den türkischen Truppen und deren Führern als Soldaten wenig zuverlässig und geschätzt.

Die Araber gehören dem semitischen Volksstamm an und sind ein handeltreibendes Volk. Getreidehandel, vornehmlich mit Gerste, und Viehzucht stehen dementsprechend oben an. Als Nutzpflanzen gedeihen besonders Dattelpalmen, Tabak und Zuckerrohr in Arabien, im weiteren Süden Reis. Die ersten Dattelpalmen sieht man am Euphrat in der Nähe von Megadin. (Abb. 4.)

Der Reichtum eines Arabers wird vielfach nach der Zahl der ihm gehörenden Dattelpalmen bewertet. Ein Bewohner, der 3000 Dattelpalmen besitzt, gilt als reich. Eine Palme bringt bis zu 20 Mark und mehr ein. Außerordentlich hoch steht in Arabien bekanntlich die Pferdezucht. Eine erstklassige arabische Stute wird mit Summen bezahlt, die sich mit denen für unsere edelsten Zuchthengste wohl messen können.

Araber und Beduinen sind eng mit ihren Pferden verwachsen. Sie lieben sie über alles, und sie stehen am höchsten in ihrem Besitz. Weiterhin steht die Geflügelzucht wie in der ganzen Türkei auch hierzulande außerordentlich hoch. Hühner, Truten und Gänse kauft man für 2—12 Piaster (1 Piaster = 18 Pfennig).

An wilden Tieren findet man in Mesopotamien und an den Flußufern auf seichten Inseln und Sandbänken viele Wildschweine und Schakale, in den südlichen Gegenden und an der persischen Grenze im Hügelland wilde Esel, Gazellen, Affen und Antilopen. An Flugwild sieht man enorme Schwärme an Gänsen und Enten in herrlicher Farbenpracht, verschiedene Arten von Feldhühnern in Ketten zu hundert, ja wohl tausend und mehr. Ihr Fleisch ist nicht so schmackhaft wie das unserer Feldhühner. Zahlreiche Pelikane, Störche, Reiher und Geier, Adler beleben im übrigen die Flußufer. Kamele, Maultiere und Esel (weiße) sind die in Arabien unentbehrlichen Transporttiere. Sie schleppen alle Lasten und bewähren sich in der Hitze bei ihrer Genügsamkeit im Futter besser als Büffel und Pferd.

Hoch steht weiter bei allen Araberstämmen die Schaf- und Ziegenzucht. — Im Sommer ist die Natur von unzähligen quälenden Insekten, Fliegen und Moskitos, Skorpionen und Taranteln und großen Vogelspinnen belebt, die neben den häufigen Schlangen das Lagerleben und Schlafen im Feldbett und auf dem Boden höchst ungemütlich machen, und die überall Verbreiter der Malaria, des Rückfallfiebers und Flecktyphus in den Zeltlagern sind.

Die schlimmste Plage für die Fluren sind die Heuschrecken. Von 3—6 Zentimeter Größe treten sie in Schwärmen von Millionen und Milliarden auf. Wie Wolken dichten Schneegestöbers sieht man sie von weitem in der Luft und kilometerweit den Boden dicht bedecken und jeden grünen Halm wegfressen. Von der Regierung sind viele Maßregeln zu deren Ausrottung getroffen. Jeder Einwohner muß eine Anzahl Kilo abliefern und ist verpflichtet, sie in der Entwicklungzeit mitfangen zu helfen. Ob es gelingt, ihrer Herr zu werden, ist sehr zu bezweifeln.

Abbildung 5 zeigt uns ein zur Abfahrt bereites Schachtur. Es sind zwei aus dünnen Brettern gezimmerte, primitiv mit Stricken aneinandergekoppelte Holzkähne, auf die in den Wintermonaten bei Personentransporten zum Schutz gegen Regen ein roher Holzbau gesetzt ist. Die einzelnen Boote sind etwa 3 Meter breit, 4—5 Meter lang und im Innern oft mit einem Doppelboden gegen eindringendes Wasser versehen. In die Holzkähne sind kleine Löcher als Fenster eingelassen, zum Schutz gegen Wind werden die Ritzen mit Flußlehm, so gut es geht, verschmiert. Kurz und gut, das Ganze ist namentlich bei der kalten Witterung von Dezember bis Ende März ein sehr ungemütliches feuchtes Heim für eine Reise von mehreren Wochen. Heizen lassen sich die Räume auch nicht, da durch die Fugen alle Wärme sofort hinausfliegt, und weil es hier auch stets an Öfen und Brennstoffen fehlt.

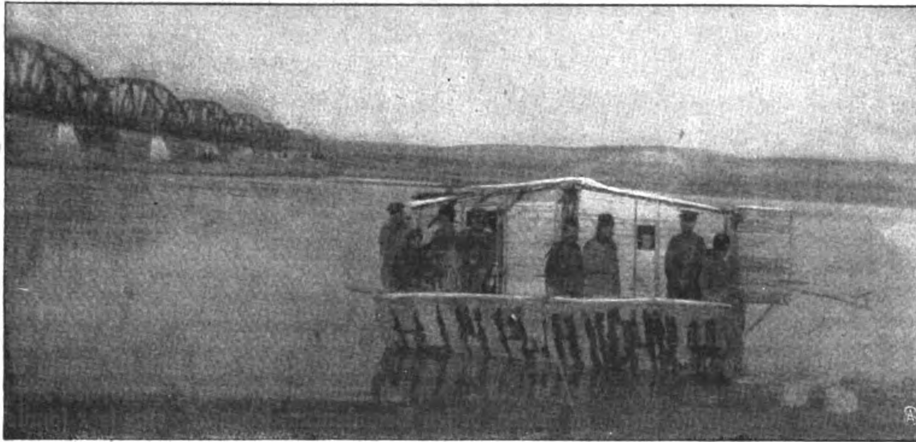


Abb. 3. Ein Schachtur an der Brücke bei Dscherablis am Euphrat.

Ruderer, Schiffer und Burschen haben mit ihrem Reisegepäck und -bedarf nur Platz an den Rudersitzen vor und hinter dem Holzaufbau und schlafen nach Anlegen an Land in aufzuschlagenden Zelten oder in arabischen Zeltlagern. Bei leidlichem Wetter legt man sich aufs Dach des Bootes, schießt Flugwild und dirigiert mit, um das richtige Fahrwasser stets innezuhalten, und hat in starken Strömungen oft mit Staken und Stangen selbst zu helfen.

Der Euphrat ist teils sehr reißend, führt ganz trübes, undurchsichtiges Wasser und bildet fortgesetzt neue Sandbänke durch den vielen wechselnden Wasserstand. Er ist außerordentlich fischreich. Man findet in ihm Fische von 3—4 Meter Länge, die ebenso wie kleinere Sorten von den Arabern harpuniert werden. An Angeln und sonstigen Fischgeräten fehlt es völlig.

Zur Besatzung und Bedienung eines Bootes mit Oberbau gehören im allgemeinen vier Ruderer und ein bis zwei Steuerleute; sie haben reichliche und anstrengende Beschäftigung, weniger durch Rudern, um vorwärts zu kommen, wie dauernd nur darauf bedacht sein zu müssen, sich im richtigen Strom zu halten, nicht auf Sandbänke aufzulaufen und durch Wind und Strömung an die Ufer geworfen zu werden und zu kentern. Die Fahrten sind



Abb. 4. Megadin am Euphrat mit den ersten Dattelpalmen.

also teils sehr gefahrvoll, namentlich bei windigem Wetter. Im allgemeinen wird früh morgens bei Windstille abgefahren, bei mondhellen Nächten auch nachts. Die Länge der zurückgelegten Strecke hängt von Strom und Wind ab. Oft kommt man keine fünf Kilometer weit, oft auch über 40 Kilometer am Tage. Die ganze Strecke von Dscherablis bis Feludscha mit allen vielen Windungen des Flusses beträgt etwa 1000 Kilometer. Fast keine Fahrt verläuft ohne besondere Zwischen- oder Unfälle irgendwelcher Art. Bald sitzt man fest, bald hat man an den schlechten unverteerten Böden ein zu flickendes Loch im Boot, bald erkrankt ein Ruderer, bald bricht oder treibt ein Ruder ab, bald fehlt es an Nahrung, Holz, Kohle, Dichtungsmitteln und dergleichen, kurzum, man kommt sich in der verlassenen Natur und Einöde ohne alle Hilfsmittel wie ein Robinson auf einer Arche Noah vor, ist eben bei Wind und Wetter meist von dem guten Willen und Können der Ruderer abhängig, die jede durch den Dolmetscher an sie gerichtete Frage mit dem Worte „inschalla", das heißt „so Gott will", beantworten. Sehr häufig fahren die Boote auf. Bedienung und die Reisenden müssen heraus, oft bis zur Brust ins Wasser, um sie wieder flottzumachen und in das richtige Fahrwasser zu bringen, das schwer zu finden ist. Der Fluß ist bis zu 400 Meter breit, bei Hochwasser sieht man kilometerweit keine Grenzen. Auf der ersten Hälfte der Fahrt, in der der



Abb. 5. Ein Schachtur beim Einnehmen von Proviant am Euphrat.

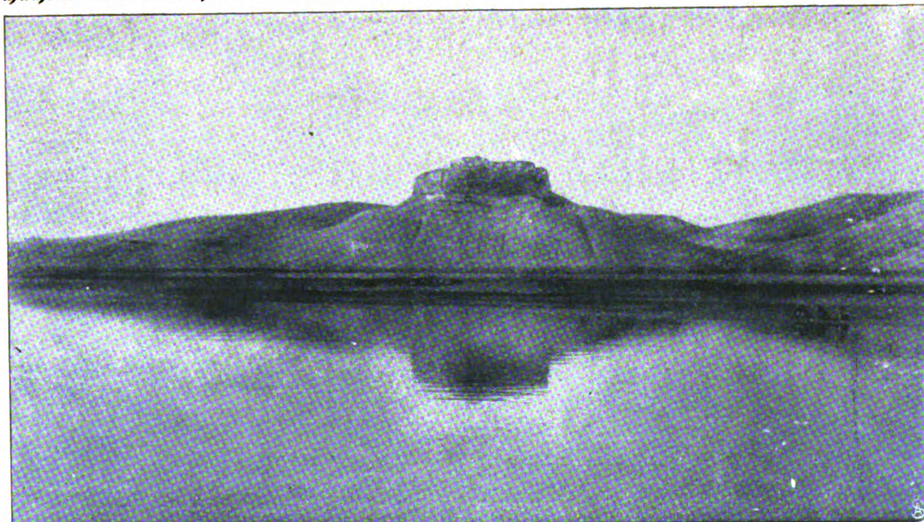


Abb. 6. Alte Burg am Euphrat.



Abb. 7. **Handel des deutsch-türkischen Kommandos mit Arabern am Euphrat.**

Fluß die Gebirge und angrenzenden Höhenzüge durchbricht oder sich durch diese windet, sieht man zahlreiche, gewaltige, verlassene und unbewohnte Burgen, aus der tertiären Zeit stammend (Abb. 6), zu beiden Seiten des Stromes liegen, die zweifelsohne den Verkehr beherrscht haben. Sie zeugen in ihrem Umfang mit ihrem kolossalen Mauerwerk von der Größe und Höhe der Zeit Arabiens, in der sie erstanden. Heute zerfallen, bilden sie nur den Schutz für Raubzeug und allerlei wegelagerndes Gesindel. Vereinzelt findet man in ihnen türkische Gendarmerie-Wachkommandos oder Kasernen zum Schutz und zur Hilfe für Reisende und kleine Depots mit Futter- und bescheidenen Lebensmitteln für die Tiere der Karawanen, der Passanten und Posten, welche den Strom hier berühren, sich Wasser holen und ihre Tiere tränken müssen. Auf beiden Ufern liegen zahlreich die schwarzen Zeltlager

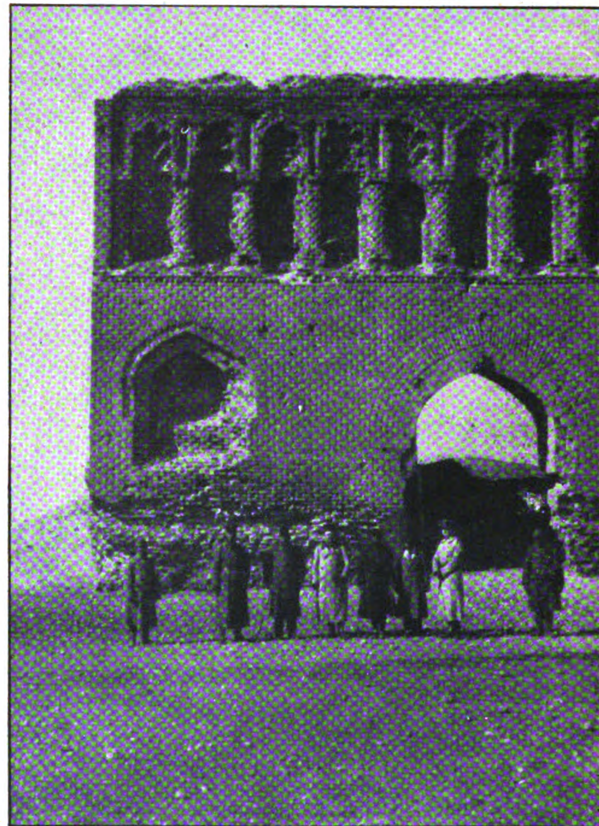


Abb. 8. **Bagdadtor in Ragga am Euphrat.**



Abb. 9. **Steinbrücke in Der-Es-Sor am Euphrat.**

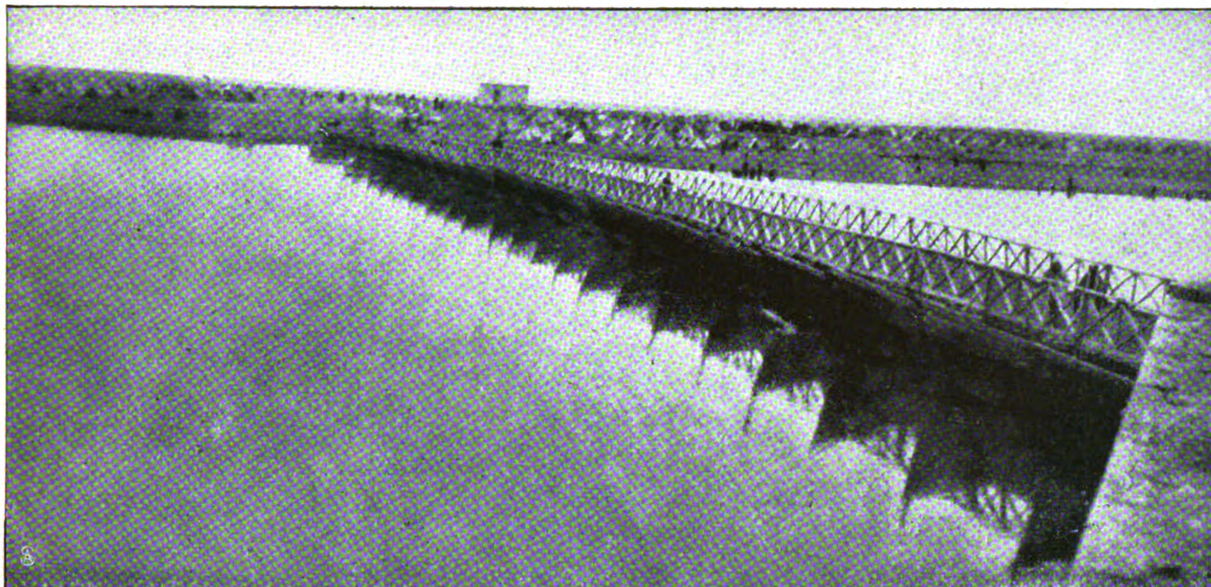


Abb. 10. **Schiffbrücke über den Euphrat bei Der-Es-Sor.**

der Araber. Legt man gegen Abend zum Ausruhen und Übernachten an, werden aus ihnen die Nahrungsmittel ergänzt, Hühner und Eier aufgekauft (Abb. 7). Zum Ankauf eines Hammels oder Rindes bedarf es dagegen stets längeren Verhandelns mit dem Scheich. Die arabischen Stämme am Euphrat oberhalb Bagdad sind im allgemeinen den Türken und Deutschen, die sie als Brüder bezeichnen, und mit denen sie durch den Krieg mehr wie zuvor in Berührung kommen, freundlich gesonnen, nur vereinzelt stößt man auf Ablehnung bei Kaufangeboten. Die Preise sind stets sehr niedrig. Das Vieh ist im Frühjahr mager, nährt sich im Winter nur durch Ortswechsel von spärlichen Halmen der Fluren, wird sonst kaum gefüttert und kommt erst im Sommer wieder hoch.

Zu den großen Ortschaften am Euphrat stromabwärts zählen Ragga, Der-Es-Sohr, Anna, Hit, Feludscha. Ragga ist bekannt durch große Ausgrabungen der Engländer von Gläsern und Töpfereien, die der Tatarenzeit entstammen. Auf Abb. 8 sehen wir das alte Bagdadtor, in seiner ganzen Schönheit am Ende der Stadt und des alten Kastells liegen. Heute findet in Ragga neben lebhaftem Geschäft mit Südfrüchten, Zitronen, Datteln, Apfelsinen, Korinthen und Rosinen, Traubensaft und Honig größerer Handel mit Brennholz und Reisig statt. Außerhalb der nächsten Umgebung der Flüsse sind Mittel- und Niedermesopotamien so gut wie baumlos. Im Kulturland und an den Ortschaften stehen fast nur Dattelpalmen, die der Früchte wegen gepflanzt und ihrer eigenartigen Holzart wegen sonst nicht verwertet werden können. Es herrscht daher überall bedenklicher Holzmangel. Als Brennstoff wird Gestrüpp vom Euphrat, getrockneter Kameldünger, auch Schilf verwendet. Auch der Süßholzstrauch wird von den Truppen und Schiffern als Brennholz verwendet, der sonst und im Frieden für medizinische



Abb. 11. **Die Dattelgärten von Anna am Euphrat.**

Zwecke durch eine amerikanisch-australische Gesellschaft in hohem Maße ausgebeutet wurde.

Der-Es-Sor, weiter stromabwärts gelegen, ist ebenfalls ein größerer Handelsplatz am Euphrat. Die große Insel, auf der es teilweise liegt, ist mit beiden Ufern durch eine Brücke verbunden. Die neue ist noch im Bau, sie soll als Ersatz für eine alte Holz- und Schiffbrücke dienen (Abb. 9 u. 10).

In Der-Es-Sor wird zur Weiterfahrt Proviant eingenommen, auch werden hier die Ruderer ausgewechselt. Bis Der-Es-Sor versehen die Türken den Fahrdienst, von hier aus Araber, die sich sehr geschickt zeigen. Die Steinpfeiler der alten Brücke von Der-Es-Sor stehen so nahe zusammen, daß vor denselben die verkuppelten Doppelboote der Schachtur n voneinander getrennt und einzeln in der sehr starken Strömung nicht ohne Gefahr durchgelassen werden müssen. Im Hintergrunde der neuen Brücke befindet sich ein größeres Lager ausgewiesener Armenier. In Der-Es-Sor hat man etwa zwei Drittel der Wasserstrecke hinter sich. Man passiert noch Megadin mit den ersten Dattelpalmen des Südens, weiterhin „Anna" (Abb. 11), herrlich an Kreidefelsen gelegen und mit großen Dattelpflanzungen umgeben, ein echt orientalisch, lang am Ufer sich hinziehender Ort.



Abb. 12. **Einfahrt in Bagdad, vom Tigris aus gesehen.**

Dann folgt Hitt mit seinen großen reichen Asphalt-, Schwefel-, Salz- und Kohlenlagern, und man kommt schließlich durch die starken Stromschnellen bei Hitt nach dem interessanten Feludscha, das auf beiden Seiten des Euphrat malerisch gelegen ist, und von hier aus ist in 1—2 Tagesmärschen durch die Wüste zu Pferde oder mit Wagen Bagdad am Tigris zu erreichen (Abb. 12).

Das Gelände hat sich hier völlig geflacht, ist von üblen breiten und tiefen Wassergräben durchzogen, die Pferden und Fahrzeugen eine große Reihe sehr störender und unbequemer Hindernisse bieten. Die Benutzung dieser Strecke bei Hochwasser in den Monaten März bis Mai ist daher fast ganz ausgeschlossen.

## Das ist mein Trost!

Das ist mein tiefer Trost in dunklen Stunden:
Du Unnennbarer hast an mir geschafft;
Du warst am Werk mit deiner Schöpferkraft
Und wirkst es fein, wenn sich die Zeit gefunden.

So schwing den Hammer, setz den Meißel an —
Laß splittern, was dem Meister widerstrebt!
Nur was du formst nach deinem Bilde, lebt
Und hebt die Stirn zum Morgenrot hinan.

Das ist mein Trost: so schwer die Schläge fallen,
Du bist am Werk; dein Tun hab ich gespürt!
O Schöpferstunden . . . heiligste von allen!

Es kommt der Tag, da meine Schmerzen singen;
Da alle Pulse dir entgegenklingen:
Der du dein Werk sieghaft hinausgeführt!

Marie Sauer

# De swatte Düwel.

Skizze von Fritz Lau.

Das kleine Fischerdorf Warwerort war wie ausgestorben. Jollen und Kähne lagen kieloben am Deichrand, und nur ein paar graubärtige Seefischer standen Tag für Tag hinterm Bootschuppen der Rettungstation, und sie sprachen über Wind und Wetter und Seefahrt. In den kleinen Strohdachkaten hinterm Deich saßen die Fischerfrauen und knoteten Netze, und nur selten sah man mal einen Weiberrock an der Steinmole. Der Krieg hatte mit seinem eisernen Besen die Nordsee reingefegt, und eine See ohne Segel war ihnen zu langweilig. Es war ja auch für sie nichts zu hoffen dort draußen. Alle Junggäste hatte die Marine geholt, nur einer wartete noch, daß man auch ihn rief. Im Kirchenbuch stand er als Wilhelm Drews Ruge eingetragen; die Fahrensleute nannten ihn aber Johann Bratsch. So nannten sie alle Draufgänger, alle Verwegenen, welche nicht refften und nicht beidrehten; in deren Augen erst ein heimliches Leuchten funkte, wenn die großen Brecher mit ihren Riesenleibern sich im Schaumbett wälzten. Ölrock, Südwester und Seestiefel, das war ihr Ballanzug,

und sie hatten noch einen Scherz auf den Lippen, wenn Großmast und Besan über Bord gingen.

Johann Bratsch war auch so einer. Er stand mit dem Nordwest auf Duzfuß, und mit der Nordsee hatte er schon als Junge Brüderschaft getrunken. Es war doch ein elendes Zeugs, dieser Nordseebittern, besonders dann, wenn keine rettende Planke in der Nähe trieb und die schweren Stiefel sich nach Saugsand und Schlick sehnten. Ohrensausen hatte er als „lütt Jung" wohl mal gehabt, und ein hohler Backzahn hatte den Takt dazu gehämmert; was war aber dieser Sausewind gegen jenen Orkan in seinem Brummschädel, als die große Sturzsee ihn bei Hornsriff über Bord gerissen. „Nu heff ik di!" hatte der Nordwest gebrüllt — und „Hendal mit di!" hatte die Schaumkrone der Riesenwelle ihm ins Gesicht geschrien. Seit jener Nacht stand er mit der Nordsee dort draußen auf Du und Du. Sie hatten in jener Nacht Brüderschaft getrunken.

Alle waren sie fort, auch die Nichtgedienten — und als man schon anfing, ihn mit scheelen Augen anzusehen, da hielt er es in seiner Kate nicht mehr aus. Da hatte er sein Ölzeug aus der Segelkammer geholt, hatte seine Jolle klargemacht und war nach Rungsholm hinübergesegelt. Auf dem Amt hatte man ihn barsch angefahren, weil er bedeckten Hauptes sein Anliegen vorbrachte. Erwidert hatte Johann Bratsch nichts; er wußte noch von seiner Marinezeit her, daß ein unbedachtes Wort hier nicht angebracht war; aber gedacht hatte er: Wat wet ji Landrotten von Ölrock un Südwester! Er kannte nur eine Hand, die das Recht hatte, ihm den Südwester vom Kopfe zu reißen. Das war die rauhe Hand der Seewinde.

Man hatte ihn vertröstet: er würde schon noch drankommen, vergessen würde keiner. Und er kam dran!

*

Johann Bratsch stand im blauen Marineanzug, mit wehenden Mützenbändern, an der „Alten Liebe" in Cuxhaven. Die Flaggenleine an der Signalstation peitschte, als wenn jemand mit einer Reitgerte die Lederhose klopft. Die Sturmfahne oben am Mast knatterte mit ihren Tuchfetzen in Sturm- und Hagelböen, und sie ließ sich von ihnen erzählen, wie es dort draußen auf See herging.

An der „Neuen Liebe" lag der „swatte Düwel", wie Johann Bratsch sein Torpedoboot nannte. Die Wache ging an Deck auf und ab, und aus dem Düwelsbauch quoll schwarzer Rauch durch die Schlote und ließ sich von den hungrigen Seewinden die zottige Mähne zerzausen. Johann Bratsch stand und sah nach See zu. Er grübelte. Es war nicht seine Art, Gedankenspaziergänge zu machen, wenn aber Nordsee und Elbe auf ihn einredeten, dann war er ein andächtiger Hörer. Dann erging es ihm wie in der alten Dorfkirche, wenn er auf den Fischerbänken unter der Kanzel saß und der weißhaarige Paster Knud'en die Hände zum Gebet faltete: „Segne den Fischfang — segne jegliches Gewerbe!"

Von dwars kam ein Finkenwärder Fischerewer mit gerefftem Großsegel angeschäumt. Kurz vorm Bollwerk warf der Rudersmann das Steuer hart Backbord, der Ewer machte eine leichte Verbeugung, und Fock- und Großschott benutzten die kurze Ruhepause, um sich mal gehörig auszutoben. Dann kam der Ewer wieder in Fahrt, und wiegend und stampfend pflügte er in neuer Furche dem Meere zu.

Der Decksmann hatte seine Wollmütze tief über die Ohren gezogen: sie hatte 3 Mark 40 gekostet und machte ihre erste Reise. Johann Bratsch winkte und machte eine Armbewegung nach See zu, und dann zeigte er auf seinen „swatten Düwel". Er hatte den Ewer beim Über-Staggehen erkannt; H. F. 19 stand am Großsegel, und der alte Jan Mewes stand am Steuer. Mit Jans Gesa hatte er mal in Finkenwärder links um 'n Pieler getanzt. Jans Gruß war zögernd. Er konnte den Mariner nicht erkennen, und er hatte auch keine Lust, den Kieker erst aus dem Nachthaus zu nehmen. Wind und Segel riefen: „Paß du man up din Schipp, Jan!"

Johann Bratsch' Gedanken liefen im Kielwasser des Ewers und wünschten: „Gode Reise un moi Fang, för ju un ok för mi."

Gedankenfetzen flogen nach Groß-Vogelsand und suchten das Wrack der schwedischen Bark Gustava, und mit einer sturmverschlagenen Seemöwe flogen sie nach Schaarhörn, wo die Notflagge auf der Bake schon drei Tage wehte. Seine Gedanken wollten auf große Fahrt, da kam vom Telegraphenamt ein wettergebräunter Offizier angelaufen. Johann Bratsch wußte genug. Es ging los! Der „swatte Düwel" hatte anscheinend auch etwas gemerkt; er spie Feuer und Rauch und Asche. Seine ganze unbändige Wut kochte aus den beiden Schornsteinen heraus. An Deck wurde es lebhaft; Trossen wurden losgeworfen, dann ein wutschnaubendes Geheul, als wenn ein eifersüchtiger Hengst schreit, und langsam sackte das Boot von der Kaimauer. „Kleine Fahrt!" .... dann „Halbe Fahrt!" .... und bei der „Alten Liebe" „Große Fahrt!" Schaumbärte vorm Steven, eine mannshohe Kielwelle von achtern ... Feuer, Rauch und Asche aus dem Düwelsbauch, so dampfte S. 219 mit geheimer Order in See.

Johann Bratsch stand neben Oberleutnant Rolfs am Steuerrad. Beide in Ölzeug. Auch bei der Marine nannten sie ihn Bratsch, und niemand wußte, wann und wo der Willem Ruge von Bord gelaufen war.

Bei Scharhörnriff ging der Kommandant unter Deck, kam aber wieder zurück, legte seine Hand auf das Steuerrad und sagte: „Es geht los, Bratsch!" Johann Bratsch kannte diesen Gruß und er lächelte, wie er immer lächelte, wenn Leben und Tod sich zum Kampfe stellten. Er wußte auch, was die Hand am Steuerrad ihm sagen wollte: „Es gibt jetzt keinen Oberleutnant Rolfs, keinen Obermatrosen Bratsch und keinen Heizer im Düwelsbauch, zwischen Himmel und Wasser gibt es jetzt nur Seeleute."

Gesprochen wurde nur wenig; jeder wußte, was die Pflicht von ihm verlangte.

Von Helgoland wurde Windstärke 9 gemeldet. Die Luft wurde diesig, und schwarze Wolkenkatzen kamen aus Gischt und Wellenbergen herangekrochen. Mit abgeblendeten Laternen schnob und prustete der wilde Jäger durch die Schaumwüste. Der Kommandant suchte mit seinem Nachtkieker die Kimmung ab, es tanzten aber nur Wogen vor seinem Glase, und griese Wolkenfetzen jagten nach Land zu. Plötzlich äugte die Mondsichel durch ein Wolkenfenster, ein heller Stern ließ seine Blende fallen, und drei Kieker entdeckten gleichzeitig einen dunklen Punkt am Horizont.

„Ruder hart Steuerbord!" „Klar zum Schuß!"

In weitem Bogen wühlte und sprang S. 219 mit „äußerster Kraft" durch den Wellentanz. Die Hand am Steuerrad war wieder da: „Es gibt in dieser Stunde nur noch Seeleute, nur noch Männer mit stahlharten Nerven und mit einem Lächeln auf den Lippen, wenn es ans Sterben gehen sollte.

Aus dem dunklen Punkt war inzwischen ein englischer

Kreuzer geworden, welcher in langsamer Fahrt östlichen Kurs steuerte.

Der „swatte Düwel“ duckte sich zum Sprung. Johann Bratsch hatte die Fausthandschuhe ausgezogen. Jeder Nerv sollte mit dabei sein, wenn es dem Ingelschmann an die Kehle ging.

Eine schwere Regenböe begünstigte ihr Heranschleichen. Sie waren jetzt in Schußweite. Oberleutnant Rolfs gab ruhig und gelassen seine Befehle wie auf dem Scheibenstand.

„Los!“

Die erste Pille saß.

„Los!“

Wieder ein Blattschuß.

Das Steuerrad surrte, die Maschinen gaben ihre ganze Lungenkraft her . . . Scheinwerfer suchten und fanden den Scharfschützen. Aufblitzen . . . Breitsalve . . . . der eine Schornstein flog über Bord. Wieder eine Salve . . . zu kurz.

Die Scheinwerfer erblindeten. Ihnen war der Sehnerv abgeschnitten. Die Brecher überschlugen sich, sie wollten alle mit dabei sein, wenn der Ingelschmann in die Tiefe ging.

Drei Nachtkieker suchten und . . . . fanden nichts. Johann Bratsch hatte noch immer das Steuerrad krampfhaft umspannt. Seine Steuerbord-Backseite brannte ihm, als wenn er eine derbe Ohrfeige bekommen hätte.

Die griesen Wolken zeigten ihm den Weg nach dem Heimathafen.

*

Zwei Tage nach jener Sturmnacht brachte der Heeresbericht am Schluß eine kurze Notiz: (amtlich)

„Eins unserer Vorpostenboote torpedierte zwanzig Seemeilen nordwestlich Helgoland einen englischen kleinen Kreuzer älteren Typs mit zwei Schornsteinen. Der Kreuzer sank innerhalb 10 Minuten. Unser Vorpostenboot ist wohlbehalten zurückgekehrt.

Der Chef des Admiralstabes der Marine.“

*

An der „Alten Liebe“ in Cuxhaven lag S.219 mit eingebeultem Steven und noch sonstigen kleinen Schönheitsfehlern. Auf dem Achterdeck stand Johann Bratsch mit starkem Kopfverband. Ein Sprengstück hatte ihm die linke Ohrmuschel wegrasiert, aber er wollte ihnen die Ohrfeige schon wieder heimzahlen.

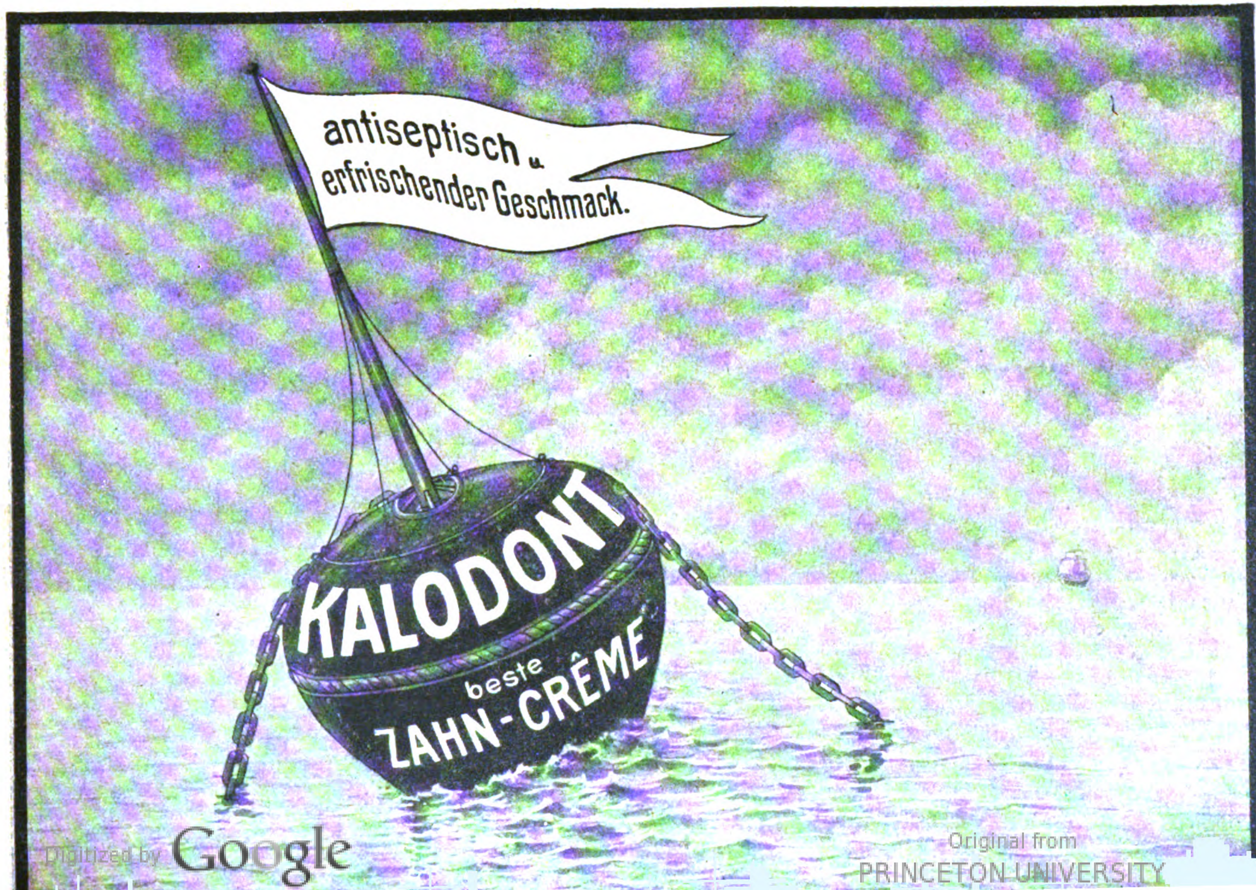
Der Verband war ihm sehr hinderlich, aber man hatte mit seemännischem Wohlwollen seinem Kalkstummel so viel Bewegungsfreiheit gelassen, daß eine etwaige Feuersgefahr für den Verband völlig ausgeschlossen war. Oberleutnant Rolfs stand am Fallreep . . . landfertig. Er wollte Meldung machen.

„Na, Bratsch, schlimm geworden?“

„Nä, Herr Oberleutnant, dat 's so slimm ni; up dat ol Ohr kommt mi dat gar ni an, dat stund doch ümmer so wiet von 'n Kopp aff, awers dat son Ingelschmann mi dar jüß een' an de Snut geben mutt: dar kann ik mi an argern!“

Unter Deck spielte einer Harmonika: „Mich rief es an Bord, es wehte ein frischer Wind!“

Schluß des redaktionellen Teils.


antiseptisch u.
erfrischender Geschmack.
KALODONT
beste
ZAHN-CRÊME



**Jagd im Buckower Gelände bei Britz.**

**Beim Kesseltreiben.**

Phot. Hünich.

## Verschiedene Mitteilungen.

— Gesundheit und schöne Formen in der weiblichen Kleidung zu vereinigen, ist dem bekannten Korsetthaus Ludwig Paechtner in Dresden durch seinen neuesten ges. gesch. Korsettersatz „Lupa" voll und ganz gelungen. „Lupa" mit regulierbarem Büstenverbesserer, Rückenstütze und Hüftformer in einem Stück vereint, bildete daher sofort nach seinem Auftauchen eine Sensation in der urteilsfähigen Damenwelt. Dieser einzigartige Korsettersatz ist entschieden eine beachtenswerte Verbesserung auf dem Gebiete der hygienischen Figurenverbesserung. Man verlange den soeben erschienenen Katalog von der Firma Ludwig Paechtner in Dresden 388a, Bendemannstr. 15, welcher an Interessenten kostenlos verschickt wird.

## Büchertafel.

Besprechung einzelner Werke vorbehalten. Rücksendung findet in keinem Falle statt.

Marie Flatscher und Ludwig Morgenstern: „Heil und Sieg". Ein Bilderbuch. Eßlingen und München, J. F. Schreiber.

Schützengräben mit Unterständen als Modellierbogen. Eßlingen und München, J. F. Schreiber.

Erich Wulffen: „Der Mann mit den sieben Masken". Dresden, Carl Reißner.

Alfred Bock: „Der Grenzgang". Berlin, Egon Fleischel & Co.

**Annahme von Anzeigen** bei **August Scherl G. m. b. H., Berlin SW. 68**, Zimmerstr. 36-41 und in den Geschäftsstellen: **Breslau**, Ohlauer Straße 87, **Dresden-A.**, Prager Straße 35, **Düsseldorf**, Oststraße 105, **Frankfurt a. M.**, Kaiserstraße 10, **Hamburg**, Neuerwall 2, **Hannover**, Georgstraße 20, **Kassel**, Königsplatz 53, **Köln a. Rh.**, Wallrafplatz 2, **Leipzig**, Petersstraße 22, **Magdeburg**, Breite Weg 184, **München**, Theatinerstraße 3, **Nürnberg**, Karolinenstraße 51, **Stuttgart**, Königstraße 11. — Der Preis für die viergespaltene Nonpareille-Zeile oder deren Raum beträgt 3,50 Mk., unter der Rubrik „Stellen-Angebote" Mk. 1.—, unter der Rubrik „Stellen-Gesuche" Mk. 0,80. — Anzeigen müssen spätestens vierzehn Tage vor dem Erscheinungstage aufgegeben werden. — Chiffre-Briefe, die innerhalb vier Wochen nicht abgeholt sind, werden vernichtet, nachdem die etwa darin enthaltenen Originalzeugnisse, Photographien usw. den Einsendern wieder zugestellt sind.



## Stellen-Angebote

Inserate unter dieser Rubrik kosten M. 1.— für die einspaltige Nonpareillezeile.

Schüler des Werner Siemens-Realgymnasiums in Schöneberg verrichten freiwillig Schneeaufräumungsarbeiten.

**Wohlfahrts-Geld-Lotterie.** Ziehung 12, 13, 14. u. 15. Februar 1917.

Haupt-gewinne M. **75000, 40000, 30000** usw.

In Oesterr.-Ungarn verboten. **Wohlfahrts-Geldlose** zu **3.50 Mk.** (Porto und Liste 35 Pf. extra) empfiehlt und versendet

**Emil Haase, Berlin 21, Bredowstr. 9.** Ladenverkaufsstellen: **Königstr.** Ecke Spandauer Str. **Rosenthaler Str. 71** am Tor. **Wallstr. 1** am Spittelmarkt.




Prospekte der nachstehend aufgeführten Inserenten sind kostenlos entweder direkt zu beziehen oder durch das Reise-Auskunfts-Bureau des „Berliner Lokal-Anzeigers", Berlin SW 68, Zimmerstr. 36—41, sowie durch die Geschäftsstellen von August Scherl G.m.b.H. in Berlin und in den größeren deutschen Städten, ferner in Wien u. Zürich.

**Die Reihenfolge der einzelnen Inserate gibt keinen Anhalt über Rangverhältnisse der betreffenden Hotels etc.**

*Norddeutschland.*

**Bad Polzin** (Moorbad in Pommern). Kaiserbad Sanatorium, physikalisch-diätische Heilanstalt. Sanitätsrat Dr. Hölzl.

*Brandenburg.*

**Berlin** Pension Steinplatz Rudolf Sendig jr., Charlottenburg, Steinplatz 4, am Zoo.

**Buckow** Kr. Lebus (Märk. Schweiz). Sanatorium u. Erholungsheim Waldfrieden. Vorzügliche Verpfleg. Gelegenheit zu phys. diät. Kur. u. ärztl. Leitg. Dtsch. Offiz.-Ver. 1916. Tel. Nr. 55.

**Eberswalde** Dr. Seele's Sanatorium „Drachenkopf" f. Nervenkranke. Innerlichkranke und Erholungsbedürftige.

**Falkenhagen** Seegefeld-A. bei Berlin. Sanatorium 8–11 M. San.-Rat Dr. Straßmann. (Einzelzimmer 9—11 M.)

*Schlesien.*

**Blitzengrund** (560 m) b. Görbersdorf, Schles. Kl. Lungensanat. f. d. Mittelstand. Anwend. sämtl. mod. Heilfakt. Arzt im Hause.

**Reinerz** Sanatorium Reinerz i. Schl. Dr. Schoen, f. d. gebild. Mittelstand. Chron. Erkrank. d. Atmungsorg. Leit. Arzt: Dr. Spiro.

*Westdeutschland.*

**Bad Neuenahr** Heilanstalten für Zuckerkranke, Sommer- u. Winterkuren. Prosp. d. Dr. Külz.

**Godeshöhe** bei Godesberg a. Rh., gegenüb. d. Siebengeb., Höh.-Kuranst. f. Nervöse u. Erholungsbed. (Kriegsbeschädigte), m. all. mod. Einricht. Stundenl. gesch. Wälder dir. a. Hause. Prosp. fr.

*Teutoburger Wald.*

**Bad Lippspringe** unübertr. gegen Lungen- u. Halsleiden. Arminiusbad Frequenz 8000. Kriegsteiln. Vergünstig. Prosp. d. d. Brunnen-Administration. (Man beachte d. Adresse.)

**Bad Pyrmont** San.-Rat Wichmann. ★ Sanatorium, Saline f. Nervenleiden. Erholungsheim. Geöffnet.

*Mitteldeutschland.*

**Bad Wildungen** für Nieren- und Blasenleiden. Fürstliches Badehotel I. Ranges. „Der Quellenhof" bisher „Hotel Quisisana". Vornehmstes Haus. Im Kurpark. Reelle Preise. Das ganze Jahr offen. Prosp. postfr. M. Möbus.

*Sachsen.*

**Bad Elster** Sanatorium Geh. S.-R. Vorn. Einr., Moor- u. Stahl-Köhler. bad. Zanderinst. Diätkuren.

**Bad Reiboldsgrün** i. Vogtl. 700 m. Heilanst. f. Lungenkr. Vorzugspr. f. Offiz. Hofrat Dr. Wolff.

**Elsterberg** Sanatorium für Nerven- u. Stoffwechselkranke, Herz- u. Nierenleiden. Entziehungskuren u. Erholungsbedürftige. Prospekte frei. San.-Rat Dr Römer.

**Leipzig** Hotel Stadt Rom — am Hauptbhf. Ausgang links.

**Leipzig** Fürstenhof neu erbaut, für längeren Aufenth. bestens geeign. Zim. M. 3,00, mit Bad M. 6,00.

**Tharandt** Sanatorium f. Nerv.-, innere Stoffwechselkranke u. Erholungsbedürftige. San.-Rat Dr Haupt. Dr. H. Haupt.

**Weisser Hirsch** Oberloschwitz. Dr. Teuschers Sanatorium. Phys. diät. Kurmethoden. Im Kriege offen.

**Zöbisch** Haus Vogtld. Ideal. Aufenth. f. Erholbed. Hot. u. Villen. Prosp. d. Bad Reiboldsgrün i. V.

*Harz.*

**Hahnenklee** Sanatorium Hahnenklee, Oberharz, 600 m. Prosp. San.-Rat Klaus, Nervenarzt u. Arzt f. in. Krkheit.

**Hasserode** Villa Daheim, Erholungsh. u. Sanator. Diät. Bäd.. Liegek. Ia. Ref. Mäß. Preise. — Haus Clara, Heim für Alleinstehende. C. Giraud. Dr. Morgenroth.

**Sülzhayn** (Süd-Harz). Heilanstalt f. Leichtlungenkranke, Sanatorium „Hohentanneck". Som. u. Wint. geöffn. m. gleich gut. Erfolg. Schöne geschützte Lage. sol. Preise. Eig. Anstaltsarzt. Prosp. frei.

*Thüringen.*

**Tannenfeld** Kurhaus für Nerven- und Gemütskranke. bei Nöbdenitz S.-Alt. Prospekt durch Dr. Tecklenburg.

**Tannenhof** in Friedrichsroda, Dr. med. Bieling's Sanatorium. Mod. Kuranst. für Herz-, Nerven- und innere Leiden. Erholungsbedürftige.

*Süddeutschland.*

**Bad Nauheim** Eleonoren-Hospiz, Benekestr. 6-8. Familienh. I. R. i. best. Lage. Mäß. Preise. Jahresbetr. A. Hanke, Direktor.

**Wiesbaden** Hotel Adler Badhaus mit dem Adlerkochbrunnen am Badhausplatz. Winterkuren. Lift, Zentralheizung. Anerkannt g. Küche. Offz. Ver. Man verl. Preisblatt. Hotel Schwarzer Bock. Bäder v. Kochbrunn.. beste Kurgelegenheit Zimmer. Prospekt. Hotel Alleesaal, I. Rgs., beste Südlage a. Kochbrunnen. Bes. Wilh. Scheffel.

*Badischer und Württembergischer Schwarzwald.*

**St. Blasien** Pension Waldeck, f. Leichtlungenkr., gedeckte Liegehalle. Währ. d. Krieges geöffn. Mäß. Preise. A. Peltz.

*Bayern.*

**Berchtesgaden** Das Kaiserin Auguste-Viktoria-Kurhaus. Tel. u. Brief-Adr.: „Kurhaus". Pros. d. d. Direkt.

**Königssee** Oberb. Hotel u. Pension Schiffmeister. Beste Lage am See. Schöne Räume. Angenehmer Aufenthalt. Gute Verpflegung. Zentralheizung. Prosp. d. d. Bes. I. Moderegger.

**Mittenwald** 920 m. Familienpension Hoffmann, behagl. Aufenth. f. jede Jahreszeit, a. f. Rekonvalesz., anerk. gute Verpfl., best. empf. Mäßige Preise, el. Licht, Bad. Dtsch. Offiz.-Ver. 1916.

**München** = Hotel Leinfelder =

**Partenkirchen** Dr. Wigger's Kurheim. Klin. geleit. Sanator. für innere, Stoffwechsel-, Nervenkranke und Erhol.-Bedürft. Gute Verpflegung u. ungestörter Dauerbetrieb gesichert. 4 Aerzte. Auskunftsbuch. Wintersport.

*Schweiz.*

**Arosa** Hotel u. Kurhaus Valsana, I. Rgs., vorzügl. Lage. Jahresbetr. Komf. Pension v. Fr. 9.— an. Prosp. Bes. Jösler. Hotel Pension Schweizerhaus. Deutsch. Haus. Pension v. Fr. 8.50 an. Tennis.

**Inner-Arosa** Arosa-Kulm. Erstkl. Familienhaus. Neubau 1915. Eig. Orchester. Keine Lungenkranke.

**Davos-**Dorf. Neues Sanatorium. Alle hyg. Einricht. Gr. Vestib. Terrasse. Bes. M. Neubauer. Leit. Arzt Dr. E. Nienhaus.

**Davos-Platz** Waldsanatorium. Leitender Arzt: Prof. Dr. Jessen. Näheres d. Prospekt.

**Dolder - Zürich** Waldhaus Dolder. I. klass. Famil.-Pens. u. Hotel. Prächt. erhöhte Lage. Blick a. See. Ruhe.

Druck u. Verlag von August Scherl G. m. b. H., Berlin SW, Zimmerstr. 36/41. — Für die Redaktion verantwortlich: Chefredakteur Paul Dobert, Berlin; in Oesterreich-Ungarn für die Redaktion verantwortlich: B. Wirth, Wien VI, Theobaldgasse 17, für die Herausgabe Robert Mohr, Wien I, Domgasse 4. — Für den Anzeigenteil verantwortlich: A. Bieniak, Berlin

# DIE·WOCHE

Nummer 6. | Berlin den 10. Februar 1917. | 19. Jahrgang.

## Inhalt der Nummer 6.





## Die sieben Tage der Woche.

### 30. Januar.

An der Artois-Front mehrfach Erkundungsgefechte, zwischen Ancre und Somme zeitweilig starker Artilleriekampf. — Abendliche Angriffe der Franzosen gegen die Höhe 304 bleiben ergebnislos.

Am 18. Januar hat eins unserer Unterseeboote im Englischen Kanal einen englischen Zerstörer der M.-Klasse durch Torpedoschuß vernichtet.

Im Monat Dezember sind 152 feindliche Handelsfahrzeuge von insgesamt 329 000 Br.-Reg.-To. durch kriegerische Maßnahmen der Mittelmächte verlorengegangen; davon sind 240 000 Br.-Reg.-To. englisch. Außerdem sind 65 neutrale Handelsfahrzeuge mit 86 500 Br.-Reg.-To. wegen Beförderung von Bannware zum Feinde versenkt worden. Das Dezemberergebnis beträgt also insgesamt 415 500 Br.-Reg.-To. Seit Kriegsbeginn bis 31. Dezember 1916 sind damit und unter Hinzurechnung der im Laufe des Jahres nachträglich bekannt gewordenen Kriegsverluste durch kriegerische Maßnahmen der Mittelmächte 4 021 500 Br.-Reg.-To. feindlicher Handelsschiffraum verlorengegangen, davon sind 3 069 000 Br.-Reg.-To. englisch. Im gleichen Zeitraum sind von den Seestreitkräften der Mittelmächte 401 neutrale Schiffe mit 537 500 B.-Reg.-To. wegen Bannwarenbeförderung versenkt oder als Prisen verurteilt worden. — Wie gemeldet wird, sind bei Kriegsausbruch in den Häfen der Mittelmächte 99 feindliche Fahrzeuge mit 189 000 Br.-Reg.-To., davon 75 englische Schiffe mit 173 500 Br.-Reg.-To., beschlagnahmt worden.

### 31. Januar.

Reichskanzler v. Bethmann Hollweg verkündet in der Sitzung des Hauptausschusses des Reichstags den verschärften U-Bootkrieg. U. a. bemerkt er: „Der Feldmarschall Hindenburg hat mir vor wenigen Tagen die Lage, wie folgt, bezeichnet: ‚Unsere Front steht auf allen Seiten fest. Wir haben überall die nötigen Reserven. Die Stimmung der Truppen ist gut und zuversichtlich. Die militärische Gesamtlage läßt es zu, alle Folgen auf uns zu nehmen, die der uneingeschränkte U-Bootkrieg nach sich ziehen könnte. Und weil dieser U-Bootkrieg unter allen Umständen ein Mittel ist, um unsere Feinde auf das schwerste zu schädigen, muß er begonnen werden.“

An Amerika wird eine Note gerichtet, in der es heißt: „Es ist eine neue Sachlage entstanden, die auch Deutschland zu neuen Entschlüssen zwingt.“

In der Denkschrift über das neue Sperrgebiet wird Amerika ein unter bestimmten Voraussetzungen sicherer Postdampferverkehr nach England angeboten. Auch den Postverkehr auf der Route Vlissingen — Southwold zu sichern, ist die deutsche Regierung bereit.

### 1. Februar.

An vielen Stellen der Westfront bringen Erkundungsvorstöße wertvolle Feststellungen über den Feind.

### 2. Februar.

Beiderseits von Ancre und Somme herrscht lebhafter Artilleriekampf. An der nördlichen Westfront sind die Flieger sehr tätig. Unsere Geschwader machen im englischen Teil Frankreichs wertvolle Feststellungen.

### 3. Februar.

An der Somme und an der Aa zeitweilig starkes Feuer.

### 4. Februar.

Reuter meldet, die Regierung der Vereinigten Staaten von Amerika habe den Abbruch der diplomatischen Beziehungen mit Deutschland ausgesprochen. Der Präsident Wilson habe im Kongreß davon Mitteilung gemacht. Dem Botschafter Grafen Bernstorff seien die Pässe zugestellt worden. Botschafter Gerard sei angewiesen worden, Deutschland zu verlassen.

### 5. Februar.

Vom Norduser der Ancre bis zur Somme starkes Artilleriefeuer und teilweise Infanteriekämpfe.

## Unser Sieges- und Friedenswille.

Von Kapitän zur See v. Kühlwetter.

Der 1. Februar 1917 wird, was auch kommen mag, in der Geschichte dieses Krieges und damit in der Weltgeschichte mit besonderem Merkzeichen versehen werden und nicht mehr in Vergessenheit geraten können.

Deutschland und seine Verbündeten haben an diesem Tage der Erkenntnis Ausdruck gegeben, daß, nachdem ihr Anerbieten, Frieden zu schließen unter Bedingungen, die ihren Bestand und ihre Zukunft sichern, eine Antwort bei ihren Gegnern fand, die deren Willen zur Vernichtung und Zerstückelung der Mittelmächte aussprach, nur noch die Waffen sprechen können, daß die Kriegführung die menschlichste ist, die das Ende möglichst schnell herbeiführt, daß es gilt, England vor allen zu bezwingen, unseren zähesten und schlimmsten Feind, das Rückgrat der Kriegführung all unserer Feinde. Englands Seemacht allein hat Frankreich und Rußland den Krieg wagen lassen, Englands Seemacht allein macht unseren Gegnern heute die Fortsetzung des Kampfes möglich, sie allein zwingt alle Neutralen mehr oder weniger in Englands und seiner Verbündeten Dienst, sie allein vergewaltigt seit Kriegsbeginn alles Völkerrecht, sperrt uns vom Meere ab und stellt uns damit vor Hunger und Not. Wider Englands Seemacht muß darum der Kampf mit allen Mitteln gehen, sie ist nur zu brechen im Seekrieg, der darum alle Mittel einsetzen muß ohne Hemmungen. Großbritanniens große Flotte entzieht sich dem Kampf immer mehr, nachdem sie in den spär-

lichen Versuchen, deren größter zu unserem Sieg vor dem Skagerrak führte, Erfolge nicht hat erringen können. So bleibt uns nur der Kampf gegen Großbritanniens Seehandel, mit dem es lebt und stirbt und mit ihm die Verbündeten, die alle von ihm abhängen.

Am 31. Januar, nachmittags, wurde durch den Reichskanzler in einer Sitzung des Hauptausschusses des Reichstages eine Note an die Regierung der Vereinigten Staaten verlesen und mitgeteilt, daß entsprechende Noten an die übrigen Neutralen gerichtet seien, deren Inhalt war, daß vom 1. Februar 1917 an in einem genau umgrenzten Gebiet um Großbritannien, Frankreich und Italien herum und im östlichen Mittelmeer ohne weiteres mit allen Waffen jedem Seeverkehr entgegengetreten werden wird.

Das bedeutet die Aufnahme des verschärften U-Boot-Krieges.

Wenn die gewaltige Beuteziffer des Handelskrieges, der über 4½ Millionen Raumtonnen der feindlichen und Bannware führenden Schiffahrt bis zum Abschluß des Jahres 1916 vernichtet hatte, unsere Gegner noch nicht die Notwendigkeit fühlen machte, die deutsche Friedenshand zu ergreifen, so kann für uns, die wir die Bedeutung der Seezufuhr für unsere Feinde klar erkennen, nur eine Folgerung daraus gezogen werden; daß es Zeit ist zu größerer Energie und Schnelligkeit des Handelns. Die Reichsleitung hat erklärt, daß in Erwägung der militärischen, politischen und wirtschaftlichen Gesamtlage dieser Entschluß, der, wie ja alle wissen, schon lange stürmisch verlangt wurde, von den verantwortlichen Stellen nicht früher gefaßt werden konnte. Darüber zu rechten ist hier nicht die Stelle und steht heute nicht mehr im Vordergrund. Wir wollen lieber davon sprechen, wie unsere Aussichten heute sind unter den gegebenen Verhältnissen. Daß die Aufgabe der Niederringung Großbritanniens heute immer noch eine gewaltige ist, daran kann ein Zweifel nicht bestehen. Und doch haben wir ein Recht auf die feste Überzeugung, die in den Erfahrungen des U-Boot-Kreuzerkrieges, den wir bisher führten, ihre praktische Stütze findet, daß England durch den uneingeschränkten U-Bootkrieg zum Frieden gebracht werden wird. Die Zahl unserer U-Boote ist heute größer als je zuvor, die Kriegserfahrung der Besatzungen ist unter den schwierigen Verhältnissen des Kreuzerkrieges ebenso gewachsen. Für diese beiden Tatsachen ist der Beweis erbracht dadurch, daß trotz der Einschränkungen des Kreuzerkrieges die Erfolge unserer U-Boote von Monat zu Monat wachsen und in den letzten Monaten auf über 400 000 Raumtonnen emporstiegen. Die Länge des schon währenden Handelskrieges hat nicht nur den erwähnten Betrag an Frachtraum vernichtet, sondern dadurch schon in den Ländern unserer Feinde Teuerung und Not erzeugt; der verschärfte U-Bootkrieg trifft also unter allen Umständen einen schon wesentlich geschwächten Wirtschaftskörper. Die Kohlennot, die von unmittelbarem Einfluß auf die Kriegführung ist, hat in Frankreich und Italien schon ein kritisches Stadium erreicht. Vor allen Dingen aber macht der Ausfall der Weltgetreideernte unsere Aussichten besonders gut. Die Ernten in den Ländern unserer Feinde waren schlecht, also müssen sie mehr einführen als sonst. Dazu brauchen sie mehr Schiffsraum. Außerdem ist die Ernte aber auch gerade in den Ländern, die am nächsten liegen, also am bequemsten und schnellsten zu erreichen sind, auch schlecht. Sie können also weniger abgeben. Ein großer Teil muß deswegen von weiterher aus Süd-Amerika und Australien herangebracht werden. Ein Schiff kann aber in der Zeit, in der es dreimal nach Nord-Amerika oder Kanada fährt, nur einmal nach Australien fahren, also kann mit demselben Schiffsraum in derselben Zeit aus Australien nur ein Drittel des Getreides herangeschafft werden wie aus Nord-Amerika. Der Schiffsraum ist aber schon so knapp, daß dies nicht durch Heranziehung von mehr Schiffsraum wett gemacht werden kann. Es liegt also auf der Hand, daß jetzt wo die Getreidetransporte begonnen haben, jede Tonne vernichteten Schiffsraums besonders schwer in die Wagschale fällt. Selbst wenn England heute noch 20 Millionen Raumtonnen in seiner Schiffahrt besitzt, was recht hoch gerechnet ist, so rechnet man, daß hiervon mindestens 8,6 Millionen für militärische Zwecke angefordert sind und 1½ Millionen der Küstenschiffahrt dienen. 1 Million rechnet man als in Reparatur, 2 Millionen müssen die Verbündeten versorgen. Dann bleiben für die englische Versorgung noch höchstens 8 Millionen Tonnen. Die Statistik des Seeverkehrs ergibt sogar, daß im Juli—September 1916 nur 6¾ Millionen auf England fuhren. Daneben läßt sich der sonstige nach England fahrende Schiffsraum auf 900 000 Tonnen feindlicher, nicht englischer, und reichlich 3 Millionen neutraler Tonnage berechnen. Insgesamt wird England also noch rund von 10¾ Millionen Raumtonnen versorgt. Nun steht eben England jetzt vor der Notwendigkeit, für das Heranschaffen seines wichtigsten Nahrungsmittels, des Weizens, doppelt soviel Schiffsraum aufwenden zu müssen wie früher, jede 100 000 Tonnen Schiffsraum, die vernichtet werden, bedeuten 240 000 Gewichtstonnen Weizen, d. h. 12 Tage englischer Versorgung. Die Kohlenförderung in England ist zurückgegangen, der Bedarf in England selbst so gut wie bei seinen Verbündeten durch die direkten Kriegsbedürfnisse gestiegen. Für Frankreich und Italien sind die deutschen Kohlenbezüge ganz ausgefallen, sie brauchen also viel mehr als sonst, und dabei ist Englands Ausfuhr schon auf wenig mehr als die Hälfte seiner Friedenausfuhr gesunken. Daß eine gewaltige Abnahme der Ausfuhr hier eine Kohlenkatastrophe bei den Verbündeten Englands nahelegt, ist ohne weiteres zu verstehen. Schließlich soll und wird die amerikanische Zufuhr von Kriegsbedarf getroffen werden, ohne die unsere Gegner schon längst den Krieg nicht mehr hätten führen können, und mit amerikanischem Gelde kann das Abschneiden der Zufuhr nicht gut gemacht werden. Geld läßt sich leider nicht essen, noch läßt sich daraus Munition und Kohle machen. Außerdem wird natürlich die Schwierigkeit und das Steigen der Versicherungen sehr wesentliche Wirkungen haben, und was es bedeutet, wenn die Neutralen die gewinnbringende, aber jetzt nicht mehr ungefährliche Schiffahrt mit Bannwaren aufgeben, das ist aus den gegebenen Zahlen über den Anteil der Neutralen am Verkehr nach England ohne weiteres verständlich. Aus den gegebenen Schiffahrtzahlen läßt sich auch ermessen, was der Ausfall von einigen Millionen Tonnen bedeudet, der Ersatz, den England, solange es ein großes Heer aufrechterhalten muß, bauen kann, kann dagegen nicht nennenswert in die Wagschale fallen.

Daß die neutrale Welt an unserer Ankündigung nicht achtlos vorübergehen würde, war selbstverständlich. Daß das Wohl- oder Übelwollen anderer für unser Handeln, von dem unser Leben abhängt, nicht mehr aus-




Karte zu der deutschen Erklärung über den verschärften U-Boot-Krieg.

schlaggebend sein kann, dafür ist die Aufnahme des verschärften U-Bootkrieges ein endgültiges Zeugnis. Ein Zurück kann es nicht geben. Wie sich die maßgebende Meinung bei den Neutralen äußern wird, dafür können wir heute noch keine Gewißheit haben, wenn auch der Abbruch der diplomatischen Beziehungen mit den Vereinigten Staaten jetzt eben bekannt wird, weil das über den Erdball gesponnene Netz englischen Nachrichtendienstes nur übermittelt, was Großbritanniens Zwecken dient. Angesichts dieser jedenfalls nicht freundlichen Haltung der Vereinigten Staaten und auch anderer Nachrichten, bei denen zunächst dahingestellt bleiben kann, wie weit sie auf englische Siebung und englisches Geld zurückzuführen sind, ist es geboten, einmal das Verhalten der Neutralen zum Seekrieg ganz kurz zu betrachten.

Großbritannien begann die Reihe öffentlicher Ankündigungen für den Seekrieg am 5. Oktober 1914 mit einer Lüge. Es gab die Auslegung eines englischen Minenfeldes, das von den Gewässern vor der Themse bis fast an die belgische Küste reichte, bekannt und begründete sie mit der deutschen Politik des Minenlegens und der Tätigkeit unserer Untersee-Boote. Es erdreistete sich sogar, eine südliche Grenze der deutschen Minenfelder festzustellen, und mußte dafür die deutsche amtliche Erklärung hinnehmen, daß deutsche Minen nur an Englands Küste lägen und die Minengrenze frei erfunden sei. Die britische Erklärung sollte der neutralen Schiffahrt leicht zu überwachende Fahrstraßen anweisen und erfand dazu eine deutsche Minenverseuchung. Als dies nicht ausreichte und an der englischen Küste wertvolle englische Schiffe zu Grunde gegangen waren, erließ Großbritannien die zweite Erklärung am 3. November 1914, daß die ganze Nordsee als Kriegsgebiet anzusehen sei und vom 5. November an nur mehr befahren werden könne, wenn dies nach Anweisung der englischen Admiralität geschehe. Auch sie begann mit einer Lüge. Sie sprach von willkürlicher Minenlegung durch deutsche Schiffe unter neutraler Flagge und hatte für diese Behauptung nichts anzuführen, als die Tatsache, daß sich britischer Verstand nicht erklären konnte, wie Minen an seine geheiligten Küsten und noch dazu an die vom Feinde abgekehrten kommen konnten. Irgend eine Rücksicht auf neutrale Schiffahrt wurde überhaupt nicht genommen. England schleppte die gesamte neutrale Schiffahrt in seine Häfen und hielt sie dort fest, solange es wollte oder bis sie Verpflichtungen einging, die ihm dienten. Und doch wagte keiner, ernstlich hiergegen seine Stimme zu erheben, auch die Vormacht der Neutralen blieb stumm. Dann kam vor zwei Jahren unser Gegenzug durch die Erklärung des U-Bootkrieges. Sofort war der Beschwerden und Klagen kein Ende, trotzdem damals nur auf die Möglichkeit verwiesen wurde, daß gegen den Feind gerichtete Angriffe versehentlich Neutrale treffen konnten, weil England mit dem Hoheitszeichen der Neutralen schmählichen Mißbrauch trieb. Wie die Vormacht der Neutralen ihren ganzen Einfluß gegen uns mit Erfolg eingesetzt hat, ist ebenso bekannt, wie das zaghafte Versuchen, unsere Feinde zur Achtung dauernd und offenkundig verletzter Rechte der Neutralen zu bewegen, von Großbritannien kühl abgewiesen wurde und die Neutralen dazu schwiegen.

Heute dasselbe Bild. Als der Druck unseres U-Boot-Kreuzerkrieges immer schwerer auf England zu lasten begann, erklärte es jetzt im Januar die Sperrung der deutschen Bucht der Nordsee, die alle unsere Ausgänge dorthin umfassen sollte. Sie geschah ohne irgend einem Neutralen das geringste Zugeständnis zu machen. Dänemarks bedeutendster westlicher Hafen, Esberg, ist dadurch gesperrt, Holland auf das äußerste eingeengt, die erste britische Erklärung der ganzen Nordsee zum Kriegsgebiet ist nicht aufgehoben, jeder Neutrale ist in der Fahrt nach England und in der Nordsee rechtlos. Unsere Antwort kam diesmal pünktlich in der Aufnahme des verschärften U-Bootkrieges. Eine gleichartige Antwort auf Englands Drohungen wie damals. Und auch jetzt wieder welch weitgehende Rücksicht auf die Neutralen. Blicken wir auf die Karte. Deutschlands Erklärung läßt allen Neutralen für ihr Land und seine Bedürfnisse weiten freien Raum, hat sogar Hollands besonderen Wünschen sofort Rechnung getragen, nur nach England, Frankreich, Italien und ihren nordafrikanischen Kolonien sollen sie nicht fahren. Wenn der neutrale Staat auch nicht gehalten ist, seinen Untertanen den privaten Bannwarenhandel mit dem Feinde zu verwehren, so kann doch keinem Zweifel unterliegen, daß der Staat der ihn stützt, sich seiner Neutralität begibt, denn ein Recht für Neutrale, den Feind zu unterstützen, gibt es nicht, solches heißt vielmehr: neutralitätswidrige Unterstützung. Daß heute alles, was auf See gefahren wird, Bannware ist, dazu hat England allein den Weg gezeigt. Und trotz all unserer Rücksicht erheben sich heute schon neutrale Stimmen zu unserer Erklärung, die auch zu der neuesten britischen schwiegen. Die Vormacht der Neutralen geht ihnen mit eigentümlichem Beispiel voran. Man ist fast versucht zu sagen: weil wir so viel Rücksicht nehmen. Gewiß, was zum Bannwarenhandel lockt, ist der ungeheure Gewinn, der in die Taschen aller Neutralen fließt, und doch will es uns kaum faßlich erscheinen, wenn wir auch die Macht der Gewinnsucht im eigenen Lande leider alle Tage spüren, daß Staaten aus solchen Gründen uns und unsere Gegner mit zweierlei Maß messen. Indessen wenn es sein muß, sind wir auch darauf vorbereitet.

Vergleichen wir einmal kurz unsere damalige Erklärung zum U-Boot-Krieg mit der jetzigen. Damals unbestimmt, allgemein ausgesprochen, die Gewässer um Großbritannien und Irland Kriegsgebiet. Heute dagegen ein Gebiet mit festgegebenen Grenzen: Großbritannien und Irland und Frankreich im Abstand bis zu fast 500 Seemeilen, d. h. über 900 Kilometer umfassend, das ganze östliche Mittelmeer, Italien, französische, italienische und englische Kolonien an der nordafrikanischen Küste Sperrgebiet, zu dem der Zutritt versagt wird. Nirgends spricht sich charakteristischer der Fortschritt unserer Seekriegsmittel und die Erkenntnis unseres Mehrkönnens aus. Damals konnten unsere U-Boote weder solche Pläne haben, noch hatten wir Gewißheit über das, was sie überhaupt vermochten. Heute sind wir gewohnt, sie im Eismeer so gut wie an den atlantischen Küsten Frankreichs ihren Krieg führen zu sehen, und haben fast dabei vergessen, daß der Weg dahin und zurück rund 5000 Seemeilen beträgt.

Wir wissen uns auch heute noch fern von aller Gewalttat wider Neutrale, wir haben nie daran gedacht, ihre Hoheitzeichen zu Kriegschandtaten in den Schmutz zu ziehen, und wenn die Härten des jetzigen Entscheidungskampfes vielleicht doch Neutrale treffen, so danken sie das England, das sie zwang, mit ihrer Schiffahrt ihm zu Diensten zu sein und seine Mißachtungen und Gewalttaten stillschweigend einzustecken. Mögen sie dem Gebiet


Phot. Schweitzer.

Von der Beute des nach Swinemünde aufgebrachten englischen Dampfers „Yarrowdale“: Lastautos passieren auf der Fahrt nach Berlin Schwedt a. O.

fernbleiben, wo Deutschland auch für sie um die Freiheit der Meere vom britischen Joch kämpft.

Daß wir jetzt in den Entscheidungskampf eintreten mit dem unbeugsamen, zielbewußten Willen zum Sieg, das kündet uns die neue Erklärung. Daß wir keinen Kompromißfrieden wollen, keinen Geschäftsfrieden, sondern einen deutschen Frieden. Nicht einen Frieden ohne Sieg, nein, ohne Sieg kein Frieden, denn wir können es nicht auf uns nehmen, in unsere alte Existenz zurückzusinken, die uns neuem Überfall aussetzt, wir können es nicht ertragen, daß Hunderttausende sich hingeopfert haben sollten für nichts, für ein Phantom, und Millionen können nicht die Opfer auf sich nehmen, die sie täglich bringen, wenn sie nicht den Anspruch haben, zu erwarten, daß es geschieht, um ein Ziel zu erreichen, eine sichere, bessere Zukunft. Ohne Sieg kann uns niemand eine bessere Zukunft in Aussicht stellen, und ohne Entgeld, den uns nur der Sieg sichern kann, können wir die Lasten, die nachher kommen, nie tragen, ohne Sieg den Vernichtungswillen unserer Feinde nicht brechen, ohne Sieg begänne der Abstieg Deutschlands als Weltmacht. Ohne Englands Niederringung kein Sieg.

Wir setzen jetzt alles ein, um alles zu gewinnen.

Und wenn der Mann drüben über dem Weltmeer, der die hochtönenden Worte vom Frieden sprach, ehrlich darauf sänne, der Welt zum Frieden zu helfen, dann müßte auch er jetzt zur Seite treten und Raum geben auf dem Kampfplatz. wo Völker um ihr Leben ringen.

oooooooooooooooooooooooooooooooooooooooooooooooooooooooooooooooooooooo

# Der klingende Frost.

Von Else Frobenius.

Der klingende Frost schreitet durch den Winterwald. Hart knirscht der Schnee unter seinen Tritten, und die weiße Last auf den Bäumen gefriert zu starrem Eis. Ein kalter Hauch zieht vor ihm her und bleibt als schimmernder Kristall an den Fenstern der Menschenwohnungen hängen, die sich mit Undurchdringlichkeit bedecken.

Weißliche Nebel steigen zwischen den dunklen Kiefernkronen des Waldes auf. Sie hüllen die schwarzen, schlanken Baumgerippe in zarte wolkige Schleier, die im Schatten bläulich überhaucht erscheinen, in der Sonne aber rosig erglühen.

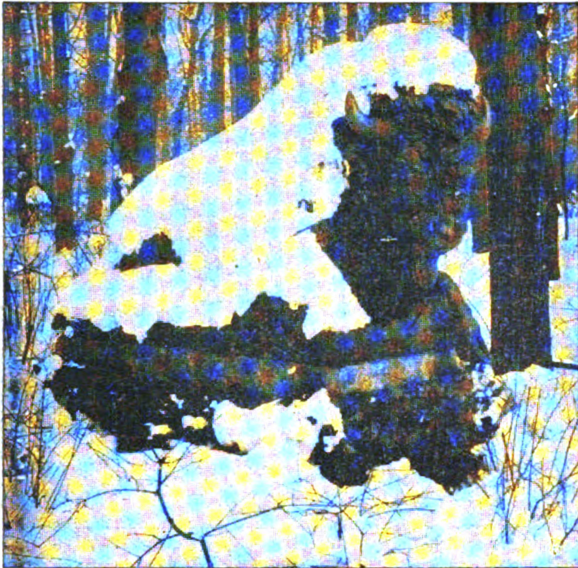
Klingender Frost, wie wir ihn seit hundert Jahren nicht mehr erlebt haben, dringt tief in den Erdenschoß und läßt ihn bis ins Innere erstarren. Er ist fast so kalt wie der Haß, der uns heute härter und kälter denn je umgibt. Niemand wird ihn vergessen, der diese Tage des Erschreckens miterlebt hat, in denen Kälte und Teurung, Hunger und Krieg uns so drohend ins Antlitz sahen wie noch nie.

Die alten Leute frieren bis ins Mark und mögen sich am liebsten überhaupt nicht mehr vom Ofen rühren, den sie mit drangvoll erkämpften Kohlen sorgsam heizen. Die Schwarzseher reden von den Katastrophen der Natur, die stets mit denen der Menschheitsgeschichte zusammentrafen. Sie denken des Jahres 1813 und anderer Kriegs- und Hungerjahre, wo es so kalt war, daß die Vögel tot von den Bäumen fielen und die Menschen am Wege erstarrten. Und viel teilnehmende Seufzer ziehen zu unseren Helden in den Schützengräben, die in diesen Tagen schier Übermenschliches erdulden mußten und dennoch nicht wankten und wichen.

Vielen bringt er Leiden, der klingende Frost, der uns kurz vor Winterende mit solch grausamer Gewalt überfallen hat.

Aber die Macht der strahlenden Jugend und des aufblühenden Lebens ist doch stärker als die des grämlichen Alters und der zagenden Sorge. Die Jugend grüßt den Winter mit frohem Lachen. Und den klingenden Frost ernennt sie zum Hofmarschall, der ihr königliche Feste bereitet.

In Scharen zieht sie hinaus in den Winterwald, um ihn zu grüßen. Auf allen Wegen klirrt und klappert es von Stahlschuhen, die blank im Sonnenschein blitzen. Sie hängen am Arm rotbäckiger junger Mädchen, die in zierlichen kurzen Kleidern und kecken Pelzmützen fröhlich durch den Wald trippeln. Oder sie lugen aus den Manteltaschen frischer Jungen, deren bunte Schüler-







mützen auf dem weißen Schnee leuchten wie farbige Flecken.

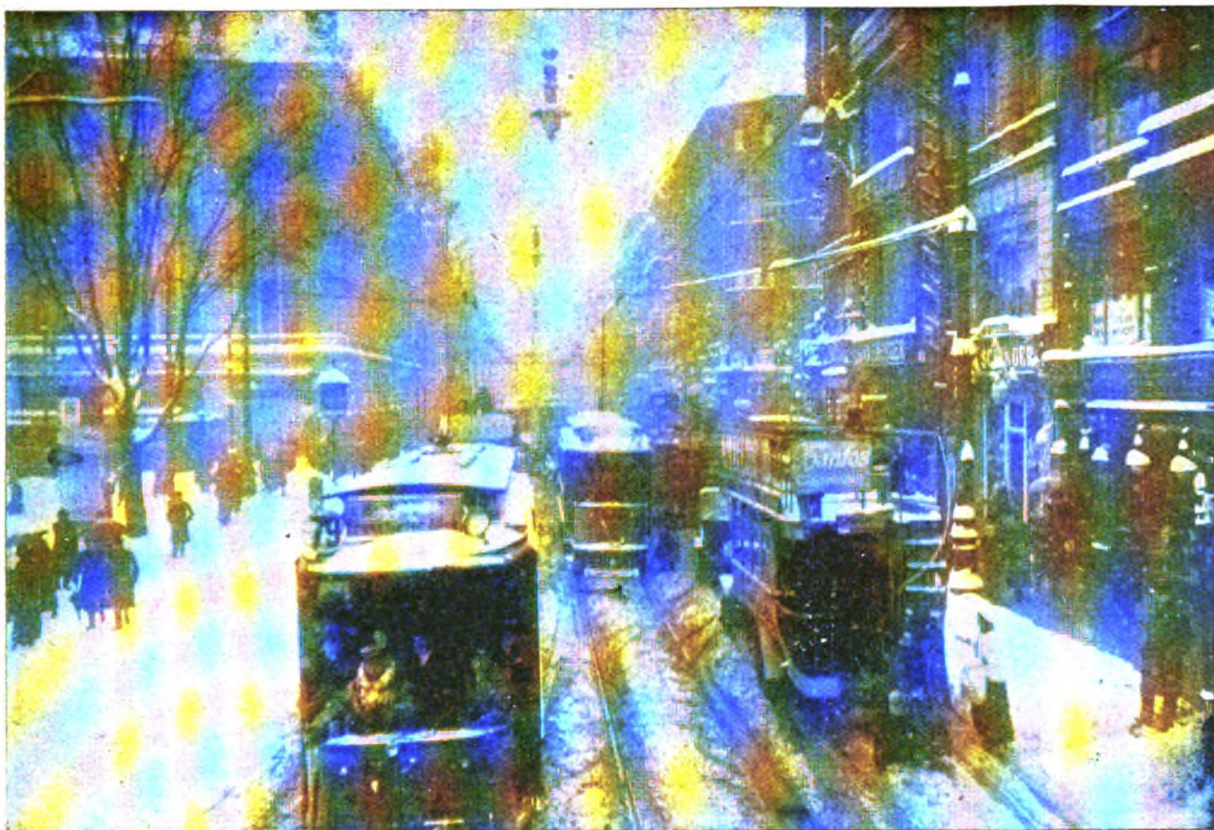
In großen Trupps entsteigen Buben und Mädel der Bahn, viele mit Rodelschlitten auf dem Rücken und in wollenen Jacken und Zipfelmützen. In Grün und Gelb, Violett und Blau sind sie gekleidet und verleihen dem schwarzen Wald mit der weißen Schneedecke plötzlich Farben und buntes Leben. Die roten Jacken der Mädchen leuchten auf dem lichten Weiß wie Blutstropfen. Weißgekleidete Kinderchen hingegen, die von ihren Müttern und Erzieherinnen auf winzigen Holzschlitten durch den Wald gezogen werden, sehen in ihren dicken Anzügen aus wie unbeholfene kleine blonde Bären.

Von Zeit zu Zeit hört man Schellengeläute, und ein vorsintflutlicher Schlitten, von einer bockbeinigen Rosinante gezogen, zieht schwerfällig vorüber. Nach Jahren wurde er heute ans Tageslicht gezogen, um mit dem ältesten Roß des Stalls, dem einzigen, das der Krieg den Besitzern übrig ließ, bespannt zu werden. Sein Anstrich ist verblichen, sein Bau veraltet, aber die Insassen schauen doch mit zufriedenen Gesichtern um sich. Denn eine Schlittenfahrt gehört heute zu den ganz seltenen Genüssen. Sie ist noch schwerer zu haben als eine Speckseite, und wer sie errang, darf stolz sein.

Von allen Hügeln des welligen Waldgeländes sausen







In der Leipziger Straße.




Phot. Haeckel.

In der Friedrichstraße.

## Berlin im hohen Schnee.

die Rodelschlitten herab. Mit Jauchzen und Schreien geht es zu Tal. Mit Umfallen, Durcheinanderkugeln und lachendem Wiederaufstehen. Mit mühsamem Emporklimmen auf den vereisten Hang und pfeilschnellem Wiederhinuntergleiten. Mit fröhlichem Aufleuchten der roten, grünen und orangen Kappen.

An den größeren Rodelbahnen scharen sich die Zuschauer und begleiten mit ermunterndem oder schadenfrohem Zuruf die Fahrer. Stündlich strömen mehr Menschen herzu. Jeder Heimziehende wird von neuen Gästen abgelöst.

Unten auf der weiten Fläche des Sees stieben die Eisfunken unter den Tritten der Schlittschuhläufer. Paarweise und in Ketten schlingen sie den Reigen. In weichen, gleitenden Bogen wiegen sie sich hin und her. Sie scheinen auf dem schimmernden Eise zu schweben. Immer beschwingter wird ihr Schritt, immer schneller ihr Lauf. Wärme strahlt von ihren Wangen, Frohsinn aus ihren Augen. Stundenlang tummeln sie sich draußen herum und scheinen überhaupt nicht müde zu werden . . .

Wenn aber die Dämmerung naht und zarte, rosige Frostwölkchen den Horizont umsäumen, dann treibt der Hunger sie heim. Die Gastwirtschaften sind überfüllt, und der heiße Kaffee wird in Strömen vertilgt. Eingeweihte wissen auch, wo ein Kriegskuchen zu finden ist, der noch immer über jeden Vergleich erhaben ist. Man genießt ihn mit innigem Behagen . . .

Mit durchwärmtem Blut und erfrischten Nerven kehrt man heim.

Der klingende Frost ward hier nicht zum Vernichter, sondern zum Erreger neuer Kraft.

Harte Zeiten sind immer Erwecker neuen gestählten Lebens.

o o o

## Der Weltkrieg. (Zu unseren Bildern.)

Es gibt keinen Frieden ohne die Waffenentscheidung. Unser Ziel ist der Sieg. Von diesem Ziel gibt es jetzt kein Abweichen, bis es erreicht ist.

Es geht um die deutsche Arbeit auf allen Gebieten. Mag jemand reich oder arm, vornehm oder gering, weise oder unweise sein, er hat um das zu kämpfen, was er sein eigen nennt. Alles, was wir durch geistige und leibliche Arbeit unserer Väter ererbt und durch eigene Tätigkeit hinzugebracht haben, alles, was deutsch ist, bildet den Einsatz.

Das sind Worte, unter welchen der Name v. Stein steht. Er, unser Kriegsminister, spricht als einer für viele.

Wir geben kurze und bestimmte Erklärungen und handeln danach. Wir tun, was wir androhen.

Die verflossene Woche hat uns ein Ereignis gebracht, dessen Ankündigung lange erwartet wurde, und das nunmehr unausbleiblich wurde. Am 31. Januar wurde die deutsche Note an die Neutralen mit einer Denkschrift über die Sperrgebiete um England, Frankreich und Italien gerichtet, während gleichzeitig der deutsche Reichskanzler im Reichstage die Eröffnung des uneingeschränkten U-Boot-Krieges erklärte.

Wir erinnern uns an den Satz, den er früher ausgesprochen hatte: der uneingeschränkte U-Boot-Krieg werde eintreten, sobald er, der Kanzler, in Uebereinstimmung mit der Obersten Heeresleitung zu der Ueberzeugung komme, daß uns diese Maßregel dem siegreichen Frieden näher bringe.

Eine der schärfsten Kriegswaffen, mit denen wir England beikommen können, ist nun aus der Scheide geflogen. Wir dürfen nicht erwarten, daß nun sofort die Folgen sich zeigen werden. Gewiß werden die Nachrichten vom Zunehmen der Schiffsraumnot Englands, die schon in letzter Zeit stark im Vordergrunde standen, sich sichtlich mehren. Die Folgen der Absperrung Englands, Frankreichs und Italiens werden mit Sicherheit eintreten, vielleicht sogar in absehbarer Zeit, aber einer gewissen Zeit bedarf es immerhin. So wenig wir uns überschätzen, so wenig unterschätzen wir den Gegner. Wir rechnen mit seiner äußersten Entschlossenheit. Wir verhehlen uns nicht, daß die Durchführung dieser Aufgabe hohe Anforderungen stellt. Wir geben uns keinen Hoffnungen hin, bei denen der Wunsch der Vater des Gedankens ist. Nur harte Arbeit eines jeden einzelnen und rücksichtslose Hingabe an die gewaltige Aufgabe, vor die das Schicksal uns gestellt hat, werden uns zum Siege führen.

Wir stellen fest, daß die Bedingungen, unter denen der uneingeschränkte U-Boot-Krieg eröffnet wurde, von vornherein für uns günstig sind. Es ist nicht zu unterschätzen, daß England ringsum, daß Frankreich vom offenen Ozean her tatsächlich abgesperrt wird, und daß das Mittelmeer dem Feinde überhaupt kaum noch Bewegungsfreiheit gestattet. Gerade im Mittelmeer zeigt sich diese Wirkung. Am augenfälligsten ist die Absperrung des Salonikiunternehmens. Hatte man schon vorher begriffen, daß General Sarrail seine Aufgabe für aussichtslos ansah, so ist dies heute in vollem Umfange zu verstehen. So stehen die Dinge in dem Augenblick, als Amerika sich bewogen fühlt, die diplomatischen Beziehungen mit uns abzubrechen und eventuell nunmehr offen auf die Seite unserer Gegner zu treten. Darauf waren wir gefaßt. Es kommt uns nicht überraschend und trifft uns nicht unvorbereitet. Auch mit diesem Ereignis haben wir gerechnet. Wir dürfen das volle Vertrauen zu den verantwortlichen Führern unserer Sache haben, daß sie den Folgen des Verhaltens von Amerika zu begegnen wissen werden. Als erste Folge schwebt natürlich einem jeden der Verlust der deutschen Schiffe, die in den amerikanischen Häfen seit Kriegsbeginn liegen, vor. Es hört sich nach sehr viel an, wenn berechnet wird, daß dieser Verlust auf eine halbe Milliarde zu beziffern sei. Deutschland ist ein zu guter Rechner, um sich nicht zu sagen, daß eine halbe Milliarde mehr oder weniger für die Kriegskosten keine maßgebende Bedeutung hat. Wir rechnen mit dem Siege, und wir wissen, daß die Kriegskosten dem Besiegten zur Last fallen werden.

Im Überblick über unsere Fronten, von deren Standhalten gegen alle Bedrohungen der Erfolg unserer gerechten Sache abhängt, waren in dieser Woche Ereignisse von Bedeutung nicht zu melden. Die Engländer versuchten Vorstöße nördlich der Somme im Verfolg ihrer vorherigen vergeblichen Bemühungen. Von Armentières kam die Nachricht, daß sie blutig abgewiesen wurden. Die Franzosen machten erneut und mehrfach dieselben Erfahrungen bei der Höhe 304. An der Aa wird unter schwierigen Umständen in dem vereisten Gelände harte Kriegsarbeit geleistet. Gemeldet wurde, daß beiderseits der Aa russische Angriffe scheiterten, und daß auf dem Ostufer eine russische Waldstellung gestürmt wurde. Das sagt an sich wenig, und es steckt viel dahinter. Überhaupt leben wir täglich und stündlich in dem Bewußtsein, daß das beredte Schweigen ringsum seinen schweren Inhalt hat.

X.

Nummer 6.

DIE WOCHE
Bilder vom Tage

Seite 185.

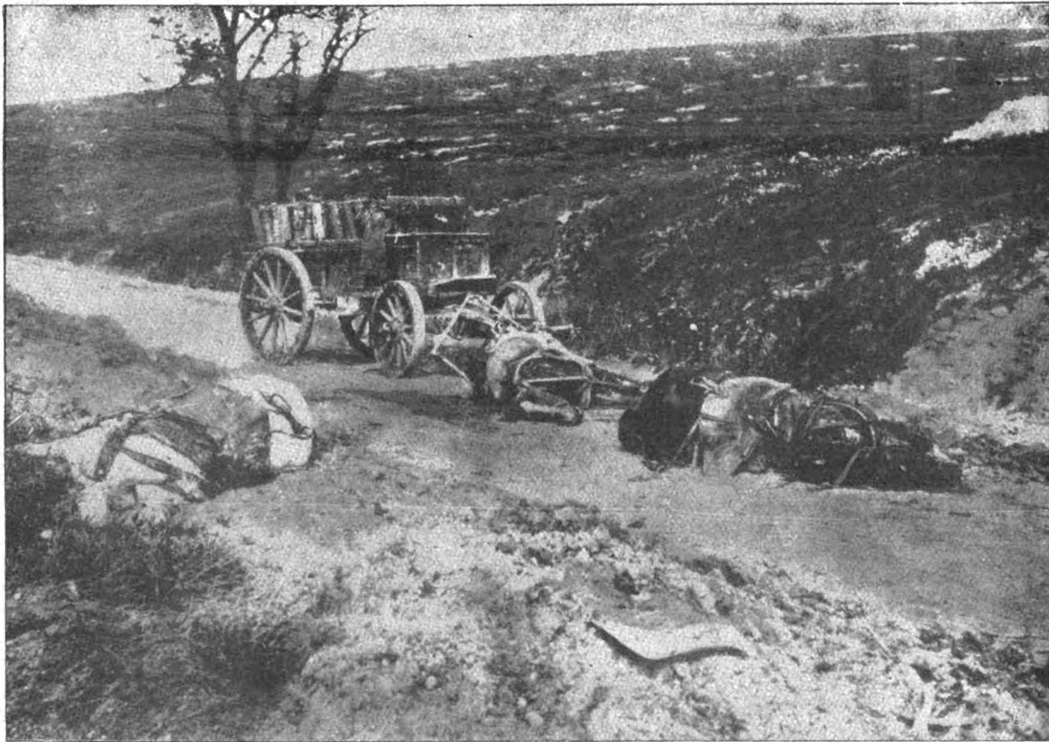


Phot. Harkanyi.

Minister Generalmajor Anton Hoefer,

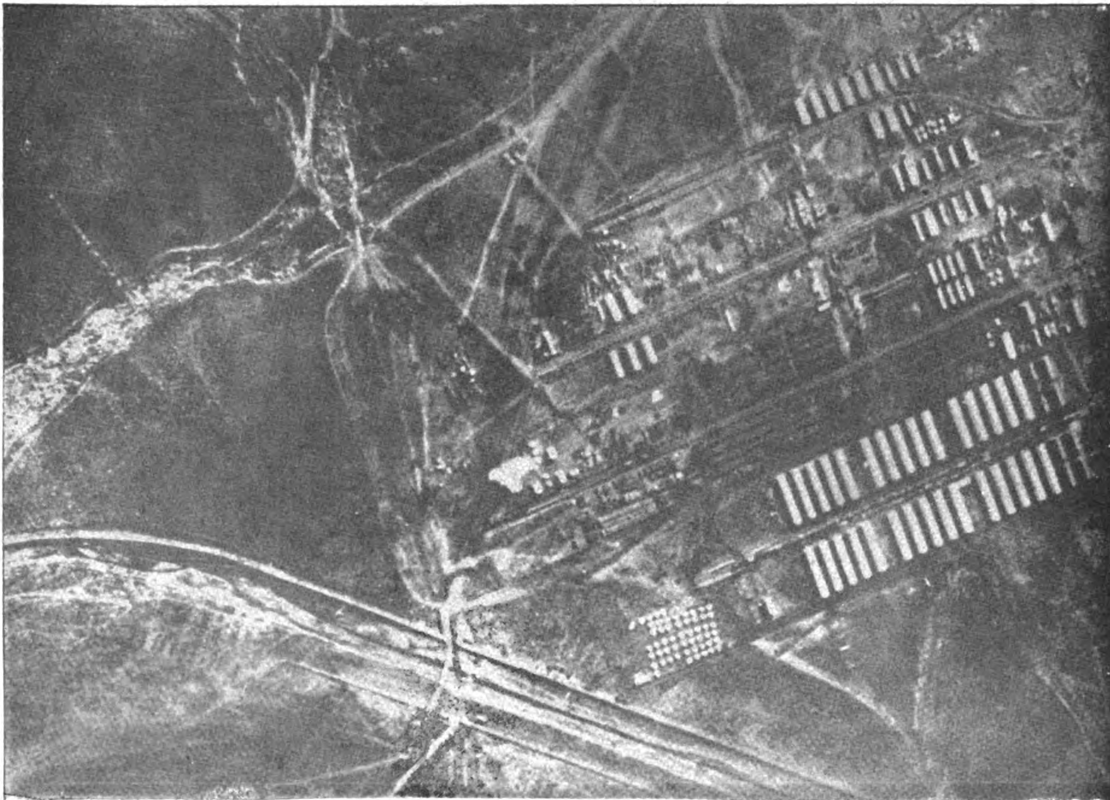
Leiter des K. k. Volksernährungsamtes.

Der österreichische Verpflegungsminister.



Phot. Groß.

**Gespann eines Munitionswagens, das durch einen Granattreffer zerstört wurde.**

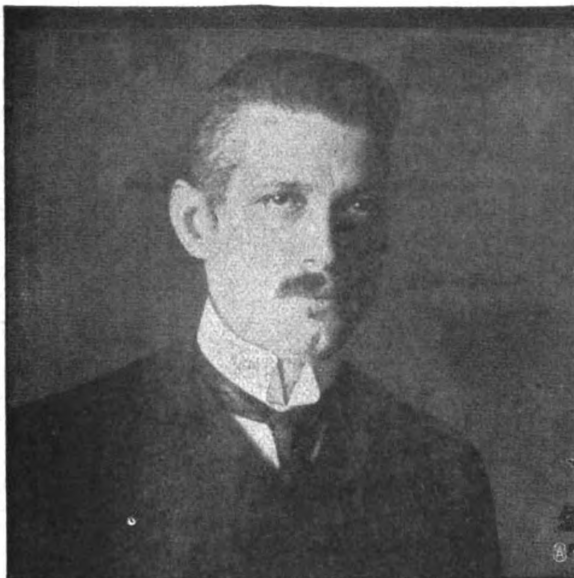


Phot. Groß.

**Feindliches Truppenlager bei Saloniki, von deutschen Fliegern mit Bomben belegt.**

**Man sieht in der Mitte des Bildes die weißen Wolken eines Bombentreffers. Von einem deutschen lieger aufgenommen.**

## Granat= und Bomben reffer.



**Generaldirektor der Bundesbahnen Dr. jur. Haab,**
ist als Schweizer Gesandter für Berlin während des Krieges in Aussicht genommen.



**Bisheriger Minister des Innern Talaat-Bei**
wurde zum Großwesir ernannt.
**Türkischer Kabinettswechsel**





Vereenigde Fotobureaus.

**Beisetzung der gefallenen Helden von „V 69“ in Ymuiden.**









**1, 2 und 3 Feldgraue als Schneeschipper: Soldaten bei der Straßenreinigung in den Straßen Berlins.** (Phot. Groß und Presse Photo.)
**4. Elefanten als Zugtiere in den Straßen Berlins.** (Presse Photo.)

## Winter in Berlin.

## Winter in Deutschland.

1. Eiszapfen (Urfeld).

2. Partie aus der Primkenauer Forst in Schlesien.

3. Das Boberwehr bei Sprottau.

Phot. Haeckel.








Phot. Fritz Hofmann & Co.
Hauptmann Paul Schneider.


Offiz.-Stellv. Albert Pfeifer.


Phot. Alex Möhlen.
Leutnant Rübesamen.


Phot. W. Kuntzemüller.
Hauptm. Ferdinand Jungermann.


Kgl. Hofphot. Hirringer.
Oberleutnant Kurt Jun.er.


Phot. Scharmann.
Leutnant Herrmann Hundermark.


Leutnant G. Hemprich.


Leutnant Eduard Philipsen.


Oberleutnant Ehmann.


Phot. Schloß-Atelier, Berlin W.
Leutnant Erich Will.


Vizefeldwebel Johannes Müller.


Vizefeldwebel G. Engelhardt.


Oberleutnant Maaß.


Unteroffizier Christian Weckerle.


Offiz.-Stellv. Bitter.


Unteroffizier Wagner.


Vizewachtmeister Hans Barutzki.


Phot. H. Florian.
Unteroffizier Johann Gutz.


Leutnant E. Wahl.


Offiz.-Stellv. Otto Hö.zl.


Leutnant Gustav Holm.


Vizewachtmstr. Georg Claus.


Gefreiter Schackert.


Leutnant Flashar

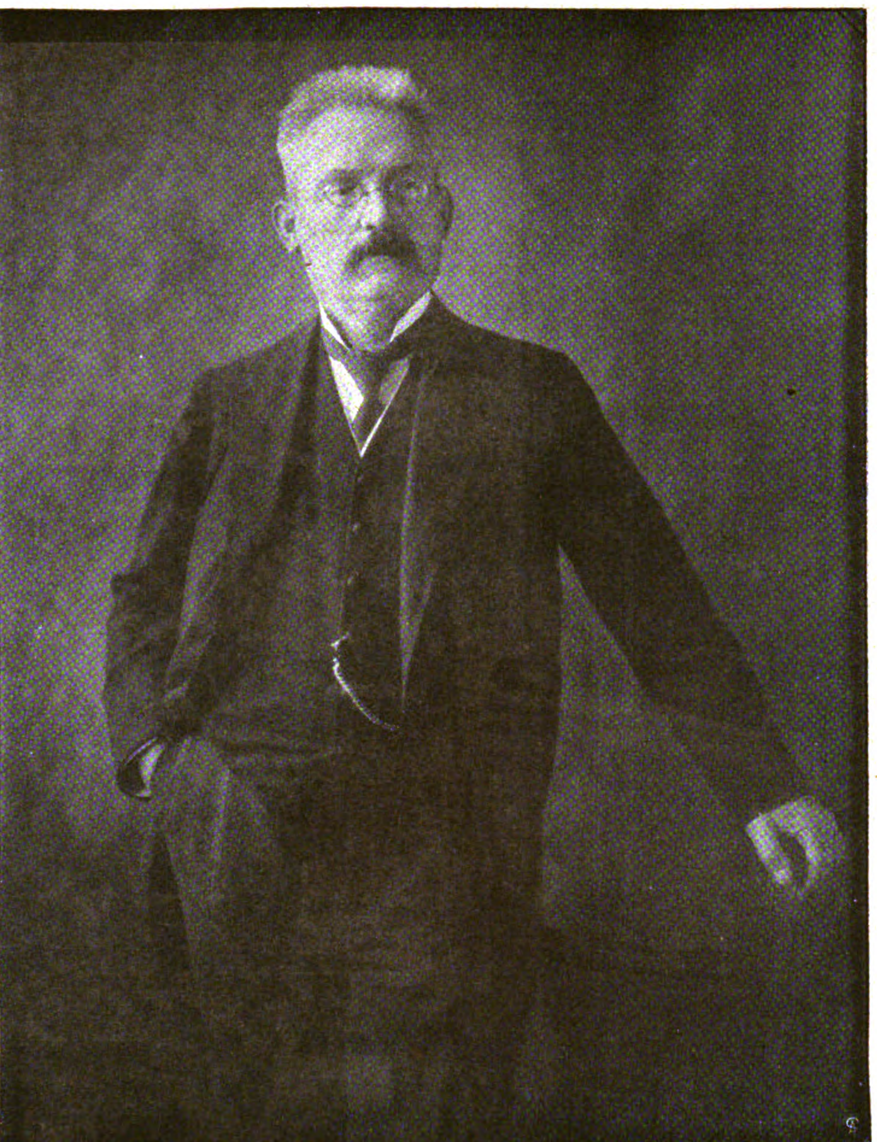

Hauptmann Dollmann.

 **Ritter des Eisernen Kreuzes I. Klasse.** 



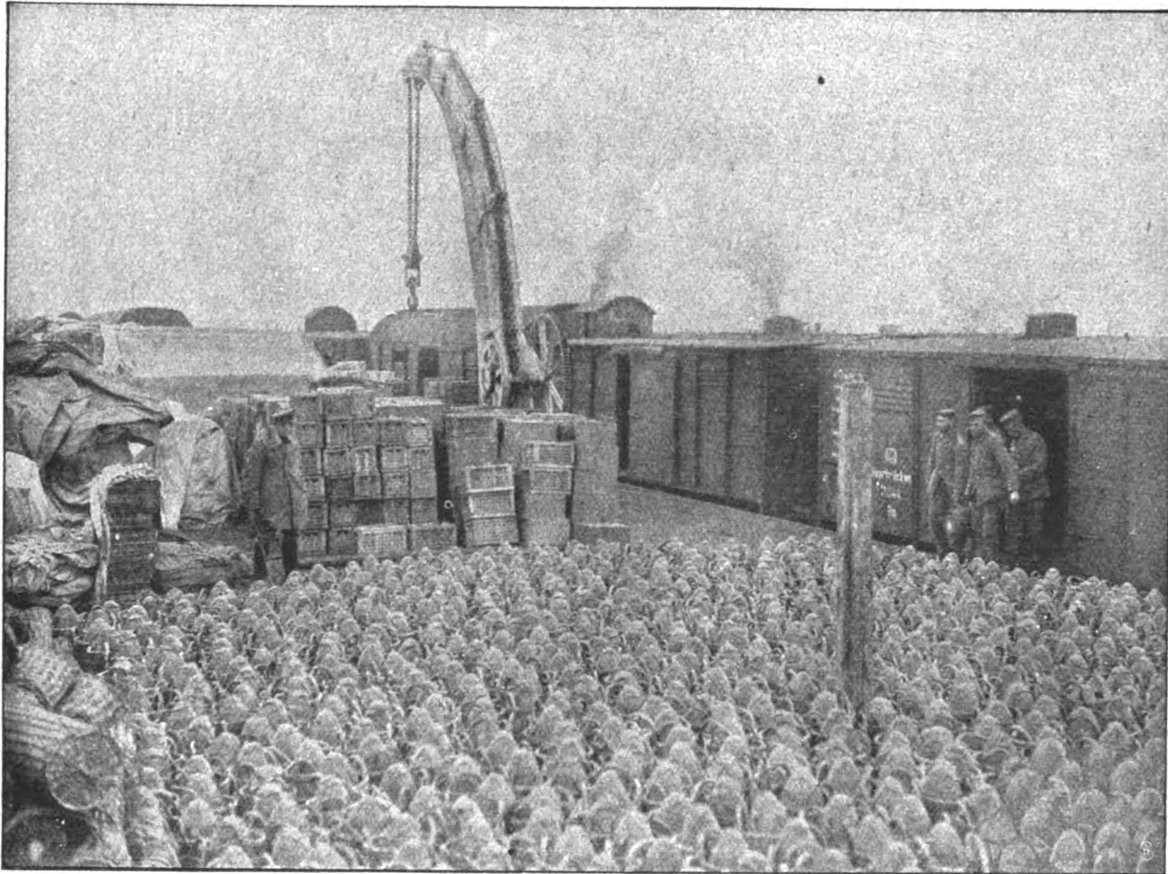
Spezialaufnahme der „Woche".

**Konzert Alfred Piccaver-Eva Bernstein,**
**zugunsten der Kriegshilfe des Vereins „Berliner Presse": Die beiden Solisten.**

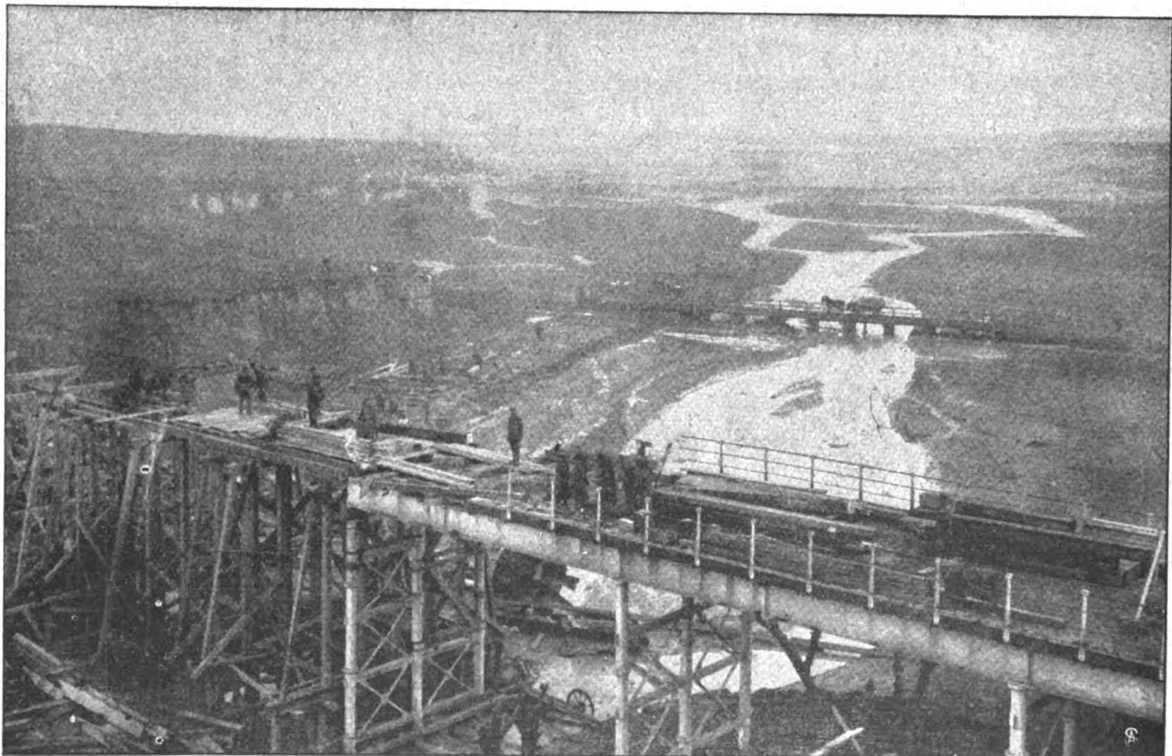


Phot. Gebr. Hirsch.

**Prof. Gustav Schönleber †**
**Hervorragender Landschaftsmaler, Karlsruhe.**



Eine Munitionsverladestelle in der Walachei.



Militär. Film, Fotostelle.

Von den Rumänen gesprengte Brücke über den Buzau-Fluß.

Vom rumänischen Kriegschauplatz.

# Krieg und Film

Eine zeitgemäße Betrachtung von Felix Neumann, Hauptmann im Kriegspresseamt.

Der Film, eins der jüngsten Kinder in der großen Familie neuzeitlicher Erfindungen, spielt auch in diesem Kriege seine Rolle.

Er ist nicht bescheiden abseits im Hintergrunde geblieben und hat sich damit begnügt, ein leichtes Vergnügungs- und Unterhaltungsmittel zu bleiben, zu welcher bescheidenen Stellung er im Frieden verurteilt war, nein, er ist mit mutigem Schritt auf die Weltbühne hinausgetreten und zeigte seine bedeutenden Fähigkeiten!

Wir wollen zur Beruhigung derjenigen, die dem Film mit Mißtrauen und Abneigung begegnen, betonen, daß man auch von einem noch nicht ausgereiften Menschen nicht erwartet, daß er ein Tugendspiegel sei. Dem Film geht es ebenso! — Er steckt noch in den Flegeljahren der Entwicklung mitten drin, und wenn wir eben glaubten, nachweisen zu können, daß er sich in erfreulicher Linie aufwärts entwickelt, so stoßen wir doch noch auf Rückfälle, bei denen er uns durch Geschmacklosigkeit und Kitschigkeit ärgert, mit dem Ellbogen vor den ästhetischen Magen stößt und auf die sittlich fein beschuhten Füße tritt.

Wie gesagt: Es handelt sich dann um Rückfälle, von denen wir wissen, daß sie immer seltener eintreten werden, bis wir einst den Film vor uns sehen, der als ausgereifte Kunst den Anforderungen der Zeit entspricht. Unter den vielen geistigen Hilfskräften, die wir aufgeboten haben, um unser Rüstzeug im Kampfe gegen Tod und Teufel zu stärken, wurde von uns auch der Film mobilisiert, und wir müssen ihm nach zweiundeinhalb Kriegsjahren das Zeugnis ausstellen, daß er uns nicht enttäuscht und nicht im Stiche gelassen hat.

Er hat bei dieser Tätigkeit ein sehr wandelbares Antlitz gezeigt, uns bald durch seine frohe Laune und seinen Übermut in Stunden der Erholung erquickt, bald aber auch sein ernstes, streng wissenschaftliches Gesicht hervorgekehrt.

Und darum soll dem Film, dem wir draußen im Feindesland als treuem Begleiter unserer Feldgrauen begegnen, dieser Aufsatz gewidmet sein, der ihm vielleicht manchen griesgrämigen Feind zum Freunde wandelt. Als die ersten Kriegsmonde mit ihrem Taumel sich überstürzender Ereignisse vorübergebraust waren und wir daran gingen, uns in den besetzten Gebieten des Westens häuslich einzurichten, verfiel man auch darauf, die Kinematographie in den Dienst des Krieges zu stellen.

Schritt für Schritt gewann der Fremdling an Boden und führte sich überall gut ein. Bald kam dann auch der Osten als neues Operationsfeld dazu.

Zunächst beschränkte sich die Heeresleitung darauf, unsere angesehenen deutschen Firmen auf den Kriegschauplätzen hinter der Front zuzulassen, und unter den Augen einer strengen, aber wohlwollenden Zensur wurde manches Bild von tiefem Eindruck dem breiten Volke zugänglich gemacht. So wie die Dinge lagen, konnte es sich dabei nur um die Gegenden handeln, die nicht unmittelbar im Feuerbereich lagen. Aber was im Etappengebiet aufgenommen wurde, war wirklich der Mühe wert, und unsern Lichtspielbühnen floß ein reichliches, lehrreiches Material zu, das ihnen ein trefflicher Ersatz war für die Auslandsfilms, die bisher den deutschen Markt beherrscht hatten.

Auf diesen Punkt kommen wir am Schluß noch einmal zurück.

Die Heimat durfte einen Einblick tun in das Leben und Treiben in den besetzten Ländern, sie sah unsere Wachen mit Musik in Brüssel und Antwerpen aufziehen, sie nahm teil an den Freuden und Leiden des Quartierlebens, erblickte unsere wackeren Kämpfer in den traulichen Räumen der mit liebender Hand hergerichteten Soldatenheime, sie überzeugte sich davon, wie die Feldpost oft mühsam die Brief- und Paketladungen bis in die vorderste Linie schleppte, und erlebte tausend Intimitäten des Feldlebens mit, die den Krieg mit allen seinen Lichtern und Schatten dem Volksempfinden näherrückten.

Schon bei dieser Gelegenheit zeigte der Film seine wertvollen Dienste, und allmählich wuchs seine Bedeutung über die ihm anfangs eng gezogenen Grenzen hinaus.

Aber auch unsere Feinde waren nicht müßig gewesen, den Film für ihre Zwecke auszunutzen. Freilich geschah das in ganz anderer Weise. Wir wissen aus neutralem Munde, daß in London und Paris sogenannte „Kriegsfilms“ übelsten Inhalts hergestellt worden sind, deren Darsteller und Regisseure nie im Kriegsgebiet waren, und die nur den Zweck verfolgten, die Volksleidenschaften aufzustacheln. Nach dem Kriege wird man wohl auch hierüber Einzelheiten erfahren, die ein Stück „Kulturgeschichte“ unserer Gegner darstellen.

Daß Kitchener den Film auch zum „Werbesergeanten“ beförderte, ist bekannt. Wenn uns im Lande der allgemeinen Werbepflicht diese Maßnahme auch fremd anmutet, so muß man gestehen, daß der Gedanke an sich nicht übel ist, zumal wenn man Tommis in Plumpuddings und Marmeladen schwelgend darstellte.

Nach den britischen Werbefilms war das Leben der englischen Freiwilligen eine Kette fortgesetzter sportlicher Vergnügungen, bei denen der Fußball obenan stand. Die Leinwand zeigte sich ebenso geduldig wie das Papier der alten Tante Times, das unter den Lügennachrichten nicht zerriß!

Mit solchen Mitteln brauchten wir nicht zu arbeiten. Im Gegenteil gingen wir im weiteren Verlauf des Krieges daran, den Film auch für ernste erzieherische Zwecke auszunutzen.

Überall in den Etappengebieten wurden Lichtspieltheater eröffnet, oft ziemlich dicht hinter der Front, um unsere wackeren Kerle, denen die Ohren noch vom Trommelfeuer dröhnten und die Nerven nachzitterten von den Eindrücken des Erlebten, auf andere Gedanken zu bringen und zu erfreuen. Und da müssen wir allerdings zum Lobe des Films sagen, daß er unsere höchsten Erwartungen noch weit übertroffen hat.

Für Hunderttausende unserer Kämpfer ist das Lichtspieltheater zu einem Born geworden, aus dem sie dankbar Erholung und neue Lebensfreude schöpften. Man war in der Wahl der Mittel nicht ängstlich, begnügte sich nicht damit, fertige Films aus Deutschland einzuführen, sondern nahm neue Bilder mit örtlichem Kolorit auf, die in jedem Soldatenherzen besondere Saiten schwingen ließen.

Und neben erbaulichen und lehrreichen Dingen ließ man den Humor, zuweilen in urwüchsig derber Gestalt,

zu Worte kommen, und wollte man die zählen, die sich in einer Scheune oder Bretterbude primitivster Art in herzhaftem Gelächter die Falten von der Stirn gescheucht haben, die die blutig ernste Zeit mit eisernem Griffel geschaffen, ihre Zahl wäre Legion.

So wurde der Film zum treuen Bundesgenossen und weisen Psychiater, und was manches heiße Bemühen des Stabsarztes nicht erreichte, den Staub von den Herzen schwer vom Schicksal Getroffener zu räumen, das brachte ein Film zustande, dessen Inhalt Hunderte von Grenadieren mit dröhnendem Gelächter begleiteten.

Zaubere das erste Lachen um eines Leidenden Mund, und du hast die Geister besiegt, die ihn im Banne halten! — So erfüllte der Film neben seiner Aufgabe in der Heimat auch in Feindesland seine Pflicht, und mancher Feldgraue, den ein kleinmütiger Brief verleitet hatte, die Dinge in Deutschland schwarz zu sehen, konnte sich im Lichtspieltheater davon überzeugen, daß die letzte Aufnahme aus der Reichshauptstadt dasselbe emsige Straßenleben zeigte und die Gesichter fest und entschlossen, nicht kummervoll in die Welt schauten.

Tausend und aber tausend Fäden hat der Film in diesen Kriegsjahren zwischen dem Deutschland der Daheimgebliebenen und dem, was draußen focht, geknüpft.

Und immer mehr wuchs der Film in die Kriegsbedürfnisse hinein und machte sich unentbehrlich. — Dann kam die Zeit, da die Heeresleitung selbst dazu schritt, Kriegsbilder herzustellen, die als geschichtliche Dokumente von unschätzbarem Werte der Nachwelt zeigen werden, wie das deutsche Volk zu kämpfen und sterben verstand.

Hier sehen wir den Film, entkleidet von allen Banalitäten und buntem Flitterwerk, als Gelehrten und Forscher vor uns, der die blutigen Runen der Kriegsgeschichte registriert und ein neues, bisher ganz unbekanntes Blatt militärischer Lehre vor unseren Augen ausbreitet.

Wenn einst das Geschlecht ausgestorben ist, das diese Jahre miterlebte, werden unsere Urenkel noch den „Sommefilm" mit andächtigen Schauern sehen; und sollten einst Epochen wiederkehren, wo Oberflächlichkeit und Genußsucht sich mehr als gut breitmachen, dann wird man die Jugend — so paradox es klingen mag — in die Lichtspiele führen und die Zeit selbst zu ihnen sprechen lassen, wo wir einen Blutstrom durchwaten mußten, um das Ufer unserer nationalen Größe zu erreichen.

Aus diesen eindringlichen Kriegsfilmen wird die Mahnung an ihre Ohren dringen: „Was Du ererbt von Deinen Vätern hast, erwirb es, um es zu besitzen." Wie ein Gigant wird der Film, hinausgewachsen aus kleinlichen, oft verzerrten Anfängen, vor die neue Generation treten, ein Lehrmeister, dessen Warnung sich kein Herz verschließen kann, das noch einen Funken hoher Weltanschauung in sich birgt.

Auch auf technischem Gebiete hat uns der Film viel Neues beschert. Die Zeit ist noch nicht gekommen, um hier auf Einzelheiten einzugehen, aber angeführt muß dies Verdienst werden, damit das Bild vollständig wird.

Man kann wohl sagen, daß der Krieg dem Film ein Siegel aufgedrückt hat, das ihn aus der verachteten Stellung eines banalen Vergnügungsmittels heraushebt und ebenbürtig macht, in „Kunstkreisen" ein und aus zu gehen. Freilich — wenn er diese geachtete soziale Stellung beibehalten will, muß er daheim im Frieden die schlechten Manieren ablegen, die wir an ihm tadelten.

Der Anlauf dazu wurde bereits in diesen Tagen genommen, indem ernste Männer, die im öffentlichen Leben stehen, darauf hingewiesen, daß man in den Städten auch jetzt noch groben Geschmacklosigkeiten in schlecht geleiteten Lichtspieltheatern begegne. Die Kriegzeit, die große Wandlerin, wird bestimmt auch am Film nicht achtlos vorübergehen, und unsere Hoffnung ist berechtigt, daß die „Schundfilms" mehr und mehr verschwinden. Und bei Anschneidung dieser Frage kommen wir zu einem Punkte, der einigermaßen dunkel ist und einen tiefen Schatten auf das Lichtspielwesen der Vergangenheit wirft.

Schreiber dieser Zeilen hat vor Jahren schon einmal Gelegenheit genommen, auf das unsaubere Treiben gewisser großer Auslandsfirmen vor breitester Öffentlichkeit hinzuweisen.

Wir erinnern nur als Beispiel an Pathé frères, die vollkommen den deutschen Markt beherrschten, unsere eigene Industrie an die Wand drückten, Millionen deutschen Geldes an Tantiemen ins Ausland zogen und dabei die Schamlosigkeit besaßen, in Paris deutsche Hetzfilms zu verbreiten. Der gute deutsche Michel hat sich das damals leider gefallen lassen! Wir können wohl der Erwartung Ausdruck geben, daß die deutsche Filmkunst nunmehr so mündig geworden ist, um ohne diese dunklen Ehrenmänner auszukommen. Sollte jedoch wider Erwarten das alte Übel erneut einreißen, so wäre es Pflicht der Behörden und — des Publikums, dagegen Front zu machen.

Wenn wir den Film als Kunstprodukt anerkennen wollen. und es liegt nach den gemachten Erfahrungen keine Veranlassung vor, es nicht zu tun, dann müssen wir auch dafür sorgen, daß der deutsche Film an erster Stelle stehe. Bei der großen Nachfrage wird es vielleicht nicht zu umgehen sein, hier und da auch das Ausland bei wertvollen Aufnahmen zu berücksichtigen, aber so wie es vor dem Kriege war, darf es nicht wieder werden.

Wir freuen uns der unschätzbaren Dienste, die uns der Film auf den verschiedensten Gebieten geleistet hat, und daß der Krieg in ihm einen so brauchbaren Mitkämpfer fand. Wir erwarten dafür aber auch, daß ihn die große Zeit adelt und er reifer und reiner in seinen Zielen in die kommende Friedensepoche hineingeht!

# Eine unbekannte Bekannte.

Text und 3 Aufnahmen von Gertrud L. Schlecht.

Wer kennt sie nicht, die „Blattpflanze" mit ihren üppigen grünen Blättern, die so gern zur Dekoration verwandt wird! Sei es im nie benutzten Salon, wo sie in irgendeiner Ecke den Raum füllen muß, oder in der rauchigen Destille, wo sie hoch oben als endgültige Verzierung den Schanktisch schmückt. Im Schaufenster des Fleischerladens prangte sie in Friedenzeiten mit fetten Schinken um die Wette, und so eingebürgert ist sie an diesem Platze, daß man ihr im Volke den Namen Schlächterpalme gab.

Sie ist die anspruchloseste Pflanze; trotz Lichtmangel, trotz Zimmerluft treibt sie unbeachtet Blatt um Blatt, und nicht allein das: sie blüht, blüht in jedem Jahr. Jeder kennt sie, die „Blattpflanze", fragt man aber




Abb. 1. **Gesamtbild der Wurzelblume**
a) junges eingerolltes Blatt b) Blüte (1/3 natürliche Größe).



Abb. 2. **Knospen und Blüten**
(natürliche Größe).

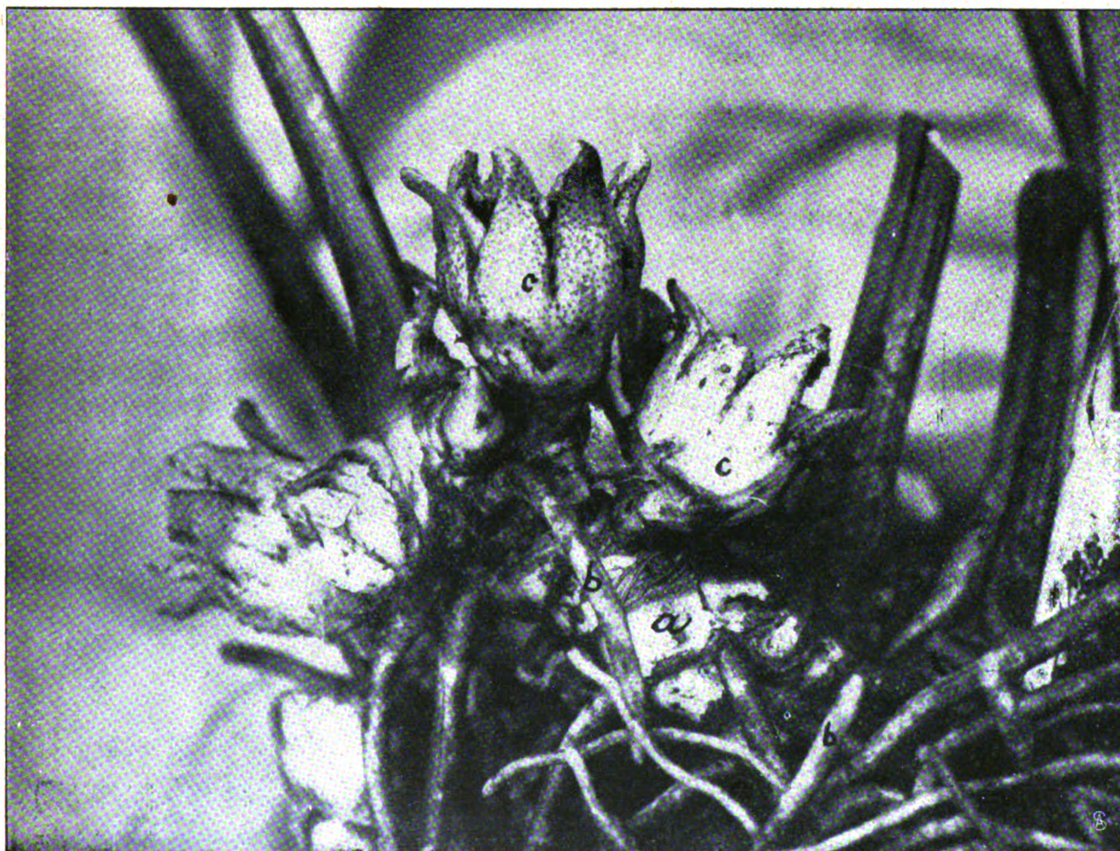



Abb. 3. Der Wurzelstock a und die Wurzeln b sind vom Erdreich befreit, so daß man deutlich die aus dem Wurzelstock sprossenden Blüten c erkennen kann (1/2 mal vergr.).

jemand nach dem wirklichen Namen dieses Pflanzenstiefkindes, so weiß man ihn selten, und wenn man gar behauptet, sie blüht, so ist das Erstaunen groß. „Meine Pflanze hat noch nie geblüht“ oder „die blüht doch nicht, das ist doch eine Blattpflanze“ usw., das sind die ständigen Antworten.

Bei eingehender Betrachtung findet man trotz der verschiedenen Größenverhältnisse im äußeren Gewand der Pflanze eine in die Augen fallende Ähnlichkeit mit unserem Maiglöcklichen, z. B. der Wurzelstock, die in der Jugend eingerollten Blätter (Abb. 1), die Form der Blüte (Abb. 2) usw. Und in der Tat ist unsere Wurzelblume eine nahe Verwandte unseres Frühlingsboten. Während das Maiglöckchen in unsern heimatlichen Wäldern wild wächst, kennt man bei uns die Wurzelblume nur als künstlich gezogene Topfpflanze. Ihre Heimat ist im fernen Japan, wo sie gleich dem Maiglöckchen wild an schattigen Orten wächst. Ende Februar, Anfang März kann man bei uns an älteren Pflanzen die Blüten beobachten. Wie der Name Wurzelblume schon sagt, treibt die Aspidistra aus dem Wurzelstock, fast ohne Stiel, unscheinbar in der Farbe, oft von Erdkrumen bedeckt, ihre Blüten. (Abb. 2). Die Blüte ist in ihrem Bau sehr eigenartig und dadurch ihre Befruchtung erschwert, wie unten kurz erklärt werden soll.

An dem kurzen Stiel sitzen zunächst vier häutige Hochblätter, daran schließt sich direkt darüber die dickfleischige Blumenkrone, „Perigon“ genannt, an, die in acht Zipfel ausläuft. Die Farbe der Blüte ist schmutziggelb mit violetten Sprenkeln. Sieht man in die Blüte hinein, so zeigt sich dort eine strahlig geteilte, dunkelviolette Scheibe, die Narbe, die wie ein Deckel das Innere der Blüte verschließt. Erst durch einen Längsschnitt gewahrt man in dem Innern des Kessels den kurzen Griffel, der die Narbe trägt, und acht an den Wänden des Perigons festsitzende Staubgefäße. Wie kommt nun eine Befruchtung zustande bei diesem eigenartigen Bau der Blüte, der eine Selbstbestäubung oder eine Windbestäubung unmöglich macht? Man nimmt an, daß winzig kleine Insekten, Fliegen oder Käfer, welche die Blüte vielleicht als Ruheplatz benutzten, durch schmale Spalten der Narbe in das Innere des Kessels eindringen. Auf der Suche nach süßem Nektar bringen sie den an ihrem Körper haftenden Blütenstaub beim Herauskriechen auf die Oberfläche der Narbe. Aber trotzdem kommt eine Befruchtung nicht zustande, da die Pflanze nicht den eigenen Blütenstaub, sondern den einer „blutfremden“ Pflanze benötigt. Diese Fremdbestäubung ist nun wiederum erschwert durch die Fähigkeit der Wurzelblume, nicht allein sexuell, also durch Samen, sondern auch vegetativ, d. h. durch Sprossung aus dem Wurzelstock eine neue Pflanze zu treiben. Auf letzte Art allein wird sie bei uns fortgezüchtet, während in ihrer Heimat auf diese Weise große Horste solcher blutsverwandter Pflanzen entstehen, die durch ihre Ausdehnung die Verbindung blutfremden Blütenstaubes mit blutfremdem Pollen, d. h. eine Kreuzbestäubung durch Insekten, behindern. Ist aber eine solche zustande gekommen, so entwickelt sich aus der befruchteten Blüte eine kirschgroße Beere, die etwa wie unsere Mistel durch Vögel verbreitet wird.



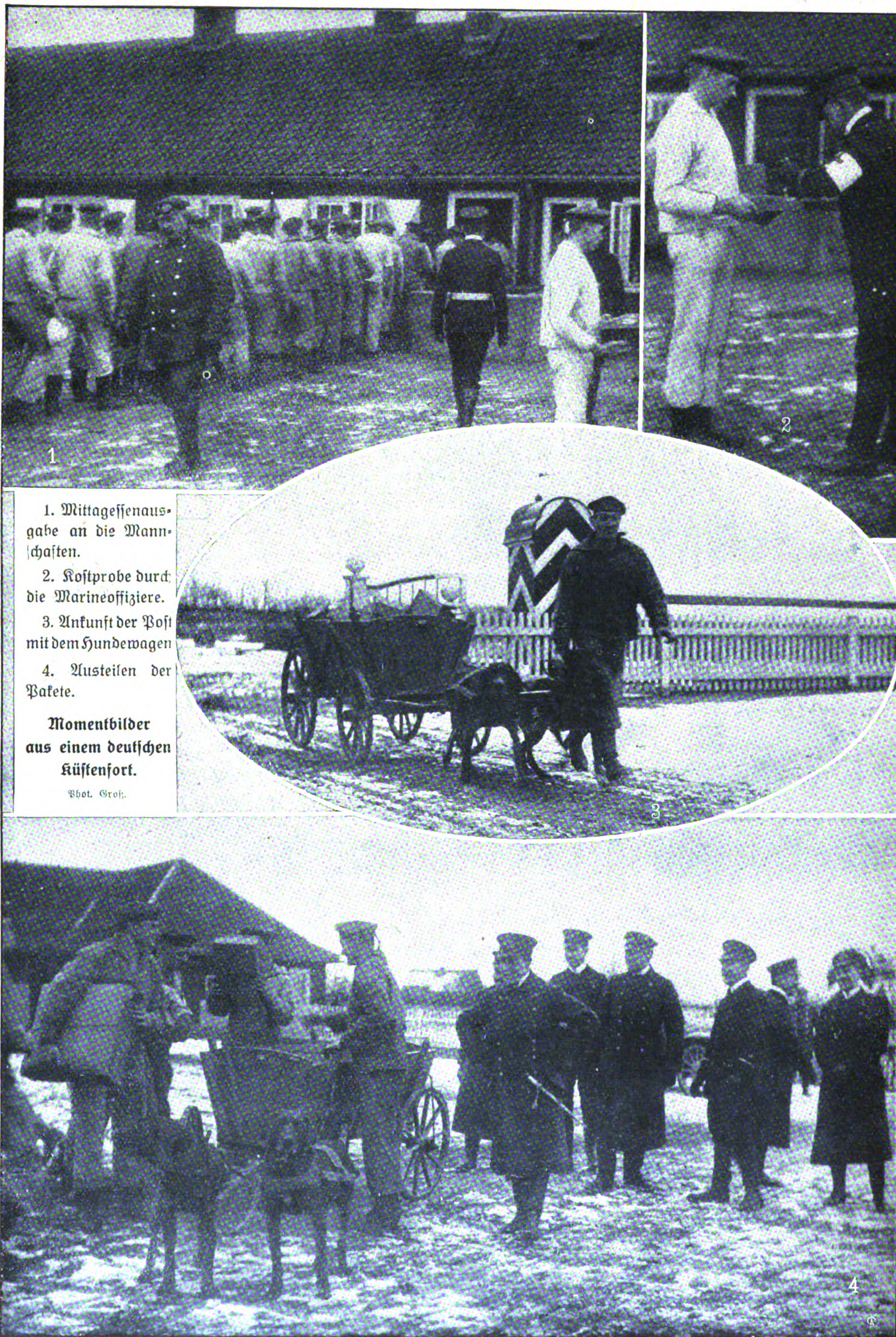
Vordere Reihe: Frl. Schreiber, Frau Dr. Enke, Frl. Sageviel, Frl. Arntzen, Frau Dr. Treull, Frau Prof. Schittel, Frl. Thea Geuting, Frl. Toni Geuting, Frl. Tix, Frl. Kammel, Frl. Lies Jägersberg. II. Reihe: Hauptmann Reichartz, Frl. Zinkann, Frl. Uti Gothot, Frl. Anneli Köhler, Professor Dr. Imme, 2. Vorsitz. der Essener Spinnstube, Frl Ella Geuting, Carl Köhler, 1 Vorsitzender, Frl. M. Feldt, Frl. E. Heldt, Frl. Schmidt, Frl. Wewer, Frl. Brune, Armeeschwester Hoffmann, Frl. Stodt, Prof. Dr Looser, Garnisonpfarrer Dr. Eichler. III. Reihe: Kommerzienrat Böding, Vorsitzender der deutschen Kolonie in Antwerpen, Frl Seidler, Frl. Wiedekamp, W. A Schmidt, Kaufm. W Kemmer, Oberl. Rosenthal, Kfm. Lönne, Frl. Brill, Dr. Erich Enke, Gefr. Kirstgen, Gymn.-Lehrer Savelsberg, Frl. Ida Steinecke, Dipl.-Ing. Brill, Oberl. Elsering, Kfm. Holz Fr. A. Jägersberg, Gymn.-Lehr. Steymans.

**Die Vereinigung „Essener Spinnstube“ veranstaltete in belgischen Städten Rheinische Volksliederabende.**



Phot. „Holland".

**Juliane Prinzessin der Niederlande auf dem Eise.**



1. Mittagessenausgabe an die Mannschaften.

2. Kostprobe durch die Marineoffiziere.

3. Ankunft der Post mit dem Hundewagen.

4. Austeilen der Pakete.

**Momentbilder aus einem deutschen Küstenfort.**

Phot. Groß.



Bei unseren Verbündeten: Straßenleben in Konstantinopel.

# Begegnung.

Von Lucie Fer.

Herbert hatte seinen Vater darum gebeten, und der Geheimrat, weich gestimmt durch die Verwundung des einzigen geliebten Sohnes und von dem Schwunge der Kriegszeit aus dem starren Kreislauf seiner Empfindungen geworfen, schrieb noch am Abend an die Mutter seines Jungen.

Sie wohnte in einem fernen Winkel Deutschlands, und sie war vielleicht wieder einmal auf einer ihrer vielen Reisen, die den Geheimrat in den kampfreichen Ehejahren so erbittert hatten. Er konnte es nicht unterlassen, den Sohn nach der augenblicklichen Adresse zu fragen, aber Herbert lächelte: „Mama ist jetzt immer zu Hause."

Es dauerte dennoch zwei Tage, ehe sie an der Gartenpforte klingelte.

Der Geheimrat hatte noch in der Klinik zu tun, und Herbert war allein. Er lag in dem Südzimmer nach dem Garten zu. Die Fenster standen weit auf, denn die Oktobersonne war noch warm.

Als die Frau Geheimrat eintrat, schlief er fest. Sie ging leise an sein Bett und beugte sich über sein Gesicht.

Wie blaß, wie schmal. Und diese fremde, zornige Linie in dem hellen Jünglingsantlitz. Sie bog sich rasch zurück, damit die plötzlich hervorbrechenden Tränen den Schlafenden nicht weckten, und setzte sich an das Fenster.

Vor einem Jahre hatte der Junge eines Abends in ihrer Wohnung gestanden — im Militärmantel, Schaftstiefeln, die Mütze tief in die Stirn gedrückt. „Mama — endlich." Er hatte im dunkeln nicht ihr Erscheinen sehen können, denn sie hatte geglaubt, sie würden den zarten Jungen nicht nehmen. Nun hatten sie nur noch einen knappen Abend für sich, ein paar armselige — reiche Stunden bis Mitternacht. Da ging sein Zug. Ach — und in diesen wenigen Stunden hätte sie ihm am liebsten noch einmal das ganze bunte, reiche Leben aufgehäuft.

„Was willst du sehen, was willst du hören, was willst du essen?"

„Nichts, nichts, Mama, als dich und Musik."

Da hatte sie gesungen für ihn.

Er stand mit aufgestützten Armen am Flügel, das strahlende Knabengesicht voll drängender Kraft.

Kein Wort hatten sie an diesem Abend vom Krieg gesprochen. Sie hockten in ihrer Plauderecke wie in seligen Ferienzeiten, wenn der Geheimrat der fernen Mutter den Sohn freigab. Sie schwiegen und schwatzten miteinander. Als es unter dem Glassturz der Bronzeuhr halb zwölf klingelte, zuckte die Geheimrätin, und die Farbe ging aus ihrem Gesicht. Herbert saß glücklich verträumt, die schmalen Hände hingen lose zwischen den Stiefelschäften. Er hatte die Uhr gar nicht schlagen hören, und die Mutter mußte leise drängen.

Im Korridor, ehe sie das Licht einschalten konnte, hatte er seinen Kopf an ihr Herz gedrückt: „Leb wohl, Mama!" Hatte sich rasch wieder aufgerichtet und mit einem hellen Pfiff seinen Mantel umgeworfen.

Er wollte auch allein zum Bahnhof. Sie sah ihn vom Balkon aus die Straße hinuntergehen. Seine Schritte hallten. An der Ecke wandte er sich um. „Auf Wiedersehen“, klang es durch die Nacht.

Sie hatte nicht einmal gewußt, daß er verwundet war. Noch vor einigen Tagen war eine Karte von ihm gekommen. Die Post ging so lange. Sie hatte nicht gewußt, daß er seit zwei Wochen hier im Hause lag.

Wieder wollte die alte Bitterkeit gegen den Geheimrat aufsteigen, der sie so völlig aus seinem Leben ausgeschaltet hatte. Und sie hörte wieder seine harte — alle Einwände abschneidende Stimme.

„Du hast ja deine Musik.“

Ja, noch vor acht Tagen hatte sie in einem Konzert gesungen, vielleicht in der gleichen Stunde, da ihr einziges Kind vor Schmerzen schrie.

Herbert rührte sich im Schlafe. Seine Lippen formten ein unverständliches Wort. Etwas Wildes sprang in seinem Gesicht auf.

Die Mutter ging leise und strich ihm über die Stirn. Die bösen Linien wichen, er atmete tief und öffnete die Augen. — „Mutter, — Mutter — — du?“ Noch halb im Schlafe wurde sein Gesicht unter ihren Händen wieder das alte, liebe Knabenantlitz.

So viel hatten sie sich zu sagen. Herbert erzählte. „Leise, leise,“ mahnte die Mutter und hielt seine lebhafte, gesunde Hand fest. — „aber sprich weiter.“

Ihr Gesicht glühte vor Stolz. — Sie trank jedes seiner Worte. Sie sah nicht, daß Herbert in dem gleichen Zimmer lag, in dem einst ihr Flügel gestanden hatte, der Kamerad ihrer Kämpfe, sah nicht, daß da noch eins von ihren alten Bildern hing. Sie wußte nicht, daß sie durch Räume und Korridore geschritten war, die ihr unverändert nachgeschaut hatten wie vor zehn Jahren. Sie sah nur ihren Jungen hier liegen mit zerschossenem Arm, aber mit dem ersten leisen — ganz leisen Rot der Genesung auf den Wangen.

Ein Automobil tutete.

„Das ist Papa“, sagte Herbert mitten in die Beschreibung eines Sturmangriffs hinein.

Die Mutter strich sich ein Haar aus der Stirn, das gar nicht da war. Sie stand auf — trat an das Fenster. Die Gartenpforte schnappte — das Schleifen der Gummis auf dem Zementwege war dicht unter den offenen Fenstern.

Die Frau Geheimrat hatte gar nicht an ihren Mann gedacht. Sie hatte nur den Sohn vor Augen gehabt, den geliebten einzigen Sohn.

„Ich will — — ich werde — —“ sie wollte zur Tür.

„Aber Mama.“ Da war es wieder, das alte, kindliche, unwiderstehliche „Mama“, das sie in den Ehejahren immer wieder verlockt hatte, hier zu bleiben, bis — bis es eben nicht mehr ging. Bis sich ein solcher Berg von Bitterkeit, ungestümen Kräften, ungelösten Gaben in ihr aufgetürmt hatte, daß sie gehen mußte.

„Mama — bitte.“

Sie blieb in der Fensternische.

Der Geheimrat öffnete die Tür. Er war noch im Mantel, hielt den Zylinder in der Hand. Er kam an das Bett, ohne seine Frau zu sehen. „Na — wie geht es uns?“ Sein Atem ging heftig vom raschen Treppensteigen.

Herbert hob die gesunde Hand. „Mama ist da.“

Der Geheimrat sah auf. Sein Haar war schneeweiß, die riesige Stirn kahl und blank. Das Goldlicht der Abendstunde war in seinen Brillengläsern. Die Frau Geheimrat sah nur ein Funkeln in einem strengen, alten Gesicht.

Sie sprachen beide nicht und sahen sich an. Das Zimmer wurde still. Der Gärtner harkte welkes Laub im Garten. Es raschelte Laub. Ein paar Vögel jagten sich zwitschernd. Ganz fern brauste der Gesang des Straßenlebens.

Da ging der Frau das Herz durch. Sie vergaß zehn Jahre Ehekampf und zehn Jahre Einsamkeit und sagte mit ihrer schönen Stimme, die Musik war: „Ich bin als Herberts Mutter gekommen.“

Und des Geheimrats kurze, sachliche Stimme sagte darauf: „Dann — guten Abend, Marie.“

Herbert lag zwischen ihnen. Auf seinem schönen leidenden Jünglingsantlitz blühte ein feines, fast unsichtbares Lächeln auf. „Willst du für Mama nicht ein Essen richten lassen, Papa? Sie war zwölf Stunden unterwegs.“

„Verzeihung“, sagte der Geheimrat und ging zur Tür.

Spät am Abend kamen die Eltern noch einmal in Herberts Zimmer.

Sie hatten eine Aussprache gehabt. Der Geheimrat war bitter und heftig geworden. Die zehn einsamen Jahre hatten schwer an ihm gearbeitet. Die Falten um Mund und Augen waren scharf eingemeißelt.

Marie blieb sanft und sachlich.

„Du hast immer so unruhiges Blut gehabt“, sagte er.

„Und du immer so viel Arbeit — Theodor.“

Er wandte sein Gesicht ab. Zum erstenmal hörte er wieder seinen Namen von den ehedem so geliebten Frauenlippen. Ihr voller leidenschaftlicher Mund formte den Namen wie ein kurzes Lied. Aber, sie sollte nicht wissen, wie unsagbar er gelitten hatte in den einsamen Jahren, wie er sie herbeigesehnt hatte, sie verflucht und gehaßt hatte aus Liebe.

Ruhig, immer noch schön und sicher saß sie unter der Lampe.

Mir scheint, gegen alles das Große in dieser Zeit war unser Kampf sehr gering.“

„Nein,“ sagte er schroff, „der Kampf zwischen zwei Individualitäten ist viel schmerzlicher als der von Nationen. Die persönliche Feindschaft fällt im Kriege fort.“

„Ich war nie dein Feind.“

„Du hast mich aber als den deinen betrachtet!“ sagte er bitter.

Er sah auf und in ihr reifes Frauengesicht.

Sie lächelte gütig, aber unbeirrt in seine unsicher gewordenen Augen. „Kann ich noch einmal zu Herbert hinauf, ehe ich ins Hotel gehe?“

Sie gingen zusammen.

Herbert lag mit geschlossenen Augen.

Der Geheimrat blieb in der Tür stehen. Die Mutter ging zum Bett und beugte sich schweigend über das blasse, schlafende Antlitz. Auf den Zehenspitzen schritt sie wieder zur Tür hinaus.

Den Geheimrat durchzuckte es. Genau so vorsichtig war sie von Herberts Bett zurückgekommen in ihren jungen Ehejahren. Genau so hatten ihre Augen geleuchtet und ihr Mund gelächelt. Und während er zum erstenmal bedachte, was er ihr genommen, indem er den Jungen für sich behalten hatte, sagte er — wie beiläufig: „Ich habe — dein früheres Zimmer in Ordnung bringen lassen.“

Sie legte die Hand auf die Klinke der nächsten Tür. —

# Der Hof in Flandern.

Roman aus dem Völkerkriege.

Nachdruck verboten.
22. Fortsetzung.

Von Georg Freiherr von Ompteda.



Claire blickte empor in dem glühenden Wunsche, der deutsche Flieger möchte abstürzen, Lätitia wunschlos, nur weil es einmal etwas anderes war in diesem furchtbaren Kellerdasein, darin sie ein einziges aufrechterhielt: den Mann, den sie liebte, einmal sehen zu können, nur von fern, wenn die Tür sich öffnete. Sie war bescheiden geworden in ihrer Sehnsucht. Da aber die ältere Schwester den Kampf nicht begriff, ging sie wieder hinein in den Keller.

Droben spien die Flieger Wolken. Waren es Auspuffgase, war es von einem Maschinengewehr? Man hörte nichts, Tacken und Knattern wäre übertönt worden vom Lärm der Schlacht. Da tauchte in der Ferne ein zweites Flugzeug auf, ein drittes. Wer sollte darauf achten, wo alle Aufmerksamkeit gespannt blieb auf die beiden, die dort in Alpenhöhe den einsamen Kampf miteinander kämpften auf Leben und Tod? Die Flugzeuge kamen von den englischen Linien, wuchsen aus dem Nebel, waren mit einem Mal da: drei gegen einen. Und manchem der Deutschen unten klopfte das Herz. Lätitia verstand nicht, die Abzeichen waren ohne Glas nicht zu unterscheiden. Sie blickte nach dem gewundenen Gang, der hinabführte zu den Kellern. Wenn er jetzt gekommen wäre, sie hätte ihn gefragt. Da rückte das Feuer plötzlich wieder auf den Hof. Eine Ulme draußen im fernen Park sank splitternd zu Boden, und Lätitia lief hinaus, ihren Vater zu warnen. Der irrte durch das Leichenfeld seiner Bäume. Sie sah weit draußen unsicher seinen Schatten. Da kam es geheult, gepfiffen, gerade ihr entgegen. Erstarrt blieb sie stehen, gelähmt, sie konnte nicht einen Schritt mehr gehen, und schloß die Augen. „Ah mon dieu!“ rief sie nur, dann war es überstanden. Es hatte ihr in den Ohren gebraust, sie bekam durch den Luftdruck wie einen Schlag vor die Brust, unter dem sie zurücktaumelte mit brechenden Knien. Sie betastete sich. An ihrer Hand klebte Erde. Sie wischte ihr Kleid ab. Der emporgewühlte Boden hatte sie beschüttet. Sie verstand nichts, sie dachte nur: Ah, so ist das? Es ist eigentlich schrecklich! Und doch wieder, was ist dabei? Nun ist es vorüber! Es tat ja nichts! Wie kommt das? Aber es roch zum Übelwerden, und ihr Kleid war schmutzig. Von dem erstickenden Qualm begann sie zu husten. Und mit einem Mal, wie ein Ersticken über sie kam, war es ihr, als müsse sie davonlaufen, sich retten, fliehen. Sie wollte in den Keller, doch sie konnte keinen Schritt gehen. In dem Augenblick hatte sie den Vater vergessen, nur an ihn dachte sie in jenem unerklärlichen Drange, der Eltern, Familie, die ganze Welt vergessen läßt angesichts des Wesens, das man liebt. Bei all dem Grauen um sie war die Sinnlichkeit in ihr erstorben, sie fühlte wie er, begriff seine Gedanken. Doch so zitterten ihr die Knie, daß sie niedersank auf den kahlen Stamm der Wellingtonie, die gefällt war, der Riesenbaum, als ob er ein Streichholz gewesen wäre. Der Wipfel hatte, ins Wasser peitschend, die Entengrütze auseinandergetrieben, und nun sah man in dem dunklen Gewässer, das sich darunter wie ein schwarzer Spiegel aufgetan, zergehende Schrapnellwolken, den Luftkampf oben zurückgeworfen. Sie saß mit zitternden Knien auf dem Stamm. Und sie mit der schlanken, biegsamen Gestalt saß krumm. Sie dachte an ihn, an ihn, an ihn. Sie begriff, nun sie dem Ende nahe gewesen war, seine Liebe. Nicht die der Körper, jetzt gering im Wert hier, wo der Tod umging und wahllos dreinschlug, nein, jene Liebe, die alles Schwere leicht erscheinen läßt und alles Bittere süß. In ihr war eine grenzenlose Sehnsucht, dieser Krieg möchte vorübersein, nur daß sie ihn besäße. Sie hatte die Schwester vergessen, den Vater, den alten Hof, der ihre Jugend bedeutet, ihr Vaterland, alles in dem einen Gedanken: Gott möge ihr das Glück neben diesem Manne noch schenken und sie nicht vorher von dieser Erde nehmen. Damit überkam sie eine grenzenlose Liebe zum Leben. Sie, die bisher all das Schießen, da es ihr Leben nahe noch nicht bedroht, fast als etwas betrachtet hatte, das sie nichts anging, verstand zum erstenmal die Furcht. Sie bangte um ihn und um sich. Wie sie da zitternd auf dem alten Stamme saß, die großen rötlich-lila Schuppen der Wellingtonie nervös mit ihren Nägeln abreißend, klang plötzlich wieder ein fernes, hohes Pfeifen, das zum Heulen schwoll und sank. Sie fühlte, es war das gleiche wie vorhin. Sie schnellte sich mit den Händen ab, sie wollte fortlaufen, dann schoß ihr durch den Kopf, was Major Rennhöfer einmal gesagt: man solle sich niederwerfen bei der Granate, damit die Sprengstücke über einen wegflögen. Sie wollte es tun. Sie konnte nicht. Und sie schrie gellend auf. Da klang auch wieder ein Krachen. Nicht wie sie es sonst weiter entfernt gehört, als Schmettern, als Echo, nein, ein kurzes „Pang“. Die zweite Granate war geplatzt. Sie dachte, es ist zu Ende, und begriff nicht, daß sie weiterschreiten konnte. Sie lief dem Eingang zum Keller entgegen.

Da sah sie die breiten, roten Streifen. Er nahm

sie beim Arm, rief sie hart an, fast wie Kommando, mit jenem männlich metallisch deutschen Laut, wie sie ihn einmal von ihm gehört, der sie glücklich niederzwang: „Du? Hier? Herein!“

Sie fühlte seinen schmerzend festen Griff an ihrem Arm, aber je mehr er sie preßte, desto seliger klopfte ihr Herz. Im Gang vor den Kellern strich er ihr über das Haar: „Ich war hart, Lätitia! Liebe! Liebe! Aber du darfst nicht heraus, wenn wir es nicht erlauben. Ihr müßt fort. Es geht nicht mehr. Exzellenz hat schon den Befehl gegeben. Sobald es wieder ruhig ist, müßt ihr fort. Nur deinem Vater zuliebe durftet ihr bleiben!“

Sie stand demütig vor ihm und klammerte sich an ihn: „Laß mich ier!“ Da dachte sie an ihren Vater: „Papa ist draußen! C'est terrible!“

Sie wollte ihn holen, aber sie fühlte, sie konnte nicht. Ihr armes Frauenherz brach zusammen. Ihre schwache Menschenseele brachte es nicht zuwege. Es war nicht die Angst allein. Draußen war der Tod, und sie wollte bei ihm bleiben. In dem ungeheuren Lebens- und Glücksdrang, der sie umfing, stammelte sie: „Ich bin feige, ich kann nicht inaus.“

Erst nach einer Weile sagte sie leise: „Ich will ja, aber ich kann nicht gehen.“

Major von Esserte riß, ohne zu klopfen, die Tür auf. Claire kniete vor dem Lager, die Arme aufgestützt, in den Händen den Rosenkranz, das Gesicht verhüllt, und betete verzückt. Der Major drückte Lätitia in einen breiten bequemen Sessel neben der Tür. Dann ging er hinaus. Sie lauschte auf die Einschläge, die immer wieder wütend klangen. Ein Jauchzen in ihr, ein Drängen zu dem Mann, dem sie hätte zu Füßen liegen mögen, diesem stillen, ernsten Deutschen, übertäubte die Gedanken an den Vater.

Major von Esserte trat aus dem Kellerunterstand, lief durch den Park, raste an der Wellingtonie vorbei, während es ratschte, zischte, krachte, lohte, donnerte, schmetterte und einschlug. Er konnte den alten Patrioten nicht finden. Wut war in ihm. Nun morgen kamen die Franzosen weg, heute aber noch sperrte er ihn ein. In dem kleinen Aussichtstempel, der noch immer unversehrt geblieben war, saß ruhig mitten in Kugelgraus und Granatengeschmetter, vom freundlichen Strahl der Frühlingsonne beleuchtet, der alte Mann. Wie irr blickte er mit erhobenem Kopf starr nach Westen, den Geschossen entgegen. Herr von Esserte packte ihn. Der wollte unwillig sich wehren. Als er aber sah, wer vor ihm stand, ging er ruhig mit und sagte in seinem feierlichen schönen Französisch: „Sehen Sie, mein Herr, wenn ich an diesem Park etwas liebgehabt habe, so war es diese stolze Wellingtonie, obwohl sie unglücklicherweise zu dicht gestanden ist und im strengsten Sinne eines Dendrologen nicht gewachsen ist, wie sie soll. Aber haben wir nicht auch Mitleid mit einem Krüppel, vielleicht mit einem solchen desto mehr?“

Major von Esserte zog ihn fort. Er ließ sich geleiten, aber er sprach ruhig weiter: „Die schönere, die untadeligere meiner Töchter ist die jüngste, mein Herr. Mit der anderen ist eine dunkle Sache geschehen. Ich weiß nicht wer. Sonst hätte ich ihn getötet. Es ist wie mit dem Baum. Solch Kind liebt man dann am meisten.“

Aber der Generalstabsoffizier hauchte ihn hart an: „Vorwärts, Sie müssen hinein.“

„Warum?“

„Weil Sie nicht ums Leben kommen sollen.“

„Mein Leben ist mir gleich. Und Ihnen kann es gleich sein, mein Herr, ob ich getötet werde.“

Da kam über des Herrn von Esserte Lippen ein bitterer Scherz: „Sie irren, Monsieur, das kann mir nicht gleich sein, denn Sie machen uns Arbeit, wir müssen Sie begraben.“

Der alte Patriot sah, als Major von Esserte ihn weiterzog, den deutschen Offizier wie mitleidig an: „Sie haben wohl Angst, mein Herr?“

Der Generalstabsoffizier antwortete höhnisch: „Jawohl, um Sie.“

Dann riß er ihn keuchend zum Keller herein. Und der Herr des Krieges dort oben in den Himmeln war ihnen gnädig. Er gebot den Granaten halt auf diesem Wege, der Sekunden darauf den Tod bedeutet hätte, denn eine 28-Zentimeter-Granate schlug dort ein, wo sie gestanden, und riß den ganzen Fahrweg fort. Der alte Patriot trat ein, nach dem hellen Licht des Tages unsicher in der Dunkelheit. Lätitia starrte den Mann an, der bei der Tochter Schwäche ihren Vater wie ein Engel durch den Tod geführt hatte. Sie brach vor ihm zusammen, umklammerte seine Knie und küßte, als er sie erschrocken aufrichten wollte, seine Hand. Dann flüsterte sie in den Lauten ihrer Kindheit: „Je t'adore! Je t'aime éperdument!“

Trotz des schweren Feuers blickten die Deutschen noch immer zum Himmel auf, wo droben die Flieger sich wie kämpfende Adler umkreisten. Welche behaupteten, einer müsse den anderen rammen, etwa wie einst ein Kriegsschiff das andere. Als Wolken einen Augenblick die Flieger verbargen, verlor man sie aus den Augen, fragte, wo sie waren, verwechselte sie. Einer schrie: „Unserer flieht!“

Ein Kluger sagte: „Er hat wahrscheinlich kein Maschinengewehr.“

Drei Engländer waren es jetzt gegen einen. Warum kam kein anderer deutscher Flieger? Man schimpfte über die Abwehrkanonen. Sie schössen immer zu kurz. Einer belehrte: „Das kannst du von hier nicht beurteilen.“

Aber während sie noch stritten, geschah etwas Erstaunliches: von irgendwo aus den Wolken schoß ein

Doppeldecker fast senkrecht, gleichsam abstürzend auf jenen Engländer herab, der am tiefsten flog. Der da niederstieß wie ein Geier, mußte ein deutscher sein, wer sollte es sagen in Nebel und Dunst? Dann kippte der Engländer und fiel senkrecht herab aus Himmelshöhen. Ein Rauchschweif zog hinter ihm drein. Wie ein Blatt vom Baume geweht, schwebte er nun rechts, links, wich aus, taumelte, schien sich in Luftschichten wieder zu fangen wie einer, der beim Fallen auf die Beine gekommen ist. Aber nun sah man es: der eine Flügel stand im rechten Winkel. Er klappte zusammen. Spanndrähte mußten gerissen sein. Ein Feuerstrahl leuchtete gegen das Grau der mählich herauffsteigenden Wolken. Schwarzen Qualm spie das Flugzeug zum Himmel, und wie eine schräg niederfauchende Rakete schoß es immer rasender der Erde zu, sackte ab, fiel wie ein Stein, Rauch und Qualm noch lange hinter sich lassend. War es hinter die deutschen Linien gefallen? Es schien wahrscheinlich. Es war gewiß. Ein Jubel ging durch die deutsche Front, trotz des schweren Feuers, das doch mit seinem Donnerdröhnen der Flieger wegen den Atem nicht anhielt. Der zweite Deutsche war im Gleitflug ruhig bei Opendaele niedergegangen. Nun setzten die Abwehrkanonen wieder ein und bespien die Engländer.



Unter dem Schutt des Hofes von Ralinghien, wo sie wie Maulwürfe hausten, war das Gerücht aufgekommen, vielleicht durch eine Gefechtsordonnanz, am Himmel gehe etwas vor. Und Major Rennhöfer, der in der Tür stand, rief, nun fast auf Seite der bedrohten Engländer, als die deutschen Schrapnells die Fliehenden umplatzten: „Das ist keine Kunst!"

Schien aber doch eine Kunst zu sein, denn sie verschwanden den englischen Linien zu. Einer freilich mußte im Gleitfluge so scharf über den englischen Gräben niedergehen, daß die bei Sprengtrichter Höhe 40 plötzlich ein Salvenfeuer gegen ihn eröffneten. Als Rache kam krachend eine Mine herübergeflogen. Die Posten der Golmer Brigade sahen sie kommen, mit ihrem Stiel, taumelnd wie ein Trunkener. Sie sauste in den Graben, halb auf die Rückenwehr. Ein Donner dröhnte, schwarzbrauner Rauch und Dreck wurden turmhoch aufgeworfen, Faschinenkörbe sanken, fielen, Sandsäcke öffneten zerfetzt ihren Leib und ließen Erde niederrieseln, als wollten sie die drei Mann begraben, die dort lagen, denn sie waren tot: Deutsche Krieger, deren zerrissene Leiber mit flandrisch-französischer Erde vermischt an den Säcken klebten, am Eingang zum Unterstand. Deutsche Krieger, deren Frauen, Kinder, Eltern, Lieben daheim vielleicht eben die Feldpostkarte gelesen hatten, welche begann: „Sorgt Euch nicht, mir geht es so weit ganz gut." Der Qualm schwebte noch über dem Graben, als die Kameraden zusprangen. Ein Trichter war gerissen. Die Wände, gelb verglast wie bei Blitzschlägen, waren auf der Grabensohle schön mit Planken belegt, mit Wasserabzug. Drähte liefen, ein Sack hing noch unversehrt. „Für Brotreste" stand darauf und ein anderer daneben „Für Patronenhülsen". Auch die Verordnung, was beim Angriff zu geschehen habe, stand deutlich zu lesen. Ein kleines Magazin von Munition war unberührt. Im Handgranatenkasten schlummerten ruhig die Granaten. Und in einer Blutlache stand ein Stiefel, als ob einer ihn im tiefen Boden hätte stecken lassen. Den Fuß mit, denn aus dem Stiefel ragte der Stumpf. Man grub aus, man bettete. Ein Sanitäter beugte sich vergeblich nieder. Der Kompagnieführer stand eisern da. In die Zeltbahn wurden die Reste der Toten gebettet. Mit ernsten Gesichtern: jedem konnte das gleiche geschehen. Aber sie hatten so viel Kameraden fallen sehen, heute traf es diesen, morgen jenen, und dann half das ewige, große Allheilmittel: die Arbeit. Die Toten wurden am Graben hingelegt. In solchem Feuer konnten sie

nicht zurückgetragen werden: man mußte warten bis zur Nacht. Die Arbeit begann, im Jagen und Splittern der Geschosse gingen sie daran, den Graben freizumachen, die Böschung zu befestigen. Über ihnen, um sie, vor ihnen, in ihrem Rücken tobte der Artilleriekampf, nun die Sonne tief schon stand, fast zunehmend an grauser Wut. Der Himmel hatte sich bedeckt. Die Flieger waren verschwunden, wie Vögel abends schlafen gehen. Schwere Wolkenmassen wälzten sich heran von Westen. Bald lag das weite Schlachtfeld, in dessen erschreckter Oede die Kreatur verborgen lebte, wieder aller Farbe entkleidet, die eine gnädige Frühlingsonne auf die erwachenden Fluren gezaubert hatte. Wind machte sich stärker auf und trieb die Wolkenmassen vor sich her, von allen Seiten sich verballend, als sei dort oben Amazonenschlacht. Heißer Odem hauchte über die schwüle Erde. Und nun die Schatten niedersanken, wachten die Feuer des Krieges auf. Wie Funken an elektrischer Leitung zuckten der Schrapnelle Blitze. Gegen einen dunklen Erdwall, einen schweigenden Wald, gegen die Mauern verbrannter Ortschaften stand blitzend der Granatenfeuerschein. Vor den spähenden Augen der Artilleriebeobachter in all den Essen, Mauerresten, hoch in Baumgerüsten zuckten Mündungsfeuer auf. Nun funkten Drähte, Meldungen gingen, plötzlich kreiste das Feuer der deutschen Geschütze Punkte ein, die nach Fliegermeldung nur als Batteriestellungen vermutet wurden. Löcher blieben in dem tödlichen Feuerkreise, die Tälchen, Höhen, ganze Abschnitte gar feierlich harmlos machten, während knapp daneben Einschläge den Boden zerrissen, die Luft füllten mit ihrem Rauch. Er mischte sich mit den Wolken des Himmels, er schwebte als Dunstwand über der Erde, wenn der Wind seine Schleier nicht zerriß, daß weite Stellen des grausig schönen Schlachtenbildes wie mit Nebelflecken bedeckt schienen, als blicke einer durch ein angelaufenes Glas.

Da klang plötzlich in das Rollen der Geschütze, den tobenden Lärm des Riesenkampfes der Menschen etwas hinein, als ob eine neue Kanone, unbegreiflich an Seelenöffnung und furchtbarer Gewalt, ihren stählernen Mund erschlösse. Hatten die Deutschen einen neuen 100 Zentimeter aufgestellt, gegen den alle anderen in nichts versanken? Stand an geheimer Stelle ein Kruppgeschütz eingebaut, das den Fleiß langer Jahre, Berechnung und Voraussicht bester Köpfe, Schießplatzerprobung, Millionenkosten mit einem Mal umsetzte in furchtbare Tat? Ein Mündungsfeuer blitzte, nicht auf dieser armen Erde, wo Menschengewürm sich wütend bekriegte, nein, aus den Himmeln zuckte ein feuriger Strahl. Ein Rollen klang, das alles Tosen der Tausende von Geschützen überbrüllte. Der allerallerhöchste Kriegsherr ließ seine Stimme tönen. Es zuckte, wetterleuchtete, blitzte am Horizont. Dort oben hob eine Schlacht an, Wolken gegen Erde, Erde gegen Wolken, Dunstballen, verschieden geladen gegeneinander in Himmelshöhen, ein Kampf, gegen den alles als lächerliches Menschenwerk zerfiel, was die Gegner taten da unten, an den endlosen Fronten. Es wurde völlig Nacht, die Fesselballons waren längst niedergegangen, die Flugzeuge verschwunden, wie Vögel sich retten, ehe das himmlische Gewitter beginnt. Das Krachen, Donnern, Schmettern, das Rollen dort unten, längst zusammengeschmolzen in einen einzigen gewaltigen Trommelton, erstarb nun gegen das Gewitter, das dort oben mit klingendem Spiel, mit himmlischer Posaunengewalt, in Wolkenhörnern daherzog, unter grellem Schmettern der Becken, dumpfem Wirbeln der Trommel, tobendem Paukenschlag. Und es war, als ließe die Kraft der Gegner ein wenig nach, ja erstürbe ehrfürchtig, nun die Gottheit selber sprach. Granatenfontänen tanzten nicht mehr, als hätte Moses die Erde mit seinem Stabe berührt, daß Quellen sprängen. Mauern prasselten nicht mehr zusammen. Armselige Reste blühender Dörfer wurden nicht mehr niedergewalzt. Die hohen Bäume stürzten nicht länger, die Gräben wurden nicht zugeschüttet, die Felder pflügten die Geschosse nicht mehr, und nicht mehr öffneten die Granaten in Friedhöfen die Grüfte jener, die da gemeint, selig der Auferstehung entgegenzuschlafen, und nun wieder hinausgeworfen wurden in den irdischen Haß, wo die Menschen einander bespien und beschossen. Als habe der Himmel Frieden geboten, die eigenen Schlachten auszufechten, ließ der Geschützkampf nach: die kleinen mußten schweigen, wenn die großen redeten. Vielleicht vernahm man auch die schwache Menschenstimme nicht mehr gegen das Gebrüll der himmlischen Donner. Mit einem gewaltigen Schlage hörte es auf. Die Wolken standen: der Wind, der bislang in immer gleichem Fauchen von Westen herübergebraust war, schlug um, hörte auf, und in der bangen Stille der Luft fielen schwere Tropfen. Einzeln fielen sie zuerst, Punkte, dann mit Strichen gemengt, wie im Streifen eines Morseapparates. Die Striche nahmen zu, wuchsen zu langen, dicken, gleichmäßigen Strahlen, wie aus einem Siebe niederschüttend, durch den langen Weg in kristallene Glasstreifen gedreht. Der Regen prallte vom Boden ab, und in dem ganzen weiten Land stiegen statt der Säulen der Granaten kleine Wasserkegel empor. In den Batterien wurde das Feuer völlig eingestellt. Mit Zweigen bedeckte man die Geschütze. Planen, Tuche, Zeltbahnen wurden über die Riesenungetüme gezogen. Alles floh in die Unterstände. Wer in den Gräben lag, zog in den Dachslöchern die Beine an. In zerschossenen Häusern am Wege waren kärgste Mauerreste begehrt, sogar dem Gegner zugewendet: er schoß ja nicht mehr. Man holte Mäntel hervor und

Decken. Braune Gestalten standen da, in Zeltbahnen gehüllt. Unter den Brücken hatten sich welche verkrochen, und was neues Feuer, das sich über Verwundete ergoß, nicht vermocht hätte, bewirkte der Frühlingsregen, der warme, der als Wolkenbruch niederprasselte: sie suchten in letzter Anstrengung sich zu verkriechen. Nur die Toten regten sich nicht. Wie nun der Regen zunahm, der undurchlässige Boden die Wassermenge nicht mehr schlucken konnte, schwoll das Wasser in den Gräben, füllte Senkungen aus, bildete in den Granattrichtern Tümpel und Teiche, und begann zu steigen in den tausend Gräben der Front, wo es gurgelnd dahinfloß oder träge die Schützengräben füllte.

(Fortsetzung folgt.)

# Reise- und Kriegsbilder aus Mesopotamien.

Von einem Irakkämpfer. — Hierzu 14 photographische Abbildungen.

## II.

### Von Bagdad nach Kut el Amara und zurück nach Aleppo.

Mit Bagdad nähern wir uns dem Operationsgebiet der dortigen türkischen Armee, deren einstiger Führer der verstorbene Feldmarschall von der Goltz war. Inmitten seiner dortigen Wirksamkeit und Tätigkeit starb er kurz vor der Übergabe von Kut el Amara an Flecktyphus, den er sich mutmaßlich bei der Fahrt auf einem Dampfer von Kut el Amara nach Bagdad, der Verwundete und Kranke an Bord hatte, und die er täglich besuchte, geholt hat (Abb. 1). Hoch gilt sein Ansehen in der Türkei. Geehrt und geschätzt in Rat und Tat von allen dortigen Offizieren und Soldaten, war er auch als Vorgesetzter ein fühlender und für alle Schwächen und gemachte Fehler Verständnis habender Mensch.



Abb. 1. **Das Wohn- und Sterbehaus des Generalfeldmarschalls v. d. Goltz in Bagdad.**

Er wurde zuerst in Bagdad beigesetzt, erst später überführte man die Leiche nach Konstantinopel, wo sie nun in Therapia auf einem kleinen Friedhof im Park der deutschen Botschaft an einem schönen Fleck Erde dieses von ihm so geliebten Landes ruht. Welcher Verehrung und Wertschätzung er sich in der Türkei erfreute, war aus der kurzen Grabrede seines derzeitigen türkischen Generalstabschefs Kiasim-Bei in Bagdad zu entnehmen.

Vor Kut el Amara war er ein praktischer Ratgeber und stets mit seinen Offizieren im Feuer in den vordersten Linien. Es war ihm leider nicht vergönnt, den Fall der kleinen Festung, in der die Belagerer fast ausschließlich unter der Erde lebten, und die im übrigen mit höchst beachtenswerten Hindernissen umgeben und ausgebaut war, zu erleben.

Von Bagdad nach Kut el Amara fährt man im Dampfschiff etwa 2 bis 3 Tage stromabwärts, und zurück kann man 4 Tage rechnen. Für kleinere Trupps oder Kommandos empfiehlt es sich aus Sicherheitsgründen schon nicht, den Landweg von Bagdad nach Kut el Amara zu wählen. Die vorhandenen Dampfschiffe haben geringen Tiefgang, fast alle Truppen und alles Material wird auf ihnen an die Front befördert (Abb. 2). Sie gehörten vor dem Kriege teils türkischen, teils englischen Gesellschaften und sind bekanntlich teilweise noch während des Krieges den Engländern bei Kut el Amara verlorengegangen und abgenommen worden. Zum Transport von größeren Mengen Material und Truppen wird meistenteils an jeder Seite noch ein größerer Leichter angekuppelt. Im Zeltlager auf Kut el Amara und für die Rückfahrt von Kut el Amara nach Bagdad werden sie vielfach als Lazarett- und Bahnschiffe benutzt (Abb. 3 und 4).

Die Umgegend von Kut el Amara ist völlig flaches Gelände. Jede Annäherung wurde aus den in den Dattelpalmen von Kut el Amara geschickt angelegten Beobachtungstellen der Engländer sofort wahrgenommen und mit Feuer belegt. Der Angreifer und Belagerer

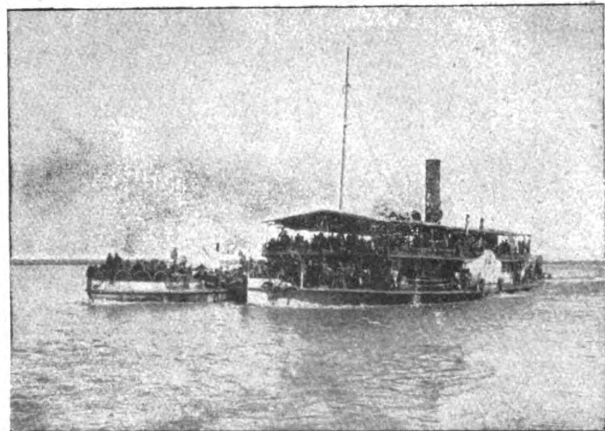


Abb. 2. Türkischer Flußdampfer auf dem Tigris.

hatte es darum nicht leicht, zumal der Verteidiger über zahlreiche moderne Geschütze mittleren Kalibers, 12- und 15-Zentimeter-Kanonen und -Haubitzen sowie viel Maschinengewehre und ausreichende, man kann sagen reichlichste Munition verfügte. Das von Mitte März an einsetzende Hochwasser begünstigte schließlich weiterhin die Schwierigkeit, vorwärts zu kommen. Das Angreifen und die heftigen Kämpfe mit den englischen Entsatzungstruppen in den Felachistellungen nahmen das

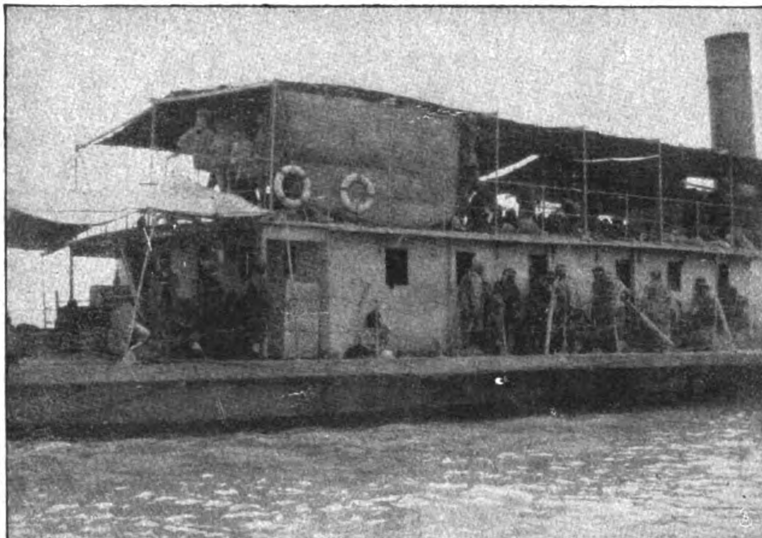


Abb. 3. **Ein Lazarett- und Wohnschiff vor Kut el Amara.**

den persischen Höhen einsetzenden Schneeschmelze austritt und namentlich vor Kut el Amara in die mühevoll angelegten Annäherungschützengräben und Batteriedeckungen fortgesetzt eindrang, zu Stellungswechsel nötigte und das ganze Kampfgelände versumpfte. Hunderte von Arabern wurden Tag und Nacht von dem Lagerkommandanten am Flußufer angestellt, um gegen die steigende Flut immer wieder neue Lehmwälle kilometerweit anfzuwerfen und abzudämmen (Abb. 6). Es unterband in vollster Weise den Verkehr in die vordersten Gräben und Linien. Bis an die Brust mußten oft die Leute im Wasser waten, um auf dem Kopf Munition und Proviant ihren Kameraden nach vorn zu bringen. Alle größeren Nachschübe und Transporte von Lebensmitteln und Munition an die Front erfolgten bei Nacht und meistens

auch nicht allzureichlich zufließende Material sowie jeden einzelnen Mann voll in Anspruch. Beschämend und bedenklich in noch höherem Maße muß es darum immerhin für die Engländer bleiben, daß der General Townshend mit seiner 13 000 Kopf zählenden Division, ohne einen Ausfallversuch in den letzten Monaten zu machen, vor einer so kleinen Belagerungsarmee von etwa 2000 Mann die Waffen streckte, und daß er sich über die Stärke derselben ohne weiteres täuschen ließ (Abb. 5), obwohl er durch Flieger orientiert sein mußte und aus dem Trommelfeuer in der Osterwoche hören mußte, daß alle türkischen Hauptkräfte in der Felachistellung eingesetzt und gebunden waren.

Sehr viel Sorge und zu schaffen machte für die militärischen Operationen das Hochwasser des Tigris und das Grundwasser der Ebenen, das am Irak mit der in

auf großen Kamelkolonnen (Abb. 7); ebenso wurden Kranke und Verwundete von der Front in vielfacher Ermangelung von anderen Transportmitteln auf Kamelen zurückgebracht. Berücksichtigt man, daß all diese Unbilden unter einer gleichzeitigen Hitze bis zu 45 Grad und bei hohem Feuchtigkeitsgehalt der Luft zu ertragen waren, daß Malaria und Flecktyphus, Rückfallfieber und Dysenterie weiterhin böse Feinde für die Truppen in den Tropen, die Verpflegung dazu stets eine sorgenvolle bleibt, so wird man zu begreifen und zu beurteilen verstehen, daß die dort kämpfenden türkischen und deutschen Armeen und Soldaten einen äußerst schweren Dienst haben, und daß die Führer derselben mit Schwierigkeiten zu rechnen haben, die für die Engländer nicht in dem Maße vorliegen und zu bewältigen sind wie für die Türkei, weil sie in Basra eine gute Etappe bis an die Front



Abb. 4. **Deutsche und türkische Offiziere auf dem Deck des Schiffes Basra vor Kut.**

hinter sich haben. Schon vor Mitte April steigerte sich die Hitze vor Kut el Amara an verschiedenen Tagen bis zu 42 Grad, im März setzten oft außerordentlich heftige Stürme aus Nord und Süd in starken Gewitterentladungen plötzlich ein, denen dann meist eine direkt unerträgliche Schwüle durch schnelle Wasserverdunstung folgte (Abb. 8). Gegen die Sonnenstrahlen schützt der Araber in erster Linie seinen Kopf und Nacken durch einen leichten, dünnen, hellfarbigen Schleier, der mit einem Holz- oder dicken Perlenkranz auf dem Kopf gehalten wird. Auch Offiziere und Truppen pflegen diese Kopfbedeckung anzulegen, um sich vor allem gegen Sonnenstich zu schützen (Abb. 9).



Abb. 5. **Ein 200 Jahre alter Mörser in der vordersten Linie 300 m vor Kut.**

Neben den Personendampfern und Transportschiffen wird der Tigris auch von kleineren Kanonenbooten befahren, von denen bekanntlich auch einzelne den Türken von den Engländern in die Hände gefallen sind. Sie nahmen teilweise an den Beschießungen von Kut el Amara teil und wurden auf ihren sonstigen Fahrten auch zu Gefangenen- und Verwundetentransporten nach Bagdad benutzt.

In Ober- und Mittelmesopotamien handelt es sich bezüglich des Verkehrs auf dem Tigris fast nur um Teilfahrten; hierzu wird schon seit Jahrtausenden ein Schlauchfloß, der Kellek, verwendet (Abb. 10). Er besteht aus biegsamen Ziegenhäuten, die unter einem langen Gestell befestigt werden, das die zu befördernden Waren und Menschen trägt. Am Hinterteil sind zur Steuerung zwei große Ruder an Pflöcken aufgebracht. Auf den Kelleks werden Hütten mit mehr oder weniger Komfort für die Bequemlichkeit der Reisenden errichtet. Ein Floß von 200 Schläuchen kann eine Plattform von 5×8 Meter Fläche tragen und damit etwa 12 Menschen nebst viel Waren bei geringem Raumanspruch transportieren. Es werden oft bis zu 600 Schläuche zusammengefügt. Ein Schlauch trägt etwa 26 Kilogramm. Kleinere Kelleks von zirka 20 Schläuchen sind meist üblich, diese wiegen 50 Kilogramm und tragen bis zu 500 Kilogramm, ohne daß die Waren benetzt werden. Die Flöße sind meist in Obermesopotamien zu Hause. Das Fahrwasser ist wie beim Euphrat durch Wanderbänke den schnellen Verfahrungen unterworfen, so daß genaue örtliche und immer wieder zu ersetzende Kenntnisse zu seiner Beherrschung nötig sind. Ein Floßmarkt ist zum Beispiel in Tekrit am Tigris (Abb. 11). Nach Beendigung der Teilfahrten wird das Holz auf dem Euphrat wieder gut verkauft, und die gebündelten Schläuche werden zurückbefördert. Ein ebenso altes Gebrauchsfahrzeug auf Tigris und Euphrat ist die sogenannte Gutta, ein aus den Blattrippen der Dattelpalme durchgeflochtener runder Korb, der sich oben verengt und mit Teer, der in Hitt am Euphrat und an anderen Stellen des Landes gebrauchsfertig und reich der Erde entquillt, gedichtet ist. Die Körbe werden verschieden groß gefertigt, solche von zirka 20 Meter Durchmesser tragen ungefähr 6 Personen. Sie dienen in erster Linie zum Uebersetzen,



Abb. 6. **Araber beim Aufwerfen eines Schutzwalles für das Zeltlager vor Kut gegen Hochwasser des Tigris.**

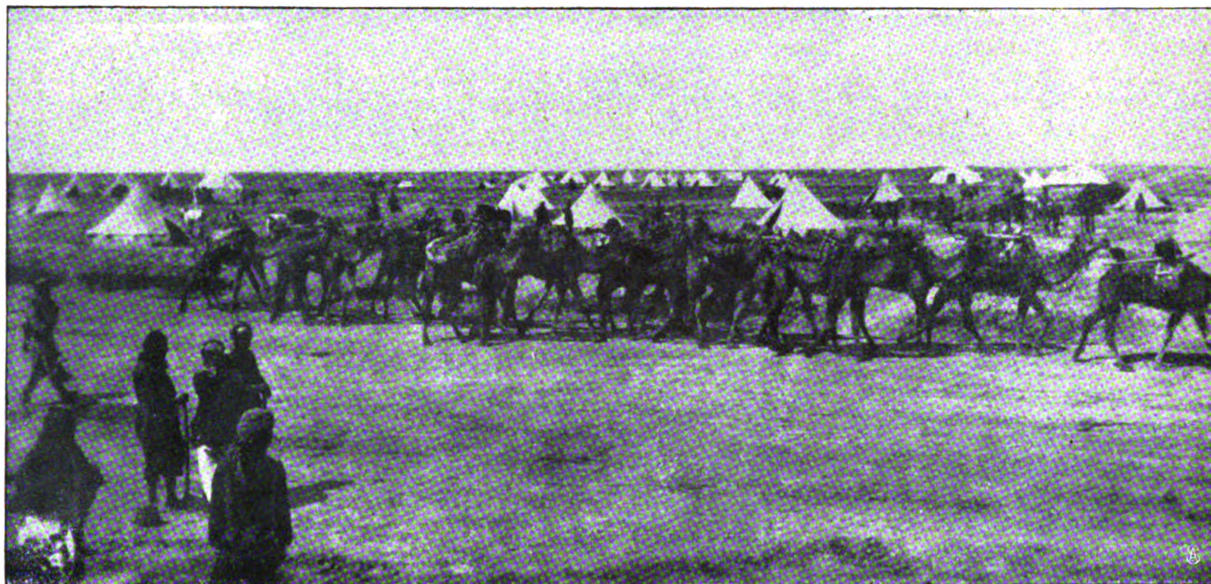


Abb. 7. **Kamelkolonnen vor Kut el Amara.**

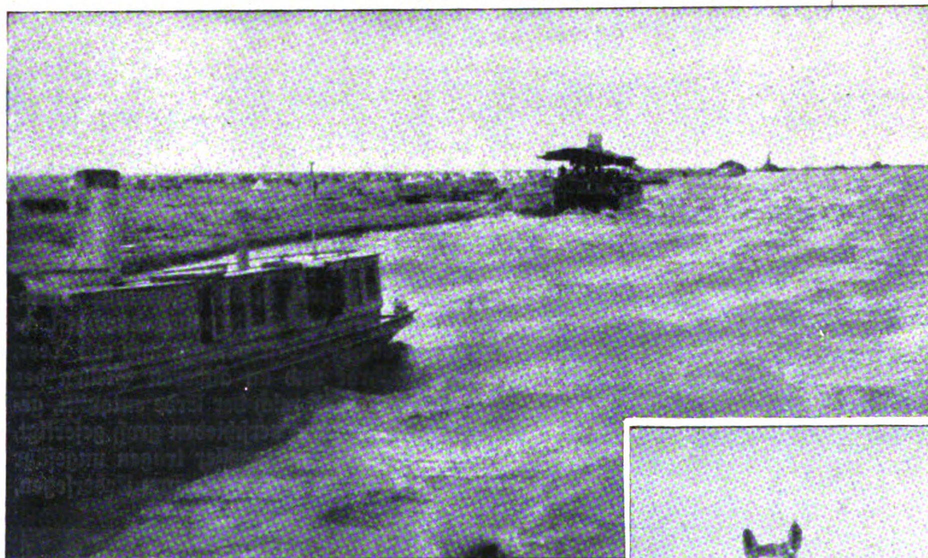


Abb. 8. **Südsturm auf dem Tigris.**

jedoch werden sie auch zu langen Fahrten und Warentransporten benutzt. Bei Bagdad sieht man Hunderte dieser ziemlich sicheren, aber unbeholfenen Fahrzeuge, die auch mit Ruder, Stangen und sogenannten Tauen bewegt werden. Auch sieht man sonst plumpe, flache Holzkähne verschiedener Größe. Sie fahren auch mit Segeln und an manchen Stellen beider Flüsse. Ähnlich gebaute Holzkasten mit Segeln sieht man von Hitt ab auf dem Euphrat und von Mosul aus auf dem Tigris. Die Straße von Sanaia oberhalb Bagdad über Mosul bis Rasulein, dem heutigen Endpunkte der Bagdadbahn, muß durch die Wüste mit Karawanen zu Pferden, auf Kamelen, Eseln oder in Wagen zurückgelegt werden. Benutzung von Autos, wenn sie überhaupt zur Verfügung stehen, ist wenigstens von Sanaia bis Mosul nicht anzuraten (Abb. 12). Es befinden sich auf der Karawanenstraße größere Löcher, Gräben von enormer Breite und Tiefe, tiefeingeschnittene Schluchten und ungeheueres Steingeröll, die es für einen glücklichen Zufall erscheinen lassen, wenn ein Auto darüber nicht in die Brüche geht. Unmittelbar bei Sanaia wird viel Gerste gepflanzt, und der Boden ist leidlich fruchtbar; es zeigen dies schon die Schwärme von Flugwild, Hühner zu vielen Tausenden in Ketten, von deren Größe und Zahl man sich überhaupt keine Vorstellung machen kann. Weiter landeinwärts nach zwei Tagmärschen wird das Hochplateau zu einer



Abb. 9. **Arabische Kopftracht gegen Hitze.**



Abb. 10. **Ein Kellek auf dem Tigris.**

ebenen Steinwüste, auf der die wenigen, spärlich wachsenden Halme wieder von Heuschreckenschwärmen verzehrt werden, die den Boden zu Milliarden besäen und bedecken.

Wir kommen nach Mosul am Tigris, einer außerordentlich heißgelegenen Stadt, bekannt durch Kultur von Seidenraupen und die Produktion von Rosenöl (Abb. 13).

Hier rastet man nach kurzer Erholung zu weiteren 6 bis 8 Tagemärschen durch das Wüstengebiet bis Rasulein, durch das späterhin die Bagdadbahn führen soll. Der Marsch auf diesen Straßen ist nicht ungefährlich durch die Beduinen und unruhigen arabischen Stämme, welche fortgesetzt als gefährliche Wegelagerer und Plünderer die Karawanenstraße belästigen und beunruhigen. Es ereignen sich hier viel Überfälle kleiner Truppen und Karawanen. Als Bettler um Brot treten wenige dieser Kerle zunächst an die vorbeiziehenden Wagen und Fahrzeuge heran, überzeugen sich von der Zahl der mitgeführten Gewehre und Revolver und geben den im Hinterhalt liegenden Genossen Winke und Zeichen, wenn ihnen ein Überfall günstig und lohnend erscheint. In wenigen Minuten ist dann oft eine solche kleine Karawane von Wegelagerern zu Pferde und zu Fuß umringt. Setzt man sich nicht zur Wehr, bleibt es bei völliger Ausplünderung und dem Abnehmen aller Habe, selbst des Hemdes. Es ist manchen so ergangen, daß sie ohne alles, völlig entkräftet und im glühenden Sonnenbrand mit verbrannter Haut und verbrannten Fußsohlen, kriechend bis zu dem nächsten Orte oder türkischen Lager nur das nackte Leben retten konnten. Macht man von seiner Waffe Gebrauch, büßt man mit einem Dolchstich sein Leben ein. Alle größeren durchziehenden Kommandos von Truppen sind darum von einer Anzahl berittener Gendarmen oder Soldaten von Etappe zu Etappe begleitet. Bieten sie auch nicht viel Schutz, nützt es doch gelegentlich eines Überfalls wenigstens etwas. Gewehr und Revolver sind auf diesen Straßen jedenfalls weder Tag noch Nacht aus der Hand zu lassen. Im allgemeinen sind Araber und Beduinen feige, im Gebrauch der Waffen gegenüber Europäern auch schlechte Schützen. Sie reißen vor Gewehrfeuer, wenn sie auch selbst in bedeutend überlegener Zahl sind, aus, vor Kanonen und Maschinengewehren haben sie in Unkenntnis von ihnen ganz besondere Scheu und Furcht und wagen sich nicht

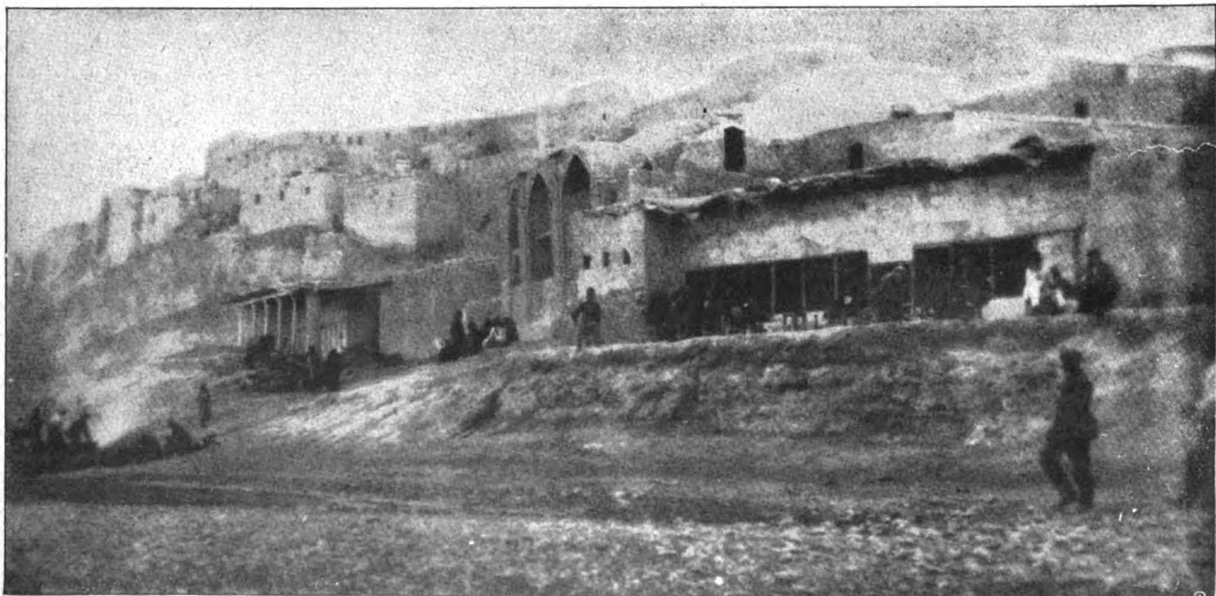


Abb. 11. **Der Flößerort Tekrit am Tigris.**

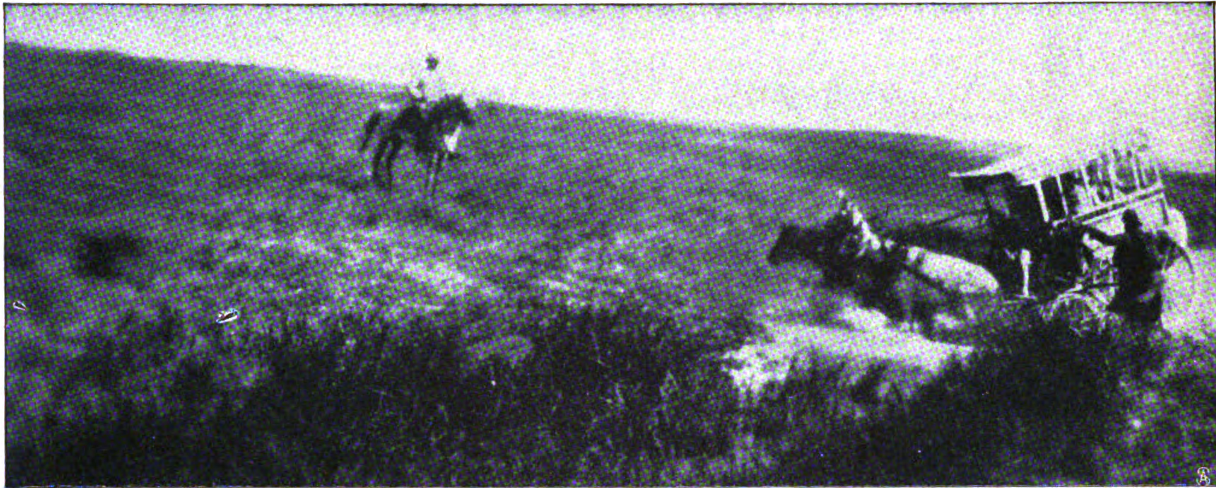


Abb. 12. **Wassergraben in der Wüste.**

an solche Truppen heran, auch halten sie sich im allgemeinen von durchziehenden größeren Truppenverbänden fern.

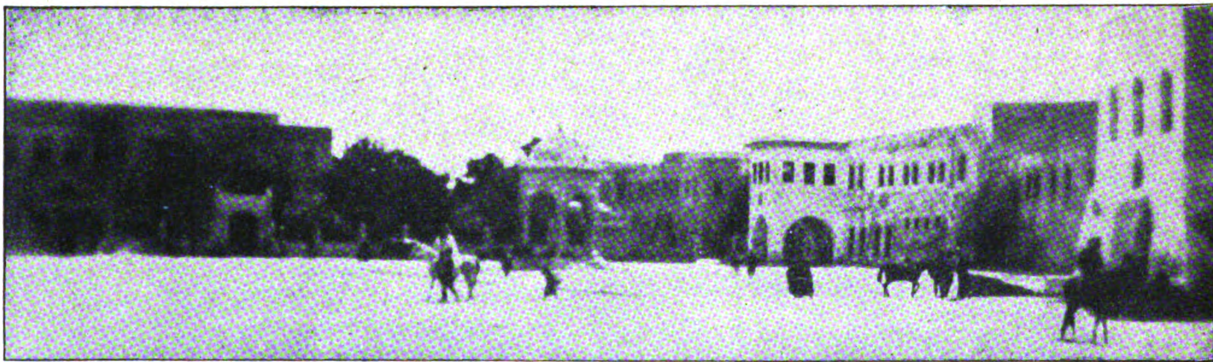


Abb. 13. **Mosul am Tigris.**

Unser Schlußbild (Abb. 14) zeigt uns das Zusammentreffen des Führers des deutsch-türkischen Kommandos in der Wüste zwischen Mosul und Rasulein mit dem mächtigsten und reichsten Scheich Ostarabiens, Ben Schimaa, der z. Zt. seine untergebenen Stämme besuchte, um sie zu ermahnen, während des Krieges der Türken mit den Engländern den durchziehenden türkischen und deutschen Truppen freundliche Gesinnung und Gastfreundschaft entgegenzubringen. Von Rasulein erreicht man wieder mit der Bagdadbahn über Dscherablis in 6 bis 10 Stunden die Endstation Aleppo.



Abb. 14. **Der arabische Scheich Ben Scheimaa in der Wüste zwischen Mosul und Rasulein.**

# Die drei Urlauber.

Von Anna Überlee.

Sie standen alle drei oben an Deck neben dem Steuermannshäuschen. Der Gottlieb, eine Takelage wie er nun mal hatte, nahm natürlich die ganze Badbordseite ein. Malte und Emil drängten sich an Steuerbord nebeneinander. Ihre drei braunen Gesichter glänzten kupferblank in der Abendsonne, die drei Vogelnasen nahmen scharfen Kurs auf das rote Ziegeldach, das sich zwischen die braunen Strohdächer gestellt hatte wie ein hübsch geputztes kleines Stadtmädchen unter eine Schar Dorfkinder, denen es fortwährend versichert: „Ihr seht akkurat so aus wie ich, ak—ku—rat so. Bloß ich bin viel feiner natürlich!"

Drei Augenpaare forschten. Aber da war keine Fahne, kein noch so schmaler Wimpel, kein bißchen Zeug an der Flaggenstange. Also Mutter wußte wahrhaftig nichts, und Vater saß sicher bei den Netzen und flickte und lachte sich eins. Das würde ein Spaß sein. Und wenn die Mutter wirklich — wie der Vater allen dreien geschrieben hatte — jede Schürze mit ihren Tränen nasser machte als mit Waschwasser, so würden sie ihr die Schürzen schon trocken kriegen, so windig würden sie sein.

Sie hatten sich das so ausgedacht.

Zuerst würde Emil, der eine sanfte Stimme hatte, die Küchentür einen Spalt weit aufmachen und freundlich fragen: „Entschuldigen Sie, haben Sie vielleicht einen kleinen weißen Hund zu verkaufen?"

Da würde die Mutter wütend die Tür zumachen.

Dann würde nach ein paar Minuten Malte im Türspalt fragen: „Entschuldigen Sie, haben Sie vielleicht einen kleinen weißen — —."

Da würde sie den Besen holen.

Und wenn dann Gottlieb, er sollte mit seiner Fistelstimme sprechen, begann: „Entschuldigen Sie — —", da würde sie die Tür aufreißen und mit dem Besen geradeswegs in ihre drei lachenden Gesichter fahren.

Malte hatte zwar zuerst nicht gewollt. „Da ist kein Ernst nicht drin", sagte er. Aber Gottlieb hatte es nun mal in dem Nacken. „Und dann", sagte er, „ist es auch draußen ernst genug." —

O je. Wie langsam kroch so ein Dampfer, so ein alter Friedenskasten. Gottlieb hob die nackte Brust aus der Matrosenbluse. Da war doch so eine graue Kriegsarche der reine Weststurm dagegen, und wenn's das kleinste Dampfboot auf Hafenfahrt war.

O je, und wie klein war die Insel. Als ob man sie mit dem Arm ins Wasser hineinfegen konnte, wenn man nur tüchtig ausholte.

O je. und die paar Menschen an der Brücke.

„Wenn man denkt — Wilhelmshaven", sagte Gottlieb und spuckte geschickt auf das nächste Seezeichen.

Emil spuckte hinterher und traf das Zeichen an derselben Stelle, obgleich er den Umweg über das Steuermannshäuschen machen mußte. „Und ich sage Ostende."

Malte, der es schon von Kindheit an mit der Kürze hatte, sagte nur „Brüssel" und machte eine Bewegung, als türmte er Kirchen auf und gewaltige Häuserblocks.

Aber endlich kam auch die Brücke. Da stand Gottlieb Türk, die Hände in den Hosentaschen. Seine Ohrringe glänzten, und er sah wahrhaftig immer noch so aus, als ob er über eine seiner verdammten Lügengeschichten nachsänne. Da stand Heinrich Schluck und lachte, daß man seine Zahnlücke sah, und Johann Karsten mit einer neuen Mütze (da steckte sicher wieder ein Mädchen dahinter) und Malte Krabbe, der alle Leute erst eine Viertelstunde ansah, ehe er ein Wort sprach — und die meisten waren schon vorher weggelaufen. Da standen die Mädchen in ihren weißen Flügelhauben — hübsch, sauber und appetitlich.

Die drei Matrosen waren die ersten an Land. Sie gingen den Weidenweg. In den Bäumen saß die Abendsonne und spann Goldnetze um die Zweige. In den Wiesen lagen Tausende von Goldperlen, selbst die Kühe hatten Goldstaub in den Schwänzen, und die Dächer waren von Goldleisten eingefaßt.

Sie atmeten laut und schwiegen.

Da kamen die fünf Pappeln an Wolters Bucht, da war die Mühle und da die Pumpe, der kleine weiße Fleck im Grase — das war Lump, und der große blaue — das war Vater.

„Ach was — Wilhelmshaven" — Gottlieb spuckte einen schönen Bogen, „ach was — Ostende" — Emils Bogen war flacher. „Brüssel?" Malte zuckte die Achseln. Und Sturmlauf ging es auf den blauen Fleck. Der wurde an die Hauswand gedrückt und durfte nicht sprechen, und der weiße Fleck, wild und dumm, wie er war, wurde in die Jacke gesteckt und durfte nicht bellen.

Emil ging an die Küchentür und klinkte: „Entschuldigen Sie, haben Sie vielleicht einen kleinen weißen Hund — —."

Mußte dieser Teufel von einem Hund anfangen zu knurren und zu heulen.

Ein Besenstiel fuhr aus der Küchentür und eine kleine Weibsperson hinterher: „Sie — Sie — —" und dem Matrosen geradewegs in die Arme. Gottlieb und Malte stürzten aus dem Hinterhalt. „Mutter, Mutter." Sie erstickte fast zwischen den Dreien, aber sie weinte, natürlich weinte sie. Und dazwischen jammerte sie — — „und ich habe nur Heringe im Hause — — nee — nee, diese Freude — aber nur Heringe." — —

Das Haus dröhnte beinah von den Dreien. Frühmorgens so um vier, wenn sie zum Fischfang gingen, lag die Mutter und lauschte. Sie lag mit gefalteten Händen. War das ein Poltern, Lachen und Schwatzen. Kein Wort verstand sie. Was die Jungen wohl alles erlebt hatten. Dieser furchtbare Krieg. Not und Elend und Krankheit. Wenn sie nicht den Riß in der Jacke selbst gestopft hätte, das hätte sie dem Emil auch nicht geglaubt, daß er aus einem gesunkenen Schiff rausgezogen worden war, genau mit dem Haken an diesem Riß, und wenn sie den silbernen Löffel nicht gesehen hätte. P stand darauf. Das war das einzige, was sie gerettet hatten, und der Kapitän hatte zu ihm gesagt: „Wenn alles zum Teufel ist, können Sie auch den Löffel behalten." P stand darauf. Der Kapitän hieß Petersen. Und der Löffel lag unter dem Glassturz mitten in ihrem Silberhochzeitskranz. Das wollte sie ja glauben, aber sonst erzählten sie nichts als Lügen. Denn das konnte doch nicht wahr sein, daß man durch ein bloßes Gestell mit einem Rohr dran und noch allerhand eine Stadt sehen konnte, die so weit war wie Schwager Gustavs Mühle von ihrer Insel. Das war natürlich Lüge, und sie hatte es ihnen auch ordentlich gegeben. Und daß man Munition aus der Luft machte — das konnte

erst recht nicht stimmen. Aber da saßen sie abends um den Tisch (ein Glück, daß sie im Winter ihr Petroleum aufgespart hatte) und erzählten und erzählten und schlugen auf den Tisch und lachten.

Ach was für ein schöner Lärm war das mit den Mannsleuten zu Hause. Und Arbeit gab das. Waschen und Kochen und wieder Kochen, denn immer schrien sie: „Mutter, was hast du zum Abendbrot, Mutter, was gibt's zu Mittag, Mutter, das Brot ist zu Ende." Rein wütend konnte sie auf die Hühner werden. Sie stand im Stall und suchte das Nest aus. „Vier Stück, werdet ihr wohl, ihr Faultiere. Meine Jungen wollen Puffer haben. Eier sollt ihr legen."

Gottlieb hörte es und schalt. „Mutter, schimpf nicht, du verschlägst ihnen die Eier." Und er fing das nächste beste Huhn, streichelte das aufgeregte Tier und setzte es in das Nest. „Nu zähle ich eins, zwei, drei, fertig mit dem Ei," und ließ das Huhn los. Ein Ei lag in dem Nest. Die Mutter sah ihn hilflos an. „Nee — nee — so was." Er lachte und legte ihr das Ei zu den anderen in die Schürze. Es waren aber immer nur vier.

Sie stand auch unter dem Birnbaum und schalt die unreifen Früchte, sie schalt das Schwein, weil es nicht Winter war und Schlachtezeit. Sie hätte am liebsten ihrer Kuh noch mehr Milch abverlangt, als das gute Tier hergeben konnte. Ihren ganzen Garten plünderte sie. Mohn und Stockrosen und große Büschel Plusternelken standen in allen Stuben, und selbst am Küchenfenster fand ein Topf mit Glockenblumen Platz.

Den ganzen Tag fuhr sie im Hause herum, und immer hing ihr etwas Männliches an. Es gab so viel zu tun. Da fehlte ein Riegel an der Stalltür, und der Abwaschtisch im Hofe hatte nur drei Beine und kippte gefährlich. Im Schornstein lag ein Stein vom letzten Sturm her, und vom Birnbaum hätte auch längst der tote Ast heruntergemußt. Ach — es riß nie ab. Täglich standen die drei um die kleine braune Weibsperson herum — „was nun — Mutter". Ach, sie hätte am liebsten alles mögliche entzweigemacht, nur um zu sehen, wie geschickt die drei Paar Hände es wieder in Ordnung brachten.

Das ganze Mannszeug hängte sie auf die Wäscheleine, alles, was Rucksäcke, Schränke und Schübe hergeben wollten. Das baumelte, flog, blähte sich. Hosen, Jacken, Hemden.

Sie sollten sich alle wundern, sie sollten fragen, „was ist denn bei Kollwitzens los". Sie sollten es zu hören bekommen. „Meine sind auf Urlaub."

„Wer denn. Der Emil?" sollten sie fragen.

„Nein. Gottlieb, Emil, Malte. Alle drei sind da."

Und so viele Fischnetze lagen jeden Morgen breitspurig auf den Wiesen, daß jeder sehen konnte, „hier sind Männer im Hause".

Daß die Tage flogen, und daß die drei eines Morgens davonfliegen könnten, daran dachte die Mutter nicht. Es sprach auch keiner davon. Sie waren zu Hause wie früher, gingen in ihr Boot wie früher, schliefen, aßen, tranken akkurat so wie früher. — Nein, daß sie wieder fortgehen sollten — daran durfte keiner denken.

Lump vielleicht. So ein Hund hapert nicht mit seinen Instinkten. Er saß den Dreien auf den Knien, sprang rund herum um den Tisch von einem zum anderen.

„Lump", sagte Gottlieb und kraute ihn hinter den Ohren. Da war er schon wieder bei Emil und schnopperte in seiner offenen Jacke. „Lump", sagte Emil und kniff ihn freundschaftlich. Aber schon lockten Maltes Knie. „Lump", sagte der und drückte ihn an seine Brust. Zuletzt sprang er auf den Korbstuhl am Fenster und sah die drei an. Von einem zum andern sah er, aufmerksam, mißtrauisch und sprungbereit. Ganz still konnte er da sitzen und ihnen zusehen.

Aber eines Tages hieß es doch „übermorgen".

Die Mutter ließ das Messer in die Kartoffelschalen fallen (es gab jeden Morgen einen ganzen Eimer voll zu schälen), ihr erster Griff war nach der Schürze.

„Nein", sagte Gottlieb und hielt sie fest. „Geweint wird nicht vor übermorgen. Ich sag es bloß wegen Räuchern, wir wollen Räucherfisch mitnehmen."

Nein, sie ließen ihr wahrhaftig keine Zeit zum Weinen. Immer, wenn sie nach der Schürze greifen wollte, war einer da. „Mutter, an meinem Hemd fehlt ein Knopf." „Mutter, sind die Heringe fertig, um vier wird geräuchert." „Mutter, wo sind meine Strümpfe."

Sie hetzten sie von einer Arbeit in die andere. Abends fiel sie todmüde ins Bett. „Schläft Mutter", hörte sie noch eine Stimme. Das war Malte. Sie kamen aus dem Dorfe. Es gab viel Abschied zu nehmen. Sie sagte: „kommt alle noch mal herein." Aber sie mußte es schon im Traum gesprochen haben, denn es kamen drei kleine Jungen herein. Das jüngste trugen sie. „Mutter, der Malte hat unsere Karre zerbrochen."

„Da sollt ihr alle drei was haben. Gottlieb, weil er nicht aufgepaßt hat, und Emil, weil er klatscht, und Malte, weil er die Karre zerbrochen hat." — Da lachten alle drei und zogen die Karre vor. Sie war ganz heil.

„Jungens seid ihr —" schalt sie und gab jedem einen Nasenstüber.

Am Morgen des Abschieds mußte sie aber weinen, und wenn sie auch alle drei schalten. Sie saßen um den Tisch und tranken Kaffee. Keiner sprach. Da fing die Mutter an, sie konnte nicht anders, das Herz stieg ihr aus der Brust in die Augen und blutete da heraus. Sie sah sie alle drei sitzen, jung und stark und schön. Sie lebten, sie bewegten sich, sie sahen aus wie der Vater, als er jung war. Sie hatten so treue blaue Augen. „Nein, nein, nein", weinte sie.

Und da ließen die Männer sie.

Sie standen still auf, einer nach dem andern, und legten ihr die Hände auf die zuckenden Schultern. „Mutter" — mehr konnte keiner sagen. Gottlieb rüttelte sie ein wenig, Malte legte das Gesicht an ihre Wange. „Mutter." — —

Dann gingen sie alle noch einmal um das Haus herum. Von der Gartenecke aus, da, wo der Birnbaum stand, konnten sie den Dampfer kommen sehen. Er erschien weit hinten als blauer Punkt. Sie standen da — bis er ein weißer Fleck wurde. — Dann gingen sie alle zur Brücke hinunter. — —

Lump sprang in das Wasser, als der Dampfer davonfuhr. Nach einer Weile kam er zurück, prustend und triefend naß. Er ließ sich von der Mutter auf die Arme nehmen. Er durchnäßte ihre Jacke. Sie fühlte es warm und feucht an ihrem Herzen und stand noch lange — bis der Dampfer ein kleiner blauer Punkt wurde.

Lump zitterte und kroch enger an ihr Herz.

Sie drückte ihn, wie sie einst alle drei an ihr Herz gedrückt hatte, als sie klein und hilflos waren.

„Sie sollen wiederkommen", sagte sie, und aus ihren Augen strömte es heiß. „Nicht wahr, Lump, sie sollen wiederkommen."

Der Hund weinte leise.

**Schluß des redaktionellen Teils.**

# Unübertroffen an Formenschönheit

ist Paechtner's ges. gesch. **Korsettersatz „Lupa"** mit **regulierbarem Busenformer** und **Rückenhalter in einem Stück vereint.** Es läßt sich mit **keinem** Korsett eine solch **formvollendete** Figur erzielen wie mit meinem Korsettersatz „Lupa", nachdem er gleichzeitig **volle Büste** erzeugt. **Nicht nur für sehr schlanke** Damen eignet sich „Lupa" vorzüglich, sondern auch für **starkleibige** Damen. Der Hüftformer **flacht starke Hüften** ab und hält den Leib zusammen. Durch den **regulierbaren Busenformer** wird eine korrekte Figur erzielt. Keine Stahlschienen. Kein Druck auf Magen und Weichteile. Stramme graziöse Haltung. „Lupa" ist eine **absolute Neuheit** auf dem **Gebiete der hygienischen Figurenverbesserung. Die Träger sind abknüpfbar**, und zum leichteren Waschen des Korsettersatzes sind sämtliche Stäbe herausnehmbar.

**Modell 3013** komplett mit verlängertem Hüftformer, 4 Strumpfhaltern, Spitzen und Stickereigarnitur wie Abbildung **oder** mit **ausgeschnittenen Hüften. Nur** aus **erstklassigem** Material in weiß oder champagnefarbig. Sehr elegant, dauerhaft und leicht waschbar . . . . . . **M. 26.50**

Bei Bestellung **Taillenweite über dem Kleide** angeben. — Versand gegen Nachnahme.

**Ich tausche Waren um oder zahle Geld zurück!**

Eine Dame schreibt **unaufgefordert**: *Ich bin außerordentlich zufrieden mit Ihrem Korsettersatz „Lupa" und habe bisher* ***nichts Gleichwertiges*** *gesehen noch eine derartig* ***glückliche Vereinbarung gesundheitlicher Rücksichten*** *und* ***schöner Formen*** *gefunden.* — Hunderte von ähnl. Anerkennungen liegen vor.

**Nur von Ludwig Paechtner, Dresden 388,** Bendemannstr. 15.




**Lauten -:- Gitarren**
**Mandolinen -:- Zithern**
sowie alle anderen Musikinstrumente liefert preiswert
**Vogtländ. Musikinstrumenten-Fabrik Hermann Dölling jr., Markneukirchen No. 410.**
Preislisten umsonst und portofrei bei Angabe des gewünscht. Instruments.

# Nervöse

Störungen und Erregungszustände, Schlaflosigkeit, nervöse Herzbeschwerden. **Reichel's „Baldrament"** (reiner Pflanzenauszug), ein ungemein beruhigendes, heilsam wirkendes Spezifikum, die natürlichste Medizin für die Nerven. **Fl. 2,50.**
Otto Reichel, Berlin 76, Eisenbahnstr. 4

Exquisit

St. Afra

# E. L. Kempe & Co.

**Aktiengesellschaft**
**Oppach i/S**
Deutscher Cognac „Exquisit"
Echter alter Cognac
† St. AFRA †
DIE PERLE DER LIKÖRE

# Emser Wasser

**500 Briefmarken** M. 3.70. 1000 Stück M. 12.—
40 Deutsche Kolon. u. Posten M. 2.75
120 Nordamerika M. 7.—
Alle echt und verschieden.
**Albert Friedemann**
LEIPZIG, Härtelstraße 23/18.
Liste über Briefmarken und Albums kostenlos.

**Kein Ton! Ohne Seifenkarte! Kein Ton!**
2 Original-Kartons, 12 Stück
**Dr. Bethmanns**
Vaselin - Toilettenstücke, schäumt und duftet.
**Ersetzt feinste Toilettenseife,**
franko Nachnahme 6 — M.
**A. J. Schneider, Elberfeld,**
Wültingstraße 8. Teleph. 59.3.

# Lotterie-Geheimnisse?

mit „Praktischem Ratgeber", das sensationellste Buch. Von einem langjährigen Fachmann. **Garantiert** 75% mehr Gewinnchancen. Anerkennungen, wonach mit diesem System 25,000 M., 12,000 M., 8000 M. usw. pro Jahr gewonnen wurden, liegen vor. Für ein Los zahlen Sie manchmal mehr als für dieses wertvolle Buch. Einzig dastehend. Geg. Nachn. od. Voreins. v. M. 4.50. **Verlag des Täglichen Loskursberichts,** Berlin NW 21, Abt. 6.

# Dr. Ernst Sandow's Künstliches Emser Salz

bei **Erkältung altbewährt.** — Man verlange ausdrücklich **Sandow's** Salz.

**Gummistrümpfe,**
**Leibbind., Gradehalt. u. elektr. App.** etc. etc. zu billig. Preis. d. **Josef Maas & Co. G. m. b. H., Berlin 82, Oranienstr. 108.** Offert. erbeten.

**Louis Krause**
**Leipzig-Gohlis 20**
**Spezialfabrik moderner Selbstfahrer u. Krankenfahrstühle aller Art.**
Erstklassige Ausführungen. Mäßige Preise. Illustrierter Katalog gratis und franko.

# Magnesia-Magentrank

kann sich jeder selbst für ein paar Pfennige gegen Magenschmerzen, Magenkrampf, Stuhlbeschwerden zubereiten, das bezeugen die täglichen Dankschreiben, auch von denen, die 30 Jahre magenleidend waren, die nirgends Hilfe bekommen konnten, und geholfen hat. Auskunft nur 20 Pf. Briefmarken für Auslage beilegen, durch **H. Welter, Niederbreisig (Rh.),** Abt. 81.

**Echte Briefmarken** billigst. — Preisliste A für Sammler gratis. **August Marbes, Bremen**

# Solche Nasenfehler

und ähnliche können Sie mit dem orthopäd. **Nasenformer „Zello"** verbessern. **Modell 20** übertrifft an Vollkommenheit alles und ist soeben erschienen. Besondere Vorzüge: Doppelte Lederschwammpolsterung, schmiegt sich daher dem anatomischen Bau der Nase genau an, so daß die beeinflußten Nasenknorpel in kurzer Zeit normal geformt sind. (Angenehmes Tragen.) 7fache Verstellbarkeit, daher für alle Nasenfehler geeignet (Knochenfehler nicht). Einfachste Handhabung. Ill. Beschreibung umsonst. Bisher 100000 „Zello" versandt. Preis M. 5.—, M. 7.— und M. 10.— mit Anleitung und ärztlichem Rat. Spezialist **L. M. Baginski, Berlin W 125,** Winterfeldtstraße 34.

ORIGINAL

# Kamillen-Extrakt

pflegt das Haar zu üppiger Fülle und erzielt bei nachgedunkeltem, braunem oder rotem Haar eine zarte **blonde Farbe**
Frei durch Nachnahme Flasche M. 3,80
**Dresdener cosmet. Laborator. Liersch, Dresden-A.-S.**

# WIESBADEN

San.-Rat Dr. R. Friedlaender's
**Sanatorium Friedrichshöhe**
für Nerven- u. innere Kranke. · Speziell Gehstörungen.



Deutsche schwere Artillerie bei den Verfolgungskämpfen vor Braila.

Phot. M. J. & J.

## Büchertafel.

Wilh. Scharrelmann: „Geschichten aus der Pickbalge". Berlin, Egon Fleischel & Co.

Carl Rocco: „Loreley". Halle a. S., Ehrhardt Karras.

Adolf Paul: „Exzellenz Unterrock". München, Albert Langen.

## Verschiedene Mitteilungen.

Wahrheit und Lüge in der Schönheitspflege. Der Rat einer der ersten ärztlichen Autoritäten der Gegenwart lautet: „So lange man jung ist, muß man Körperschönheit pflegen, um zu gefallen, noch viel mehr aber später, um nicht zu mißfallen." Das im In- und Auslande rühmlichst bekannte Institut für Schönheitspflege von Frau Elise Bock G. m. b. H. in Charlottenburg, Kantstraße 158 (am Zoo), war eins der ersten, das sich durch Vorträge und andere Art bemühte, das Publikum aufzuklären. Hierüber geben Zehntausende von Dankschreiben Aufschluß. Es wird empfohlen, sich Proben und Prospekte kommen zu lassen.

**Annahme von Anzeigen** bei August Scherl G. m. b. H., Berlin SW. 68, Zimmerstr. 36-41 und in den Geschäftsstellen: Breslau, Ohlauer Straße 87, Dresden-A., Prager Straße 35, Düsseldorf, Oststraße 105, Frankfurt a. M., Kaiserstraße 10, Hamburg, Neuerwall 2, Hannover, Georgstraße 20, Kassel, Königsplatz 53, Köln a. Rh., Wallrafplatz 2, Leipzig, Petersstraße 22, Magdeburg, Breite Weg 184, München, Theatinerstraße 3, Nürnberg, Karolinenstraße 51, Stuttgart, Königstraße 11. — Der Preis für die viergespaltene Nonpareille-Zeile oder deren Raum beträgt 3,50 Mk., unter der Rubrik „Stellen-Angebote" Mk. 1.—, unter der Rubrik „Stellen-Gesuche" Mk. 0,80. — Anzeigen müssen spätestens vierzehn Tage vor dem Erscheinungstage aufgegeben werden. — Chiffre-Briefe, die innerhalb vier Wochen nicht abgeholt sind, werden vernichtet, nachdem die etwa darin enthaltenen Originalzeugnisse, Photographien usw. den Einsendern wieder zugestellt sind.



# Reiseführer für Winter und Frühling



Prospekte der nachstehend aufgeführten Inserenten sind kostenlos entweder direkt zu beziehen oder durch das Reise-Auskunfts-Bureau des „Berliner Lokal-Anzeigers", Berlin SW 68, Zimmerstr. 36—41, sowie durch die Geschäftsstellen von August Scherl G. m. b. H. in Berlin und in den größeren deutschen Städten, ferner in Wien u. Zürich.

**Die Reihenfolge der einzelnen Inserate gibt keinen Anhalt über Rangverhältnisse der betreffenden Hotels etc.**

### *Norddeutschland.*

**Bad Kleinen** (Mecklbg.) am Schweriner See. Sanatorium für innere u. Nerv.-Leid. San.-Rat **Dr. A. Steyerthal.**

**Bad Polzin** (Moorbad in Pommern). **Kaiserbad Sanatorium, physikalisch-diätische Heilanstalt. Sanitätsrat Dr. Hölzl.**

### *Brandenburg.*

**Buckow** Kr. Lebus (Märk. Schweiz). **Sanatorium u. Erholungsheim Waldfrieden. Vorzügliche Verpfleg. Gelegenheit zu** phys. diät. Kur. u. ärztl. Leitg. Dtsch. Offiz.-Ver. 1916. Tel. Nr. 55.

**Eberswalde** Dr. Seele's Sanatorium „Drachenkopf" f. Nervenkranke. Innerlichkranke und Erholungsbedürftige.

**Falkenhagen** Seegefeld - A. bei Berlin. Sanatorium **8–11 M.** San.-Rat Dr. Straßmann. (Einzelzimmer 9—11 M.)

**Wald-Sieversdorf** (Märk. Schweiz). Märk. Sanat. Prosp. durch Leiter u. Bes. **Dr. med. Friedrich.**

### *Westdeutschland.*

**Bad Aachen** Palasthotel „Aachener Quellenhof". Eröffnet Juni 1916. Deutschlands vollkommenste Hotelanlage.

**Godesberg** a. Rhein. Kurfürstenbad „Godesberg". Für Nervöse u. Erholungsbed. San.-Rat Dr. Stähly. Direktor Butin.

**Godeshöhe** bei Godesberg a. Rh., gegenüb d. Siebengeb., Höh.-Kuranst. f. Nervöse u. Erholungsbed. (Kriegsbeschädigte). m. all. mod. Einricht. Stundenl. gesch. Wälder dir. a. Hause. Prosp. fr.

### *Teutoburger Wald.*

**Bad Lippspringe** unübertr. gegen **Lungen- u. Halsleiden.** **Arminiusbad** Frequenz 8000. Kriegsteiln. Vergünstig. Prosp. d. d. Brunnen-Administration. (Man beachte d. Adresse.)

**Bad Lippspringe Kurbad** a. Teutoburg. Wald. Bahnstation. **Kurbrunnen:** radioaktive Heilquelle. Bestbewährt bei Lungen- und Halsleiden. Bäder und Inhalationen. Ermäßigung für Kriegsrekonvaleszenten. — Briefadresse: Kurbad Lippspringe.

**Sanatorium Lippspringe** Priv.-Heilanst., für alle Erkrank. der Atmungsorgane. Eig. mod. Inhalat. Erstkl. komf. Einricht. Prosp. fr. Bes. u. Leit. **Dr. Brackmann**, Badearzt.

### *Mitteldeutschland.*

**Bad Wildungen** für Nieren- und Blasenleiden. Fürstliches Badehotel I. Ranges. „Der Quellenhof" bisher „Hotel Quisisana". Vornehmstes Haus. Im Kurpark. Reelle Preise. Das ganze Jahr offen. Prosp. postfr. **M. Möbus.**

### *Sachsen.*

**Bad Elster Sanatorium** Geh. S.-R. Vorn. Einr., Moor- u. Stahl- Köhler. bad. Zanderinst. Diätkuren.

**Bad Reiboldsgrün** i. Vogtl. 700 m. Heilanst. f. Lungenkr. Vorzugspr. f. Offiz. **Hofrat Dr. Wolff.**

**Leipzig Hotel Astoria** Neu eröffnet. **Am Hauptbahnhof.**

**Leipzig Fürstenhof** neu erbaut, für längeren Aufenth. bestens geeign. Zim. M. 3.00 mit Bad M. 6.00

**Zöblitz Haus Vogtld.** Ideal. Aufenth. f. Erholbed. Hot. u. Villen. Prosp. d. **Bad Reiboldsgrün i. V.**

### *Sächsisches Erzgebirge.*

**Aue** i. Erzgeb. San.-Rat. Dr. Pillings Sanatorium f. Nervenkranke Herz-, Magen-, Darmleid., Stoffwechselkr. Hydrotherapie, Diät., Massage. Elektr. Luft-Lichtk., Heilgymn., Röntgenkab.

### *Harz.*

**Sülzhayn** Süd-Harz. Sanatorium „Otto Stubbe" für Leichtlungenkranke. Beste Lage im Südharz. Spezialarzt. Prosp.

### *Thüringen.*

**Tannenhof** in Friedrichroda. Dr. Bieling's Sanatorium. Gewährleist. sorgfält. ärztl. Behandlung u. vorzügl. Verpfleg.

### *Süddeutschland.*

**Bad Nauheim** Sanat. Kurh. Walzer. Herz- u. Nerv.-Leid. Tabes. V. 12 M tgl. an inkl. Bhdlg. Offiziersh. **Dr. Walzer.** Villa Tielemann, allererst. Rg. a. Kurh. u. N. Bäd. Herrl., ruh., son. Parkl. Abg. Wohn. u. Zim. m. u. o. Pvb. Mäß. P. Eröff. Mitte März. **B. A. Spöth.**

**Wiesbaden** Hotel Badhaus Goldener Brunnen. Eig. Quelle. Pens. inkl. Bad. Trinkkur. Winterkuren. 7—10 Mark.

### *Badischer und Württembergischer Schwarzwald.*

**Wildbad** Württ. Schwarzwald. Hotel Post I. Rg. Pension. Zentralh., Lift. Prosp. **W. Großmann, Bes.**

### *Bayern.*

**Bad Kissingen** Hotel Wittelsbach, best geeignetes Haus für Winterkuren mit allen neuzeitl. Vorzügen.

**Mittenwald** 920 m. Familienpension Hoffmann, behagl. Aufenth. f. jede Jahreszeit, a. f. Rekonvalesz., anerk. gute Verpfl., best. empf. Mäßige Preise, el. Licht, Bad. Dtsch. Offiz.-Ver. 1916.

**Partenkirchen-Kainzenbad** Sanatorium f. innerl. Kranke, Nervöse, Erholungsbed., Frauenleid., Moor- u. Mineralbäd. Jahresbetr. Leit. Arzt **Dr. Behrendt.**

### *Schweiz.*

**Arosa** 1800—1900 m ü. M. Elektr. Bahn ab Chur. Winterkuren — Wintersport.

**Hotel Rhätia u. Villa Germania** Mod. Komf., beste Lage a. Wald. Dtsch. Haus

**Alpensonne** Dtsch. Hotel Hygien. erstkl. Komf., fließ. Wass. i. jed. Zim. Prosp

**Hotel Bellevue**, vornehmes Haus, sonnige Lage. Mäßige Preise. Prosp

**Davos-** Dorf, Neues Sanatorium Alle hygien. Einricht. Gr. Vest. Terrasse Bes. **M. Neubauer.** Leit. Arzt **Dr. E. Nienhaus**

**Davos-Dorf** Sanatorium Guardaval. Vornehme Lungenheilanstalt. Schloßartig gelegen. Prospekt.

**Davos-Dorf** Sanatorium Davos-Dorf. Leit. Arzt: Dr. J. Biland. Moderne Hygiene. Illustr. Prospekt.

**Davos-Dorf Bergsanatorium.** Haupts. Deutsche. Leit. Arzt **Dr. Th. Janssen**

**Dolder - Zürich** Waldhaus Dolder. I. klass. Famil.-Pens. u. Hotel. Prächt. erhöhte Lage. Blick a. See. Ruhe

---

**Bandwurm** mit Kopf, ebenso Spul- u. Madenwürmer beseitigt sicher auf unschädl. natürliche Weise **Reichels Bandwurmmittel.** Einfachste Anwendung! **Seit länger als 25 Jahren erfolgreich bewährt.** Für Erwachsene **2.50 M.**, für Kinder (Altersangabe) **1.50 M.** Allein echt mit Marke **„Medico"** und Firma Otto Reichel, Berlin 76, Eisenbahnstraße 4. Man meide Ersatzmittel. Wo nicht erhältlich, diskr. Zusendung. **Tausende befreit!**

**Reines Gesicht** rosige Frische verleiht rasch und sicher **„Krem Haifa".** Unübertroffen gegen **Sommersprossen, Mitesser, Pickel, Röte, Rauheit** und alle Hautunreinigkeiten. — Tausendfach erprobt! Sich. Wirkung! Preis 2.50 Mark. **H. Wagner, Cöln 24**, Blumenthalstr. 99.

**Bettnässen** Befreiung sofort. Alter und Geschlecht angeben. Auskunft umsonst. **Gg. Engelbrecht, sanit. Versandgesch., Stockdorf 364 b. München.**

**Klosettpapier!** große Rollen, fest u. weich, 25, 30, 40 Pf. Postpaket geg. Eins. von 4, 5, 6, 8 Mark frei, Nachnahme 30 Pf. mehr. **Butterbrotpapier!** Ia. 100 Blatt 35 Pf. Haushalt- u. Toilette-Artikel. Preise auf Anfrage. **A. Maas & Co., Berlin 42**, Markgrafenstr. 84.

**Briefmarken** Auswahlen nach Fehllisten. **Vorzugspreisliste gratis.** Paul Kohl, G. m. b. H., Chemnitz 33W.

**Damenbart** Bin gern bereit anzugeben, wie lästige Haare durch ein unschädliches Verfahren **dauernd** zu beseitigen sind. Frau **F. Ulke, Köln-Nippes 44, Neusserstr. 171.**

**Fort mit dem** Beinverkürzung unsichtbar, Gang elastisch und leicht. Jeder Ladenstiefel verwendbar. Gratis-Broschüre senden **Extension G. m. b. H. Frankfurt a. M.**, Eschersheim Nr. 234.

Druck u. Verlag von August Scherl G. m. b. H., Berlin SW, Zimmerstr. 36/41. — Für die Redaktion verantwortlich: Chefredakteur Paul Dobert, Berlin; in Oesterreich-Ungarn für die Redaktion verantwortlich: B. Wirth, Wien VI, Theobaldgasse 17, für die Herausgabe Robert Mohr, Wien I, Domgasse 4. — Für den Anzeigenteil verantwortlich: A. Pieniak, Berlin.

# DIE·WOCHE

Nummer 7. | Berlin den 17. Februar 1917. | 19. Jahrgang.


## Inhalt der Nummer 7.





## Die sieben Tage der Woche.

### 6. Februar.

Infolge dunstigen Frostwetters bleibt die Tätigkeit der Artillerie und Flieger gering; nur zwischen Ancre und Somme ist vorübergehend der Feuerkampf stark.

### 7. Februar.

Südwestlich von Sennheim greift eine französische Kompagnie nach starkem Feuer an. Sie wird abgewiesen und läßt mehrere Gefangene in unserer Hand.

Nordöstlich von Kirlibaba scheitert der Angriff von zwei feindlichen Kompagnien.

Der schweizerische Bundesrat hat dem Präsidenten Wilson auf sein Ersuchen, dem Beispiele Amerikas zu folgen und die diplomatischen Beziehungen zu Deutschland gleichfalls abzubrechen, geantwortet, daß die Schweiz unbedingt neutral bleibe.

### 8. Februar.

Im Ypernbogen herrscht lebhafte Feuertätigkeit. Im Wytschaete-Bogen zerstören wir durch umfangreiche Sprengung einen erheblichen Teil der feindlichen Minengänge. Ein englisches Fliegergeschwader wirft auf die Stadt Brügge Bomben ab, durch die neben Häuserzerstörungen in einer Schule eine Frau und 16 Kinder getötet, 2 Erwachsene schwer verwundet werden. In militärischen Anlagen ist Schaden nicht entstanden.

Holland, Dänemark und Schweden lehnen die Note Wilsons an die neutralen Staaten ab und erklären von neuem ihre streng unparteiliche Neutralität.

### 9. Februar.

Wir verlieren im verflossenen Monat 34 Flugzeuge. Die Engländer, Franzosen und Russen büßen in Luftkämpfen und durch Abschuß von der Erde 55 Flugzeuge ein, von denen 29 jenseit der Linien erkennbar abstürzten, 26 in unserem Besitz sind. Außerdem werden 3 feindliche Fesselballons brennend zum Absturz gebracht; wir verlieren keinen Ballon.

### 10. Februar.

Unter Feuerschutz stoßen an vielen Stellen englische Erkundungstrupps, südlich von Sailly stärkere Abteilungen gegen unsere Stellungen vor. Sie werden überall abgewiesen.

Auf dem Westufer der Maas setzt von Mittag an heftiges französisches Feuer ein. Durch unser Wirkungschießen ist ein sich vorbereitender Angriff gegen Höhe 304 unterdrückt worden.

### 11. Februar.

Auf dem Nordufer der Ancre greifen die Engländer mit starken Kräften nordöstlich von Beaumont, auf dem Südufer östlich von Grandcourt und nördlich von Courcelette mit schwächeren Abteilungen an. Am Wege von Puisieux nach Beaucourt dringen sie in Kompagniebreite ein, an allen übrigen Stellen sind sie, zum Teil im Nahkampf, zurückgewiesen worden.

### 12. Februar.

Amtlich wird gemeldet: In der Nacht vom 12. zum 13. Februar ist die bisher nicht bekanntgegebene Schonungsfrist im Sperrgebiet des Atlantischen Ozeans und des englischen Kanals für neutrale Dampfer, denen die Nachricht von der Sperrgebietserklärung nicht mehr rechtzeitig zugegangen war, abgelaufen. In der Nordsee ist dies bereits in der Nacht vom 6. zum 7. Februar der Fall gewesen, im Mittelmeer in der Nacht vom 10. zum 11. Februar. Nunmehr gilt nur die allgemeine, für die Sperrgebiete erlassene Warnung, nach der die Schiffahrt auf keine Einzelwarnung mehr rechnen kann. Schiffe, die dennoch die Sperrgebiete befahren, tun dies mit voller Kenntnis der ihnen und den Besatzungen drohenden Gefahr.

Tagsüber liegt starke Artilleriewirkung auf unseren Stellungen beiderseits der Ancre. Während der Nacht greifen die Engländer sechsmal die zerschossenen Gräben von Serre bis zum Fluß an. Alle Angriffe sind abgewiesen worden.

## Unser Recht gegen Belgien.

Von Johannes W. Harnisch.



Seit Kriegsbeginn ist unser Verhalten gegen Belgien nicht nur in der Presse, sondern auch in Noten und allerhand Verlautbarungen der kriegführenden Mächte ausgiebig erörtert worden. Die Frage nach der eigentlichen Bedeutung und der Tragweite der belgischen Neutralität aber ist bisher nie gestellt worden. Dieser seltsame Umstand läßt sich nur daraus erklären, daß die belgische Neutralität, von der Zeit der belgischen Revolution von 1830 abgesehen, die Öffentlichkeit nie weiter beschäftigt hat; drohte sie einmal das zu tun, dann hat die belgische Regierung Vorkehrungen dagegen zu treffen gewußt; so, indem sie den Text der aufschlußreichen Rede des früheren belgischen Ministers des Äußern, Baron de Favereau, die dieser am 8. Dezember 1909 im belgischen Senat hielt, in den belgischen Zeitungen unterdrückte und in den amtlichen Annales Parlamentaires fälschte. So hat sie erreicht, daß man sich ohne viel Nachdenkens die ihr genehme Auffassung der Neutralität ihres Landes zu eigen machte; und sie konnte dies um so leichter, als der Schleier, der über der geheimnisvollen Entstehungsgeschichte der belgischen Neutralität lag, nur in wenigen, längst verschollenen Schriften einzelner der beteiligten belgischen Unterhändler gelüftet worden war, die übrigen Eingeweihten aber diese Enthüllungen totschwiegen. Weder bei Treitschke noch bei Sybel noch bei einem der lebenden deutschen Historiker findet sich dementsprechend der geringste Hinweis auf diesen Zusammenhang. So ist die grundlegende Frage noch nie beantwortet worden:

Waren wir nach dem Charakter der belgischen Neutralität zu unserem Vorgehen gegenüber Belgien rechtlich befugt? Die Antwort lautet, daß wir diese rechtliche Befugnis hatten. Das wird hier nachgewiesen werden.

* * *

Sehr viele, sehr umfangreiche und sehr verdienstvolle Veröffentlichungen, die die Reichsregierung aus den erbeuteten belgischen Archiven gemacht hat, haben den Nachweis erbracht, daß Belgien lange vor dem 4. August 1914 seine Neutralität durchlöchert hatte. Dieser Nachweis, so wertvoll er ist, ist dem Auslande gegenüber ziemlich nutzlos geblieben; die letzten Noten der Verbandsmächte belegen das mehr als deutlich. Sie konnten dieses Verfahren innehalten, weil durch die loyale Erklärung des deutschen Reichskanzlers vom 2. Dezember 1914 im Reichstage amtlich festgestellt war, daß uns bei unserem Einmarsch in Belgien „positive Beweise" für die Schuld der belgischen Regierung fehlten. Im Augenblicke des Handelns zugegebenermaßen unbekannte Tatsachen können aber für dieses Handeln unmöglich rechtserheblich sein; die Erörterung steht somit auf dem toten Punkt. Soll sie nicht darauf stehenbleiben, so muß das Ausmaß unserer Rechte gegenüber Belgien unabhängig von dem Verhalten der belgischen Regierung untersucht werden. Dazu sind zunächst zwei Begriffe klarzustellen und gegeneinander abzugrenzen: Neutralität und Unverletzlichkeit.

Während eines Krieges neutral sein, heißt, „keiner von beiden" Kriegführenden sein, sich also an der Kriegführung nicht beteiligen. Neutralität ist demnach die Nichtbeteiligung an der Kriegführung. (An der Krieg**führung**; am Kriege im weiteren Sinne sind z. B. die Vereinigten Staaten durch Munitionslieferung, Norwegen durch Zufuhr von Bannware von jeher beteiligt; unstreitig waren diese Staaten, trotzdem sie solche Beteiligung ihrer Untertanen am Kriege zulassen, gleichwohl neutral; streitig ist höchstens, ob sie damit nicht ihre Pflichten eben als neutrale Staaten verletzten.) Neutralisierte Staaten (wie Belgien) sind nun solche, denen die Verpflichtung ewiger Neutralität auferlegt ist, d. h. die Verpflichtung, nie Krieg zu führen — es sei denn, daß sie durch einen Angreifer dazu gezwungen werden. Wer einem solchen neutralen Staate die Neutralität „garantiert", der gewährleistet, daß dieser Staat ewig neutral bleibt, d. h. also, daß er nie in die Lage kommt, Kriegführender zu werden. Er gewährleistet demnach einmal, daß der neutralisierte Staat nicht selbst Krieg beginnt, hat also den widerstrebenden vorkommendenfalls zum Frieden zu zwingen; er gewährleistet zweitens, daß kein Krieg gegen diesen Staat begonnen wird, hat sich also selbst dessen zu enthalten und vorkommendenfalls andere daran zu hindern.

Durch das Betreten des Gebietes eines neutralen Staates wird somit nicht dessen Neutralität als solche verletzt. Sie würde das nur, wenn das Betreten des Gebietes eines fremden Staates mit einer Heeresmacht gleichbedeutend mit dem Beginnen eines Krieges gegen den betretenen Staat wäre. Dies ist nun keineswegs der Fall. Während des Siebenjährigen Krieges zogen die Russen dauernd durch das Königreich Polen; führten sie damit Krieg gegen Polen? Nein! Polen war und blieb neutral. Japan hat während des Russisch-Japanischen Krieges dauernd die chinesische und die koreanische Gebietshoheit verletzt hat es damit Krieg gegen diese beiden Staaten geführt? Wir haben in diesem Kriege Luxemburg besetzt; leben wir deshalb mit Luxemburg im Kriege?

Selbstverständlich hingegen wünscht im allgemeinen jeder Staat, daß sein Gebiet nicht betreten, seine Gebietshoheit respektiert, seine Unverletzlichkeit gewahrt wird. Die tatsächlichen Verhältnisse sind aber unendlich oft stärker gewesen als dieser begreifliche Wunsch jedes Staates. Darum sehen wir in zahllosen Fällen, daß ein Staat seine Unverletzlichkeit vertraglich preisgibt. Zwei moderne Beispiele: Belgien (!), dem eben erst seine Neutralität garantiert war, das sie also gar nicht hätte preisgeben dürfen, gab in der Konvention von Zonhoven vom 18. November 1833 seine Unverletzlichkeit preis, indem es Holland zwei Etappenstraßen durch sein Gebiet einräumte. Und das Deutsche Reich und Frankreich räumten sich im Kongoabkommen von 1911 gegenseitig zwei Etappenstraßen durch ihre Kongoanteile ein; Frankreich erhielt das Vertragsrecht, durch unser, wir das Vertragsrecht, durch sein Gebiet zu marschieren. Im Falle eines englisch-französischen Krieges also würde Frankreich durch unser Gebiet haben gegen England Truppen heranführen können, ohne daß wir trotz unserer Neutralität berechtigt gewesen wären, das zu hindern. Ein dritter moderner Fall steht auf der Grenze solcher vertraglichen Fälle: Während des Burenkrieges machte England auf Grund eines gewöhnlichen Handelsvertrages, dessen Bestimmungen es skrupellos verdrehte, ein Durchzugsrecht durch die portugiesische Kolonie Mozambique geltend und wandte es an; man wird nicht etwa behaupten wollen, daß England während des Burenkrieges mit Portugal Krieg geführt habe.

Unzweifelhaft ist aber, daß uns Belgien die Ermächtigung, durch sein Gebiet zu marschieren, nicht erteilt hat. Es fragt sich nun, ob diese Zustimmung des Staates, dessen Gebiet betreten werden soll, unbedingt erforderlich ist; ob sie nicht unter Umständen durch etwas anderes ersetzt werden kann. Das Völkerrecht beantwortet diese Frage mit: Ja! — und tut damit nur etwas Selbstverständliches.

Schon das bürgerliche Recht kommt, wie man weiß, ohne gewisse Schranken der Befugnisse des Eigentümers nicht aus. Ohne Einwilligung des Eigentümers darf man fremdes Eigentum nicht benutzen; seine Beschädigung gar ist ein Vergehen, das mit Gefängnis bestraft wird. Ich darf z. B. ein fremdes Boot, das am Flußufer liegt, nicht benutzen, um darin spazierenzurudern, geschweige denn, daß ich das Schloß, an dem es liegt, zerbrechen dürfte. Die Sachlage wird aber mit einem Schlage anders, wenn ein Notstand eintritt; wenn z. B. jemand ins Wasser gefallen ist und ich ihn retten will; oder etwa, wenn die Insel, auf der ich mich befinde, von Hochwasser überschwemmt zu werden droht. In jedem Falle eines solchen Notstandes habe ich das Recht, das juristisch unantastbare Recht, den Kahn zu benutzen, wozu ich auch selbstverständlich das Schloß, an dem der Kahn liegt, zertrümmern darf usf.; ein Recht, das ich auch gegen Dritte, auch gegen den Eigentümer, auch, wenn erforderlich, mit Gewalt geltend machen kann. Nur für den Schaden, den ich durch die Ausübung meines Notstandsrechtes etwa anrichte, muß ich Ersatz leisten; das ist die einzige Schranke, die dem Notstandsrecht gezogen ist.

So schon im streng geordneten bürgerlichen Leben. Und der souveräne Staat, bei dessen Notstand nicht ein einzelner, sondern Millionen und aber Millionen bedroht sind, sollte ein gleichartiges Recht nicht haben? Einzig und allein er sollte dem Notstand hilflos preisgegeben sein? Das wäre der bare Unsinn; und in der Tat

erkennt das Völkerrecht das Notstandsrecht des Staates an. Es ist nicht zu verkennen, daß die Völkerrechtslehre — über deren Wert dieser Krieg ja recht skeptische Gedanken nahegelegt hat — in der Friedenseligkeit der Jahrzehnte vor dem Weltkriege vielfach zu Ideologien gekommen ist, die, müßige Gedankenspiele weltfremder Stubengelehrter, sich neben der Welt der Tatsachen seltsam genug ausnehmen. Hier ist nicht der Platz, solche Ideologen zu widerlegen. Hier genügen einige Zeugnisse anerkannter Autoritäten.

Zunächst sei die Meinung des Instance des High Court of Admiralty beigebracht; Phillimore zitiert aus einer Urteilsbegründung dieses höchsten englischen Seegerichtshofes:

> Für das Recht der Fälle von Notstand lassen sich keine bestimmten Regeln geben. Der Notstand schafft das Recht, er hebt die Gesetze auf; und was in solchen Fällen vernünftig und billig ist, das ist gleicherweise auch rechtlich. (Fall Adams; Phillimore, Commentaries upon International Law, III, § 46.)

Sir Robert Phillimore selbst, Mitglied des Privy Council und Richter am High Court of Admiralty, sagt über das Recht des Neutralen gegenüber dem Verlangen auf Durchzug:

> Der Neutrale hat das Recht, selbst zu beurteilen, ob ihm die Erlaubnis dazu jetzt oder später irgendwie schädlich werden kann. Notstandsfälle sind vorstellbar (may be put), und Vattel denkt an sie; aber feste Rechtsregeln lassen sich nicht aus der Betrachtung von Tatbeständen ableiten, bei denen nach richtiger Ansicht die Wirksamkeit der Rechtsregeln aufgehoben ist. (A. a. O. III, § 159.)

Der hier angezogene Vattel sagt an der Phillimore vorschwebenden Stelle seines Droit des Gens, eines der grundlegenden Werke des Völkerrechts:

> Ein anderer Fall (in dem von der Zustimmung des zu betretenden Staates abgesehen werden kann) bildet von selbst und ohne Schwierigkeit eine Ausnahme, der des Notstandes. Der Notstand hebt alle Eigentumsrechte auf; und wenn sich der Eigentümer nicht im gleichen Falle von Notstand befindet wie man selbst, darf man gegen seinen Willen von dem Gebrauch machen, was ihm gehört. . . . Der Notstand berechtigt sogar, sich zeitweilig einer neutralen Festung zu bemächtigen und Garnison hineinzulegen, um sich gegen den Feind zu decken oder um ihm in Plänen zuvorzukommen, die dieser hinsichtlich der Festung hegt, wenn der Eigentümer nicht in der Lage ist, sie zu schützen. (III, § 122.)

Hören wir noch eine deutsche Autorität; und zwar eine, die zu den ausgesprochenen Verfechtern der vertraglichen Fortbildung des Völkerrechts gehört: v. Liszt sagt über den Notstand:

> Droht den Lebensinteressen eines Staates Gefahr, so darf er sie bei überwiegendem Interesse durch Verletzung der berechtigten Interessen eines dritten Staates schützen. Doch hat er in diesem Fall Ersatz zu leisten. Auch diejenigen Schriftsteller, welche die Anwendbarkeit des Notstandbegriffes im Völkerrecht leugnen, gewähren dem bedrohten Staat das „Recht auf Selbsterhaltung". Damit ist derselbe Begriff innerhalb engerer Grenzen anerkannt. Aber soll der Staat wirklich warten, bis er vor der unmittelbar drohenden Gefahr des Unterganges steht?

Machen wir einen Augenblick hier halt! Im Notstand, sogar vor der „unmittelbar drohenden Gefahr des Unterganges" befanden wir uns unleugbar, als wir uns zum Einmarsch in Belgien entschlossen. Damit hatten wir das völkerrechtlich anerkannte Recht, uns über Belgiens Gebietshoheit hinwegzusetzen. Die Neutralität Belgiens als solche haben wir nicht verletzt; wir boten ihm an, neutral zu bleiben, und erboten uns für diesen Fall zu allen erdenkbaren Bürgschaften. Es bleibt, zu zeigen, daß wir durch unseren Einmarsch in Belgien auch den belgischen Neutralitätsvertrag nicht verletzten; daß es eine schamlose Lüge ist, wenn Belgien und England behaupten, durch

ihn zum Kampf gegen uns gezwungen gewesen zu sein; daß vielmehr bei der Neutralisierung Belgiens die Verletzlichkeit seines Gebietes eigens vorgesehen wurde.

Als sich Belgien durch die Revolution von 1830 von dem Königreiche der Vereinigten Niederlande, dieser künstlichen Schöpfung des Wiener Kongresses, losgerissen hatte, gingen die Großmächte daran, dem werdenden Staate Belgien seine Stellung anzuweisen. Dies geschah auf einer Konferenz in London. Auf das große Intrigenspiel dieser Konferenz brauchen wir hier nicht näher einzugehen. Es genügt, kurz festzustellen, daß die fünf Mächte (Österreich-Ungarn, Frankreich, England, Preußen und Rußland) zunächst, in den Protokollen vom 30. Januar 1831 und vom 26. Juli 1831, vorsahen:

> Belgien wird einen ewig neutralen Staat bilden. Die fünf Mächte garantieren ihm diese ewige Neutralität ebenso wie die Unverletzlichkeit (intégrité et inviolabilité) seines Gebietes. Als gerechte Gegenleistung wird Belgien gehalten sein, die gleiche Neutralität gegen alle anderen Staaten zu bewahren, wobei es (Zusatz vom 26. Juli 1831) immer das Recht behält, sich gegen jeden fremden Angriff zu verteidigen.

Keine vier Monate später ist von der Unverletzlichkeit, für deren feierlichen Ausdruck man erst sogar zwei gleichbedeutende französische Ausdrücke nötig befand, keine Rede mehr. Ebenso ist der erst im Juli auf Belgiens Drängen eingefügte Zusatz, der ihm das Recht wahrt, sich gegen jeden fremden Angriff zu verteidigen, wieder verschwunden. Jetzt, in dem rechtskräftig gewordenen Vertrag vom 15. November 1831, dessen Bestimmungen unverändert in den erst am 19. April 1839 zustande gekommenen Friedensvertrag mit den Niederlanden übergegangen sind, heißt es lediglich:

> Belgien wird einen unabhängigen und ewig neutralen Staat bilden. Es wird gehalten sein, die gleiche Neutralität gegen alle anderen Staaten zu bewahren . . . Österreich, Frankreich, Großbritannien, Preußen und Rußland garantieren die Ausführung aller vorstehenden Artikel.

Was war die Tragweite dieser Änderungen? Wir werden nichts Besseres tun können, als uns darüber von der größten lebenden belgischen Autorität belehren zu lassen. Ernest Nys, Rat am belgischen Appellationsgerichtshof, Professor an der Universität Brüssel, ständiger belgischer Delegierter beim Haager Schiedsgericht, Ehrendoktor der Rechte zweier englischer Universitäten, hat sich über diesen Punkt wiederholt mit aller Deutlichkeit ausgesprochen. Wir zitieren hier aus seinen Notes sur la Neutralité:

> Kein Advokatenkniff (argutie) kommt hier gegen die Tatsachen auf. . . . Die Garantie für die Unverletzlichkeit seines Gebietes ist Belgien von den fünf Mächten nicht gegeben worden; sie war ihm zuerst gegeben, dann ist sie wieder zurückgezogen worden. (Revue de Droit Internationale, Jahrgang 1901, S. 47.)

Der Vollständigkeit halber sei hinzugefügt, daß die beiden Belgier, die es am besten wissen mußten, der belgische Bevollmächtigte zum Abschluß des Vertrages vom 15. November 1831, Van de Weyer, und der ihm 1839 beigegebene militärische Sachverständige, General Nothomb, genau dasselbe bezeugen.

Woher nun die Änderung?

Sie hatte wie das ganze Verhalten der Mächte gegenüber Belgien militärische Gründe. Die Neutralität Belgiens war kein Patengeschenk der fünf Großmächte an den neuen Staat, sie war eine ihm auf Antrag Preußens auferlegte Verpflichtung, eine öffentlichrechtliche Servitut, wie sie sehr richtig der berühmte Befestiger Antwerpens, Lüttichs und Namurs, General Brialmont, genannt hat. Die Neutralisierung Belgiens war der Notbehelf, zu dem man griff, weil man keinen anderen Weg gangbar fand, der Nordeuropa besser gegen französische Angriffskriege gesichert hätte.

Schon das Königreich der Vereinigten Niederlande, das Holland und Belgien umfaßte, war 1815 begründet worden zu dem ausgesprochenen Zwecke, ein Bollwerk gegen französische Revanchegelüste zu bilden. 67 Millionen Frank aus der französischen Kriegsentschädigung wurden ihm zum Ausbau seiner Grenzfestungen gegen Frankreich überwiesen, deren Instandhaltung England und die Ostmächte überwachten. Bei den sehr begründeten Zweifeln in die militärische Kraft des neuen künstlichen Staatsgebildes schuf man drei Jahre später eine weitere Sicherung: Im Protocole militaire vom 15. November 1818, dem der König der Niederlande beitreten mußte, setzten die vier Mächte insgeheim fest, daß im Falle eines Krieges oder der Gefahr eines Krieges mit Frankreich England die seenahen niederländischen Grenzfestungen, Preußen die an Maas und Sambre besetzen sollte. Jetzt, wo das niederländische Gesamtreich zerrissen, seine Wiederherstellung kaum denkbar, seine militärische Schwäche durch den Verlauf der belgischen Revolution erwiesen war, mußten neue Sicherungen gesucht werden. Man nahm daher dem werdenden Staate Belgien zunächst die Bündnisfähigkeit, so daß es nicht etwa freiwillig Frankreichs Macht verstärken konnte; darum neutralisierte man es. Und sodann erhoffte man in der dick unterstrichenen „einstimmig angenommenen Unverletzlichkeit des belgischen Gebietes eine Sicherheit, die vorher nicht bestand". (Protokoll der Verhandlungen zwischen den Vertretern der vier Mächte vom 17. April 1831.)

Man mußte umlernen. Der Verlauf des Wiedereroberungsfeldzuges vom Sommer 1831, bei dem die Streitkräfte der belgischen Revolutionäre vor den Soldaten König Wilhelms der Niederlande auseinanderstoben, erwies die völlige militärische Untüchtigkeit des neuen Staatswesens. Ein so schwacher Staat bot tatsächlich keinerlei Sicherheit gegenüber französischen Angriffsgelüsten. Die vier Mächte beseitigten daher durch eine geschickte Umredigierung des letzten Vertragsentwurfes — Frankreich durfte ja nichts merken; wenigstens nicht die französische Öffentlichkeit, deren aufgeregtes Kriegsgelärme dem neuen Bürgerkönig Ludwig Philipp schwere Sorgen machte — beseitigten also die Unverletzlichkeit des belgischen Gebietes und garantierten nur noch die ewige Neutralität des Landes, wobei man zur Fernhaltung etwaigen Argwohns die schön klingende und tatsächlich nichts besagende Wendung von der „Unabhängigkeit" einfügte.

Nachdem so die Unverletzlichkeit Belgiens beseitigt war, konnte man dazu übergehen, seine Verletzlichkeit vertragsmäßig festzulegen. Es geschah dies durch eine geheime, auch tatsächlich lange ganz geheim gebliebene Zusatzklausel zu der sogenannten Festungskonvention vom 14. Dezember 1831. Der belgische Unterhändler, Leopolds I. Vertrauensmann General Goblet d'Alviella, damals Kriegsminister, später zweimal Minister des Auswärtigen, sträubte sich vergebens gegen die Belgien gestellte Forderung, den alten Festungsvertrag mit den Nieder-

landen, das oben erwähnte Protocole militaire vom 15. November 1818 mit dem englisch-preußischen Besatzungsrecht für die belgischen Festungen, für Belgien wieder in Kraft zu setzen. Er konnte nur erreichen, daß diese Verpflichtung in eine dem belgischen Selbstgefühl möglichst unanstößige Form gekleidet wurde. In dieser rechtskräftig gewordenen Fassung lautet der Hauptteil der Geheimklausel:

Es steht fest, daß der König der Belgier in alle Rechte eintritt, die der König der Niederlande über die Festungen ausübte, die ganz oder teilweise auf Kosten der Höfe von Österreich, Großbritannien, Preußen und Rußland errichtet, wiederhergestellt oder ausgebaut worden, und die auf Grund des heutigen Abkommens zu erhalten sind; es steht gleichermaßen fest, daß sich der König der Belgier in Hinsicht auf diese Festungen in der gleichen Lage befinden wird, in der sich der König der Niederlande gegenüber den vier genannten Höfen befand, unbeschadet den Verpflichtungen, die dem König der Belgier und den vier Höfen die ewige Neutralität Belgiens auferlegt.

Kenntnis von dieser Geheimklausel zu der Festungskonvention haben wir bisher allein durch den belgischen Unterhändler selbst. Goblet d'Alviella hat in einer im Jahre 1863 erschienenen (heute kaum mehr auftreibbaren) Schrift einen eingehenden, aktenmäßig belegten Bericht von den damaligen Verhandlungen gegeben. Ihr Titel sei wegen der Seltenheit der Schrift ausführlich mitgeteilt: „Les cinq grandes puissances de l'Europe dans leurs rapports politiques et militaires avec la Belgique. Une mission à Londres en 1831. Bruxelles 1863." Die absolute Richtigkeit seiner Angaben steht über jeden Zweifel fest. Daß sie sich jederzeit aus den Akten des Auswärtigen Amtes in Berlin erweisen läßt, bedarf keiner Betonung.

Vorgesehen war also, daß England und Preußen im Falle der Gefahr eines Krieges mit Frankreich die belgischen Festungen sollten besetzen dürfen. Und in der gewählten Fassung war sogar ausdrücklich ausgesprochen, daß die Verletzung des belgischen Gebietes die belgische Neutralität und die aus ihr fließenden Pflichten der vier Garantiemächte und Belgiens nicht beschadete. Damit steht in geradezu klassischer Weise fest, daß durch das Verschwinden der „Unverletzlichkeit des belgischen Gebietes" aus dem Texte der Verträge diese Unverletzlichkeit selbst aufgehoben war. Die Garantie der Mächte bezog sich nur noch auf die nackte Neutralität Belgiens; weder die Garantiemächte noch Belgien hatten mehr die Verpflichtung, Belgien als zwangsweise neutraler Staat auch nicht mehr das Recht, gegen eine Verletzung bloß des belgischen Gebietes einzuschreiten.

Zu allem Überfluß läßt sich hierfür noch ein historischer Beweis erbringen. Im Jahre 1832 ging Frankreich im Einverständnis mit England daran, die Niederländer aus der noch von ihnen gehaltenen Zitadelle von Antwerpen mit Waffengewalt zu vertreiben. Belgien, dessen Stolz verlangte, hieran mindestens teilzunehmen, durfte das nicht tun; es mußte gegen den im eigenen Lande stehenden Feind neutral bleiben. Die drei Ostmächte, die mit dem Vorgehen Frankreichs nicht im mindesten einverstanden waren, sahen ihre Hände gebunden. Österreich und Preußen beschränkten sich darauf, ihr Bedauern auszudrücken; Rußland berief zum Zeichen des Protestes seine Bevollmächtigten von der Konferenz ab; die Garantie für die Unverletzlichkeit des belgischen Bodens konnten die drei Ostmächte aus dem sehr einfachen Grunde nicht mehr anrufen, weil auf ihr eigenes Betreiben diese Garantie beseitigt worden war.

Fassen wir die gewonnenen Ergebnisse zusammen:

Belgiens Neutralität war garantiert. Als Garantiemacht durfte Preußen-Deutschland demnach Belgien keinen Krieg aufzwingen. Es mußte vielmehr, wenn es, von seinem Notstandsrecht Gebrauch machend, die belgische Gebietshoheit verletzte, Belgien die Möglichkeit geben, seine Neutralität zu bewahren. Das ist geschehen.

Belgiens eigene Verpflichtung bezog sich nur auf Wahrung seiner Neutralität. Es war keineswegs vertraglich gebunden, seine Unverletzlichkeit zu verteidigen.

Die anderen Garantiemächte (England!) waren keineswegs zur Verteidigung der belgischen Unverletzlichkeit verpflichtet; ihre Garantie bezog sich nur auf die Neutralität des Landes, sie hatten also nur darauf zu sehen, daß ein neutral gebliebenes Belgien nach Beendigung der Feindseligkeiten wieder in den früheren Stand gesetzt würde.

Mit der Aufhellung dieses völkerrechtlich-geschichtlichen Tatbestandes, der selbstverständlich der belgischen und der englischen Regierung genau bekannt war, ist nicht nur wahrscheinlich gemacht, sondern absolut erwiesen, daß das Geschrei des Vierverbandes über Deutschlands Vertragsbruch weiter nichts als eine jeder Scham bare Heuchelei ist. Der von ihnen angerufene Vertrag zeugt gegen sie. Wir haben unsere Vertragspflichten dem Sinne und dem Buchstaben nach genau erfüllt, indem wir Belgien für seine Neutralität und seine Wiedereinsetzung in den früheren Stand nach Schluß der Feindseligkeiten Bürgschaften anboten.

# Im Märchenwalde.

Von A. Trinius.

Der deutsche Winter, in den letzten Jahren so manchmal verspottet und belacht ob seiner Ohnmacht und Milde, hat nun seine Pranken hart und fest auf deutsche Erde gelegt. Er besann sich auf seine alt angestammten Rechte und holte einmal wieder nach, was er so lange versäumte. Als ein König und ein Zauberer kam er in voller, herber, glitzernder Majestät herangeschritten und schuf Wunder über Wunder. Weckte drinnen im Hochwalde Schönheiten auf, die in ihrer starren, augenblendenden, alle Tiefen und Höhen füllenden Pracht zuweilen die Seele erschauern lassen.

Wer den Thüringer Wald zwischen Frühling und Herbst nur kennen lernte im Rauschen seiner Buchenhallen, dem Gewoge immergrüner Tannen, wen seine Anmut erfreute, wenn seine klingende Poesie ein Echo im Herzen weckte, der würde jetzt wie gebannt die Schritte

hemmen, wenn sich ihm das Märchenreich eröffnete, das seit Wochen der Winter in unablässiger Arbeit schuf. Staunen und Bewunderung würden ihn fassen. Vom blauen, wolkenlosen Himmel überspannt im weiten, weiten Bogen, baut sich in schimmernder Schönheit das Gebirge auf. Kuppen, Kämme, Matten, Felswände, Täler und Siedelungen, alles hineingetaucht in das einzige, grenzenlose, lichtüberfunkelte Weiß. Die scheinbar lebenverneinende Farbe des Todes. Und doch sagt uns die täglich höher und höher emporrauschende Sonne, ihre sich mehrende Wärmekraft, daß unter aller Starre heimlich das Leben klopft, der Saft langsam in den Bäumen heraufsteigt, daß unter verkrusteter Eisdecke all die Wildbäche ungeduldig und unmutig gegen die Hülle klopfen, an den Fesseln rütteln, daß unter Eis und Schnee das große Warten auf den Befreier Frühling anhebt. —

Als heute mit starken Armen der junge Tag die lastenden Wolkenbänke im Osten zerriß, wachsende bunte Lichter durcheinanderwogten, immer sieghafter die heraufsteigende Helle wuchs, bis endlich die Purpurscheibe stolz, frei und glutend die Welt begrüßte, da ging es wie ein Klingen durch die weite Winterlandschaft, da flog ein Leuchten von Gipfel zu Gipfel, Altäre flammten im Morgenlichte empor, Jauchzen füllte die zitternde Erde. —

Über Nacht hatte sich das Wunder noch erhöht. Kälte und Nebel hatten sich verbündet. In Rauhfrost lag der Bergwald. Im „Duft", wie der Thüringer sagt. Jeder Baum, Busch und Halm trug Geschmeide. In Silberfiligran hatte sich jedes geringste Zweiglein verwandelt. Perlenketten schwangen sich von Ast zu Ast. Es schimmerte von Topasen und Diamanten, Opalen und anderem Edelgestein. Wie auf alter, silbergrauer Seide standen die Wälder hingemalt, und jedes der Milliarden Eiskörnchen leuchtete wechselnd in siebenfacher Farbenbrechung. Die weiße Erde dampfte voll Kraft und Herbe. Frisch ging die Luft. Die Sonne winkte, und der blaue Himmel hatte Tausende von Fahnen herausgesteckt, den Sieg der Schönheit zu feiern. Da hält es einen eingeschworenen Wandersmann nicht lange daheim. Unruhe kommt über das dumme Herz. Sehnen wacht auf. Erinnerungen an Wandertage voll Glück, voll Licht und Liebe werden wieder wach und wandeln vorüber. Das unruhige Blut, das einst schon die Germanenstämme von Land zu Land trieb, pocht in den Adern stürmisch . . . hinaus, hinauf! Mit ihren Sorgen versinke die Welt in der Tiefe. —

Kohlennot hat die Schulen des Bergstädtchens geschlossen. Aber die Buben und Mädchen haben beim Direktor keinen geharnischten Protest eingereicht. Mit geröteten Backen und blitzenden Augen sausen sie auf den kleinen Handschlitten die steilen Berggassen hinab. „Bahn frei!" hallt es immer wieder jedem als Störenfried betrachteten Fußgänger entgegen. „Bahn frei!" Gottlob, daß man nun auch in Deutschland dieses erlösende Wort fand! Waldvögel aller Art, die der Hunger in die Stadt lockte, beleben die tief verschneiten Gärten mit den Futterstellen. Zwischen den kahlen Bäumen tummeln sich die Sonnenstrahlen, und hoch vom Turm blinkt das goldene Kreuz weit hinaus ins offene Land bis zum Hörseltale, durch welches immer wieder lange Bahnzüge Truppen, Muntion und Kriegsgerät mit wehenden Rauchfahnen führen. —

Der erste Vorberg ist rasch erklommen. Noch ein Rückblick über Stadt, Land, dann nimmt mich der Hochwald auf. Und mein trunkenes Auge fliegt weit durch seine lichten Räume und steigt dann zwischen den schimmernden Stämmen empor, bis es die selige Bläue des Himmels trifft. Soll ich weiter schreiten? Jeder Abdruck meines Fußes zerstört die reine, keusche Schönheit dieser Märchenwelt. Nirgends eine Spur, daß Menschen vor mir des gleichen Weges gingen. Prächtige Kirchenhallen, auf marmornen Riesensäulen ruhend, öffnen sich. Ewiges Licht funkelt herein. Ich vermeine von fern das Anschwellen von Orgeltönen zu hören. Vielleicht ist es nur das Brausen des eigenen Blutes in der weltweiten Totenstille. Von allen Seiten kommen fromme Beter heran. Junges Fichtenvölkchen, das unter der Last des vereisten Schnees vornüber gebeugt wie mit übereinandergelegten Händen sich naht. Greise mit Zottelbärten und tiefernsten Augen stehen ringsum. In den feinen Silbernebel, der noch immer unter den Wipfeln und zwischen den Stämmen webt, zaubert die Sonne gleißende Kreuze und seltsame Strahlenkränze. Fliegt mal ein Vogel auf, dann geht ein feines, heimliches Sirren und Klingen durch den weißen Bergwald. Das Silberglöckchen klingt. Die heilige Wandlung vollzieht sich. Andacht und Jubel ob all der unermeßlichen Schönheit dieses Wintertages mischen sich seltsam im Gemüt. —

Da werde ich aus Sinnen und Träumen herausgerissen. Quer über den schneeverwehten Pfad bricht ein Rudel Rotwild. Wie stolz sich die zackigen Geweihe gegen das blendende Weiß abheben. Scharf sichern die königlichen Tiere nach mir herüber. Dann geht's in eiligen Flüchten hinein in das aufstäubende Dickicht, und noch eine kleine Weile vernehme ich das Stampfen der Schalen auf dem gefrorenen Boden. Fährten von anderem Waldgetier durchschneiden den Pfad. Fuchs und Reh, Meister Lampe in komischen Zickzacksprüngen, Haselmaus, ein Marder, trippelnde Vogelbeinchen. Stumm und doch so beredt spricht die Kreatur des Hochwaldes auf dieser einsamen Streife zu mir. —

Nun wittere ich Holzbrandgeruch. Da ist man sicherlich bei der Arbeit. Gibt's denn eine schönere Werkstatt unter Gottes hohem, freiem Himmel? Da sehe ich auch schon Flammen züngeln. Lustig prasselt ein Feuer inmitten des Schnees. Scheite sind übereinandergelegt, Reisig und Kleinholz schnoppern aus der weißen Asche mit zuckenden Armen unruhig empor. Daneben schafft ein Holzhauer. Lustig hallt seine Axt durch die märchenhafte Stille. Ich bleibe stehen. Feuer und Wasser locken gleichmäßig. Aus dem Wallen und Wogen spricht ja ein Stück Ewigkeit zu uns. Dann aber rückt der einsame Hochwald bald die Menschen zusammen.

Der graubärtige Mann mit den dunklen Kohlenaugen schlägt die Axt in den Klotz, pustet in die ein wenig erstarrten Hände und wendet sich grüßend mir zu. Wort gibt Wort. Leitmotiv bleibt der Krieg. Der eine Junge ist fern in Galizien, der andere auf einem U-Boot. Von beiden ist lange keine Nachricht in seine niedrige Hütte geflogen. Der eine steckt wohl zu tief im Schnee, der andere aber . . . seine weißen Zähne blinken, jung und scharf blitzt es aus den schwer umbuschten Augen, der andere, der hat jetzt mehr zu tun.

„Viel mehr, Herr! Jetzt geht's ums Ganze! Da wärd mer still derhäme. Da luurt man von Tag zu Tag! Aemol kriegen mer se doch noch . . . Und dann . . ."

Er reißt die Axt aus dem Klotz. Er hebt sie hoch, und weit im Bogen saust sie dann wieder nieder, und in seinen verwitterten Zügen steht es geschrieben, daß

er in diesem Augenblick allen feindlichen Lügennattern das Haupt glatt vom Rumpfe trennte. —

Eine Stunde später habe ich den Kamm des Gebirges nach mühevollem Stampfen und Gleiten erklommen. In alle Ferne taucht das berauschte Auge. Schneeschimmernde Gipfel drängen sich hüben und drüben zur alten Grenzscheide zwischen Thüringen und Franken. Darüber hinaus aber lacht mir die Welt entgegen. Ich ahne ihr Hasten und kenne ihr Leid und ihre Kümmernis. In diese gottgeweihte Stille dringt kein Laut, kein herzbeklemmendes Bild macht mich still. Ich grüße mit lautem Jodler die lichtüberströmte Welt, den unübersehbaren Winterwald, grüße Harz und Thüringen, Hessen und Rhön, die Täler der Werra und Hörsel, der Gera und Saale. Und meine Seele nimmt Flügel und fliegt fern zu unseren Helden, ihnen immer wieder zu danken, daß sie dem „Herzen Deutschlands", dem Thüringer Lande, den Frieden wahrten. — — —

# Wintersorgen von ehemals.

Von Gertrud Draber.

Wie es in großen Nöten wohltut, an überstandene, geringere zurückzudenken, so kehren in den Hausstandschwierigkeiten dieses Kriegswinters meine Gedanken immer wieder wehmütig fröhlich zu den Sorgen meines ersten Ehewinters zurück.

Winter auf dem Lande! — Wochenlang lag die Dorfstraße ganz verödet. Dann, als alle Herbst-, Ernte- und Vorsorgearbeit beendet war, erschien hier und da eine Bäuerin im festlichen Kapotthut, ein Biedermann im langen Rock; es kam die Zeit, wo auch der Bauer sich Zeit zu einem Besuche im Nachbardorf gönnen konnte, wo man bei heißem Zichorienkaffee und dicken Brotschnitten im mollig überheizten Zimmer ein paar Stunden bedächtig mit Verwandten und Befreundeten verklönte.

Feld und Haus waren wohl bestellt. Das Saatgut zum nächsten Frühjahr lag bereit und ebenso alles, was Mensch und Vieh bis dahin zum gedeihlichen Unterhalt bedurften: Kartoffeln in den Mieten, Mehl in der Tonne, Sauerkraut und Bohnen in Fässern; Zwiebeln hingen in Strängen auf dem Oberboden und unter der Decke der Diele am Balken Wurst neben Wurst, Speckseite neben Speckseite. Da mochten sie schon geruhlich plaudern, all diese bis dahin nur aufs Nächste und Nützlichste bedachten, ameisenhaft tätigen Leute.

Wie würde es aber einer armen Grille gehen, die bis in den Spätherbst hinein unermüdlich über weite Wiesen, unter dunkelgoldenen Birken, über schönflächige Heide spazierengelaufen war, unwiderstehlich angezogen von der zum erstenmal ganz miterlebten Abschiedzeit eines köstlichen Sommers?

Der eigene Gemüsegarten (ein im Frühling mit Fleiß und Freude in Ackerland verwandeltes Stückchen Wiese) hatte den Sommer über manch schönes Gericht geliefert; jetzt stand er verödet. Und als man zum Helfer in der Not, zum Armenvater, wanderte, der als General seine kleine Armee von Krüppeln und Schwachsinnigen geschickt in seinem weiten Gemüsegarten zu verwenden verstand, daß alles bei ihm so üppig stand wie beim dicksten Großbauern: da waren auch seine Beete auf einmal leer, sein Kraut eingestampft, die Bohnen gesalzen; nur Grünkohl stand noch im Garten, aber der sollte erst nach dem Durchfrieren schmackhaft sein. „Ein paar Kohlrüben könnte ich Ihnen ja geben — —" hieß es schon Anno dazumal, und man nahm denn vorlieb mit der Kohlrübe, etwas wehmütig der wohlversorgten städtischen Gemüseläden gedenkend.

Die Butter wurde knapp und von Woche zu Woche teurer. Die Moorbäuerin, die sonst ihre selbstbereitete, billige Bauernbutter gebracht hatte, blieb aus. „Zum Frühjahr können Sie wieder welche kriegen", meinte sie tröstlich, als ich sie einmal heimsuchte; „nu, zum Winter is dat man schwach mit der Milch." Eier hat niemand mehr übrig, auch Speck und Wurst gab keiner mehr her. Man hatte geschlachtet und sich für den Winter eingedeckt — zum Verkauf war der schöne Vorrat nicht da. Was hätte man sich auch Besseres, Angenehmeres für den Erlös wiederkaufen können als Speck zu den täglichen Kartoffeln, Wurst zum selbstgebackenen Roggenbrot?

Zum Glück hatte ich den Besuch des „Holländers" im Dorf noch nicht versäumt. Kam da ein breiter, fremdländisch gebauter Planwagen angefahren, der beim Gastwirt eingestellt wurde, und am nächsten Tage wanderte von Hof zu Hof ein stämmiger Mann in eng anliegender, schwarzer Fischertracht, wie ich sie am Hafen in Amsterdam und am Strand von Scheveningen gesehen hatte. Auf dem Rücken schleppte er einen mächtigen, blauweiß gewürfelten Leinensack, und daraus holte er die schönsten roten Edamer Kugeln und goldbraune, mühlsteinförmige Holländer Käse hervor. Und wenn sich die neugebackene Hausfrau auch sorgte: „Ob sich das hält?" — etwas mußte man doch in der Speisekammer haben, und man wählte den Edamer und einen halben Laib Holländer. Der gesunde Appetit des jungen Ehemannes sorgte schon dafür, daß nichts umkam, wenn es sich auch dabei nicht allzulange hielt!

Weihnachten rückte heran. Lockender noch als sonst an Sonnabendvormittagen quoll der Duft der frischen Brote aus jedem der kleinen Backöfen, die in der norddeutschen Heimat wie Zwergenhäuschen, schindel- und moosgedeckt, halb auf, halb in der Erde seitab vom Hause im Bauerngärtchen stehen, Besen und Schieber als Wahrzeichen gegen die Tür gelehnt, solange das Brot im Ofen ist.

Und neben jeder Haustür hing verheißungsvoll in der kalten Winterluft an einer Leiter, noch in der Haut, durch einen Längsschnitt am Bauche geöffnet und auseinandergeklappt, das Schwein. Hier und da guckte ein Kinderköpfchen durch die Türspalte, und Vorfreude blitzte aus blauen Äuglein darüber hin: da hing Braten die Fülle und frische Wurst und Schwarzsauer und Schmalz, Üppigkeit und Behagen für ein paar Festtage, frohe Weihnachten! — Wo blieb da mein junger Hausfrauenstolz auf den selbstgebackenen Kuchen, und was war neben solchem Reichtum das arme, magere Bauernhuhn, das unsere Weihnachtstafel beschicken sollte?

Damals in ländlicher Einsamkeit, fern von Handel und Verkehr, sind wir gut durch den Winter gekommen

trotz mancher kleiner Entbehrungen. Jetzt steht unser Sinn nicht nach Freude und behaglichem Gedeihen — nur durchzukommen dürfen wir hoffen, müssen wir versuchen, bis das Wachstum wieder einsetzt und die gute Mutter Erde wieder nährend neu für ihre armen, bedürftigen Kinder sorgt.

▽ ▽ ▽

# Der Weltkrieg.

(Zu unsern Bildern.)

Einen breiten Raum in den Berichten der vorigen Woche nehmen die Meldungen von dem Ergebnis der Tätigkeit unserer U-Boote ein. 14 000 Tonnen von einem U-Boot versenkt, 35 Schiffe an einem Tage, neue 32 000 Tonnen versenkt, so häufen sich die Ziffern auf Kosten unserer Feinde. Überblickt man das Gesamtergebnis der in der verflossenen Woche versenkten Schiffe, so beweist das Vielfache der Zahl im Vergleich zu den Ergebnissen der schon in letzter Zeit recht beträchtlichen Verluste, daß die Anwendung des verschärften U-Bootkrieges mit aller Folgerichtigkeit die beabsichtigten Wirkungen erreicht. Die Schwierigkeiten für unsere Feinde in der Munitions- und Ernährungsfrage sind mit einem Schlage zu einer empfindlichen Beeinträchtigung ihrer Kampfesart angewachsen, und dies ist immer erst der Anfang. Die volle Erfüllung der Absichten, mit denen unsere Marine eine ihrer schärfsten Waffen anwendet, ist erst im Werden.

Mit Genugtuung können wir dabei feststellen, daß nicht eins unserer U-Boote seit Eintritt der Verschärfung ihrer Tätigkeit in Verlust geraten ist. In England sind die führenden Geister gegenüber den Fehlbeträgen, die sich in ihren Büchern erschreckend häufen, bemüht, mit den alten Mitteln der drohenden Gefahr zu begegnen. Eins dieser Mittel ist natürlich der Versuch, die Neutralen für ihre Zwecke auszunutzen. Sie werden erleben, wie weit sie damit Glück haben. In ganz England ist heute wohl niemand mehr, der bezweifelt, daß dem Inselreich Schweres bevorsteht.

Das andere Ereignis von hoher Bedeutung aus dem Inhalt der verflossenen Woche ist die Weiterentwickelung der Angelegenheiten Amerikas.

Unberührt von den Drohungen, die aus der Neuen Welt über den Ozean an uns gerichtet waren, konnten wir beobachten, wie wenig Eindruck auch auf das übrige Europa die Anmaßung des Präsidenten der Vereinigten Staaten machte, der sich zu einer Richterrolle über die Angelegenheiten Deutschlands und seiner Feinde berufen fühlte. Von Anbeginn des Krieges waren die Vereinigten Staaten die stillen Teilhaber unserer Feinde und versahen sie mit Kriegsmaterial und Munition. Dann trat der Augenblick ein, wo sie kein Geschäft mehr machen konnten. Da gefielen sie sich in der Rolle der Friedensstifter, und jetzt machten sie den Versuch, die neutralen Staaten Europas unter ihrer Führung gegen Deutschland aufzuhetzen. Dabei ist es ihnen aber passiert, daß die europäischen Neutralen, einer nach dem andern, ihnen glatte Absagen schickten. Unzweideutig hat dem Präsidenten Wilson die schwedische Regierung geantwortet, daß die europäischen Begriffe von ehrlicher Neutralität sich mit denen Amerikas nimmermehr decken.

Damit ist auf dem Umwege über Amerika Englands Hoffnung auf eine Verbesserung seiner üblen Lage durch neutrale Staaten aufs neue gescheitert.

Bei dem verschiedenen Hin und Her, welche diese Aufwiegelungsversuche mit sich brachten, war es ganz lehrreich und wird von uns auch wohl kaum vergessen werden, in welchem Maße die verschiedenen Ausländer glauben, uns Deutschen infolge unserer berüchtigten Gutmütigkeit rücksichtslos und achtungswidrig begegnen zu können.

Die militärischen Ereignisse an unseren verschiedenen Fronten haben in der letzten Woche, namentlich im Westen, Auffrischungen erfahren. Gesteigerte Artilleriekämpfe, erfolglose Vorstöße, abgewiesene Angriffe, gesteigerte Patrouillentätigkeit ist aus den eingelaufenen Meldungen ersichtlich.

Nördlich der Ancre erfolgte ein englischer Angriff. Bei Beaucourt konnte sich in unseren vordersten Graben eine feindliche Abteilung vorübergehend einnisten. Bei Grandcourt sind Vorstöße abgewiesen, ebenso bei Serre. Es geht lebhaft zu. Die Engländer zeigen eine entschiedene Neigung zur Initiative, ohne indessen auf unsere Front irgendeinen nennenswerten Eindruck machen zu können.

Auch nordwestlich von Mülhausen bei Sennheim rannte der Feind gegen uns an. Dieser französische Vorstoß wurde nachdrücklichst abgewiesen.

Die Woche schloß mit den Meldungen von mehrfach gesteigerter Tätigkeit der artilleristischen Kräfte sowohl bei der Armee des Herzogs Albrecht von Württemberg an der Ypernfront wie bei der Heeresgruppe des bayrischen Kronprinzen zwischen Ancre und Somme. Dort stießen unter Feuerschutz an vielen Stellen feindliche Erkundungstrupps, an einzelnen auch stärkere Abteilungen gegen unsere Stellungen vor. Sie wurden überall abgewiesen.

Bei der Heeresgruppe des Deutschen Kronprinzen setzte auf dem Westufer der Maas heftiges französisches Feuer ein. Durch unser Wirkungschießen ist ein sich vorbereitender Angriff gegen die Höhe 304 eingedrückt worden. Ferner scheiterte auf dem Ostufer am Pfefferrücken der Vorstoß einer feindlichen Kompagnie. Bei Vaux drang einer unserer Stoßtrupps in die französischen Linien und vernichtete Unterstände mit seiner Besatzung.

Von der Ostfront wurden Erfolge deutscher Stoßtrupps an der Beresina und an der Bahnlinie Kowel—Luck gemeldet. Ferner wurde von der Heeresgruppe des Prinzen Leopold von Bayern der Erfolg eines plangemäß durchgeführten Unternehmens in kleinerem Stile gemeldet.

An der Front des Erzherzogs Joseph und bei der Heeresgruppe Mackensen ist die Lage unverändert.

X.



**Großadmiral Anton Haus †**

Oesterreichisch-ungarischer Marinekommandant.



Eine Lesehalle für unsere Soldaten in einem französischen Bankhaus.



Phot. Gircke.

Friedliches aus einem französischen Dorfe: Heimkehr von der Weide.

Von der Westfront.



Phot. Boehr.

**Frau General der Infanterie Sixt von Armin in Magdeburg,**
erhielt die Erste Klasse der Zweiten Abteilung des Luisenordens mit der Jahreszahl 1865.

Auf dem Bilde: Frau General Sixt von Armin mit Tochter Freifrau von Spiegel und Enkel.



Phot. Adler.

**Frau Maria Gräfin Rothenburg.**

Der Kaiser hat der Gräfin die Anlegung des ihr vom König Friedrich August verliehenen Ehrenkreuzes für freiwillige Wohlfahrtspflege gestattet.



Spezialaufnahme für die „Woche."

Damen der Berliner Gesellschaft als Schneeschipperinnen: Die Nähstube der Gräfin Schwerin-Löwitz in der Wilhelmstraße **bei der Arbeit.**

„Die Pferde ziehen Kriegsgut! Kriegsgut darf nicht liegenbleiben. Jede Verzögerung nutzt dem Feinde! Können wir das dulden? Freiwillige vor! Nicht der Bürgersteig ist jetzt die Hauptsache, sondern der Straßendamm, damit auf ihm die Frachten und Güter in die Fabriken rollen, damit ein jeder seine Kohlen, sein Mehl, seine Kartoffeln und was sonst zum Leben notwendig ist, zur rechten Zeit erhalte. Wer hierzu mithilft, dient allen, dient dem Vaterland!" Aus dem Aufruf des Oberkommandierenden in den Marken an die Bevölkerung Groß-Berlins.



## Frauendienst und Frauenarbeit im Kriege.


Oberleutnant Dreißig.


Phot. Kniep.
Leutnant O. Sauermann.


Phot. Fritz Krauskopf.
Fliegeroberlt. Alfred Eckardt.


Phot. Penz.
Leutnant Wühle.


Hauptmann Ulrich v. Oertzen.


Vizefeldw. Gustav Scharfenberg.


Vizewachtmstr. Ostermann.


Leutnant d. R. Schäfer.


Phot. Theiler.
Leutnant d. L. Walkmus.


Phot. Thraspolski.
Hauptmann Dr. Max Weiß.


Leutnant d. R. Schatz.


Phot. H. Zieger.
Offiz.-Stellv. Otto Reuter.


Phot. Tellgmann.
Oberjäger Jäger.


Phot. Max Lederle.
Lt. d. R. Ladislaus Takats.


Phot. Carl Thies.
Leutnant Hans Schade.


Phot. Kohler.
Leutnant Herm. Peckholz.


Oberleutnant Karl Bülowius.


Leutnant Alfred Bülowius.


Leutnant Werner Bülowius.


Leutnant Stephan Bülowius.


Leutnant Hans Kreilling.


Leutnant d. R. R. Pieper.


Feldwebel Pöhl.


Gefreiter Schilkko.


Phot. Alfred Bischoff.
Gefreiter Martin Jantzen.


## Ritter des Eisernen Kreuzes I. Klasse.




Von links: Geheimrat Dr. Hagen, Berlin; Geheimrat Prof. Dr. von Dyck, München; Exzellenz Prof. Dr. Emil Fischer, Berlin; Geheimrat Prof. Dr. C. Duisberg, Leverkusen; König Ludwig von Bayern; Reichsrat Dr. Oskar von Miller, München; Dr. Krupp von Bohlen-Halbach, Essen; Geheimrat Prof. Dr. von Linde, München; Prof. Dr. Straubel, Jena. Phot. Hoffmann.

**Hauptversammlung des Vorstandsrats des Deutschen Museums in München unter dem Vorsitz des Königs von Bayern.**



Skiläuferinnen in Schreiberhau.



Phot. Haeckel.

Hörnerschlitten zur Auffahrt bereitstehend in Schreiberhau.

Winter im Riesengebirge.



Mädchen aus Marken beim Eislaufen.



Eislaufen auf einer Amsterdamer Gracht.



Vereinigde Fotobure.

Auf der Zuidersee.

## Eislauf in Holland.



**Aus dem Orient: Straßenleben in Konstantinopel.**



Phot. Leipziger Presse-Büro.

**Waldbrand in Rumänien, von einem deutschen Flugzeug aus aufgenommen.**

## Die Landschaft im Kriege.

# Warum die Kaninchenzucht jedermanns Beachtung verdient.

Von P. Mahlich, Gleiwitz.

Die Kaninchenzucht ist in Deutschland nicht unbekannt, aber ein wirkliches, die breiten Volkschichten ergreifendes Interesse hat sich für sie erst während des jetzigen Weltkrieges ausgelöst. Der eingetretene Mangel an Fleisch zwingt gebieterisch zur Aufschließung solcher Quellen, welche bislang unbenützt, brach lagen. Als eine solche ist die Kaninchenzucht und -haltung anzusehen. Wohl hatten bisher die allermeisten Kaninchenzuchtvereine ihre Betätigung auf das Motto gestimmt: „Kaninchenfleisch muß Volksnahrung werden!" Aber das waren schöne Worte, weiter nichts. Es gelang nicht, sich mit den bezüglichen Bestrebungen durchzusetzen. Das große Publikum ging teilnahmlos an ihnen vorüber. Warum sollte es sich auch für eine Sache begeistern, welche ihm unbedeutend, geringwertig erschien und dazu noch mit verschiedenen Vorurteilen verquickt war. Zudem hatten wir früher Fleisch in Hülle und Fülle; selbst die allerbesten Qualitäten waren zu einem verhältnismäßig geringen Preise für jedermann erhältlich. Aber der Weltkrieg schuf in bezug auf unsere Fleischversorgung gänzlich veränderte Verhältnisse. Nun fing man an, sich der bisher mißachteten Kaninchenzucht zu erinnern; sie stieg mit einem Schlage in der Wertschätzung des Publikums. Auch die Behörde nahm sich der Sache an. Das preußische Ministerium für Landwirtschaft, Forsten und Domänen stellte sämtlichen Landwirtschaftskammern bedeutende Mittel zur Förderung dieser Zucht bereit. So ist nun die Kaninchenzucht mit einem Male volkstümlich geworden.

Das Kaninchen ist ein ausgezeichneter Fleischlieferant. Kaninchenfleisch steht unsern besten Fleischsorten an Wohlgeschmack, Bekömmlichkeit und Nährwert in nichts nach. Küchenkundige Hausfrauen vermögen aus ihm alle nur erdenklichen Fleischgerichte herzustellen; in jeder Zubereitung mundet es selbst dem verwöhntesten Gaumen. Als sogenanntes weißes Fleisch gibt es auch eine treffliche Krankenkost und wird von den Ärzten schon vielfach als solche empfohlen; denn es steht dem Hühnerfleisch an Verdaulichkeit um nichts nach. Selbst ein schwacher Magen kann es verdauen und vertragen.

Die Güte des Kaninchenfleisches ist bis zu einem gewissen Grade von dem Alter der geschlachteten Tiere abhängig. Ältere Kaninchen liefern meistens recht ansehnliche Fleischmengen, aber der Wohlgeschmack derselben ist nicht mehr so gut wie beim Fleische jüngerer Tiere. Am besten für die Küche geeignet ist das Kaninchen, wenn es sich im Alter von fünf bis neun Monaten befindet. Die letzten Wochen vor dem Schlachten reiche man den Tieren neben dem sonst üblichen Futter kleine Gaben von Küchenkräutern, wie Sellerie-, Petersilienblätter usw. Hiervon bekommt das Fleisch einen würzigen, aromatischen Beigeschmack.

Mit einwandfreien Zahlen läßt sich augenblicklich allerdings nicht nachweisen, welchen Wert heute schon die deutsche Kaninchenfleischerzeugung hat, aber unbeträchtlich ist sie nicht. Schätzungsweise kann angenommen werden, daß zurzeit mindestens 60 000 Züchter vorhanden sind. Wenn jeder derselben jährlich durch die Zucht nur zwei Zentner Fleisch erzeugt, so ergibt das die stattliche Summe von 120 000 Zentner. Ein solches Resultat stellt in Ansehung des benötigten Fleischbedarfs freilich nur ein recht bescheidenes Maß von Leistung dar, aber es kann mit Leichtigkeit zu einem Vielfachen gesteigert werden. Es liegt nur am Wollen. Von unseren Feldgrauen, welche in Frankreich kämpfen, ist schon wiederholt darauf hingewiesen worden, daß in jenem Lande Kaninchenzucht zum Zwecke der Fleischgewinnung überall getrieben werde. Nicht bloß bei der ärmlichen Hütte des Arbeiters, sondern auch beim eleganten Landhause des Reichen deuten Kaninchenställe darauf hin, daß dort diese Zucht Allgemeingut sei. Hieraus erklärt sich der hohe wirtschaftliche Stand der französischen Kaninchenzucht. Dies dürfte geeignet sein, den letzten Rest des Zweifels zu beseitigen, welcher bei uns noch an verschiedenen Stellen gegen die Aufnahme dieses Zuchtbetriebes vorherrscht. Dringend muß angeraten werden, sich mit diesem hochwichtigen Zweige der Kleintierzucht zu beschäftigen. Alle diejenigen, welche in der Gegenwart dies tun, leisten dem Vaterlande einen Dienst, sie schaffen Fleischnahrung und tragen zum Volkswohl bei.

Daß das Kaninchenfell ein beachtenswerter Handelsartikel ist, davon haben wohl die wenigsten hinreichende Kenntnis, und doch handelt es sich dabei um Millionenwerte. Bislang floß der größte Teil derselben ins Ausland, nach Belgien und Frankreich, aber dem deutschen Nationalvermögen können diese Summen durch allgemeine Aufnahme der Zucht erhalten bleiben. In welchem Umfange das Kaninchenfell in der Pelzwarenbranche Verwendung findet, davon kann man sich in jedem beliebigen Kürschnereigeschäft überzeugen. Alle die billigen Pelzwaren, welche dort gehandelt werden, sind in der Hauptsache auf dem Rücken des Kaninchens gewachsen. Die Kunst der Bearbeitung ist soweit fortgeschritten, daß eine große Menge trefflichen Pelzwerks hergestellt werden kann. Alle Anzeichen deuten darauf hin, daß dem Kaninchenfell noch eine große Zukunft bevorsteht; denn bekanntlich nimmt die Zahl der eigentlichen Pelztiere merklich ab. Infolgedessen steigen die Preise für diese Felle so unheimlich, daß nur der Reiche sich echte Pelze wird leisten können. Hieraus ergibt sich die zwingende Notwendigkeit, der Gewinnung guter Kaninchenfelle unsere Aufmerksamkeit zuzuwenden.

Nur Winterfelle, gut ausgehaart, dicht in Unterwolle und schön von Glanz, eignen sich zur Herstellung von Pelzwerk. Die Sommerfelle hingegen werden in der Spielwarenindustrie und in der Filzfabrikation verarbeitet.

Hingewiesen sei auch darauf, daß das Angora- oder Seidenkaninchen mit seinem oft 28 Zentimeter langen, seidenweichen Haar ein ausgezeichneter Wollieferant ist. Die Wolle gewinnt man durch Rupfen oder durch Scheren der Tiere. Sobald die Angorakaninchen acht Wochen alt sind, setzt die Wollgewinnung ein. Alle zwei Monate können sie im ersten Jahre gerupft oder geschoren werden. Ältere Tiere rupft oder schert man nur alle drei oder vier Monate. Die Häsinnen liefern die feinste, weichste Wolle. Aus diesem Grunde werden die männlichen Tiere in der Hauptsache zu Schlachtzwecken verwendet. Doch hat die Erfahrung bewiesen, daß sich das Haar der Böcke verbessern läßt, wenn diese in der Jugendzeit entmannlicht (kastriert) werden. Die jährliche Ausbeute an Wolle beträgt bei einem Angorakaninchen ungefähr 400 Gramm. Früher wurde die in

deutschen Zuchten erzeugte Wolle ausnahmslos nach — Frankreich, gehandelt, für das Kilogramm wurden dort 27 bis 36 Mark erzielt. In Deutschland hatte man merkwürdigerweise für dieses Produkt keine industrielle Verwendung. Aber das dürfte jetzt anders werden. Schon sind Bestrebungen im Gange, welche die fabrikmäßige Verwertung der Angorakaninchenwolle in die Wege leiten sollen. Voraussetzung ist dabei jedoch, daß die Zucht dieses Kaninchens in größerem Umfange als bisher betrieben werde. Namentlich dürfte sie sich zu einer lohnenden Erwerbsquelle für Kriegsinvaliden auswachsen, welche auf Eigenheimen angesiedelt werden sollen. Auch im Haushalt des Züchters selbst läßt sich die Angorawolle mit Nutzen verwerten. In erster Reihe kann sie zur Füllung von Sofakissen und Steppdecken empfohlen werden. In bezug auf Weichheit stehen die Angorahaare den besten Eiderdaunen nicht nach. Ferner eignen sie sich zur Herstellung einer brauchbaren Watte. Auch Strickwolle, gesponnen auf dem gewöhnlichen Spinnrade, läßt sich aus diesem Haar gewinnen. Strümpfe und Socken aus solcher Wolle gestrickt, sind nicht bloß recht haltbar, sondern schützen auch gegen Erkältungen. Ihr Vermögen, große Wärme festzuhalten, macht sich bei Gicht, Rheuma, Ischias förmlich zum natürlichen Heilmittel.

Es hieße die Nutzungen des Kaninchens nur unvollständig darstellen, wollte man nicht auch erwähnen, daß sich aus dem Fell älterer Tiere ein recht brauchbares Leder gerben läßt, welches sich zur Herstellung verschiedener Lederarbeiten vorzüglich eignet. Für Brieftaschen, Aktenmappen, Geldtäschchen und viele ähnliche Gegenstände liefert die Kaninchenhaut das Arbeitsmaterial, für das einfache Fensterputzleder bis zum eleganten Glacéhandschuh auf zarter Damenhand findet dieses Leder Verwendung. Ich habe Versuche darüber angestellt, ob sich das Kaninchenleder nicht auch als Schuhoberleder brauchen ließe. Mein Schuhmacher meinte zwar anfänglich, es sei um die Arbeit und das Geld schade, denn das Zeug würde ja doch nicht halten; er hätte, so alt er sei, noch nie etwas von Karnickelschuhen gehört. Aber schließlich gab er meinen Wünschen nach und fertigte die von mir in Auftrag gegebenen Schuhe an. Meine Versuche, bei dem einen ließ ich es natürlich nicht bewenden, ergaben das verblüffende Resultat, daß Schuhe aus Kaninchenleder sich nicht nur durch bequemes Tragen auszeichnen, weil das Leder wegen seiner Weichheit sich vollständig den Formen des Fußes anpaßt, sondern auch große Strapazierfähigkeit aufweisen. Bei täglichem Tragen waren Schuhe aus gutem Rindleder nach zwei- bis dreimaliger Besohlung vollständig verbraucht, während solche aus Kaninchenleder nach der gleichen Abnutzung noch in einem tadellosen Zustande sich befanden. Auch andere Züchter machten gleiche Erfahrungen. Damit ist bewiesen, daß das Kaninchenleder für unsere Fußbekleidung durchaus geeignet ist.

Für den Züchter gestaltete sich bisher der Fellverkauf zu einem wenig einträglichen Geschäft, der Profit floß dem Zwischenhandel in die Taschen. Diesem Zustande soll und muß ein Ende gemacht werden. Der Anfang dazu ist bereits in die Wege geleitet worden. Es wurde in Berlin eine Fellzentrale ins Leben gerufen, welche für eine bessere Verwertung der Kaninchenfelle zugunsten der Züchter sorgen soll. Jeder Züchter hat das Recht, die in seiner Zucht gewonnenen Felle dort zu verkaufen. Die zu zahlenden Preise sind derart gestellt, daß in Wirklichkeit für den Verkäufer aus diesem Geschäft ein Nutzen herausspringt. Um aber Irrtümer zu vermeiden, sei darauf aufmerksam gemacht, daß frische oder grüne Felle nicht abgenommen werden, sondern nur getrocknete. Das Trocknen ist aber eine höchst einfache Sache. Man benötigt dazu nur ein Spannbrett, welches sich jeder selbst herrichten kann. Es ist das ein 3 Zentimeter starkes und 80 Zentimeter langes Brett, welches an dem einen Ende 12, am andern aber 28 Zentimeter breit ist. Am schmalen Ende sind die Ecken abgerundet. Dieses Brett steckt man, das schmale Ende zuerst, in das runde, also nicht aufgeschnittene Fell, dieses völlig straff an das andere Brettende anziehend. Damit sich der Kaninchenbalg nicht aus dieser Lage verschiebt, befestigt man ihn unterhalb der Blume mit einigen Kammzwecken am Brett. Die Haarseite des Felles kommt aber nach innen, denn die Fleischseite soll ja getrocknet werden. Kopfhaut und Blume schneidet man vom Fell ab, denn hier nisten sich gern Maden ein. Das muß aber unter allen Umständen vermieden werden, denn durch Madenfraß wird der beste Balg wertlos. Das bespannte Holzscheit wird an einem luftigen, aber schattigen Raume zum Trocknen des Felles aufgehangen. Je nach der Witterung ist das Fell in 8 bis 14 Tagen lufttrocken und fühlt sich jetzt hart an. Das Trocknen am warmen Ofen oder gar in der Sonne ist zu verwerfen, weil sich dann auf der Fleischseite glasige Stellen bilden, welche den Wert des Balges beeinträchtigen. Bis zur Verwendung oder zu dem Verkaufe hebt man das getrocknete Fell an einem mäuse- und mottensicheren Raume auf, wickelt es am besten in Zeitungspapier und streut es auf der Haarseite mit Mottenpulver ein. Dem Laien muß dringend abgeraten werden, die im eigenen Haushalt zu verwendenden Felle selbst zu gerben und herzurichten. Solche Arbeiten sind unter allen Umständen dem Fachmanne, dem Kürschner und dem Gerber, zu überlassen. Für einige Groschen liefern diese Leute eine taugliche Ware; dem Laien gelingen solche Handfertigkeiten kaum in gleicher Weise.

Zum Betriebe einer auf Fleisch- und Fellgewinnung gerichteten Kaninchenzucht gehören keine besonderen Kenntnisse und keine großen Mittel. Auf einige wesentliche Punkte soll aufmerksam gemacht werden. Da ist zunächst die Platzfrage zu erörtern. Ist man selbst Besitzer eines Grundstückes, dann macht diese Frage selten besondere Schwierigkeiten. Wohnt der Liebhaber indes zur Miete, so ist die Einholung der Erlaubnis des Hauswirts unbedingtes Erfordernis. Manche Hauswirte sind derart gegen die Kaninchenzucht eingenommen, daß kein Bitten, kein überzeugendes Reden hilft. Bisweilen tragen auch die übrigen Mietparteien zu einem Verbot das Ihrige dazu bei. Für einen Unfug erachte ich es, wenn Kaninchenzuchten auf Balkons, auf Hausböden und in Kellern eingerichtet werden. Die Kaninchen gehören dorthin, wo für gewöhnlich die übrigen Haustiere gehalten werden. Die Städte mit ihren Miethäusern und enger Bauweise sind keine geeigneten Plätze für Kaninchenzucht, aber das Kleinhaus mit etwas Hof und Garten ist dazu wie geschaffen. Auch in den Vororten großer Städte und vornehmlich auf dem Lande, da sollte der Kaninchenzüchter anzutreffen sein. Ein kleines Gärtchen hilft dem Züchter über die Schwierigkeit der Futterbeschaffung. Oberschlesische Kaninchenzuchtvereine haben gewöhnlich größere Ödflächen für billiges Geld in Pacht genommen und dieselben in kleineren Parzellen an die Mitglieder weiterverpachtet. Durch intensive Bewirtschaftung und entsprechende Düngung werden da dem Boden oft be-

deutende Erträge abgerungen, welche nicht nur Zwecken der menschlichen Ernährung zugute kommen, sondern auch die Futtervorräte für die Kaninchen recht wesentlich strecken helfen. Zur Unterbringung der Kaninchen ist das Käfigsystem zu empfehlen. Die Käfige lassen sich mit Vorteil aus alten Holzkisten oder Fässern herstellen. Zur Fütterung der Kaninchen sollten in erster Reihe alle pflanzlichen Überreste aus Küche und Garten verwandt werden. Wenn diese, namentlich im Winter, durch Hinzukauf von etwas Kleie und Heu verstärkt werden, so ist die Ernährungsfrage einer bescheidenen Anzahl von Kaninchen vollständig gelöst. Wer aber ein Schweinchen auffüttert und an dieses die Küchenabfälle verfüttert, der wird für Kaninchen nicht viel übrighaben. Hier müssen aus Haushaltungen, in denen kein Vieh gehalten wird, die Küchenabfälle gesammelt werden. Die Beschaffung billigen Futters ist von großer Wichtigkeit bei der Kaninchenzucht.

Reich werden kann man durch Kaninchenzucht nicht, und das soll auch nicht ihr Endzweck sein; aber bei allgemeinerem Betriebe können wir durch sie unsere Fleischvorräte in einer Weise strecken, daß der schändliche Aushungerungsplan unserer Feinde vollständig ins Wasser fällt.

# Wintersport an der Wasserkant.

**Kriegsplauderei von Felix Baumann.**

Die milde Wintertemperatur der letzten Jahre hatte es zu einer richtigen Frost- und Eisperiode an der Waterkant der Nordsee nicht kommen lassen. Man muß auf den Januar des Jahres 1912 zurückgreifen, um von einer dem Wintersport günstig gewesenen Zeit reden zu können. Damals gab es eine Frostperiode von fast zwei Wochen mit einer Kälte bis zu 14 Grad. Nun hat im dritten Kriegswinter die Wetterlage bei sehr hohem Barometerstande, östlichen Winden und zeitweise besonders starken stürmischen Winden in den oberen Luftschichten auch der Nordseeküste endlich wieder einmal eine von allen Wintersportlern freudig begrüßte Frostperiode beschert. Allerdings nicht wie im Jahre 1823, wo z. B. in Bremen 27,3 Grad unter Null registriert wurden, aber immerhin eine Kälte bis zu 14 Grad.

Die Binnenländer, vor allem die Großstädter, kommen durch künstliche Überschwemmungen leicht und schnell zu einer Eisbahn. Aber die Leute an der Waterkant lassen erst die Natur in ihre winterlichen Rechte treten und warten geduldig, bis die richtigen Wasserwege in Eisesbande geschlagen werden. Auch ist der Durchschnittsläufer an der Waterkant dem eigentlichen Kunstlaufen ziemlich abhold und zieht das Touren- und Dauerlaufen vor.

Das offenbart schon die Beschaffenheit der Schlittschuhe. Während im Inland wie auch an der Ostsee der eiserne und elegante Halifax oder Merkur dominiert, beherrscht der „Holländer" an der Waterkant der Nordsee die Eisflächen. Die ältere Generation im Inlande hat wohl in der Mehrzahl die ersten Laufversuche auch noch mit den „Holländern" mit den vorn gebogenen Spitzen unternommen, sich später jedoch den durchweg eisernen, neumodischen Schlittschuhen zugewandt. Aber an den Ufern der Nordsee ist man im allgemeinen den hölzernen Schlittschuhen treu geblieben. Nur der Krieg droht sie in den Hintergrund zu drängen, weil der echte oder nachgemachte „Holländer" ziemlich viel Riemenleder beansprucht. Merkwürdigerweise haben bis jetzt darunter die großen Nummern weniger zu leiden gehabt als die zierlichen Damenschlittschuhe.

Auch in Ostfriesland konnten die eisernen Schlittschuhe nicht zu Ehren kommen, sondern die wegen ihres ausgezeichneten Laufens bekannten Bewohner der Simonswalder, Blaukirchner, Ringster und Wingaldsburger Gegend sausen immer noch in ihren typischen „Breinermoorern", den alten ostfriesischen festen handgearbeiteten Holzschlittschuhen, über die blanken Flächen des Binnenmeeres. Die ostfriesische Jünglingschar, die die besten Schlittschuhläufer zu stellen pflegt, wird man im ersten eisreichen Kriegswinter vergeblich auf den Eisbahnen suchen, denn sie steht bereits seit Anfang des Krieges unter den Fahnen. Dagegen benutzen Ostfrieslands Frauen und Mädchen die Gelegenheit, um sich auf dem Eise einmal tüchtig auszutummeln.

Auf das gewohnheitsmäßige „Eierbier" oder das warme „Genferbier," dem die Ostfriesen Ingwer und Zucker zusetzen, muß natürlich im dritten Kriegswinter beim Eislauf verzichtet werden.

Der Wintersport an der Waterkant der Nordsee beschränkt sich auf Eislaufen, Rodeln und Eissegeln. Letzteres, wozu besondere, etwa einen halben Meter lange Schlittschuhe gehören, ist nicht ungefährlich.

Die Bremer Jugend rodelt mit Vorliebe in den freigegebenen alten Wallanlagen, wo im dritten Kriegswinter auch dem Eislauf gehuldigt werden darf. Die Hamburger Jugend gibt sich dem Rodelvergnügen im Altonaer Volkspark und in den Schluchten an der Elbe hin. Auch das hügelige Gelände der Heide, besonders in der Nähe von Hausbruch und Neugraben, sowie die sogenannte Haake bei Harburg und die Gegend Bergedorf—Reinbeck sind beliebte Ziele der Hamburger Wintersportler.

Die Bewohner Bremens finden im Blockland, in St. Jürgens- und Werderland ideale Eisbahnen, die durch den Uebertritt des Lesumflusses, der Großen Wümme usw. gebildet werden und sich prachtvoll für das Tourenlaufen eignen. Waren die Bremer doch früher so unermüdliche Dauerläufer, daß sie von Bremen auf den sich durch Oldenburg und Ostfriesland hinziehenden Flüßen und Kanälen bis nach Holland liefen.

Der Ems-Jade-Kanal sowie der Seitenkanal Oldersum—Emden des Dortmund-Ems-Kanals und die Watten geben im gefrorenen Zustande ebenfalls ausgezeichnete Eisbahnen ab, so daß die Einwohner der benachbarten Dörfer sich dem Eislauf widmen können.

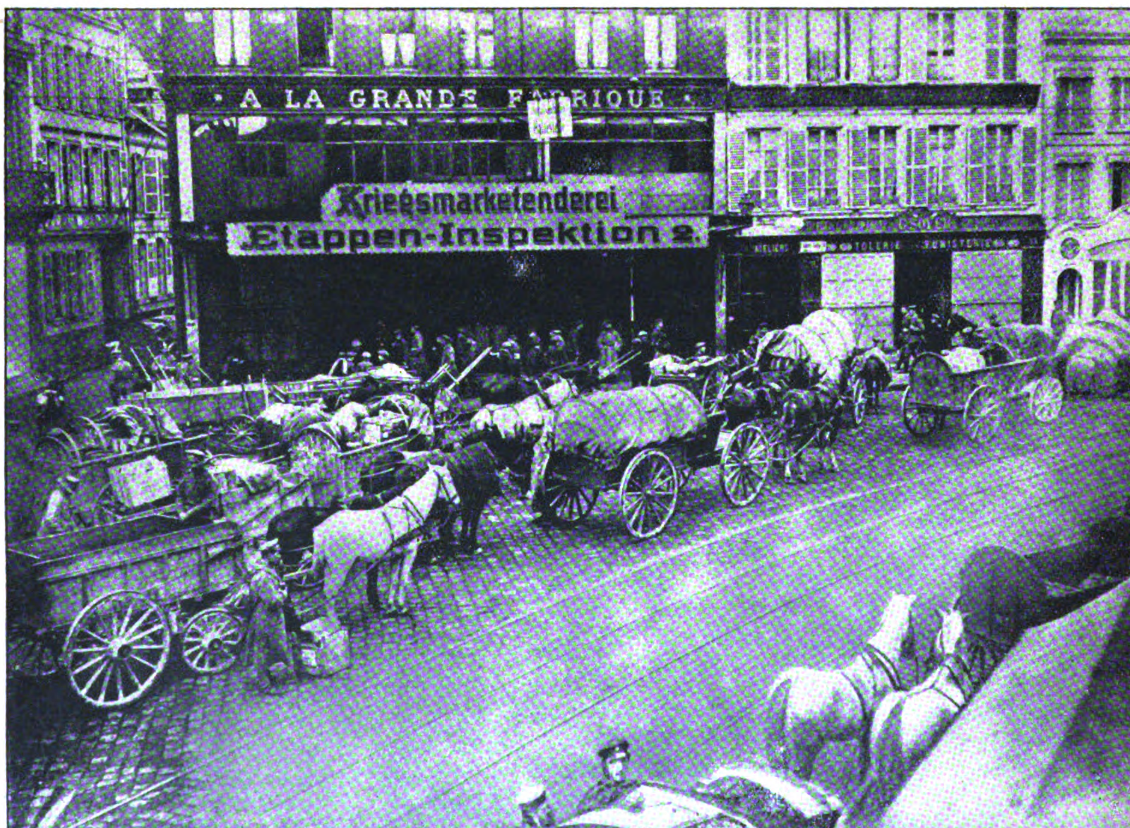
Sobald sich aber die größeren Binnenmeerflächen mit einer Eisschicht bedecken, beginnt das Wassergeflügel mit seinem Exodus und räumt den Schlittschuhläufern das Eisfeld.

Der Mangel an Arbeitskräften hat sich im dritten Kriegswinter auch beim Wintersport an der Waterkant fühlbar gemacht. Die sicheren Eisflächen konnten nicht immer wie früher durch rote Fähnchen bezeichnet werden. Aber schließlich hieß es: Freiwillige vor! Und diese freiwilligen Hilfskräfte setzten den den Eisläufern drohenden Gefahren ein Ziel.




1. Großherzog v. Sachsen-Weimar. 2. Oberstleutnant v. Taysen. 3. Major v. Uechtritz. 4. Admiral v. Schroeder. 5. General Schultheiß. 6. Hauptmann und Flügeladjutant Freih. v. Gregory. 7. Oberstabsarzt Dr. Weygang.

**Großherzog von Sachsen-Weimar bei seinen Truppen in Flandern.**




**Vor der Kriegsmarketenderei.** Phot. Groß.



Winter in Hamburg: Am Dovenfleth.

Phot. Leißner.



Von links 1. Reihe sitzend: Fr. Frida Knaack, Fr. Elly Förster, Herlt, Frl. Liska Benney, Hauptmann Gerlach, Oberleiter, Frl. Ella Helene Hartmann, Werth, Frl. Emmy Eberspächer, Frl. Joh. Schick, Hackmann. — 2. Reihe: Jacobi, Niehaus, Zacher, Himstedt, Hummel, Beck, Schlesack, Neemann, Froelich, Möller, Beck, Emmerich, Schoepe, Ausland, Schwendy, Windschüttel, Gehrmann. — 3. Reihe (oben): Lippmann, Thomas, Richter, Kühnast, Lehmann, Schlombs, Nitschke, Küch, Hagel, Bry, Nobel, Hofmann.

**Die Oberleitung und die Mitglieder des deutschen Kriegstheaters in Kowno.**



Phot. Atelier Elvira.

Von links: Kapellmeister Radeff, Klaviervirtuose Stojanoff, Klaviervirtuosin Provopowa, Primadonna Morfowa, Opernsänger Dimitroff, Schauspieler Oganianoff. (Vom Nationaltheater in Sofia.)

**Bulgarische Gäste in München.**




**Eine Künstlerplakette: General Groener, Chef des Kriegsamtes, früher Chef des Feldeisenbahnwesens.**

Von Frau Leo Moll-Ziemssen.

B. J. G.

**Schwedische Rote-Kreuz-Schwestern in ihrer Wintertracht.**

(Die Schwestern tun Dienst an Bord eines Lazarettschiffes.)



Presse Photo.

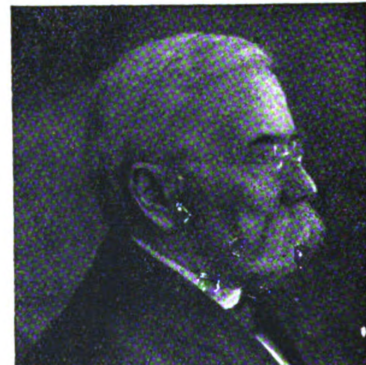
Das Speisezimmer.




Presse Photo.

Außenansicht.

Ein Speisehaus für Studenten in Berlin.



Phot. Fiedler.

**Stadtschultheiß Hartranft, Freudenstadt,**
feierte sein 40 jähriges Amtsjubiläum als Oberhaupt der Stadt.



**Kgl. Hofbildgießer Herrm. Gladenbeck,**
Altmeister der deutschen Erzgießkunst, feierte seinen 90. Geburtstag.

# Der Hof in Flandern.

Roman aus dem Völkerkriege.

Nachdruck verboten.
28. Fortsetzung.

Von Georg Freiherr von Ompteda.



Als nun die Abendsonne blutig das Feld beschien, redeten die Kanonen nach kurzem Schweigen wieder ihre furchtbare Sprache. Und nun warfen die Granaten aus dem übersogenen Boden nicht Erde allein empor, nein, gelben Lehm und Dreck. Ihren Kern von Rauch und Erde, von Blitz und Feuer umspritzten jetzt Wasserstrahlen. Die Neugierigen, die dem Luftkampfe zugesehen, steckten jetzt tief in den Unterständen. Nur die Posten standen unbeweglich an ihren Schilden und blickten hinaus, ob der Feind käme. Die Granaten rissen die Drahthindernisse entzwei, hoben eine englische Leiche und warfen sie im Bogen in den deutschen Graben. Neben dem Posten fiel der tote Körper nieder. Er rührte sich nicht. Er blickte hinaus, seinem Befehl gemäß. Ein deutscher Soldat.

In den Unterständen saßen die Grenadiere; in kleinen Löchern, die sie sich notdürftig gescharrt, hockten sie zusammengebogen, wartend auf den Augenblick, daß der Ruf erklänge: „Der Feind greift an!"

Es konnte nicht lange mehr dauern, denn nun lag die ganze Wut des Feuers wahnsinnig gewordener Geschütze vorn, daß Kampf- und Deckungs- und Verbindungsgräben verschüttet wurden, eingeebnet, niedergewalzt. Nun fielen in Opendaele, in Ralinghien, dem Dorf, keine Granaten mehr. Die Yperner Straße war ein sicherer Spaziergang. Alles, was dort Deckung gesucht, setzte sich wieder in Bewegung. Munitionskolonnen gingen vor. Sanitätswagen kamen aus den Scheunen heraus, hinter deckenden Mauern vor. Auf dem Wege nach Belvoorde hockte ein gefällter Ochse im Graben, blickte geradeaus, starr, unbeweglich, aus verglasten Augen. Tote Pferde lagen mitten auf der Straße. Hier war ein Volltreffer in vorfahrende Artillerie geprasselt, die ihre Stellung wechseln sollte. Seit dem Morgen erst lagen die Tiere dort, und doch hatten sie schon gedunsene Leiber. Die Soldaten gingen daran, sie abzuschirren. Man ließ die einen liegen, man warf die anderen in den Straßengraben, daß das gurgelnde Wasser spritzte. Ein zerschossenes Auto stand umgekippt quer über dem Weg, Granatsplitter im Motor. Auf den verbogenen Blechteilen konnte man eben noch lesen, daß es der Brigade Golm gehörte. Tornister, Mäntel, Stiefel, Patronentaschen von Verwundeten, die sie nicht mehr hatten schleppen können, lagen umher wie Steine und ein Nichts. Von vorn kamen Verwundete zurück. Welche konnten nicht weiter und warfen sich auf die nasse Erde. Feldgendarme standen da, um Ordnung zu halten. Seitwärts hielt im Kraftwagen ein Stab, die Karte ausgebreitet. Von irgendeinem Transport lag Heu umher. Eine Marschkolonne wartete, Gewehr bei Fuß, auf Befehl: Reserven, die vorgebracht werden sollten. Schon waren neben der Straße Kolonnenwege in den Lehm und Dreck getreten. In einem Estaminet, das die Yperner Chaussee säumte, lauerten Leute, man wußte nicht auf was. Telephonisten standen am Wege. In einem zerschossenen Café lag auf dem Billard — merkwürdig, daß es noch da war — einer, um den Aerzte arbeiteten. Das Rote Kreuz im weißen Grunde wehte. Und trotz dem Dunkeln sah man helle Haufen blutiger Tücher: abgenommene Verbände.

Plötzlich kamen wieder Granaten geheult. Mitten im Tosen des Trommelfeuers vorn auf die Gräben streuten ein paar Geschütze. Alles warf sich nieder. Welche sprangen in den Straßengraben, wo die Leichen schwammen. Einer tauchte unter, als wäre er sicher so. Draußen auf dem Feld schlug es ein. Den Donner hörte man, sah Feuerschein.

Major von Esserte kam die Straße herabgefahren auf dem Weg zur Brigade. An der Straßenkreuzung ließ er den Wagen warten. In der Dunkelheit, nur vom Blitzen der Mündungsfeuer der Leuchtraketen unterbrochen, trat ihm einer entgegen. Ein Grenadier mit vollem Gepäck. Der Generalstabsoffizier fragte: „Wo gehen Sie hin? Wo kommen Sie her?"

Meinte er doch nicht anderes, als es könne ein Drückeberger sein. Der Mann nahm sein Gewehr ab und stützte sich darauf. Er fand nicht gleich die Antwort. Endlich sagte er: „Ich bin verwundet."

Da nun jeder Verwundete einen vorgedruckten Zettel mitbekam am Knopf des Waffenrockes, darauf die Art der Wunde, der letzte Verband stand, und wann er erneuert werden müßte, griff der Major suchend danach, und der Mann sagte keuchend: „Ich habe keinen Arzt gefunden."

Der Major sah ihn scharf an: „So, ist das wahr?"

Da riß der Grenadier den Waffenrock auf, daß die Knöpfe fast sprangen. Man sah das blutige Hemd, und daß ihm der rote Lebensaft das Futter der Uniform völlig besudelt hatte: „Brustschuß, Herr Major!"

Dem Generalstabsoffizier griff es weh ans Herz, und innerlich kam doch Jubel über ihn: so waren deutsche Soldaten. Er fragte voller Teilnahme: „Sind Sie weit gegangen?"

„Höchstens 'ne Viertelstunde, Herr Major."

Major von Esserte nahm den Grenadier unter den Arm und führte ihn die Straße zurück zum Kraftwagen: „Klostermann, fahren Sie den Verwundeten zum Verbandplatz."

Als der Major bei der Brigade ankam, sagte General von Flurschütz: „Ich glaube, so war das Feuer in der Champagne nicht. Oder bildet man sich's nur ein? Und sie kommen doch nicht durch, die Jamfresser, die verfluchten, trotz des farbigen Gesindels, das sich für seine Unterdrücker totschießen lassen muß. Ich denke, nun geht der Angriff bald los."

Aber der Generalstabsoffizier meinte, es würde wohl noch dauern, und General von Flurschütz war bereit, es zu erörtern, aber der Major mußte zurück. Auf der Yperner Straße traf er einen Wagen mit einem Generalstabsoffizier vom Korps. Der nahm ihn mit, und so fuhren sie an jener Marschkolonne vorüber, die auf der Chaussee wartete, um, wie Anruf und Gespräch erwies, über Belvoorde vorzustoßen.

Wohl stand man hier noch im Kugelschatten, aber weiter vorn schien Infanteriefeuer zu prasseln, und der Leutnant, der Befehl gehabt, festzustellen, ob man gedeckt weiterkäme, war nicht zurückgekehrt. Nur sein Bursche kam wieder, um zu melden, sein Herr läge tot auf der Straße, und vorn sei der Teufel los. Dann ging der treue Mann wieder vor, um seinen Herrn zu bergen. Er pirschte sich heran, auf dem Bauche kriechend, während über ihn Infanteriehagel ging, bis zu dem toten Leutnant. Da bekam er einen Schlag an die Schulter. Wütend sah er auf. Kroch weiter. Schlag am Oberschenkel. Ganz gleich. Wie eine Eidechse schob er sich fort. Da lag der Leutnant auf dem Gesicht, wie des Oberleutnants von Gerock toter Husar. Da nun auf der Straße die Erde aufspritzte von den einschlagenden Geschossen, so schmiegte er sich an seinen toten Herrn, so nahe, wie er ihm im Leben nie gewesen war. Und der Leutnant, der ihn einmal vor schwerer Strafe gerettet hatte, deckte ihn auch jetzt. Der Bursche lag da, dicht an den Leichnam gedrängt, und ein paarmal war es ihm, als ob der Herr Leutnant wieder anfinge zu leben, denn er hob sich bisweilen, wenn eine Kugel ihn neu getroffen hatte. Dann zuckte er, und es war, als ob er sich herumwälzen wollte, dem treuen Grenadier etwas zu sagen. Da wurde es dem Burschen grün vor den Augen. Er fühlte, sein Hals war naß, etwas lief ihm die Hose herab. Nun wußte er, daß er verwundet war. Da überkam den Tapferen glatte Angst. Er dachte, nun bringe ich meinen armen Herrn doch nicht zurück, denn nun trifft's mich noch einmal, und wenn ich sterbe, wird der Herr Leutnant noch ganz zerfetzt. So schob er sich auf dem Bauche liegend rückwärts und zog als Deckung die Leiche seines Herrn mit. Er dachte, niemand sieht's, ich habe Angst. Der Herr Leutnant würde mir's verzeihen. Er hat immer geschimpft über welche, die dummdreist drauflos gingen, man solle vorsichtig sein.

Ein paarmal nun verließen den Burschen die Kräfte. Wieder wurde ihm grün vor den Augen; aber immer krampfte er sich in den Waffenrock, in die Hose des Toten, und zog ihn rückwärts, daß der Leichnam auf der Erde hinschurrte. So kamen sie über die Höhe. Und nun war es mit einem Mal still. Wohl brüllten rund um ihn immer fürchterlicher die Geschütze, aber die Infanteriekugeln machten nur noch ganz selten einmal ssssssss. Da sagte sich der Bursche, du mußt noch etwas zurück, denn wenn du aufstehst, bietest du mehr Ziel. So schleifte er den Toten noch eine Weile. Er hatte seine Wunde vergessen. Nur wie er ihn jetzt aufladen wollte, den toten Leutnant, der ganz voll Lehm und Schmutz war, denn er hatte ihn richtig gerollt, fiel ihm der rechte Arm schlaff herab. Da nahm er den Leutnant bei der Hand, die der ihm während der ganzen Dienstzeit dreimal nur gedrückt, einmal, als er vom Urlaub zurückkam, dann, als seine Mutter gestorben war, endlich, als er in der Champagne einen verwundeten Kameraden vor dem Drahthindernis hereingeholt hatte in den Graben. Die Hand war noch warm, aber sie gab den Druck nicht mehr zurück. Nun schleifte er den Toten, er mochte es ihm verzeihen, weiter, bis er in der Dunkelheit, die jetzt ganz hereingebrochen war, die ersten seiner Kompagnie traf. Dann fiel er um, der Bursche. Er hörte nur noch, wie eine Stimme ihn belobte, aber er sagte mit halbem Denken: „Ich habe Angst, Herr Leutnant."

Angst hatten sie nicht, wie der tapfere Kerl, die Leute da vorn in den Gräben, die unter dem Trommelfeuer lagen, das nun so rasend tobte die ganze Front entlang, daß man Abschuß und Einschlag nicht mehr schied. Sie warteten, starr, mit ernsten Zügen, hinausblickend auf das Vorfeld, ob der Feind käme. Männer, die nicht mehr Menschen waren, sondern nur Kampf, nur Sieg, nur Pflicht, nur Dienst: eine neue deutsche Menschenart. Auch wenn die Sprengstücke flogen, blieben sie starr stehen. Nur wenn ein Volltreffer einmal in den Nachbarunterstand schlug, ihn gänzlich verschüttend, kamen sie, sobald giftige Gase, Gestank und Qualm sich verzogen hatten, herausgekrochen aus den Nachbarlöchern, patschten und pantschten durch die Kanäle — denn Gräben waren es nicht mehr — nahmen die Spaten, und wo dumpfe Rufe klangen, Wimmern, Stöhnen zu hören, wenn man das Ohr an die Lehmwand legte, fingen sie an zu graben, zu buddeln, zu karren, zu schippen, zu schuften, bis ein Bein zum Vorschein kam, ein Arm, ein Kopf, ein Kamerad. Sie zogen ihn heraus. War er verwundet, so trugen sie ihn zurück, während rundum neue Einschläge krachten, bis zum Sanitätsunter-

stand. Hatte ihm der Herr der Schlachten ein Ende bereitet, so nahmen sie ihn und trugen ihn still beiseite, ihn später zu begraben, später, wenn Zeit war, mit Rede, Singen, Tränen, Blumen, Kreuz und Inschrift.

Minen kamen jetzt taumelnd geflogen, warfen die Brustwehren ein, rissen hinten gewaltige Trichter, als sollte es der Erdaushub der Bauleute für ein ganz großes Haus sein. Ganze große Häuser trugen sie ja auch ab, wenn sie einen Unterstand trafen, darinnen alles gepfercht und gebettet lag, das sich aus anderen zerstörten Löchern hergerettet hatte. Minen kamen getaumelt und ebneten die Gräben ein, wo immer neue Posten die Wacht hielten für das, was noch übriggeblieben war. Minen kamen getaumelt mit Gebrüll und Donner, daß all das Getöse der Schlacht rundum verschwand. Sie warfen Erd- und Dreckhaufen auf, höher als die höchsten der gewaltigen Ulmen im Hof in Flandern. Sie verfinsterten die Luft, daß man das Feuerwerk der Leuchtraketen nicht mehr sah, denn der ganze Himmel stand jetzt in Gluten. In wunderbaren Feuerstreifen schossen sie schräg über das dritte Reich. Sie stiegen senkrecht auf. Dann schwebten am Himmel Sterne, ihnen entbunden, an den Fallschirmen nieder, die durch die Lüfte trieben wie gewaltige Quallen im Meer. Und immer wieder erlebten die niedersinkenden, erlöschenden Leuchtpatronen Auferstehung in neuem, weißem Licht. Wenn dann grüne, rote Signallaternen blitzten, spähten die Posten doppelt scharf hinaus, denn nun wurde das Feuer verlegt, jetzt mußte der Angriff kommen. Oder hatten sie nach neuem Befehl die Farben geändert? Galt es Nebenabschnitten, täuschte die Entfernung nur?

Die Drahtnetze gegen die Handgranaten, über den Graben gespannt, gleich jenen schrägen Gittern, durch die Arbeiter an den Straßen Erde sieben, waren zersetzt. Nicht Gräben gab es mehr, nur noch Grabenstücke, Trichter. Blindgänger lagen darin, Tote halb verschüttet, Verwundete, deren leises Stöhnen vom Toben irrsinnig gewordener Geschütze überschrien wurde. Sprengstücke klebten an den Brustwehren, hingelegt wie zum Vergleich der Kaliber, oder ob des neutralen Amerika Liebesgrüße darunter wären. Da träumten Kochgeschirre verstreut, Gewehre solcher, die sie nicht mehr führen konnten, lose Patronen in ganzen Packen, Seitengewehre, Spaten, Helme, Mäntel besitzerlos, Mützen, halb mit Erde gefüllt. Wurzeln ragten phantastisch aus dem Boden, Äste herübergeschleudert von irgendwo. Und immer stiegen die Leuchtkugeln auf, gelblichweiß, einzeln, in ganzen Bündeln.

Drüben war jetzt absonderliches Feuerwerk zu sehen: vorn Patronenmagazine, die einzeln verpufften, dahinter war ein gewaltiger Brand, der immer heller, ein langer, gelbroter Fleck am Himmel zuckte und fraß. Seit Stunden brannte es schon. Was brannte? Häuser, Magazine, Stroh oder Unterstände gar? Wer sollte es sehen und sagen? In der Nacht? Bei dem Sprengregen von Blei und Stahl und Eisen? Es lohte steil und still, denn niemand sah man retten. Wer hätte da, wohin die deutschen Geschütze ihre Zuckerhüte sandten, auch retten wollen? Nie war die Öde des Schlachtfeldes so offenbar wie hier, wo ganze Häuserzeilen, Lager, Magazine, Unterstände lohten und qualmten und keiner sich darum zu kümmern schien.

Im Hasenclever-, im Bißwanggraben krochen Leute mit Drahtrolle und Kopfhörer hin, die Leitungen zu flicken, denn zwischen vorn und hinten war keine Verbindung mehr. Leutnant von Kropp saß noch immer mit seinem Bruder im Unterstand unter den Wurzeln des Wäldchens, die sie schützen sollten. Sie redeten von Mutter und daheim. Erzählten vom toten Vater. Sprachen vom Gegner drüben.

Dann lauschten sie, ob das Trommeln aufhöre etwa, daß man den Augenblick herauszulaufen nicht verpasse. Im Unterstand saß man dichtgedrängt, denn der junge Kompagnieführer rief alles herein, was draußen obdachlos irrte. Aber Unruhe war in ihm. Sie lagen dem Gegner zu nah. So schlich er hinaus. Hans wollte gehen, aber Joachim befahl: Leutnant, Kompagnieführer, der jüngere Fähnrich. Als Leutnant von Kropp an die Straße kam, die hinausführte, sah er am Eingang einen, der kaute und fraß.

„Schmeckt's?" fragte er und klopfte ihm auf die Schulter.

Der Grenadier grinste: „Man muß Vorrat essen, Herr Leutnant. Man weiß nicht, was geschieht. Daß man wenigstens was im Bauche hat."

Der große Leutnant stand gebückt und brüllte ihn an, denn anders konnte man bei dem Toben da draußen nicht sprechen: „Was soll denn geschehen?"

Als der nun sagte, man könnte doch in Gefangenschaft geraten, herrschte der Kompagnieführer ihn an: „Gefangenschaft? Daran wagen Sie zu denken? Ich sollte Sie rausschmeißen aus dem Unterstand."

Der Grenadier verstummte, aber Leutnant von Kropp wandte sich um zu den andern: „Hier gibt es solche Gedanken nicht, hier gibt es nur eins: kaltmachen jeden Gegner, Seitengewehr in die Brust, schlagt ihm mit dem Spaten die Schnauze ab, mit dem Kolben den Schädel ein."

Funkelnden Auges sah er den Essenden an. Eben wollte er hinauskriechen, als es einen Krach gab, einen dumpfen, und das Licht erlosch. Eine heiße Luftwelle schlug ihnen ins Gesicht. Feuerschein blitzte, Bretter, Balken knirschten, krachten, splitterten. Die Decke war niedergebrochen. Der lange Leutnant saß am Eingang auf den Stufen: irgend etwas lastete auf ihm, daß er nicht aufstehen konnte. Er konnte nicht atmen, giftiger Qualm behinderte ihn. Der Gedanke kam ihm an Hans, aber er vermochte nicht zu sprechen. Die Ohren klangen ihm hell. Er wollte die Taschenlaterne leuchten lassen. Sie war ihm abhandengekommen. Er dachte an den Brotbeutel, darin er sein bißchen Essen gehabt, mühte sich, warf sich zurück, zog die Knie hoch, und es gelang ihm, ein Bein freizubekommen. Er stand draußen, taumelte gegen die andere Seite des Grabens und fiel ins Wasser. Da schlug drüben hinter der Traverse, die ihn schützte, wieder eine Granate ein. Sie bespie ihn mit Erde, Kot und Dreck. Ein halber Mensch lag auf ihm. Er dachte: Lieber Gott, muß es sein, dann schnell und kurz! Und immer blieb in seinen Gedanken die Hoffnung: Hans ist ja da! Aber war er da? Er kroch den Graben entlang, sprang von Trichter zu Trichter, unter den zerschmetterten, entwurzelten Bäumen des Wäldchens hin. Er dachte: Wo sind denn nur meine Kerls? Ruhig steckte er den Kopf heraus: drüben in den englischen Gräben, so nahe hier wie nirgends in dem Abschnitt, meinte er die aufgepflanzten Seitengewehre zu erkennen. Sie blitzten über dem Grabenrand: es ging los.

Das Grauen überkam ihn. Keine Leute waren da. Da sah er in der Dunkelheit etwas kriechen, aus der Erde kommen wie Maulwürfe und Regenwürmer. Einer lachte ihn an: „Das ist nu 's drittemal, daß sie mich eingebuddelt haben. Jetzt hätt' ich mir beinah mein eigenes Grab geschaufelt. Ich sitze schon immer bloß mit dem Spaten in der Hand da. Ich bin in Amerika gewesen, Herr Leutnant. Da haben wir Baseball gespielt. So wehre ich die Bälle ab mit meinem Spaten."

Er fing aufgeregt an zu lachen. Der Leutnant war noch wie schwerhörig von dem Knall vorhin. Er steckte die Finger rüttelnd ins Ohr. War der Mann verrückt? Er nahm ihn beim Arm und zeigte ihm den verschütteten Unterstand. Als er ihn schippen und schanzen sah, unbekümmert um das schwere Feuer, eilte er, noch mehr zusammenzuholen. Sie kamen, der Teufel mochte wissen woher, einer nach dem andern. Es lebte. Es wimmelte. Es kroch. Er sprach mit einem Posten, der regungslos hinausstarrte durch das Loch auf den Feind. Der gab keine Antwort. Er brüllte ihn an, er rüttelte ihn, da fiel er um. Granatsplitter. Tot. Nun sprang er von einem Loch in das andere, daß in dem Granatsee am Boden des Trichters hoch das Wasser aufspritzte. Ein Stück des Grabens — sie hatten es immer, weil es so peinlich sauber gehalten war, die gute Stube genannt — war unversehrt. Dort sah er beim Aufblitzen der Leuchtrakete eine Gestalt mit einer Handuhle. Einer in langem dunklem Bart fegte ganz bedächtig die Grabensohle. Leutnant von Kropp tippte ihm auf die Schulter: er drehte sich um, die kalte Pfeife im Mundwinkel. Der Leutnant fragte: „Ist denn kein Platz für Sie in einem Unterstand?"

Der, ein Sachse, der auf der Wanderschaft bei dem preußischen Regiment eingetreten war, antwortete gemütlich: „Herr Leitnant, se schmeißen einen immer Dreckbatzen rein, und wenn sich das zu sehre anheift, hat man zuviel Arbeit!"

Da packte der Leutnant, sonst nicht eben der weichste, den Erstaunten bei beiden Schultern und schrie ihn an: „Lieber Gott, erhalte meinem Vaterland solche Kerle wie dich, dann kann uns nischt passieren!"

Der verstand nicht und meinte gemütlich: „Se kommen nich durch! Da brauchen Sie sich nich ufzuregen, Herr Leitnant."

Leutnant von Kropp kroch auf allen Vieren, plumpste in Trichter hinein, jedesmal, wenn in der Nähe Granaten niederschmetterten, duckte er sich in seinem Loch.

(Fortsetzung folgt.)

# Aus hölzernen Flüchtlingstätten.

Von Emil Klaeger. Hierzu 10 Aufnahmen.

Die westlichen Kronländer Österreichs beherbergen seit den ersten Kriegstagen in ihren dünner bevölkerten Landstrichen Zehntausende von Gästen. Sie leben in der Nähe von uralten, stillen Märkten und Städtchen, die liebe, verwitterte Gesichter haben, und von denen man bei beschaulicher Betrachtung meinen möchte, daß sie durch Zauber in einer längst verschollenen, friedsamen Zeit steckengeblieben sind. Es sind polnische, ruthenische oder — wie sie sich jetzt lieber nennen hören — ukrainische und jüdische Flüchtlinge. Von der im Innern der Monarchie wenig gekannten östlichen Peripherie strömten sie im Herbst 1914 und in den folgenden Monaten ins Herz des Reiches, verteilten sich über Böhmen, Mähren und Niederösterreich und ballten sich dort zu kleinen nationalen Kolonien zusammen, um parallel mit den Gemeindewirtschaften, an die ihre Existenzen anlehnten, so gut es ging, ihr Eigenleben zu führen. Sie hausen jetzt auf den Abhängen fremder Wiesenhalden in großen hölzernen Gemeinschaftshäusern, schauen von der Höhe eines Hügels aus ihrer Bretterheimat etwa auf den schmalen, sauber weiß getünchten Kirchturm einer tschechischen Siedelung herab oder durchschreiten in langen, rauhhaarigen Mänteln, spitze, dickwollige Mützen auf dem Kopf, die ihnen fremde, zarte Anmut einer niederösterreichischen Landschaft. Die erdvertrauten Menschen, die einen verschärften Sinn für Boden und Luft der Heimat haben, blicken auf eine Natur, die andere Farben hat, oder sie durchwandern mit schwerem Tritt eine alte mährische Stadt, wo das Leben in bergigen Gäßchen, unter den Mauern kleiner verrunzelter Häuser nur leise traumhaft tickt.

Die Regierung hat die Leute teils frei in Ortschaften angesiedelt, teils in großen Barackenlagern untergebracht und dabei im allgemeinen den wohltätigen Grundsatz beobachtet, nur einheitliche Elemente in eine Gemeinschaft zu bringen. So wurden die polnischen Flüchtlinge, soweit sie die unmittelbare Fürsorge und den Unterhalt vom Staate genossen, in dem Lager von Chotzen in Böhmen, die ruthenischen in Gmünd in Niederösterreich versammelt, wo im Jahre 1915 eines der ausgedehntesten Lager entstand, eine Stadt aus Holzhäusern erbaut wurde, in der für die Massenversorgung vorbildliche Einrichtungen geschaffen werden sollten. Die jüdischen Flüchtlinge fanden in Nikolsburg und Pohrlitz ein Asyl und verbrachten auch viele Monate in Quartieren in Ungarisch-Hradisch. Es war eine ungeheure Anspannung, die den österreichischen Wirtschaftskräften und insbesondere seiner Verwaltung durch das Flüchtlingsproblem bereitet wurde, zu dessen Lösung keinerlei Bedenkzeit oder Vorbereitungsfrist blieb.



Im Barackenlager Landegg: Inneres einer Flüchtlingsbaracke.

Schon die Anlage der Kolonien, die Barackenbauten, die in der schlechten Jahreszeit begonnen und tief bis in den Winter 1915 betrieben werden mußten, erforderten die größten Kraftanstrengungen, und eine noch viel größere Sorge bildete die Verpflegung der Flüchtlinge, die gesichert werden mußte, ohne daß die bescheidenen Verhältnisse der den Lagern benachbarten Orte beeinträchtigt werden durften. Im Ministerium des Innern



Analphabetenkursus im Barackenlager Gmünd.

wurde einer dort eingesetzten Zentralstelle aufgetragen, alle Angelegenheiten der Flüchtlinge zu führen, und die Aufgaben wuchsen noch an, als sich die Notwendigkeit herausstellte, auch für die aus dem südlichen Kriegsgebiete fortziehenden Familien vorzusorgen. Die österreichische Verwaltung stand da brüsk ganz neuen Wirtschaftsfragen gegenüber, die neben der Inanspruchnahme militärischer Art in ihrer Erledigung keinen Aufschub duldeten. Der Zug der Flüchtlinge, von dem ein Teil der Wohlhabenden in die großen Städte abzweigte, wo er in der Masse der Bevölkerung untertauchte und verschwand, um dort nicht allzuschwer auf die Lebensbedingungen zu drücken, mußte mit Vorsicht und unter genauer Erwägung der Frage der Anpassungsfähigkeit der Ankömmlinge in ihrer neuen Umgebung in geeignete Bezirke geleitet werden. Es durfte dabei nicht außer acht gelassen werden, daß man es mit Menschen zu tun hatte, die vielfach unter der Roheit der einbrechenden russischen Soldateska gelitten hatten, seelisch niedergedrückt waren, aus einer Welt herausgerissen, in der sie wurzelten, ihre engere Heimat und auch in vielen Tausenden Fällen ihr Vermögen verloren hatten. Ganz behutsam mußte mit diesen überempfindlichen, bedauernswerten Leuten umgegangen werden, die alle in einem gewissen Sinne Patienten waren, und deren Los nach bestem Können günstig zu gestalten war. Heute sind die schlimmsten Zeiten vorüber, und die Hoffnung, die nach der langen Dauer des Krieges in den Flüchtlingen immer brennender wird, nach Hause zurückzukehren, hält sie aufrecht.

Die Barackenstädte, die nur eine Type der Flüchtlingsversorgung vorstellen, bieten, ebenso wie die dort geübte Lebensführung, eine Merkwürdigkeit, die nochlange unvergessen bleiben wird. Die Baracken haben in ihrer Bauart gewisse Wandlungen durchgemacht, bei denen die gesammelten Erfahrungen mitgewirkt haben. Im



Gesamtansicht des Barackenlagers Wolfsberg-Reding.



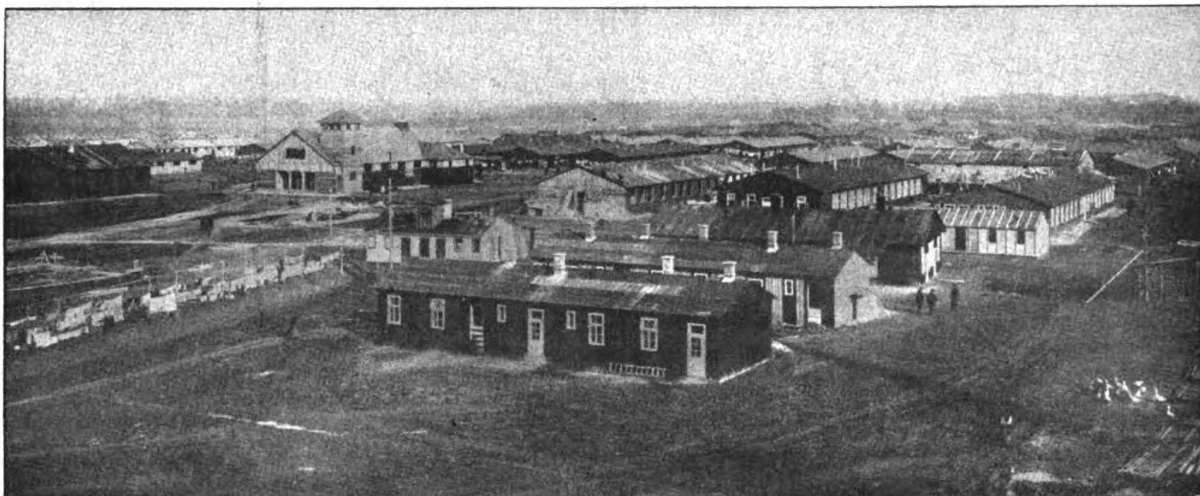
Straßenbild aus dem Lager Gmünd.



Verbrennung von Strohsäcken im Barackenlager Steinklamm.



Freiluftwäscherei im Barackenlager Bruck an der Leitha.



**Blick auf das Barackenlager Mitterndorf.**

allgemeinen sind aber die Anlagen von gleicher Art. Es sind Holzbauten, zumeist in der Höhe eines Halbstockes aufgeführt, für je eine Familie abgegrenzt, wo Lagerstätten nebeneinander eingerichtet sind. In der Mitte der Baracke ist ein mit Tischen und Bänken besetzter, ausgesparter Raum vorhanden, in dem die Flüchtlinge ihre Mahlzeiten einnehmen und sich tagsüber aufhalten. Die meisten Baracken besitzen ihre Lagerstätten in zwei Stockwerken übereinander, und in jedem dieser Wohnhäuser ist eine Küche eingerichtet, in der eine von den Insassen gewählte Köchin die Speisenbereitung beaufsichtigt. In den Lagern sind auch Baulichkeiten vorhanden, die als Werkstätten für verschiedene gewerbliche Tätigkeiten dienen, denn die Verwaltungen der Kolonien streben danach, die notwendigsten Arbeiten, soweit es irgendwie tunlich ist, im Lager selbst besorgen zu lassen. Es gibt also Schuster- und Schneiderwerkstätten für Männer und weibliche Flüchtlinge, Kürschnerwerkstätten — wie die in Kanitz — und Nähstuben. Eine der quälendsten Heimsuchungen der Flüchtlinge ist der Zwang, der Beschäftigung, die sie früher gewohnt waren, ganz entzogen zu sein und in Untätigkeit ihre Tage zu verbringen. Gerade dem soll durch die Schaffung von Arbeitsgelegenheiten schon aus sittlichen Gründen nach Möglichkeit gesteuert werden, und die jeweiligen Lagerverwaltungen finden eine dankenswerte Unterstützung in den Lokalkomitees, die sich in den meisten Orten, in denen sich solche Lager befinden, unter der Bevölkerung gebildet haben, und die beispielsweise in Chotzen bei der Begründung einer Kinderbewahranstalt tätig mithelfen. Sie lassen auch die Fortbildung der Jugend und — soweit es sich um Analphabeten handelt — die Unterweisung im Lesen und Schreiben nicht außer acht, und im Lager von Gmünd wurde sogar ein regelrechter Analphabetenkurs eingerichtet, der hauptsächlich von Frauen sehr rege besucht wird.

Nicht überall sind die Flüchtlinge in Baracken untergebracht. Öffentliche Bauten, wie Schulen, leerstehende Häuser, werden zu Bequartierungzwecken herangezogen, und die Sorge von Komitees und Vereinen, die sich die Flüchtlingsunterstützung zum Ziele gemacht



**Wohnstätte der galizischen Flüchtlinge in Jungbunzlau-Brodetz.**

haben, sind auch jene Flüchtlinge, die außerhalb in Städten oder Ortschaften angesiedelt sind. So hat das Prager Landes-Hilfskomitee eine Nähschule des Vereins „Soziale Hilfe" ins Leben gerufen, in der Flüchtlingsfrauen beschäftigt werden, und in den meisten Orten, in denen das Bedürfnis dafür besteht, gibt es Büchereien, S. 243) einige Proben aus dem täglichen Leben der Pfleglinge solcher Lager bieten.

Es ist ein schweres Geschick, das über viele Tausende österreichischer Staatsbürger, ähnlich dem, das auch deutsche Bürger zu erdulden hatten, verhängt ist, und um dessen Milderung die hier kurz gestreiften Wohl-



Kürschnerwerkstätte für Flüchtlinge in Kanitz.



Nähstube des Vereins „Soziale Hilfe" für Flüchtlinge (Prag, Landeskomitee).

Lesezimmer und Räume, in denen die Flüchtlinge tagsüber verweilen können. Aus den Bildern, die wir von den verschiedenen kleineren und größeren Kolonien zeigen ist die Gruppe im Lager von Gmünd (Abb. S. 242) mit ihren glücklich gewählten Typen charakteristisch, während die Aufnahmen aus Mitterndorf in Niederösterreich (Abb. S. 244), Bruck a. L. in Mähren (Abb. fahrtseinrichtungen bemüht sind. Das Unglück, das die Flüchtlinge getroffen hat, wird übrigens wie so manches andere Unglück erziehliche Wirkungen haben. Es macht die Bevölkerung des Innern Österreichs inniger vertraut mit dem Wesen und der Art der im Osten des Reiches lebenden Völker, und die gespendete Hilfe befestigt ein Band, das sich in der Zukunft wertvoll erweisen wird.


Das Kloster auf dem Kreuzberge im Winterschmuck


Blick von der Milseburg ins flache Land.

Phot. ?. Diefert.

Winter in der Rhön.

Schluß des redaktionellen Teils.




# Asbach „Uralt“

## alter deutscher Cognac

Weitere beliebte Marke: Asbach „Privatbrand“

Brennerei: Rüdesheim am Rhein

Verkaufsstelle für Oesterreich: Kaiserlich Königliche Hof-Apotheke, Wien I., K. K. Hofburg.

## Büchertafel.

Besprechung einzelner Werke vorbehalten. Rücksendung findet in keinem Falle statt.

Felix Lorenz: „Das Kreuz von Eisen“. München, Georg Müller.

K. Sturmhoefel: „Deutsche Geschichte“. 1. und 2. Teil. Leipzig, Alfred Kröner.

Johannes Höffner: „Das Moor“. „Ein Brief“. Berlin, Leipzig, Hermann Hillger.

Köhler, Wilhelm. „Deutsches Heldentum zur See“. Minden, Westfalen, Wilhelm Köhler, Vaterländische Verlagsanstalt.

Krauß, Dr. Rudolf: „Das Schauspielbuch“. Führer durch den modernen Theaterspielplan. Stuttgart, Muth.

Hans Steiger: „Gewaffneter des Kaisers“. München-Gladbach, Volksvereins-Verlag.

Carmen Sylva: „Briefe einer einsamen Königin“. München, Braun & Schneider.

Dr. Hans Preuß: „Unser Luther“. Leipzig, A. Deichert. (Werner Scholl).

„Jahrbuch für Handlungsgehilfinnen 1916“. Cassel. Verbündete kaufmännische Vereine für weibliche Angestellte.

Karl Emil Franzos: „Der deutsche Teufel“. Hamburg-Großborstel, Deutsche Dichter-Gedächtnis-Stiftung.

Walther Georg: „Erscheinungen in Schlachten und Gräben“. Dresden, Carl Reißner.

Bernhard Cronberger: „Jahrbuch für den Kleingartenbau“. Frankfurt a. M., Verein zur Förderung des Kleingartenbaues.

Max Mack: „Die zappelnde Leinwand“. Berlin, Dr. Eysler & Co.

Marie Diers: „Die Gotthelfkinder“. Dresden, Max Seyfert.

MIT

# ERNEMANN FELD-KAMERAS



DIE BESTEN ERFOLGE AUF ALLEN KRIEGS-SCHAUPLÄTZEN BEZUG DURCH ALLE PHOTO-HANDLUNGEN. PREISLISTE KOSTENFREI

**HEINR. ERNEMANN A.G. DRESDEN 150**

PHOTO-KINO-WERKE. OPTISCHE ANSTALT

---

# KIOS CIGARETTEN

— TRUSTFREI —

| | |
|---|---|
| Kleine Kios St. | 3 Pf |
| Kurprinz | 3½ |
| Jubiläum | 4 |
| Fürsten | 5 |
| Welt-Macht | 6 |

**Türk. Tabak- & Cigaretten-Fabrik „Kios" E. Robert Böhme, Dresden.**

---

**Musterschutz Nr. 640 826**

Neuheit! Neuheit!

**Adler's verstellbarer**

# Umstands-Rock

**für junge Frauen**

zum Erweitern ohne Trennen, Nähen noch Schneiden.

**Gesetzlich geschützt.**

**Deutschlands erstes Spezialgeschäft.**

**Großes Lager in Umstands-Kleidern, Röcken u. Mänteln**

Maßanfertigung ohne Preiserhöhung.

**Versand-Abteilung:** Nach außerhalb werden auf Wunsch zur Bestellung Abbildungen und Stoffproben gesandt. Für guten Sitz und Ausführung wird garantiert.

M-d-nes Umstandskleid.



Moderner Umstandsrock.

Sachgemäße Bedienung

Nur eigenes System

## Adler's Modehaus für junge Frauen

**Berlin W 34, Potsdamer Straße 118c, hochparterre. – Kein Laden.**

**Sachgemäße Bedienung**

---



# Kaiser-Borax

als **Waschpulver** verwendet, gibt mühelos

## blütenweiße Wäsche

bei großer Seifenersparnis.

Ueberall vorrätig. Fabrik: **Heinrich Mack** in **Ulm a. D.**

---

**Zuckerkranke** erhalten **Gratis-Broschüre** über diätlose Kur (nach Dr. med. **Stein-Callenfels**) d. **W. Richartz, Cöln,** Georgsplatz 2 b.

---



Die Erfind. im 50. Lebensjahr nach Gebrauch v. Charis

# Faltenloses Gesicht

und jugendliche Rundung bewirkt Charis, bei jüngeren um so schneller. Charis, deutsches Reichspat., k. k. österr. und schweiz. Patent, beseitigt unter Garantie: **Runzeln, Tränenbeutel, Doppelkinn, unschöne Nasen- u. Mundform,** hebt die **herabsinkenden Gesichtsmassen, wodurch scharfe, welke Züge und Muskeln, unschöne Gesichtsform** verbessert werden. Wer etwas wirklich Reelles auch zur Brustpflege anwenden will, verlange die Broschüre mit Abbild. und ärztl. Gutachten von der Erfinderin Frau **B. A. Schwenkler, Berlin W 57, Potsdamer Straße 86 B.**

---

# DER KAMPF UM DEN ORIENT













**JEDES BUCH FÜR SICH EINE MARK. DURCH DEN BUCHHANDEL**

Karl Emil Franzos: „Geschichten aus Halbasien". Hamburg-Großborstel, Deutsche Dichter-Gedächtnis-Stiftung.

Hans Würtz: „Der Wille siegt". Berlin, Hermann Kalkoff.

Ernst Wagner: „Glocken überm Meer". Stuttgart, Firft-Verlag.

## Verschiedene Mitteilungen.

— Kriegsfürsorge. Kommerzienrat Friedrich Soennecken (Bonn) erhöhte den Betrag zur Unterstützung der Familien der im Felde stehenden Angestellten und Arbeiter der Firma F. Soennecken auf 125 000 M.

— Im Technikum Altenburg S.-A., einer höheren technischen Lehranstalt unter Staatsaufsicht, wird der Unterricht auch während des Krieges weitergeführt. Das Sommerhalbjahr 1917 beginnt am 17. April und der unentgeltliche Vorbereitungskursus für das 1. Semester am 22. März. Ausführliche Programme versendet das Sekretariat des Technikums kostenlos.

**Annahme von Anzeigen** bei **August Scherl G. m. b. H., Berlin SW. 68**, Zimmerstr. 36-41 und in den Geschäftsstellen: **Breslau**, Ohlauer Straße 87, **Dresden-A.**, Prager Straße 35, **Düsseldorf**, Oststraße 105, **Frankfurt a. M.**, Kaiserstraße 10, **Hamburg**, Neuerwall 2, **Hannover**, Georgstraße 20, **Kassel**, Königsplatz 53, **Köln a. Rh.**, Wallrafplatz 2, **Leipzig**, Petersstraße 22, **Magdeburg**, Breite Weg 184, **München**, Theatinerstraße 3, **Nürnberg**, Karolinenstraße 51, **Stuttgart**, Königstraße 11. — Der Preis für die viergespaltene Nonpareille-Zeile oder deren Raum beträgt 3,50 Mk., unter der Rubrik „Stellen-Angebote" Mk. 1.—, unter der Rubrik „Stellen-Gesuche" Mk. 0,80. — Anzeigen müssen spätestens vierzehn Tage vor dem Erscheinungstage aufgegeben werden. — Chiffre-Briefe, die innerhalb vier Wochen nicht abgeholt sind, werden vernichtet, nachdem die etwa darin enthaltenen Originalzeugnisse, Photographien usw. den Einsendern wieder zugestellt sind.




Prospekte der nachstehend aufgeführten Inserenten sind kostenlos entweder direkt zu beziehen oder durch das Reise-Auskunfts-Bureau des „Berliner Lokal-Anzeigers". Berlin SW 68, Zimmerstr. 36—41, sowie durch die Geschäftsstellen von August Scherl G.m.b.H. in Berlin und in den größeren deutschen Städten, ferner in Wien u. Zürich.

**Die Reihenfolge der einzelnen Inserate gibt keinen Anhalt über Rangverhältnisse der betreffenden Hotels etc.**

### *Norddeutschland.*

**Bad Polzin** (Moorbad in Pommern). **Kaiserbad Sanatorium,** physikalisch-diätische Heilanstalt. **Sanitätsrat Dr. Hölzl.**

### *Brandenburg.*

**Berlin** Pension Steinplatz **Rudolf Sendig jr., Charlottenburg, Steinplatz 4, am Zoo.**

**Buckow** **Kr. Lebus** (Märk. Schweiz). **Sanatorium u. Erholungsheim Waldfrieden.** Vorzügliche Verpfleg. Gelegenheit zu phys. diät. Kur u. ärztl. Leitg. Dtsch. Offiz.-Ver. 1916. Tel. Nr. 55.

**Eberswalde** **Dr. Seele's Sanatorium „Drachenkopf"** f. Nerven-, Innere-, Stoffwechselkr., Entziehungsk. u. Erholungsbedürftige.

**Falkenhagen** **Seegefeld-A. bei Berlin.** Sanatorium **8—11 M.** **San.-Rat Dr. Straßmann.** (Einzelzimmer 9—11 M.)

### *Schlesien.*

**Blitzengrund** (560 m) b. Görbersdorf. Schles. Kl. Lungensanat. f. d. Mittelstand. Anwend. sämtl. mod. Heilfakt. Arzt im Hause.

**Reinerz** **Sanatorium Reinerz i. Schl. Dr. Schoen,** f. d. gebild. Mittelstand. Chron. Erkrank. d.Atmungsorg. Leit.Arzt: **Dr. Spiro.**

### *Westdeutschland.*

**Bad Neuenahr** **Heilanstalten für Zuckerkranke,** Sommer- u. Winterkuren. Prosp. d. **Dr. Külz.**

**Godeshöhe** **bei Godesberg a. Rh.,** gegenüb. d. Siebengeb., Höh.-Kuranst. f. Nervöse u. Erholungsbed. (Kriegsbeschädigte), m. all. mod. Einricht. Stundenl. gesch. Wälder dir. a. Hause. Prosp. fr.

### *Teutoburger Wald.*

**Bad Lippspringe** unübertr. gegen **Lungen- u. Halsleiden**
**Arminiusbad** Frequenz 8000. Kriegsteiln. Vergünstig. Prosp. d. d. **Brunnen-Administration.** (Man beachte d. Adresse.)

### *Mitteldeutschland.*

**Bad Wildungen** **für Nieren- und Blasenleiden.** Fürstliches **Badehotel I. Ranges.** **„Der Quellenhof"** bisher **„Hotel Quisisana".** Vornehmst. Haus. Im Kurpark. Reelle Preise. Das ganze Jahr offen. Prosp. postfr. **M. Möbus.**

### *Sachsen.*

**Bad Elster** Sanatorium **Geh.S.-R. Köhler.** Vorn. Einr., Moor- u. Stahlbad, Zanderinst., Diätkuren.

**Bad Reiboldsgrün** **i. Vogtl.** 700 m. Heilanst. f. Lungenkr. Vorzugspr. f. Offiz. **Hofrat Dr. Wolff.**

**Elsterberg** **Sanatorium** für Nerven- u. Stoffwechselkranke, Herz- u. Nierenleiden. Entziehungskuren u. Erholungsbedürftige. Prospekte frei. **San.-Rat Dr. Römer.**

**Leipzig** Hotel Stadt Rom — am Hauptbhf. **Ausgang links.**

**Leipzig** Fürstenhof neu erbaut, für längeren Aufenth. bestens geeign. Zim. M. 3,60, mit Bad M. 6,00.

**Tharandt** **Sanatorium f. Nerv., innere Stoffwechselkranke u. Erholungsbedürftige. San.-Rat Dr. Haupt. Dr. H. Haupt.**

**Weisser Hirsch** **Oberloschwitz. Dr. Teuschers Sanatorium.** Phys. diät. Kurmethoden. Im Kriege offen.

**Zöbisch** Haus Vogtld. Ideal. Aufenth. f. Erholbed. Hot. u. Villen. Prosp. d. **Bad Reiboldsgrün i. V.**

### *Harz.*

**Hahnenklee** **Sanatorium Hahnenklee,** Oberharz, 600 m. Prosp. San.-Rat Klaus, Nervenarzt u. Arzt f. in. Krkheit.

**Hasserode** **Villa Daheim, Erholungsh. u. Sanator.** Diät. Bäd.-Liegek. Ia. Ref. Mäß. Preise. — **Haus Clara,** Heim für Alleinstehende. **C. Giraud. Dr. Morgenroth.**

**Sülzhayn** (Süd-Harz). **Heilanst. f. Leichtlungenkranke, Sanatorium „Hohentanneck".** Som. u. Wint. geöffn. m. gleich gut. Erfolg. Schöne, geschützte Lage, sol. Preise. Eig. Anstaltsarzt. Prosp. fr.

### *Thüringen.*

**Tannenfeld** **Kurhaus** für Nerven- und Gemütskranke, bei Nöbdenitz S.-A. Prospekt durch **Dr. Tecklenburg.**

**Tannenhof** **in Friedrichroda. Dr. Bieling's Sanatorium. Gewährleist. sorgfält. ärztl. Behandlung u. vorzügl. Verpfleg.**

### *Süddeutschland.*

**Bad-Nauheim** **Eleonoren-Hospiz,** Beneke-str. 6-8. Familienh. I. R. in best. Lage. Mäß. Preise. Jahresbetr. **A. Hanke,** Direktor.

**Wiesbaden** **Hotel Adler Badhaus** mit dem Adlerkochbrunnen am Badhausplatz. Winterkuren, Lift, Zentralheizg. Anerkannt g. Küche. Offiz. Ver. Man verl. Preisblatt.
**Hotel Alleesaal,** I. Rgs., beste Südlage a. Kochbrunnen. Bes. **Wilh. Scheffel.**
**Haus Dambachtal,** Dambachtal 23, neuzeitlichste Pension. Jahresbetrieb. Z. m. Pens. 6,50 an.

### *Badischer und Württembergischer Schwarzwald.*

**St. Blasien** **Pension Waldeck, f. Leichtlungenkr., gedeckte Liegehalle. Währ. d. Krieges geöffn. Mäß. Preise. A. Peltz.**

### *Bayern.*

**Königssee** **Oberb. Hotel u. Pension Schiffmeister.** Beste Lage am See. Schöne Räume. Angenehmer Aufenth. Gute Verpflegung. Zentralheizung. Prosp. d. d. Bes. **I. Moderegger.**

**München** ═══ Hotel Leinfelder ═══

**Partenkirchen** **Dr. Wigger's Kurheim.** Klin. geleit. Sanator. **für innere, Stoffwechsel-, Nervenkranke** und Erhol.-Bedürft. **Gute Verpflegung u. ungestörter Dauerbetrieb gesichert. 4 Aerzte. Auskunftsbuch. Wintersport.**

### *Schweiz.*

**Arosa** **Hotel u. Kurhaus Valsana, I. Rgs.,** vorzügl. Lage. Jahresbetr. Komf. Pens. v. Fr. 9.— an. Prosp. Bes. **Jösler.**
**Hotel Pension Schweizerhaus.** Deutsch. Haus. Pension v. Fr. 8.50 an. Tennis.

**Inner-Arosa** **Arosa Kulm.** Erstkl. Familienhaus. Neubau 1913. Eig. Orchester. Keine Lungenkranke.

**Davos-** **Dorf, Neues Sanatorium.** Alle hyg. Einricht. Gr. Vestib., Terrasse. Bes. **M. Neubauer.** Leit. Arzt **Dr. E. Nienhaus.**

**Davos-Platz** **Waldsanatorium.** Leitender Arzt: Prof. Dr. Jessen. Näheres d. Prospekt.

**Dolder-Zürich** **Waldhaus Dolder.** I. klass. Famil.-Pens. u. Hotel. Prächt. erhöhte Lage. Blick a. See. Ruhe.

Druck u. Verlag von August Scherl G. m. b. H., Berlin SW, Zimmerstr. 36/41. — Für die Redaktion verantwortlich: Chefredakteur Paul Dobert, Berlin; in Oesterreich-Ungarn für die Redaktion verantwortlich: B. Wirth, Wien VI, Theobaldgasse 17, für die Herausgabe Robert Mohr, Wien I, Domgasse 4. — Für den Anzeigenteil verantwortlich: A. Pieniak, Berlin

# DIE·WOCHE

Nummer 8. Berlin den 24. Februar 1917. 19. Jahrgang.


## Inhalt der Nummer 8.





## Die sieben Tage der Woche.

### 13. Februar.

Zwischen Ypern und Arras scheitern zahlreiche Vorstöße feindlicher Aufklärungsabteilungen.

Bei Zwyzyn am oberen Sereth wird der zweimal wiederholte Angriff mehrerer russischer Bataillone abgeschlagen.

Südlich der Valeputna-Straße nehmen unsere Truppen einen stark ausgebauten Stützpunkt im Sturm.

### 14. Februar.

Auf dem Norduser der Ancre führt der Feind nach sehr heftiger Artillerievorbereitung und unter Einsatz starker Infanteriekräfte seine Angriffe fort. Vormittags greift er zweimal südlich von Serre an. Beide Angriffe werden im Nahkampf abgewiesen.

Im Mestecanesci-Abschnitt erringen unsere Truppen neue Erfolge. Mehrere Stellungen der Russen werden gestürmt und gegen heftige Gegenstöße gehalten.

### 15. Februar.

Zwischen Serre und Somme ist der Artilleriekampf stark. Infanterie-Angriffe erfolgen nicht; es kommen in unserm wirksamen Feuer nur kleine Teilvorstöße gegen einige unserer vorgeschobenen Posten zustande, die befehlsgemäß auf unsere Hauptkampfstellung ausweichen.

Nördlich der Bahn von Zloczow nach Tarnopol glückt ein gut angelegtes, mit Schneid durchgeführtes Unternehmen in vollem Umfang. Nach kurzer Feuerwirkung dringen Sturmtrupps etwa 100 Meter tief in die russischen Linien ein, nehmen die Besatzung von sechs Offizieren und 275 Mann gefangen und halten sich fünf Stunden in den feindlichen Gräben. Inzwischen gelingt es den Mineuren, die ausgedehnten Minengänge zu zerstören und unter unsere Stellung geführte geladene Stollen unschädlich zu machen.

An der Putna wird ein russischer Posten aufgehoben, am Sereth der Vorstoß mehrerer Kompagnien zurückgewiesen. Der Hafen und militärisch wichtige Anlagen von Galatz werden wirkungsvoll beschossen.

### 16. Februar.

In der Champagne wird südlich von Ripont nach wirksamer Vorbereitung durch Artillerie und Minenwerfer ein Angriff von unserer Infanterie mit Umsicht und Schneid zu vollem Erfolg durchgeführt. Im Sturm werden an der Champagne Ferme und auf Höhe 185 vier feindliche Linien in 2600 Meter Breite und 800 Meter Tiefe genommen. 21 Offiziere und 837 Mann sind gefangen, 20 Maschinengewehre und 1 Minenwerfer als Beute eingebracht. Unsere Verluste sind gering. Der Franzose erhöhte die seinen bei nutzlosen Gegenangriffen.

Zwischen Ostsee und Dnjestr war bei Schneesturm und Kälte nur in wenigen Abschnitten die Gefechtstätigkeit lebhaft.

### 17. Februar.

Unsere Fliegergeschwader bewerfen wichtige Anlagen hinter der feindlichen Front ausgiebig mit Bomben. An der Somme flogen mehrere Munitionslager des Gegners in die Luft; Knall und Erderschütterung waren bis St. Quentin wahrnehmbar.

Bei Illuxt, südwestlich von Luck, bei Zborow, südlich von Brzezany und südwestlich von Stanislau, scheitern russische Unternehmungen.

### 18. Februar.

In der Champagne lagen die neuen Stellungen südlich von Ripont, auf dem Westufer der Mosel unsere Gräben im Priester-Walde unter lebhaftem Artillerie- und Minenwerfer-Beschuß; Angriffe kamen in unserem Vernichtungsfeuer nicht zur Durchführung.

In der Nacht zum 17. 2. bewarf eins unserer Luftschiffe Stadt und Hafen von Boulogne ausgiebig mit Bomben.

### 19. Februar.

Durch Allerhöchst genehmigten Beschluß des Königlich Preußischen Staatsministeriums ist die Einsetzung eines Staatskommissars für Volksernährung angeordnet und der Unterstaatssekretär Wirkliche Geheime Rat Dr. Michaelis zum Staatskommissar ernannt worden.

## Kriegsamt und Kriegswirtschaftsämter.

Von Professor Dr. Dade,
Geschäftsführer des Deutschen Landwirtschaftsrats.

Mit dem Gesetz über den vaterländischen Hilfsdienst vom 5. Dezember 1916 hat Deutschland die letzten Folgerungen aus der kriegswirtschaftlichen Lage gezogen. Es handelt sich dabei um ein Problem, dessen Lösung bisher noch in keinem Kriege der Weltgeschichte, weder in der alten noch in der neueren Zeit, ausgeführt ist. Für den Zusammenschluß der waffenfähigen Männer wurde die erste Grundlage in der allgemeinen Wehrpflicht zur Zeit der Freiheitskriege Anfang des 19. Jahrhunderts gelegt. Diese Dienstpflicht hat bis zum heutigen Tage von Generation zu Generation allmählich seine höchste Ausbildung erreicht. Die Waffenschmiede Preußen-Deutschlands, Scharnhorst, Gneisenau, Roon und Moltke, bilden den Anfang und Schluß dieser beispiellosen militärischen Entwicklung. Heute stehen wir an der Schwelle einer neuen Epoche.

Es hat ein volles Jahrhundert gedauert, bis der Organisation der militärischen Kraft in einem Weltkriege auch der Zusammenschluß der nicht waffenfähigen Bevölkerung an die Seite gestellt worden ist. Das, was jetzt bei uns in so großem Maßstab unternommen wird, hat deshalb nicht nur ein praktisches Interesse für das Durchhalten im Kriege, sondern darüber hinaus ein allgemeines historisches Interesse. Es ist eine gewaltige

Tat, die sich würdig anreiht an die Volkserhebung in den Freiheitskämpfen 1813, 1814 und 1815. Der damit im Zusammenhange stehende eisenklirrende Aufruf unseres Kaisers erweckt in uns unwillkürlich die Erinnerung an den Aufruf König Friedrich Wilhelms III., fast genau vor einem Jahrhundert, am 17. März 1813, in dem es heißt: „Es ist der letzte entscheidende Kampf, den wir bestehen für unsere Existenz, unsere Unabhängigkeit, unsern Wohlstand; keinen andern Ausweg gibt es als einen ehrenvollen Frieden oder einen ruhmvollen Untergang. Auch diesem würdet ihr getrost entgegengehen um der Ehre willen, weil ehrlos der Preuße und der Deutsche nicht zu leben vermag. Allein, wir dürfen mit Zuversicht vertrauen: Gott und unser fester Willen werden unserer gerechten Sache den Sieg verleihen, mit ihm einen sicheren glorreichen Frieden und die Wiederkehr einer glücklichen Zeit."

Niemand wird verkennen, daß die Arbeitsorganisation der Bevölkerung eine viel schwierigere ist als die militärische Kampforganisation derselben. Letztere ist durch ein Jahrhundert hindurch von Geschlecht auf Geschlecht immer mehr in Fleisch und Blut jedes wehrkräftigen Mannes übergegangen. Dazu kommt, daß die 2½jährige Dauer des Krieges die ganze Manneskraft unseres Volkes gleichsam wie Metalle in der Hochofenglut zusammengeschmiedet hat. Demgegenüber ist die gesetzliche Arbeitspflicht der Zivilbevölkerung in der Heimat etwas völlig Neues, bisher Unbekanntes. Sie bedeutet eine Hingabe an den Staat, an das Ganze, die jedem einzelnen zwar als eine sittliche Pflicht erschien, die aber als eine gesetzliche Pflicht, als ein staatlicher Zwang noch niemals eingeführt war. Vor allem war diese Arbeitspflicht im Gegensatz zur Wehrpflicht in keiner Weise während der langen Friedenzeit vorbereitet. Die Organe zu ihrer Ausführung mußten erst neu geschaffen werden, sind auch jetzt noch zum Teil erst in der Ausführung begriffen. Während für die Ausübung der Wehrpflicht bestimmte Organe in ihren verschiedensten Staffelungen, wie Kriegsministerium, Reichsmarineamt, Generalkommando, Bezirkskommando, die einzelnen Truppenteile, bereits im Frieden, und zwar nur für die militärische Ausbildung, ohne Konkurrenz mit anderen Organen der Staatsverwaltung bestanden haben, stößt die Ausführung des vaterländischen Hilfsdienstes auf staatliche Organe, die im Frieden und auch bisher im Kriege vieles von dem geleistet haben, zu dessen Mithilfe jetzt noch eine besondere militärische Organisation herangezogen werden soll. Hierin liegt die große, fast unüberwindliche Schwierigkeit des neuen Unternehmens.

Das für den vaterländischen Hilfsdienst errichtete Kriegsamt und seine Unterorgane können deshalb nur dann ersprießliche Arbeit leisten, wenn sie in engster Fühlung mit allen Organen der Zivilverwaltung wie mit den einzelnen Ministerien des Innern, des Handels, der Landwirtschaft, der Finanzen, mit den Interessenvertretungen der Arbeitgeber und der Arbeitnehmer, wie Handelskammern, Handwerkskammern, Landwirtschaftskammern, Gewerkschaften, Hand in Hand arbeiten. Dabei bleibt die großartige Idee des vaterländischen Hilfsdienstes unbeschränkt bestehen, die darin gipfelt, die gesamten Arbeitskräfte, sowohl die geistigen wie vor allem die handarbeitenden Kräfte, soweit sie nicht draußen für die Verteidigung des Vaterlandes eingespannt sind, für alle Räder des weit verzweigten Wirtschaftslebens im Inlande dienstbar zu machen und dabei alle Kräfte zielbewußt und planmäßig dahin zu lenken, wo sie für das wirtschaftliche Durchhalten im Kriege am notwendigsten, wirksamsten und unentbehrlichsten sind. Dies ist auf der einen Seite die gesamte Kriegsindustrie, welche die Waffen für die Millionen Kämpfer dort draußen zu schmieden hat, und auf der andern Seite die Lebensmittelerzeugung, um den Plan unserer Feinde, Deutschland durch Aushungerung zu einem schmachvollen Frieden zu zwingen, zuschanden zu machen.

Zur Lösung der zweiten Aufgabe hat das Kriegsamt im Bereiche des preußischen Kriegsministeriums für jede Provinz ein Kriegswirtschaftsamt und für jeden Kreis eine Kriegswirtschaftstelle errichtet. Das Kriegswirtschaftsamt ist ein Organ des Kriegsamtes und untersteht ihm unmittelbar. Vorsitzender des Kriegswirtschaftsamtes ist ein vom Kriegsamt ernannter Offizier, der mit landwirtschaftlichen Angelegenheiten genau vertraut ist. Mitglieder des Kriegswirtschaftsamtes sind zwei vom Oberpräsidenten ernannte höhere Verwaltungsbeamte, je ein Vertreter der Eisenbahndirektion, 6 von der Landwirtschaftskammer zu benennende Landwirte und ein vom kommandierenden General am Sitze des Kriegswirtschaftsamtes ernannter Veterinär. Der vorsitzende Offizier vertritt sämtliche Generalkommandos, zu deren Bereich die Provinz gehört. Bei den nicht am Sitze des Kriegswirtschaftsamtes befindlichen Generalkommandos werden nach Bedarf Nebenstellen des Kriegswirtschaftsamtes gebildet, die aus einem landwirtschaftlich erfahrenen Offizier als Leiter und den erforderlichen Hilfskräften bestehen. Vorsitzender der Kriegswirtschaftstelle in den einzelnen Kreisen ist der Landrat, sein Stellvertreter ist ein sachverständiger Landwirt, der mit noch 4—8 Mitgliedern auf Vorschlag des Kreisausschusses nach Anhörung der Landwirtschaftskammer durch den Regierungspräsidenten ernannt wird. Wie das Kriegswirtschaftsamt innerhalb der Provinz die landwirtschaftliche Produktion zu unterstützen und zu fördern hat, so die Kriegswirtschaftstelle innerhalb des Kreises. In Bayern sind nicht Kriegswirtschaftsämter, sondern nur Wirtschaftstellen bei den stellvertretenden Generalkommandos errichtet, die, wie es wörtlich in der Dienstanweisung vom 15. Januar d. J. heißt, bei der den Distrikts-Verwaltungsbehörden obliegenden Förderung der restlosen landwirtschaftlichen Ausnutzung des Grund und Bodens mitwirken sollen. Solcher Wirtschaftstellen gibt es 163 in Bayern.

Die große Aufgabe der Kriegswirtschaftsämter, das Maximum an Bodenerträgen hervorzubringen, kann nur erreicht werden, wenn die gesamte Kulturfläche Deutschlands nicht nur in demselben Umfange wie bisher angebaut wird, sondern wenn sie, was vielfach von der städtischen Bevölkerung nicht beachtet wird, eine so sorgsame Pflege wie im Frieden erhält, damit der Boden denselben oder doch einen ähnlichen Ertrag hervorbringt wie vor dem Kriege. Es kann nicht genug betont werden, daß der Anbau allein nicht genügt, wenn er nicht unter solchen Bedingungen stattfindet, daß er auch den größtmöglichen Ertrag verspricht. Andernfalls ist es besser, man unterläßt den Anbau, weil die auf ihn verwandte Arbeit nur eine Vergeudung der menschlichen und tierischen Kräfte und der Rohstoffe, wie Saatgut und Düngemittel, bedeutet. Würden z. B., wie es wohl hin und wieder der Fall gewesen ist, Betriebsmittel der landwirtschaftlichen Produktion, wie Motorpflüge, Kunstdünger, Saatgut, Zuchttiere, in die besetzten Gebiete unter Zurücksetzung des einheimischen Kulturbodens geliefert werden, so

würde dadurch keineswegs eine Erhöhung der Gesamterträge, sondern eher eine Verminderung derselben bewirkt werden. Würde man auf 1000 Hektar Ödland oder in schlechter Kultur stehendem Boden Betriebsmittel, wie Kunstdünger, verwenden, die 1000 Hektar anderem, in hoher Kultur stehendem Boden entzogen werden, so würden die Erträge des letzteren noch um mehr sinken, als der unsichere Ertrag auf ersterem beträgt. Der Schwerpunkt des wirtschaftlichen Durchhaltens liegt, soweit Lebensmittel in Betracht kommen, ausschließlich in der Erhaltung der vollen Bodenkraft des Heimatlandes. Hier ist der Kulturboden in der langen Friedenszeit durch intensive Bearbeitung, tiefes Pflügen, Dränage, Kunstdünger, Saatgutwechsel auf eine so hohe Stufe gebracht, daß er die Kultur der besetzten Gebiete vielfach weit überragt. Man bedenke, daß unsere einheimische Landwirtschaft im Frieden etwa das Doppelte erzielt als z. B. die besetzten Gebiete im Osten. Damit soll keineswegs gesagt werden, daß diese etwa nicht von uns zu bewirtschaften wären. Dies ist notwendig, doch darf es nicht auf Kosten der Ertragsfähigkeit des Mutterlandes geschehen, wenn man nicht die Ernährung des deutschen Volkes während des Krieges in verhängnisvoller Weise gefährden will.

Das große und gewaltige Problem der Lebensmittelversorgung, dessen Lösung für den Ausgang des Krieges mit in erster Linie entscheidend sein wird, ist jetzt vertrauensvoll in die Hände des Kriegsamtes oder vielmehr in die Hand eines Mannes gelegt, dem zur Erfüllung seiner Aufgaben fast in demselben Grade das Vertrauen des deutschen Volkes und insbesondere der Landbevölkerung zur Seite stehen muß wie dem Generalfeldmarschall von Hindenburg auf militärischer Seite. Dies ist Generalleutnant Groener. Man braucht diesen Mann nur gesehen und gehört zu haben, um zu wissen, daß es ihm an eisernem Willen nicht fehlt, um einer Aufgabe gerecht zu werden.

Die zur Durchführung dieser Aufgabe errichteten Kriegswirtschaftsämter und Kriegswirtschaftstellen sollen in engster Fühlung mit den Zivilbehörden ihre Aufgabe lösen. Sie sollen dafür Sorge tragen, daß in diesem Frühjahr der gesamte Kulturboden Deutschlands restlos zum ertragreichen Anbau geführt wird. Hierzu sind 5 Dinge notwendig: 1. menschliche Arbeitskräfte, darunter auch Betriebsleiter; 2. tierische Arbeitskräfte; 3. Maschinen; 4. Düngemittel und 5. Saatgut. Das Kriegsamt hat zwar die Befugnis, die Bebauung landwirtschaftlichen Kulturlandes durchzusetzen und gegebenenfalls solche Flächen selbst bewirtschaften zu lassen, doch wird es ratsam sein, von einem direkten Produktionzwang abzusehen, weil erfahrungsgemäß mit einem solchen die Produktion mehr gehindert als gefördert wird.

Wenn hiernach dem Kriegsamt von den Faktoren der landwirtschaftlichen Produktion sehr gewichtige, vor allem die Arbeiterfrage überwiesen sind, so könnte es auffallen, daß ihm ein ausschlaggebender Faktor, die Preishöhe der Erzeugnisse, nicht überlassen, dieser vielmehr nach wie vor dem Kriegsernährungsamt verblieben ist. Man kann darüber im Zweifel sein, ob es nicht besser gewesen wäre, auch die Festsetzung der Höchstpreise in die Hände des Kriegsamtes zu legen, da selbstverständlich Anbau und Ertrag von der Höhe dieser Preise in hohem Grade bedingt sind. Dem Kriegsamt würde hierbei besonders zustatten kommen, daß es nicht, wie das Kriegsernährungsamt, mit einem Rattenschwanz von unzähligen Kriegsgesellschaften und mit noch sonstigem schweren Gepäck belastet ist. Doch mag die Erwägung maßgebend gewesen sein, das Kriegsamt bei seiner ohnehin schwierigen Aufgabe soweit wie möglich mit politischen Konflikten, mit denen die Preisfrage leicht verquickt ist, zu verschonen. Immerhin ist es zu begrüßen, daß dem Kriegsamt ein gewisser Einfluß auf die Berücksichtigung der Produktion bei Festsetzung von Höchstpreisen eingeräumt ist. Auch mit der Erfassung und Verteilung der landwirtschaftlichen Erzeugnisse hat das Kriegsamt nichts zu tun. Dies bleibt Sache des Kriegsernährungsamtes.

Die wichtigste Aufgabe der Kriegswirtschaftsämter: Schaffung von Arbeitskräften, ist deshalb so schwierig, weil der landwirtschaftliche Betrieb im Kriege nicht nur seine menschlichen Arbeitskräfte, sondern auch die Gespanne, die Pferde, zum größten Teil hergeben mußte. Mag auch die Lebensmittelversorgung hin und wieder in den Augen der städtischen Bevölkerung einen Schatten auf die Landwirtschaft geworfen haben, so wird doch für alle Zeiten die unverzagte und entsagungsvolle Arbeit unserer Landfrauen und ihrer Töchter wie ein unvergänglicher Stern aus der Einsamkeit der ländlichen Stille hervorleuchten. Ihnen hat das Vaterland es mit in erster Linie zu verdanken, daß wir den Krieg nicht verlieren.

Für die Lösung der Arbeiterfrage auf dem Lande in den nächsten Monaten kommt noch erschwerend hinzu, daß mit der enormen Steigerung der Arbeitslöhne in der Kriegsindustrie bereits viele Arbeitskräfte, insbesondere weibliche, das Land verlassen haben, von einem märchenhaften Lohn angelockt, den der landwirtschaftliche Betrieb niemals wird erschwingen können. Es wird deshalb der größten Organisationskraft des Kriegsamtes bedürfen, um dem weiteren Abstrom der Arbeitskraft im vaterländischen Interesse rechtzeitig begegnen zu können. Hierbei sei daran erinnert, daß der vaterländische Hilfsdienst nach dem Gesetze sich nur auf jeden männlichen Deutschen vom 17. bis 60. Lebensjahre erstreckt, soweit er nicht zum Dienst in der bewaffneten Macht einberufen ist. Auf den weiblichen Teil des deutschen Volkes ist der Hilfsdienst bisher nicht ausgedehnt worden. Es ist davon wohl in der Annahme Abstand genommen, daß die weiblichen Hilfskräfte in aus-

reichender Zahl zur Verfügung stehen würden, weil sie im Gegensatz zu den Männern durch die Wehrpflicht nicht reduziert sind. Angesichts der obigen Erscheinung ist es zweifelhaft, ob dies richtig war. Man hätte die Dienstpflicht auch für den weiblichen Teil der Bevölkerung gesetzlich zum Ausdruck bringen sollen, schon um dem ganzen Volke den bitteren Ernst der Zeit zum sittlichen Bewußtsein zu bringen. Dies um so mehr, als ja auch bei den männlichen Kräften ein direkter Zwang, der nach dem Gesetz zulässig ist, möglichst vermieden wird.

Für das Kriegsamt, die Kriegswirtschaftsämter und die Kriegswirtschaftstellen handelt es sich aber auch besonders darum, die Kräfte ökonomisch zu verteilen, sie dorthin zu dirigieren, wo sie am notwendigsten und für die Erzeugung der Lebensmittel am nachhaltigsten verwendet werden können, in ähnlicher Weise, wie auch die Strategie unserer obersten Heeresleitung die Truppen dorthin wirft, wo sie am notwendigsten sind, um eine Entscheidung herbeiführen.

Zu begrüßen ist die Anweisung, daß den Landwirten für jedes ausgehobene Pferd leihweise ein Ersatzpferd wieder zur Verfügung gestellt werden soll. Wie indes die vielfachen Klagen der Landwirte beweisen, ist es leichter, von oben eine solche Anweisung zu geben, als sie draußen zu verwirklichen.

Als Arbeitskräfte für die Landwirtschaft kommen aber nicht nur die männlichen Personen in Betracht, die dem vaterländischen Hilfsdienst unterstellt sind, und die weiblichen Arbeitskräfte, sondern auch die Millionen Hände unserer Schuljugend besonders in den Gemeindeschulen des Landes. Es gilt, diese im Einzelfalle schwache Kraft planmäßig und zielbewußt durch tausendfache Vervielfältigung zu einer elementaren Volkskraft zu gestalten. In den Frühjahrsmonaten würden an von der Schule freizugebenden Nachmittagen selbst Kinder der unteren Klassen für die Tilgung des Unkrautes, dieses gefährlichen Feindes höherer Bodenerträge, zu verwenden sein. Im Sommer würden dann während der Ernte die älteren Jahrgänge der männlichen und weiblichen Schuljugend mithelfen, wie dies bereits 1915 und 1916 mehrfach mit Erfolg geschehen ist. Es ist zu erwägen, in diesem Sommer für die Bergung der Futter-, Getreide- und Hackfruchternte sämtliche Schulen des Landes von Anfang Juni bis Ende September zu schließen, selbstverständlich unter der Verpflichtung der Jugend, die Schulfreiheit gegen den vaterländischen Dienst in der Ernte auszutauschen.

Hiermit würde zugleich eine nationale Erziehung unserer Jugend verbunden sein, wie sie schöner nicht gedacht werden kann. Wir müssen mit allen Kräften dahin streben, den Gegensatz zwischen Stadt und Land zu überwinden, der jetzt im Kriege leider nicht, wie man zuerst gehofft hatte, verschwunden, sondern vielfach noch verstärkt ist. Es bleibe hier unerörtert, wem die größere Schuld an diesem unseligen Zwiespalt beizumessen ist, sie liegt jedenfalls auf beiden Seiten. Solange der Städter gewohnt ist, Landwirte und ihre Tätigkeit nur nach den Eindrücken zu beurteilen, die er in der flüchtigen Zeit der Sommerfrische oder auf der Jagd gewonnen hat, so lange wird ein Verständnis ebensowenig möglich sein, als wenn andererseits der Landwirt die Stadt und ihre Bewohner nur nach dem beurteilt, was er bei kurzer Einkehr in der Stadt erblickt hat. Von den sozialen Nöten und Leiden des großstädtischen Lebens hat der Landbewohner ebensowenig eine Ahnung wie der Städter von der mühseligen und entsagungsvollen Arbeit auf dem Lande. Den eigentlichen Kern des Volkes kennt meistens keiner beim andern. Möge der vaterländische Dienst, zu dem alle Schichten des Volkes berufen sind, dazu beitragen, diese Brücke zu schlagen.

# Deutsche Rückwanderer.

Von Else Frobenius.

Mehr als zwei Millionen Deutsche, die vor dem Kriege in Rußland ein friedlich arbeitsames Dasein führten und den Wohlstand des Reiches mehrten, sind heute der Heimatlosigkeit preisgegeben. Nicht nur die deutschen Staatsangehörigen, die als Industrielle und Techniker die wichtigsten Betriebe der russischen Großstädte leiteten und schon seit Kriegsausbruch in Zivilgefangenschaft schmachten. Auch über den Deutschen russischer Staatsangehörigkeit schwebt der Haß des Krieges. Keiner ist seines Lebens und Eigentums sicher. Weder die Balten, deren Deutschtum man durch harte Zwangsmaßregeln völlig zu vernichten sucht, noch die deutschen Kolonistenbauern, die unter dem Fluche der Enteignung stehen und unstet und flüchtig das Reich durchirren.

Man weiß bei uns viel zu wenig von den deutschen Kolonisten, den Nachkommen jener Auswanderer, welche vor 150 und 110 Jahren den vielverheißenden Angeboten Katharinas der Zweiten und Kaiser Alexanders des Ersten folgten. Aus ganz Deutschland, vornehmlich Schwaben, siedelten sie an die fernen Gestade der Wolga, nach Taurien, Wolhynien, Beßarabien und Transkaukasien über. Allein an der Wolga bildeten sie 102 deutsche Kolonien, in denen etwa 800 Sippen hausten, vor dem Kriege über 500 000 Personen. In Wolhynien lebten über 200 000 Kolonisten.

Durch ihre Arbeitsamkeit und ihren Fleiß waren viele zu großem Wohlstande gelangt. Sehr fromm und sehr kinderreich hielten sie treu an den Sitten ihrer Väter fest. Der Pfarrer und der Lehrer des Dorfes waren ihre geistigen Führer. Ihr bibelfestes Christentum verlieh ihnen etwas Patriarchalisches. Von modernen Geisteseinflüssen wurden sie in ihrer weltfernen Abgeschlossenheit kaum berührt und stehen heute noch auf demselben geistigen Standpunkt wie vor hundert Jahren ihre Vorfahren. Auch deren Mundart haben sie beibehalten, und die meisten schwäbeln beim Reden. Beim Gebrauch der Infinitivform lassen sie das „n" fort und sagen: singe, springe, kaufe. „S" sprechen sie wie „sch". „Wo bischt du?" Ihre Verkleinerungsformen enden mit dem schwäbischen „le": „Das Säule, das Öchsle".

Die schwäbische Mundart ist so vorherrschend unter ihnen, daß auch die aus Elsaß, Bayern, Sachsen und Thüringen stammenden Kolonisten sich ihrer bedienen. Sie nennen sich „Deutsche". Die aus Ost- und Westpreußen Eingewanderten aber werden von ihnen „Plattdeutsche" oder „Kaschuben" genannt.

Obgleich Katharina die Zweite die deutschen Bauern einst in die weiten Steppen ihres Riesenreiches gelockt hatte, indem sie ihnen Befreiung von der Militärdienstpflicht in Aussicht stellte, war dieses Vorrecht von ihren

Die vom Eise gebändigte Ostsee:

# Winterbilder aus Stralsund.

Oben:
„Ein guter Fang!"

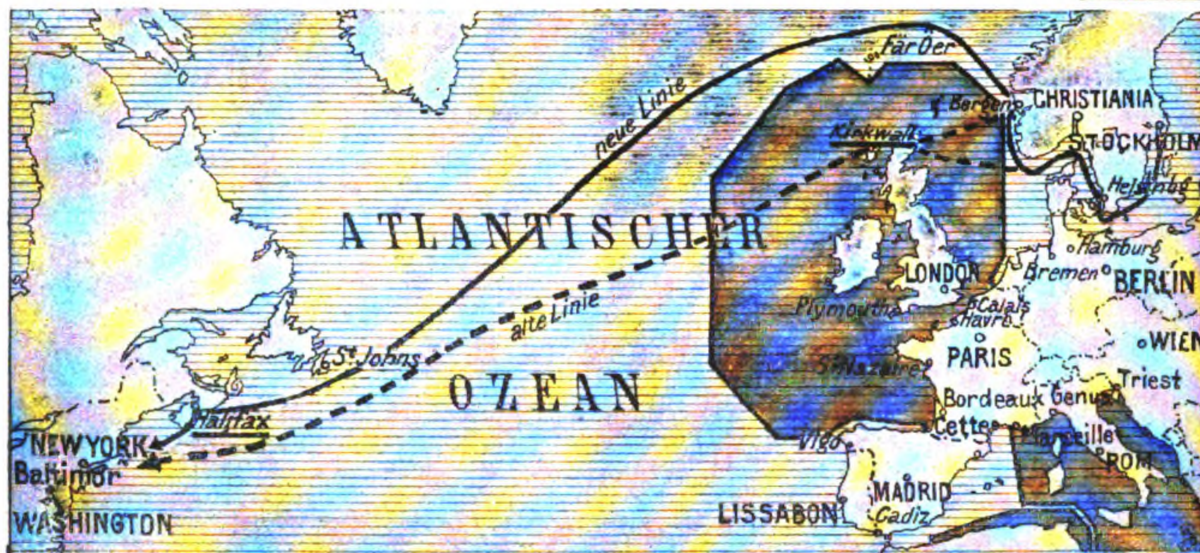
Mitte und unten:
Frachtverkehr mit Schlitten auf dem Eise.
Phot. E. Hänisch.












**Verkehrslinie Skandinavien-Nordamerika unter der Voraussetzung, daß skandinavische Schiffe sich der englischen Durchsuchung in Halifax (statt in Kirkwall) unterziehen.**

Nachfolgern längst gebrochen, als der Weltkrieg ausbrach. Tausende sind dann in unsere Gefangenschaft geraten und in den Kriegsgefangenenlagern mit den Russen zusammen untergebracht. Wenn wir sie als Russen bezeichnen, wollen sie jedoch diese Benennung nicht gelten lassen, sondern behaupten stets, sie wären „Deutsche". Da Rußland ja kein Nationalstaat, sondern ein Nationalitätenstaat ist, hat ihre staatliche Zugehörigkeit zum Reiche des Zaren nach ihrer Ansicht an ihrem Charakter als Deutsche nichts geändert. Uns nennen sie „Deutschländer". Und nur ungern lassen sie es sich gefallen, daß sie von uns aus Zweckmäßigkeitsgründen „Deutschrussen" genannt werden. Denn deutsch und russisch sind für sie unvereinbare Gegensätze. Wenn man ihnen sagen wollte, daß sie Russen sind, weil sie in Rußland geboren wurden, könnte man leicht die Gegenfrage hören: Ist ein Kalb ein Fohlen, wenn es im Pferdestall geboren wird?

Mit Ehrfurcht schauen sie auf das Land ihrer Vorfahren und sind dankbar, wenn man ihnen die Rückkehr dahin ermöglicht. Die württembergischen und rheinischen Gemeinschaftskreise haben sich ihrer angenommen, in Württemberg einen Zweigverein des Fürsorgevereins für deutsche Rückwanderer gegründet und die auf dem Wege zu verschiedenen Arbeitsorten befindlichen Kriegsgefangenen bereits mehrfach zu kirchlichen Zusammenkünften vereinigt. So konnte die Brüdergemeinde Korntal in Württemberg zur Feier ihres hundertjährigen Bestehens in ihrer Mitte etwa hundert deutsch-russische Kriegsgefangene begrüßen, welche Nachkommen der vor hundert Jahren Ausgewanderten sind.

Schon vor dem Kriege wurde die Lage der deutschen Kolonisten von Jahr zu Jahr schwieriger: russische Polizeiverbote und Gewaltmaßregeln engten sie so ein, daß viele ihre Blicke nach Westen richteten und nach Amerika auswanderten oder in die Heimat ihrer Väter zurückkehrten. Schon 1909 wurde in Berlin der Fürsorgeverein für deutsche Rückwanderer gegründet, der bis 1914 dem Deutschen Reiche 27 000 deutsche Bauern zuführte. Etwa 20 000 Kolonisten siedelten in die Baltischen Provinzen über, wo die deutschen Gutsbesitzer ihnen die Wege ebneten.

Nach Kriegsausbruch aber wandelte sich ihr Dasein ins Unerträgliche. Aus den bedrohten Grenzgebieten Westrußlands wurden sie von Kosaken mit Gewalt ausgewiesen. Ihr Hab und Gut mußten sie im Stich lassen, zu Tausenden in die ungewisse Ferne ziehen. Wie viele Familien auseinandergerissen sind, Vater, Mutter und Kinder in weit auseinanderliegende sibirische Gouvernements vertrieben, wie viele unterwegs verstorben sind, das vermag heute kein Mensch zu sagen.

Dennoch war es noch nicht der Höhepunkt des Kolonistenelends. Dieser trat ein, als am 2. Februar 1915 der Zar das Enteignungsgesetz erließ, das befahl, alle deutschen Kolonisten sollten bis Jahresschluß ihr Land verkaufen.

In Wolhynien begann man mit der Liquidation und setzte sie dann in Taurien, Cherson, Jekaterinoslaw und Beßarabien fort. „Die einmal Aufgescheuchten ziehen hin und her. Die Trauer, die Not der Umherziehenden, die vielen Tränen, die von den Verwaisten geweint werden, alles das ist herzergreifend", schreibt ein Augenzeuge.

Aus Wolhynien wurden 23 000 deutsche Kolonisten nach Astrachan und Orenburg geschickt. 275 deutsche Schulen wurden dort Anfang 1916 geschlossen. Die den Deutschen gehörigen 93 000 Deßjatinen Landes wurden sequestiert und russischen „Flüchtlingen", d. h. den vom abziehenden russischen Heere gewaltsam evakuierten Bewohnern Polens und Litauens, übergeben. Im Gouvernement Tomsk sollen im ganzen 40 000 deutsche Kolonisten angesiedelt werden, die aus Südwestrußland kommen. Ein Teil ihrer Güter ist auf dem Versteigerungswege zum halben Wert von der Bauernagrarbank in Simferopol erstanden. Die Bauernagrarbank hat das Vorkaufsrecht auf alle zu liquidierenden Güter. Sie erwirbt sie zu Spottpreisen, die nach polizeilicher Schätzung festgesetzt werden.

Neuerdings ist dem „Komitee zum Kampf gegen die deutsche Vergewaltigung" ein Entwurf vorgelegt, nach dem der Besitz des einzelnen Bauern nicht mehr öffentlich versteigert werden, sondern die ganze Kolonie geschlossen veräußert werden soll. Dadurch hofft man bis zum Frühjahr alle deutschen Bauern zu enteignen. Ob bei der Verteilung des Erlöses der deutsche Bauer dann

überhaupt Geld zu sehen bekommt, ist freilich zweifelhaft. Denn die Taschen des russischen Beamten sind weit.

Das russische Ministerium des Innern hat festgestellt, daß die Gesamtfläche des deutschen Kolonistenbesitzes in 107 Kreisen Rußlands 2 038 072 Deßjatinen = 2 226 515 Hektar beträgt, und daß diese Fläche 6½ Prozent des in diesen Kreisen befindlichen Privatbesitzes ausmacht. Im Gouvernement Cherson beträgt er fast 18 Prozent des gesamten Privatbesitzes, in Taurien 23,55 Prozent.

Es ist schon unnennbar viel wertvolles deutsches Volkstum durch die Vertreibung der deutschen Kolonisten vernichtet worden. Wenn die Hälfte aller Enteigneten sich eine neue Existenz gründet, so ist das sehr hoch gegriffen. Der weitaus größere Teil droht an Elend und Hunger zugrunde zu gehen.

Der Gedanke, in das deutsche Mutterland zurückzukehren, greift unter den Kolonisten immer weiter um sich. Doch stehen ihm fast unüberwindliche Schwierigkeiten gegenüber, solange durch den Krieg die Grenze gesperrt und die Postverbindung gestört ist. Nur aus dem von uns besetzten Wolhynien konnten mit tatkräftiger Unterstützung unserer deutschen Soldaten die zurückgebliebenen Kolonisten auswandern. Mit Hilfe des Fürsorgevereins für deutsche Rückwanderer sind während des Krieges bereits 25 000 Bauern nach Deutschland übergesiedelt. Die meisten nahm Ostpreußen auf. In Schleswig-Holstein sind etwa 250 Familien angesiedelt. Auch die Provinzen Hannover, Pommern, Sachsen, Schlesien und Westfalen sowie die deutschen Bundesstaaten haben bereits Zuzug durch wolhynische Flüchtlinge erhalten.

Von den 15 000 deutschen Bauern, die im letzten Jahrzehnt nach Kurland ausgewandert waren, befinden sich gleichfalls viele unter der Verwaltung von Ober-Ost. Mit treuer Gewissenhaftigkeit bebauen sie dort das der russischen Willkür entzogene Land.

o o o

## Der Weltkrieg. (Zu unseren Bildern.)

Die abgelaufene Woche bedeutet für den Fortgang der Ereignisse auf dem Lande wie zur See nicht nur eine Fortsetzung, sondern eine Steigerung.

Die Schonungsfrist, die wir bei Eintritt des uneingeschränkten U-Boot-Krieges im Sperrgebiet des Atlantischen Ozeans und Kanals ebenso in der Nordsee und im Mittelmeer gesetzt hatten, ist abgelaufen. Nun wird nicht mehr gewarnt, nicht mehr geschont. Es ist von uns klar genug ausgedrückt, was wir tun würden; daran ist nicht zu deuteln und zu drehen. Wer sich trotzdem in Gefahr begibt, muß darin umkommen.

Die Zahl der versenkten Schiffe häuft sich in der Aufrechnung. Die Ergebnisse der zweiten Woche kommen zu denen der ersten Woche hinzu, und zwar in hoher Verstärkung.

Überblicken wir die einzelnen Posten, die in den Tagesberichten aufgeführt wurden, so kommen zu den am 12. gemeldeten 9 Dampfern und 3 Segelschiffen mit 31 000 Tonnen nachträglich 1 Dampfer und 4 Segelschiffe mit 3000 Tonnen. Am 13. wurde der Dampfer „Afric“ der „White-Star-Line“ mit 12 000 Tonnen versenkt. Gleichzeitig wurden 6 Dampfer und ein Segelschiff mit 25 000 Tonnen gemeldet. Am 15. Februar wurden 19 000 Tonnen als Beute eines einzelnen U-Bootes gemeldet. Dazu kommen weitere 16 000 Tonnen in der Meldung vom selben Datum. Der 16. Februar brachte die Meldung, daß innerhalb 24 Stunden von einem einzigen U-Boot ein feindlicher Hilfskreuzer von 20 000 Tonnen und 3 weitere Hilfskreuzer oder Transportdampfer insgesamt mit 52 000 Tonnen versenkt wurden.

Aus Berichten, die außer den Meldungen unserer U-Boote über versenkte Schiffe bekannt geworden sind, ergeben sich 27 englische, 3 französische und 38 verschiedene Dampfer und Segelschiffe, die außerdem versenkt sind. Daß diese Angaben stimmen, unterliegt keinem Zweifel. Vermutlich werden sie noch stark ergänzt werden.

Die deutsche Seesperre ist bereits in ihren Anfangswirkungen so stark, daß ihre Andauer zu den besten Hoffnungen berechtigt. Auch nach Ablauf der zweiten Woche ist keins unserer U-Boote als verloren gemeldet, so stark ihre Tätigkeit gegenwärtig ist, und so harte Arbeit sie zu verrichten haben.

Die englischen Angriffe zwischen Serre und Ancre haben, nachdem bei Beginn der Woche sechs Nachtangriffe der Engländer als abgewiesen gemeldet worden sind, nicht nachgelassen. Am 14. sind abermals englische Angriffe im Süden von Serre als abgewiesen gemeldet worden.

Zum Schluß der Woche hatte sich die Kampftätigkeit an der Ancre zu schweren Kämpfen auf beiden Ufern gesteigert. Bei Armentières und südwestlich Lille, nördlich des Kanals von La Bassée und bei Ransart versuchten starke englische Erkundungsabteilungen unsern Stellungen Abbruch zu tun, ohne ihnen etwas anhaben zu können. Sie wurden, soweit sie nicht durch unser Feuer abgewiesen wurden, in Nahkämpfen abgefertigt und endeten mit schweren Verlusten an Toten und Gefangenen für den Gegner.

Lebhaftes Artilleriefeuer in der Champagne bei Ripont, ferner im Priesterwalde verfehlte den Zweck; Angriffe kamen in unserm Vernichtungsfeuer nicht zur Durchführung. Die Haltung und die ganze Verfassung unserer Truppen an der Westfront sind in jeder Beziehung vorzüglich.

Aus allen Meldungen von der Westfront darf man den Schluß ziehen, daß unsere Leitung jedem noch so lebhaften Antasten unserer Linien durch bald hier, bald dort versuchtes feindliches Andringen Vorteile abgewinnt. Unser Verteidigungssystem benutzt wachsam jede sich bietende Gelegenheit zu taktischen Verbesserungen.

Dasselbe Bild gesammelter Kraft, die dem Feinde unsern Willen aufzwingt, was er auch versuchen mag, gewinnt man aus den Meldungen von der Ostfront.

Von der Stoßkraft unserer Truppen zeugten erfolgreiche Unternehmungen im Gebiet des Dryswiaty-Sees. Russische Angriffe bei Zwyzyn sind zurückgeschlagen. Ferner liefen Meldungen ein von der Eroberung eines russischen Stützpunktes an der Valeputna-Straße, von der Erstürmung einer Höhenstellung bei Paralovo, von erfolgreichem Vordringen in die russischen Stellungen an der Bahnlinie Tarnopol-Zlozow. Dann wieder wurde aus dem Kampfgebiet von Dünaburg ein erfolgreiches Unternehmen unserer Truppen an der Barkassa berichtet. Von der Front des Erzherzogs Joseph waren russische Angriffe im Berggelände an der Nordseite des Oitoz-Tales zu verzeichnen, die mit vollständigem Rückzug des Feindes endeten.

Nirgends ruht die Kriegsarbeit, sooft sich auch in unsern Berichten die Wendung findet, daß besondere Ereignisse nicht zu melden seien.

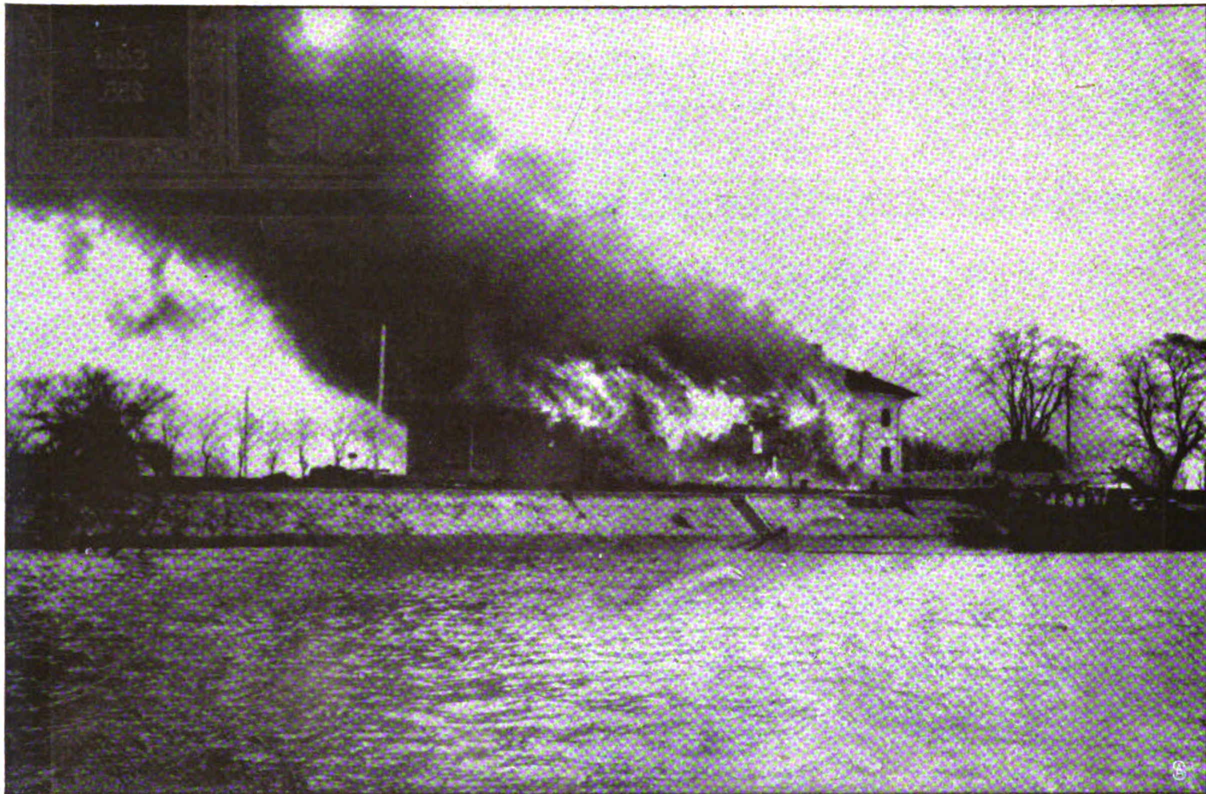
Unsere wackeren Flieger hatten einen durchschlagenden Erfolg durch Vernichtung mehrerer feindlicher Munitionslager an der Somme. X.



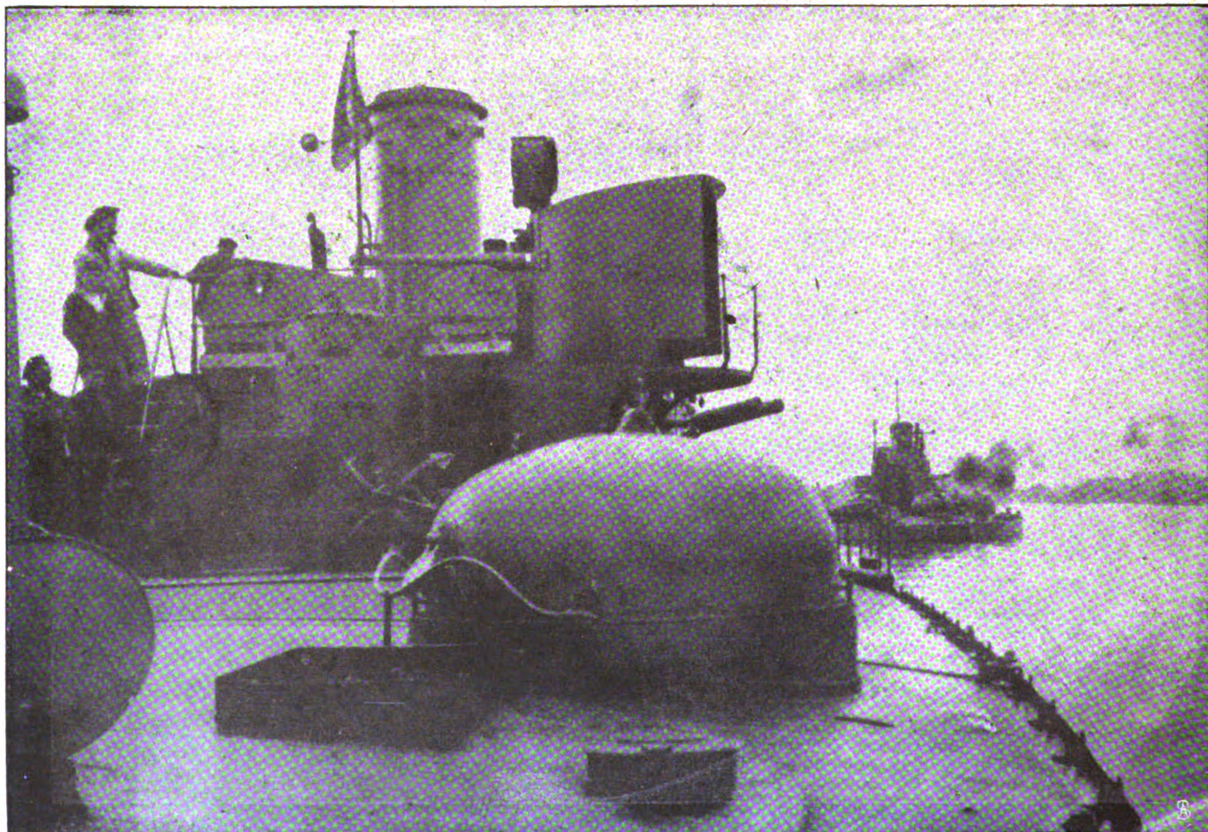
Spezialaufnahme der „Woche“.

**Dr. jur. Haab,**

**der neue Gesandte der Schweiz in Berlin**



In Brand geschossene rumänische Hafenanlagen.



Donaumonitoren im Kampf mit rumänischen Batterien. Kilophot.

Vom rumänischen Kriegschauplatz.



**Aus dem Film: „Die Entdeckung Deutschlands".**

Drei Marsbewohner begeben sich auf die Erde, um sich zu überzeugen, ob die Gerüchte wahr sind, daß Deutschland besiegt und verhungert sei. Ueber München gelangen sie nach Berlin, wo alles seinen alten Gang geht, sehen den gewaltigen Apparat der Berliner Kriegsernährung, die gigantischen Kriegswerkstätten in Berlin, in Rheinland, in Westfalen usw. Der Schluß ihres Erdenwallens läßt sie der Ausreise von „U-Deutschland" beiwohnen, und an den grünen Ufern des Rheins zur Zeit der Weinlese steigen sie wieder auf zu ihrem Marsgestirn, während unten auf der Erde sich die deutschen Fronten immer weiter in die feindlichen Lande schieben.

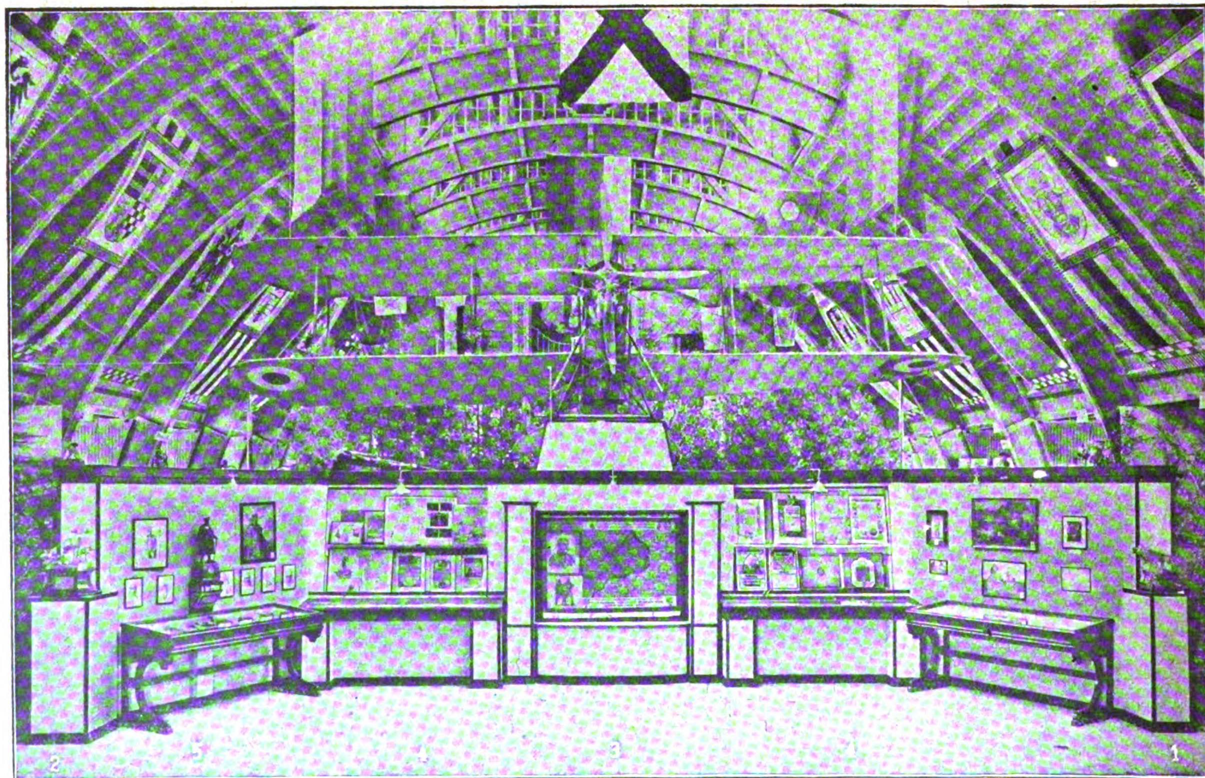
**Obere Reihe links:** Ankunft in München; **rechts:** Marineflugstation. — **Mittlere Reihe links:** Auf hoher See; **rechts:** „U-Deutschland". **Untere Reihe links:** Das erste Erdenkleid; **rechts:** Am Rhein.





Phot. Hanſi Schwarz.

**Frau Emma Mumm von Schwarzenſtein-Frankfurt a. M., Frau Gräfin von Dönhoff-Friedrichſtein,**
erhielten die erſte Klaſſe der zweiten Abteilung des Luiſenordens mit der Jahreszahl 1815.



1. Geſchenk des Kaiſers zum 50jähr. Dienſtjubiläum: Bronzelöwe. 2. Geſchenk der Provinz Oſtpreußen anläßlich der Befreiung: Elchgruppe. 3. Geſchenk von den Einwohnern der Stadt Konia (Kleinaſien): Teppich. 4. Ehrenbürgerbriefe. 5. Geſchenk ſeines Stabes Statue von Prof. Manzel modelliert.

**Kriegsausſtellung in Hannover: Hindenburg-Abteilung.**




Jos. Ruep.

Die Donaumündung aus der Vogelschau gesehen.


Major Hermann Gebauer.


Phot. Ewald Gebauer
Leutnant d. R. Killian.


Oberleutnant Otto Fleck.


Hofphot. Witte.
Hauptmann Kindel.


Hauptmann Braun.


Oberleutnant Wilhelm Preuße.


Offiz.-Stellv. Hockgeiger.


Hauptm. Friedr. Wilh. Isenburg.


Leutnant d. R. Julius Niehoff.


Phot. Hermann Lion.
Kapitänleutnant Walter Freyer.


Phot. A. Bernheim.
Leutnant Richard Freſſel.


Oberlt. Willibald Reibedanz.


Unteroffizier Karl Ringsdorf.


Phot. Fr. Vogel.
Leutnant d. R. Neuhaus.


Hauptmann Fritz Lingke.


Hauptmann Fritz Thiel.


Gefreiter Richard Lepper.


Leutnant Pantynski.


Leutnant d. R. Bünte.


Phot. A. Wertheim
Hauptmann Bötticher.


Offiz.-Stellv. Johannes Stelzner.


Sergeant Müno.


Phot. W. Weitz.
Leutnant Hans Rahlenbeck.


Phot. Martin Balg.
Vizefeldw. Martin Balg.

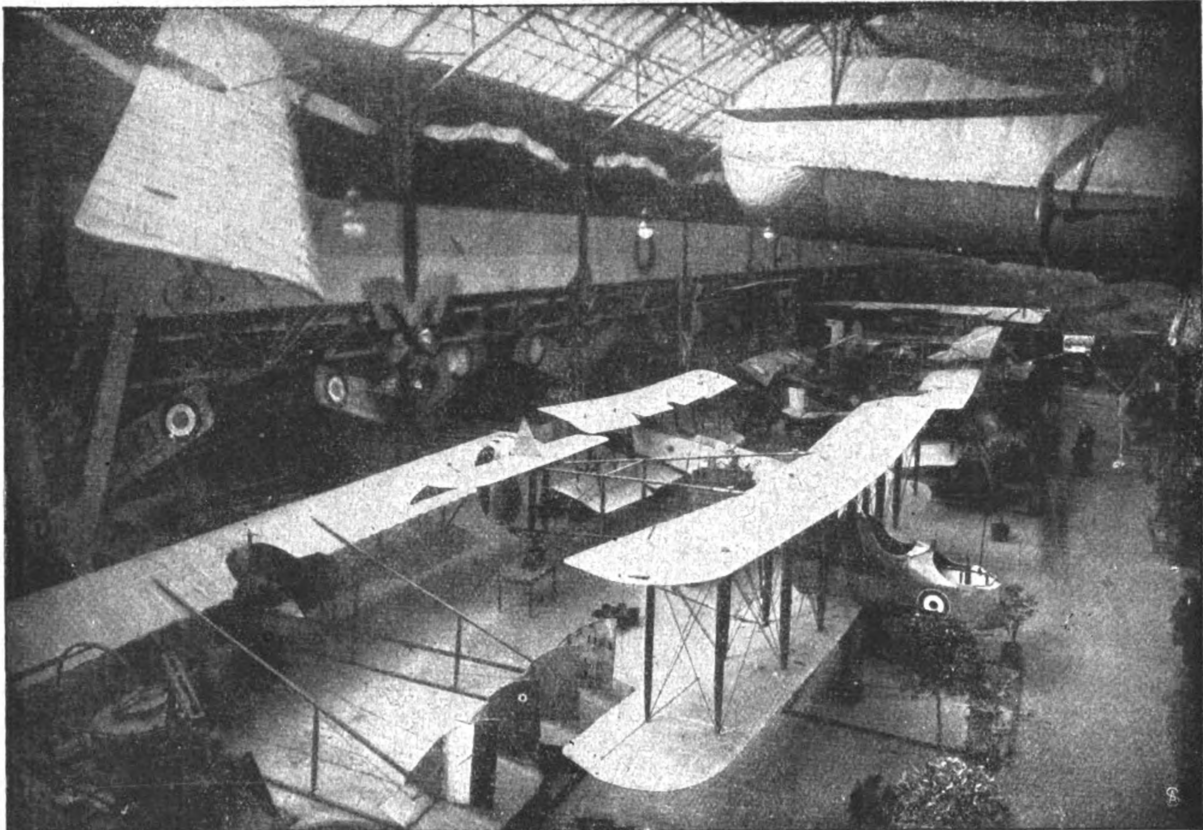

Leutnant d. L. Paul Klotzſch.

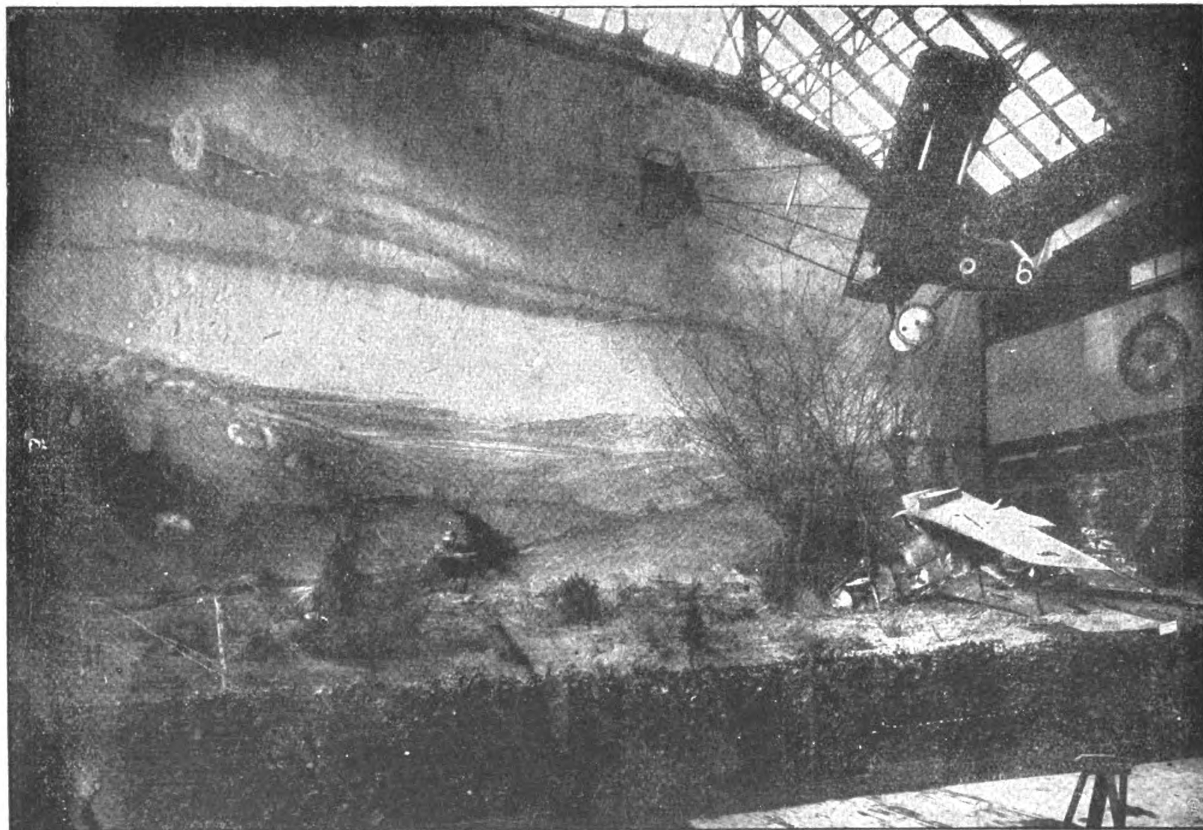

## Ritter des Eiſernen Kreuzes I. Klaſſe.




Vordere Reihe von links: Major Pastellas, Hauptmann Zerveas, Dr. Soyter, Major Mavroidis, Oberstleutnant Grammatikopoulos, Oberstleutnant Wassilas, Oberst Gkionis, Oberstleutnant Raphailovits, Major Wassilakopo..os, Prof. Wolff, Konsul Schlimm, Hauptmann Menos, Geh. Regierungsrat Imelmann, Hauptmann Freiherr Grote, Generalleutnant Rhazen Exz., Oberst Karakalos, Konsul Pappageorgion, Prof. Wolters, Oberst Kalogeras.
Hintere Reihe von links: Hauptmann Scherzer, Major Kostakis, Privatdozent Koch, Major Lamprou, Dr. Giesecke-Teubner, Prof. Schiff, Oberstleutnant Artis, Major Wlassis, Prof. Martini, Stabsarzt Stephanopoulos, Major Panagiotopoulos, Oberstleutnant Alexion, Oberstleutnant Dubiotis, Oberstleutnant Tsimpoukis, Archimandrit Dr. Blachos, Stadtrat Biebeg, Oberleutnant R..mann, Generalkonsul Adelssen, Prof. Freiherr Hiller von Gärtringen, Prof. Heisenberg, (Diener), Oberst und Korpskommandeur Chatzopoulos, Oberstleutnant Kephalon.tis, Oberst Synaniotis, Major Papadakis.

**Griechische Neujahrsfeier, von der Deutsch-Griechischen Gesellschaft veranstaltet zu Ehren des IV. griechischen Armeekorps im Regimentshause des deutschen 19. Inf.-Regts. von Courbière in Görlitz.**





**Bilder von der Deutschen Luft-Kriegsbeute-Ausstellung (Delka) in Berlin.**

# Technische Währung.

Von H. Dominik.

Vor dem Kriege ist in mancherlei phantastischen Zukunftsbetrachtungen gelegentlich die Frage der Energiewährung behandelt worden. Die Verfasser solcher Betrachtungen argumentierten etwa folgendermaßen:

Wir leben in einem technischen Zeitalter, in welchem Maschinenarbeit dem Menschen alle großen Leistungen abnimmt. Wohlfahrt und Aufschwung eines Landes hängen vornehmlich von dem Maße ab, in welchem Maschinenarbeit, technische Energie ihm zur Verfügung steht. Also wollen wir die Energie zum allgemeinen Wertmesser machen. Der Maßstab für alle Leistungen und Gegenleistungen soll nicht mehr irgendeine Menge Goldes oder Silbers sein, sondern etwa die Pferdekraftstunde, das Meterkilogramm oder eine sonstige Arbeitseinheit.

In den Friedensjahren wurden solche Betrachtungen für vielleicht ganz unterhaltsame, aber jedenfalls undurchführbare Phantasien genommen. Das Gold war der internationale Maßstab, und unerschütterlich schien seine Herrschaft. Wohl wurde sie häufig drückend empfunden, wohl konnte Bryan unter dem Beifall seiner Zuhörer von einem Goldkreuz sprechen, an welches die Menschheit genagelt sei, aber an einen anderen Wertmesser wagte man trotzdem nicht zu denken. Erst der Krieg, der Vater aller Dinge, hat auch hier einigen Wandel geschaffen.

Betrachten wir die bisherige Entwicklung, so zeigt sie die klar ausgesprochenen drei Stufen: Viehwährung, Metallwährung und Papierwährung. Pecus heißt das Vieh und pecunia das Geld. Mit Vieh bezahlten die alten Lateiner ihre Schulden, bevor sie zum Metall der Asse und Sesterzen gelangten, und für Vieh kauft sich der Negerjüngling noch heute die Braut. Aber das Vieh war ein fressendes Kapital in buchstäblichem Sinne. Nur mit Unkosten aufzubewahren und schwer zu transportieren.

So brachte derselbe große technische Fortschritt, der von der Steinzeit zur Bronzezeit führte, auch den Übergang von der Viehwährung zur Metallwährung. Nacheinander und stellenweis auch lange Zeit nebeneinander wurden Bronze, Eisen, Silber und Gold die Wertmesser im Handelsverkehr. Die Gründe dafür sind durchaus in der technischen Entwicklung zu suchen. Ein Pfund Bronze war für die Menschheit im Anfang der Bronzezeit wirklich ein unmittelbarer Wertgegenstand. Es konnte im Handel weitergegeben, aber es konnte auch sofort in wichtige Gebrauchsgegenstände, wie Messer, Speerspitzen und dergleichen, umgegossen werden. Und es bot dem lebendigen Vieh gegenüber den bedeutenden Vorteil, daß es sich ohne besondere Unkosten aufbewahren und transportieren ließ.

Es erübrigt sich nun, näher auf die Rolle einzugehen, welche jedes einzelne Metall als Währungsmittel gespielt hat. Nur allgemein mag gesagt werden, daß sowohl ein Zuviel wie ein Zuwenig vom Übel ist. So konnte sich das Silber als Währungsmetall nicht mehr halten, als neue sehr ergiebige Minen erschlossen wurden, und es ist umgekehrt nicht möglich gewesen, etwa eine Platinwährung zu schaffen, da Platinvorrat und Platinvorkommen auf der Erdoberfläche sehr beschränkt sind. Die Papierwährung schließlich kann in dieser technischen Betrachtung übergangen werden, da sie nicht auf einer besonderen technischen Entwicklung, sondern auf wirtschaftlichen und staatsrechtlichen Maßnahmen basiert.

Sämtliche Metalle verdanken ihren Gebrauch als Währungsmittel dem Umstande, daß sie allgemein begehrt wurden, leicht aufzuheben und zu transportieren sind und nach Schrot und Korn, d. h. nach Quantität und Qualität, jederzeit zuverlässig hergestellt werden können. Ein Gramm Feingold ist ein für allemal fest umschriebener Begriff.

Nun kommt aber die unaufhaltsam weiterschreitende technische Entwicklung. Eben sie, die vor 5000 Jahren die ersten Metallmünzen schuf, wirft neben den Stoff nun die Kraft, die Energie in die Debatte. Die Kilowattstunde als Währungsbasis! Der Vorschlag klingt nicht übel. Aber wie wird er sich durchführen lassen? Ist seine Durchführung möglich, ist sie überhaupt erwünscht.

Mit dem letzten mag zuerst begonnen werden. Deutschland besitzt keine eigene nennenswerte Goldproduktion. Es muß das gelbe Metall, die heutige Basis für sein ganzes Währungssystem, für die Erzeugnisse seiner Industrie aus dem Auslande kaufen. Irgendeine neue technische Währung, die an sich dem Golde nicht nachstünde, und deren Basiswerte in Deutschland selbst erzeugt werden, würde daher für unser Land zweifellos ein Vorteil sein.

Betrachten wir danach den Begriff der technischen bzw. physikalischen Arbeit, beispielsweise die Kilowattstunde. Ihre Größe ist nach dem physikalischen Maßsystem genau festgestellt. Aber in der Praxis kann uns solche Kilowattstunde in so mannigfacher Gestalt entgegentreten, daß der gewiegteste Verwandlungskünstler ein Stümper dagegen ist. Scheinende Sonne, wehender Wind, fließendes Wasser, stürzende Lawinen, alles das birgt Energie, enthält Kilowattstunden, und zwar in Form sogenannter kinetischer oder Bewegungsenergie. Aber auch das aufgezogene Gewicht, der geladene Akkumulator und vor allen Dingen die Kohle tragen Energie in sich, aber nicht kinetische, sondern potentielle Energie, Energie der Lage.

Eine Übersicht über diese bunten Erscheinungen zeigt zunächst, daß alle Energie in der Praxis an irgendeinen Stoff gebunden ist. Das hochgezogene Uhrgewicht, die Steinkohle sind die Energiespeicher. Also wird der Gedanke naheliegen, bei der wirklichen Durchführung einer neuen technischen Währung nicht den blutlosen Begriff der Energie selbst, sondern einen realen Energieträger als Währungsunterlage zu wählen. Ist die Überlegung aber einmal so weit gediehen, so zielt der weitere Gedankengang selbsttätig auf die Kohle hin.

Die Steinkohle ist, abgesehen von Benzin und Petroleum, der vollkommenste Energiespeicher, den wir kennen. Ein Kilogramm guter westfälischer Steinkohle enthält eine Arbeitsmenge von 3 392 000 Meterkilogramm oder von 12,5 Pferdekraftstunden oder von 9,5 Kilowattstunden. Sie enthält diese gewaltige Energiemenge aber auch in einer bequemen Form. Durch unsere Maschinen und Kessel sind wir in der Lage, wirklich einen Teil dieser Arbeitsmenge für jeden irgendwie gewünschten Zweck nutzbar zu machen. Nach Bedarf können wir Wärme, Licht, Kraft oder irgendwelche chemische Arbeit daraus gewinnen.

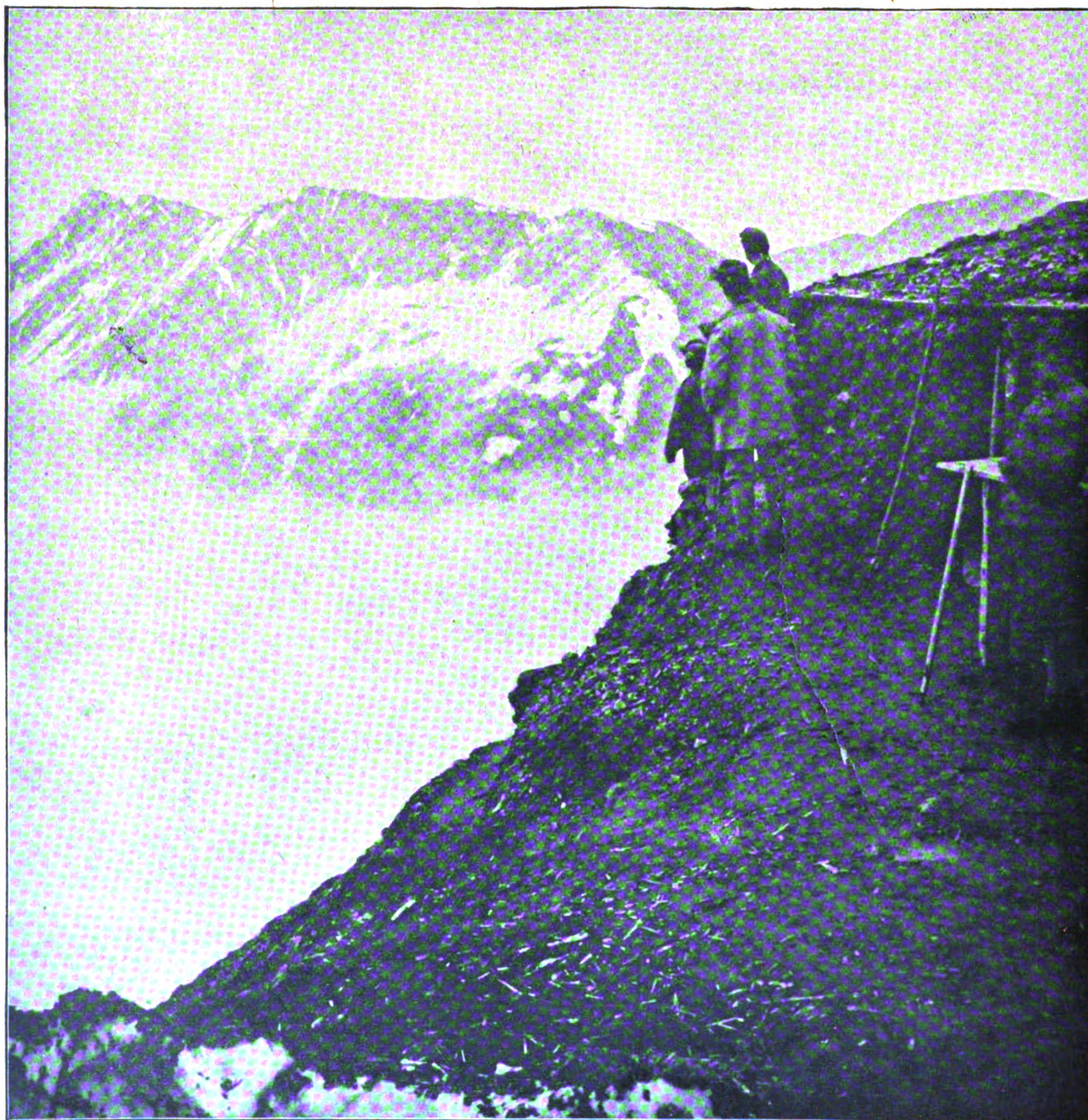
Es kommt der Umstand hinzu, daß Kohle, d. h. technische Arbeit, wirklich von jedem einzelnen täglich in

beträchtlichem Maße gebraucht wird. Das Gold hat längst aufgehört, der allgemeine Gebrauchsgegenstand zu sein, der es in der Zeit der ersten Goldmünzen war. Der gegenwärtige Krieg hat uns vollends gelehrt, daß sich unser Dasein auch ohne Gold ganz erträglich abzuspielen vermag. Ein Leben aber ohne Kohle, ohne genügende technische Energie auch nur eine Woche hindurch wäre schwer denkbar.

So sprechen mancherlei Gründe dafür, nach dem Kriege auch währungstechnisch eine Neuorientierung zu suchen und die riesigen, in ihrem Werte nach Hunderten von Milliarden zählenden Kohlenschätze, die unser Boden birgt, zur Basis unserer papiernen Zahlungsmittel zu machen. Gewiß fehlt es auch nicht an Gegengründen, von denen namentlich drei gewichtig sind.

Im Gegensatz zum einheitlich bestimmbaren Gold ist die Kohle in ihrer Qualität ungemein verschieden. Es gibt bei ihr Abstufungen der verschiedensten Grade. Im Verhältnis zum Gold ist sie sehr schwer und voluminös. Und schließlich ist sie, wieder im Gegensatz zum Gold, ein starker Verbrauchsartikel.

Trotz alledem aber hat der Vorschlag einer solchen Währung mancherlei für sich. Die Durchführung würde den Ländern, die infolge ihres Kohlenreichtums ohnehin zur industriellen Führung der Welt berufen sind, auch finanztechnisch den Rücken stärken. Bisher hat sich jedenfalls die fortschreitende Technik noch immer selbsttätig im Lauf der Jahrtausende die zweckmäßigste Währung geschaffen, und vielleicht stehen wir auch jetzt wieder anläßlich dieses Weltenbrandes vor solch einer Umgestaltung.



Österreichisch-ungarische Stellung auf einem Gut in den Kärntner Alpen.

## Der Krieg im Hochgebirge.



**Wintersport im Erholungsheim des Deutschen Kraftfahrer Dank in Stolberg i. H.**



**Einer der Verwundetensäle in der „Asa" (Armee-Sanitäts-Anstalt) in Luzern,** Phot. Goetz.

welche unter der Leitung des Schweizer Chirurgen, Prof. Dr. Brun steht. In der „Asa" konnten bisher etwa 500 internierte verwundete Krieger operiert werden, darunter die Hälfte Deutsche. Fast allen brachte die Operation vollständige Heilung, so daß sich unsere deutschen Helden stets mit Dankbarkeit an ihren Aufenthalt in der „Asa" erinnern werden.



Gefangene Rumänen.

Italienische Gefangene in Villach.



Verbandplatz dicht hinter der Front.



Transport der Verwundeten von den Kämpfen am Suezkanal.



Im deutschen Etappenlazarett von Jerusalem. Hofphot. Raab.

# Verwundetenfürsorge in Palästina



**Kindererholungsheim für serbische Schulkinder in Kosutniak bei Belgrad.**
(Unter Leitung der Frau Oberleutnant Ludw. Feyl.)



**Polnische Mädchen im Sonntagstaat.**

**Aus besetzten Gebieten.**



Phot. Pfeiffer.

**Trauung des Prinzen Moritz Lobkowitz mit der verwitweten Prinzessin Gisela Lobkowitz, geb. Gräfin Silva-Tarouca,**
auf dem Schloß Unter-Berkowitz in Böhmen.
Das junge Paar.

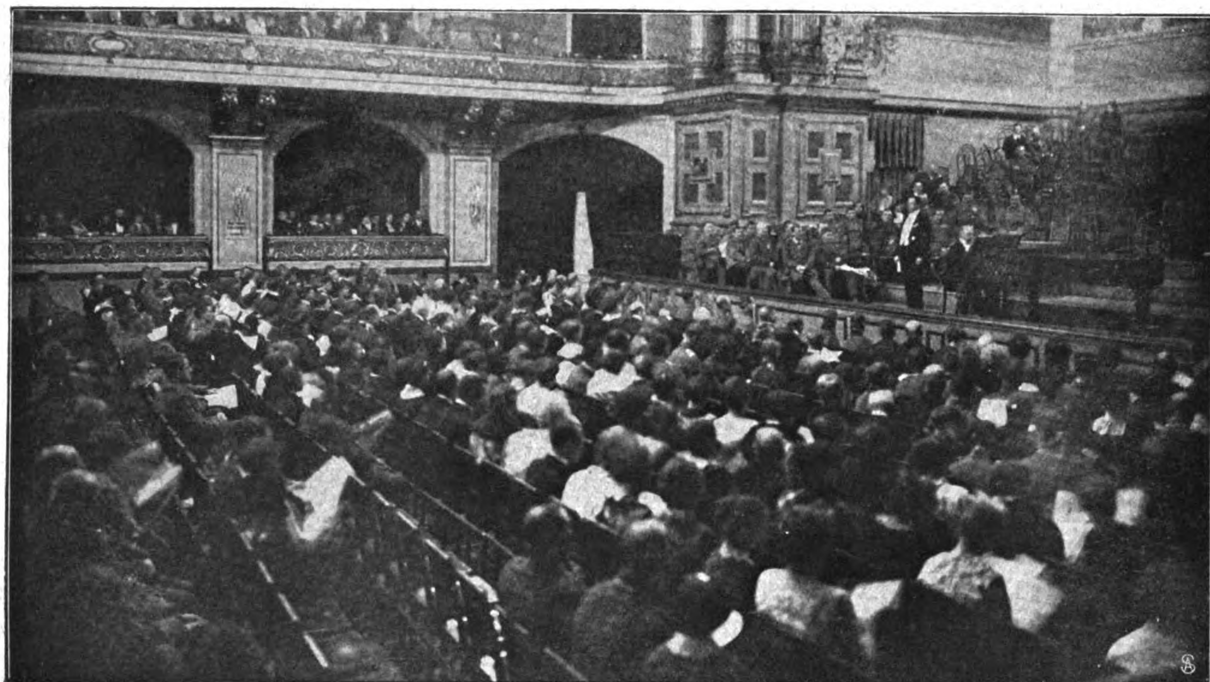


**Generalmajor Franz von Schilgen †**
Ritter des Eisernen Kreuzes I. Kl. von 1870/71.



Phot. Selling.

**Geh. Hofrat Dr. von Fuchs,**
der neue Präsident des bayrischen Landtags.



Spezialaufnahme für die „Woche".

**Von der Kriegswohlfahrtsveranstaltung „Alt-Berlin in Wort, Lied und Bild"**
zugunsten des Hilfslazarettzuges „Kronprinzessin Cecilie" in der Philharmonie,
veranstaltet von Fritz Friedmann-Frederich und Kammersänger Kurt Frederich.



„Herr Soldat, ich bin der ehrlichste Mann unter der Sonne".



Ein gutes Geschäft.

Bilder aus Polen.

# Der Hof in Flandern.

Roman aus dem Völkerkriege.

Nachdruck verboten.
24. Fortsetzung und Schluß.

Von Georg Freiherr von Ompteda.



Neben dem Leutnant von Kropp lag, halb im Wasser, ein alter Landwehrmann, den nahm er mit. Sie würden schon einen Unterstand finden, den großen Zugführerunterstand hatte er im Sinn. Sie krochen von Trichter zu Trichter, blieben an dem zerrissenen Drahthindernis hängen, konnten dann wieder einmal ein Grabenstück benutzen und standen endlich mitten an dem verschütteten Unterstand.

Dort gruben sie noch immer verzweifelt. Ein Loch hatte sich aufgetan, Menschenteile, Ausrüstungsstücke kamen zum Vorschein. Die Höhlung war zu übersehen. Und dort an der Wand lag ruhig, friedlich der Fähnrich Hans von Kropp. Der Bruder leuchtete ihm ins Gesicht: die Mutter würde ihn nicht wiedersehen. Da sagte der Kompagnieführer gefaßt zu dem alten Landwehrmann etwas, das der nicht begriff: „Es ist immer der Falsche!"

Einen Augenblick blieb er stehen, schloß die Finger ineinander, und seine Lippen bewegten sich. Dann rief er laut: „Amen!" und drehte sich um zu den Leuten, die noch immer gruben: „Laßt die Kameraden liegen, wir haben jetzt keine Zeit. Sind Verwundete hier?"

Auf dem Boden des Grabens saß in der eklen Pfütze der Telephonist und schüttelte sich im Weinkrampf: die Nerven. Daneben lag der eine Melder. Der Leutnant sah den zerrissenen Rock, kniete nieder und begann ihm mit dem Riesenmesser, das er an der Seite trug, den Ärmel abzutrennen. Dann nahm er ihm das Verbandpäckchen selbst ab, und während er mit eiligen Fingern die Wunde schloß, lauschte er in das Getöse, das ununterbrochene Trommeln, Donnern und Rollen hinaus und sagte zu den Leuten: „Paßt auf, wann sie kommen."

Sie saßen im großen Zugführerunterstand. Leutnant von Kropp hatte die Ellbogen auf die hochgezogenen langen Beine gestützt und verbarg das Gesicht in den langen, knochigen Fingern, an denen ein Wappenring, ein Jaspis, steckte. Er dachte an seinen Bruder. Vergaß aber nicht seine Pflicht, denn immer wieder lauschte er ängstlich hinaus, ob etwa das grauenvolle Getöse, das die Erde erbeben ließ, ein Ende nehme. Sie hatten den Fernsprecher angeschlossen und versuchten, nach verschiedenen Stellen zu sprechen. Aber sie bekamen keine Antwort. In dem Unterstand wurde mehrmals der Eingang verschüttet. Das Licht ging aus. Sie wedelten, husteten, da es aber in dem gutgebauten Loch zwei Ausgänge gab, konnten sie einen Durchzug erzielen. Wenn dann Ruhe eingetreten war und frische Luft hereingeströmt, saß der Leutnant wieder da, dicht am Eingang, daß er gleich hinauskonnte, die Hände mit den langen Fingern bedeckt, und dachte an seine Mutter. Aber kein Gefühl des Jammers eines Entsetzlichen bedrückte ihn, nein, dieser Mann, der eisern seine Pflicht tat, hatte nur das Bewußtsein, hier gewissermaßen einer Naturgewalt, einem unerhört Großartigen gegenüberzustehen, etwa wie einer, der neben sich das Schütten einer Lawine in der Eisrinne erlebt.

Im Unterstand waren allerlei Leute zusammengedrängt. Auch der vom Weinkrampf Niedergeworfene. Sie hatten ihm einen Schluck Wein aus der Feldflasche gegeben, und er war jetzt ganz ruhig. Nur einmal, als wieder das Licht ausging und nach dem Donner über ihren Häuptern Schwefelschwaden zogen, riß es ihn förmlich zusammen. Sobald aber das Licht wieder brannte, sagte er zu seinem Nachbar, jenem, der vor der Gefangennahme hatte essen wollen: „Wenn's nur mal losginge! Wenn sie nur kämen. Ich wollte ihnen schon den Schädel einschlagen! Nur dies Warten ist so schrecklich!"

Aber der Angeredete, der immer noch zu essen hatte, weiß der Teufel woher, meinte behäbig: „Nun, hier ist's doch ganz gemütlich."

Der andere, glücklich, zu schwatzen, daß es ihn über die Zeit hinwegtäuschte, stieß hastig hervor: „Du mußt nicht schlecht von mir denken. Ich habe doch nun schon mehrere Angriffe mitgemacht, und mich hat's nicht gelangt. Du kannst ganz ruhig sein. Das Herz habe ich schon auf dem rechten Fleck. Aber ich halt's einfach nicht mehr aus. Mir knicken immer die Beine ein. Wenn sie nur kämen! Wenn sie nur kämen!"

Der andere kaute und erzählte dabei von zu Haus. Er war Bäcker. Er hatte gelesen, die Nachtarbeit sei abgeschafft worden. Er meinte, das sei Unsinn. Dann verdiente man wahrscheinlich weniger. Er wollte grade nachts arbeiten. Einer, der ihm fast auf den Knien saß, so eng waren sie hier zusammengepfercht, mischte sich in das Gespräch: „Ach was, der Beruf. Zerbrecht euch doch darüber nicht den Kopf. Was nach dem Kriege wird, kann uns ganz gleich sein. Ich möchte überhaupt nicht mehr zurück."

„Was bist du denn?" fragte einer.

„Ich habe 'n kleenes Exportgeschäft gehabt nach Rußland. Das is nu doch hin!"

Doch der alte Landwehrmann rief dazwischen: „Ihr Kerle wollt wohl die Heimat vergessen!"

Da wurde der Kaufmann mit einem Mal beredt: „Nee, das nich, aber gibt's was Gewaltigeres als diesen Krieg. Ich bin über See gefahren, habe an den Bermudas Schiffbruch erlitten! Dreck ist das gegen den Krieg."

Irgendeine Stimme rief aus der Dunkelheit: „Ob du nu ersäufst oder hier verschüttet oder erschlagen wirst, ist doch schnuppe!"

„Egal, meinst du? Blech. Wäre ich da draußen ersoffen, so hätte das gar keenen Zweck gehabt. Dummer Zufall. Wenn hier einer fällt, weiß er doch warum. Es gibt nichts Stolzeres als den Tod fürs Vaterland, für die deutsche Geltung in der Welt. Ich weiß, was wir draußen gelten. Das wißt ihr nicht!"

Da sagte einer im Hintergrund: „Red nich solchen Stuß. Ich bin sieben Jahre Heizer gewesen. Will nachher mal mein Garn spinnen. Ich lebe sehr gern; will nicht umkommen. Aber wenn man am Kessel verbrüht, nur weil ein Tölpel das Ventil nicht dichtgemacht hat, das hat keenen Zweck. Aber hier stehen wir für Kaiser und Vaterland."

Mit dem dumpfen Donner eines Einschlages erlosch abermals die kleine Kerze. Sie zogen die schmutzigen Taschentücher und hielten sie sich vor Nase und Mund. Einer wollte den Staub abwischen, der ihm fingerdick auf dem Rock lag, aber die andern litten es nicht, dann könnte man gar nicht mehr atmen. Inzwischen drängten sich wieder welche, die obdachlos geworden waren und nun herumkrochen in den Gräben, herein und nahmen des Leutnants Platz.

Leutnant von Kropp stand beobachtend draußen neben dem Posten. Man sah kaum über das Drahthindernis hinaus, auch wenn die Leuchtraketen zu Dutzenden am Himmel standen. War es Nebel oder der Rauch der Geschosse? So ohrbetäubend war jetzt das Trommeln, daß Leutnant von Kropp, dem vom Einschlag vorhin es noch immer merkwürdig hell in den Ohren summte, sich die Finger hineinsteckte, sie hin und her bewegend etwa wie nach dem Bade.

Da, als die Gewalt der Granaten die höchste Wut erreicht zu haben schien, die schwersten Kaliber heulend die Luft durchpflügten, Minen taumelnd herabdonnerten, der ganze Himmel nicht allein in Brand zu stehen schien von Leuchtraketen, sondern auch Brandgranaten lohendes Feuer aus dem Boden schlugen, stieg am Himmel jäh in all den weißen Lichtern eine Signalrakete auf, sieben grüne Sterne gebärend, die in wunderbarem Farbenglanz langsam niedersanken. Mit einem Schlage erlosch alles andere Licht. Das Brüllen der Kanonen hörte auf, und wie ihr Donner in den Unterständen nicht mehr gehört wurde, der Boden nicht zitterte, fuhren sie alle zusammen und lauschten.

Leutnant von Kropp drehte sich um und schrie mit aller Kraft seiner gewaltigen Stimme in den Graben hinein: „Raus!" Und dann: „An die Gewehre!" Von einem zum andern pflanzte der Ruf sich fort: „Der Feind greift an — raus — sie kommen!" Nun stürzten die Grenadiere aus den Unterständen, aus den Gräben, die man gemeint hatte einzuebnen, darin nichts mehr atmen konnte; wieviel auch verschüttet lagen oder von Granaten zerfetzt, aus den Unterständen wand es sich doch, aus dem Wasser in den Trichtern krochen sie ans Land, ans Ufer, an den Grabenrand. In den spärlichen Grabenresten erschienen ihre Köpfe über der Brustwehr. Sie hatten im Laufen das Gewehr entsichert, wer es noch nicht gekonnt, riß den Ueberzug ab, ja welche fanden noch, so der Bäcker, der immer noch kaute, in Ruhe die Geduld, das Hilfskorn abzunehmen. Die Grenadiere hatten umgeschnallt, das Seitengewehr aufgepflanzt, die Taschen voll Patronen gesteckt. Die Maschinengewehre wurden enthüllt; die Verblendungen, Stahlschilde, Ziegel, Bretter zurückgestoßen; die Schußbahn war frei. Eins der Tacktack schwieg, denn kein Mann der Bedienung war mehr da, eins lag tief verschüttet unter der Erde, die andern aber standen bereit, und ein drittes wurde aus dem Unterstand vorgetragen in die Sappe. Dort am Wäldchen war es am Sappenkopf schräg aufgestellt. Sie kamen, kamen aus den Nebelschwaden, aus den Dunstwolken, aus dem Rauch der zuletzt krepierten Granaten, der sich mit dem Qualm des gewaltigen Brandes hinter den englischen Linien mischte. Kamen durch Feuer und Nebel, phantastisch verzerrte Gestalten: Inder groß, schlank, mit ihren Turbanen. Man sah sie aus den englischen Gräben steigen, dort, wo ein Loch in den Dünsten war. Andere erschienen vorn; vor den Wolken der Granatengase von Schwefel und Dreck. Sie gingen langsam. Sie eilten nicht. Sie meinten wohl, wie man es ihnen gesagt, hier könne keiner mehr lebend sein. Bei den Deutschen in den Gräben war Totenstille. „Warten" ging es von Mund zu Mund, warten, bis sie näher sind. Leutnant v. Kropp schlich dahin mit seinen langen Beinen. Er sprang von Trichter zu Trichter, und überall hauchte er den einzelnen zu: „Warten, warten!" Der Kaufmann mit dem Nervenstoß stand ruhig da, aufgelehnt auf die Brüstung, den Kolben an der Wange, und wartete zielend mit ruhigem Gesicht. Der Bäcker lag, die Beine gekreuzt, im Anschlag, das letzte Stück Schokolade der Liebesgabe hatte er sich in den Mund gesteckt, falls er gefangengenommen würde. Haha! Aber erst hätte er noch ein paar Dutzend Engländer ins Jenseits befördert. Immer mehr wuchsen die Gestalten aus dem Nebel heraus, und nun plötzlich schossen die Deutschen ihre Leuchtpatronen ab. Bisher hatte der Gegner das Vorfeld erhellt. Man konnte ihm die Ausgabe lassen.

Jetzt mußte scharfes Korn genommen werden, man brauchte Licht. Und wie die Gestalten der Gegner nun in breiten Schützenschwärmen daherkamen, wie sie wuchsen mehr und mehr, hob Leutnant von Kropp die Hand gleich einem, der die Musik einsetzen lassen will. Er kannte nicht umsonst die Entfernung bis zu dem Weidenstumpf, dem gelben Gras, der Holzschwelle, die dort Gott weiß warum lag. Als die Reihen der Gegner bis dorthin gekommen waren, genau bis dorthin, rief er, indem er die geballte Faust niederschlug: „Feuer!" Und der Ruf pflanzte sich fort von Mann zu Mann: „Feuer! Feuer!" Es rasselte, knallte, trommelte, tobte. Die Maschinengewehre fingen an zu sprechen. Eintönig fürchterlich klang ihr Tack, Tack, Tack, als zählten sie ihre Opfer ab, um mit jeder Kugel einen niederzustrecken. Die Inder stutzten. Welche, die ihr Gewehr gemütlich unter dem Arm getragen wie bei der Treibjagd, rissen es plötzlich empor, andere schauten sich verdutzt um, man sah, wie der eine dem andern etwas zuschrie, aber der eben noch gesprochen, fiel zusammen gleich dem Stier, den der tödliche Stift der Schlachtmaske ins Hirn trifft. Andere überschlugen sich wie die Hasen, welche schwankten, taumelten, stürzten weit vornüber, warfen ihre Waffen weg, fielen rückwärts mit gebogenem Rücken, mit krummen Knien, daß der Kopf zuerst aufzutreffen schien. Langsam sanken andere zur Seite. Es gab einige, die taumelten noch mit irren Augen und offen den Mund, als ob sie schrien. Welche machten den Versuch, auszuweichen zur Seite. Sie wollten das Wäldchen von der Flanke fassen. Aber in ganzen Reihen schlugen sie hin. Sie rafften sich noch einmal vom Boden auf. Ein paar Schritte weiter vorn lagen sie wieder. Man sah, wie irgendein Kommando gegeben war, denn plötzlich warfen sich Haufen nieder wie im Schützenlauf. Aber im gleichen Augenblick, ehe sie noch den Boden berührten, taumelten sie, mühten sie sich zurückzukriechen. Sie wälzten sich. Eine zweite Kugel, dritte, vierte, fünfte stillte all ihr Begehren. Und nun stiegen neue Leuchtraketen bei den Deutschen auf, daß es strahlend hell ward. Die Granatenschwaden hatten sich verzogen. Man sah das ganze Vorfeld von Körpern besät, und als nun vom Sappenkopf das Maschinengewehr, das vorgetragene, anfing zu sprechen, fuhr es in das zweite und dritte Glied, das unerbittlich die Offiziere hinten vortrieben. Da lagen sie gemäht, da fielen sie hin, wie eine Reihe Soldaten, von Kindern beim Spielen leicht aufgestellt, hinpurzelt, einer den andern werfend, wenn man an den Flügelmann stößt. Aber immer neue Massen kamen vor. Immer neue Massen aus den unersättlichen Lagern hinten bereitgestellt. Sie näherten sich den deutschen Linien, sie stiegen, sie sprangen über tausend Leiber ihrer Brüder hinweg. Die da herankamen, hatten keine Drahtscheren mehr, die sie gehabt, waren liegengeblieben. Einzelne schwebten in der Luft, von unsichtbaren Stacheldrähten getragen, die sich eingekrallt hatten in Kleider und Fleisch. Sie standen Kopf, die Beine graufig emporgestreckt, sie hingen seitwärts wie Akrobaten nur auf einem Bein. Als wilde Tänzer schwebten sie, die Glieder schwingend erhoben, furchtbare Marionetten, festgehalten von den Drähten. Sie rührten sich nicht, sie blieben erstarrt durch den Zauberstab, den ein deutscher Leutnant geschwungen, seinen Bruder zu rächen, verschüttet im Unterstand. Und doch, als der Strom nicht enden wollte, immer neue Mengen herandrängten, nun hinter den Indern Schotten und Engländer kamen, mit den Ballettröckchen die einen und den bloßen Knien, die anderen dünne Khakimenschen mit Tellermützen, als über das Totenfeld immer wieder Truppen sich wälzten, brachen sie ein. Sie kamen in die Stellungen der Deutschen, wo kein Drahthindernis war, sie fielen ein in tiefgewühlte Trichter, wo nur

einzelne Tapfere ihrer warteten. Als sie hier und dort in die Gräben sprangen, blitzten die Handgranaten deutscher Diskuswerfer auf. Es war wie eine Schneeballschlacht. Nur rissen all die Bälle, die da platzend fielen, in Fetzen, was vor ihnen stand. Auch die Engländer warfen Granaten. Und all das Krachen und Platzen begann von neuem. Dann kam ein Kampf Mann gegen Mann. Wie der Leutnant es gesagt. Die Grenadiere rannten Seitengewehre durch den Leib, mit dem Kolben schlugen sie Schädel ein, der treue Spaten, der sooft zum Schutz Löcher gegraben, Kopf- und Brustwehr aufgeworfen, sauste nieder, daß das Hirn austrat, Blutströme spritzten. Messer blinkten in der Faust wie beim Wirtshauskampf der Trunkenen, Wutschreie klangen, Zischen, Spucken, Schimpfen. Die Engländer brüllten, sie sollten sich ergeben, die deutschen Soldaten, aber die Antwort war Stich und Schlag. Und immer neue Massen wälzten sich heran. Da begann der Bäcker zu wüten, des Kaufmanns Nerven waren aufgewacht. Er schlug darein, warf Handgranaten, duckte sich vor ihrem Platzen. Gott sei Dank, das Warten war vorbei! Leutnant von Kropp hatte die Tasche voll Revolver, er nahm Gefallenen welche ab, er schlug mit dem Gewehr, das er einem Toten entrissen, drein, bis der Kolben brach. Und die Maschinengewehre tackten und tackten, und mit einem Mal wurden die Flutwellen schwächer, als sei der Augenblick eingetreten, wo im Wechsel der Gezeiten die Ebbe kam. Es war, als ob hinter den Feldern der Toten sie nicht mehr aus den Gräben kämen. Es war, als ob sie sich erschöpft hätten. Man sah Leiber auftauchen über dem englischen Grabenrand, sie fielen wieder zurück. Das Mähen der Maschinengewehre hatte sie nicht herausgelassen. Man sah Köpfe erscheinen über dem englischen Grabenrand, sie verschwanden, als hätte ein Grauen sie gepackt, als sie das dichte Feld der Toten sahen, ihrer Kameraden. Dann hörte es mit einem Mal auf. Aber nicht still war es geworden da drüben, denn das Sperrfeuer der Deutschen wütete jetzt hinter den englischen Linien. Von allen Artilleriestellungen aus donnerte es hinein. Mit allen Kalibern pfefferten sie in die dichten Massen der Reserven, die gesammelt standen. Bei Hauptmann Wessels glühten die Rohre. Mit Handschuhen wurde bedient. Nun mußten sie Pause machen. Und in dem Sperrfeuer von den Engländern herüber sangen die Kanoniere in ihren Unterständen deutsche Lieder.

Im Hof in Flandern war auch der letzte Baum der Wut des Feuers gewichen. Draußen nach dem Dorfe zu, wo jüngere Stämme standen, nicht so von den Granaten gepackt, sah es aus wie eine Baumschule kahler zersplitterter Bäume. Von weitem erkannte man Hof und Park nicht mehr. Schwere Küstengeschütze hatten graufig alles eingeebnet. Es wurde still, die Batterien schwiegen mählich gegen Morgen zu. Das Feuer erstarb; wie der ruhig kehrende Sachse gesagt: „Sie kämen nicht durch, der Leutnant solle sich nicht erregen.“ Leutnant v. Kropp saß in dem einzigen Unterstande, der übriggeblieben war, ruhig, denn von den Engländern hier war keiner mehr am Leben. Er saß bei seinem toten Bruder, beim Schein der letzten Kerze, und hielt die Totenwacht. Der Leutnant dachte an seine Mutter. Nun hatte sie noch einen, den Falschen. Wer weiß, ob sie ihn noch behielt. Aber sie war eine deutsche Soldatenfrau. Schicksal, wie ihr Sohn gesagt. Es mußte eben so sein; dazu waren die Kropps und die Burdaus und die Essertes geboren.

Major von Esserte ging mit Generalleutnant Greger von der Yperner Straße dem Hof in Flandern zu. Sie konnten nicht fahren, der Wagen lag zerschmettert am Weg. Ein Volltreffer der Engländer hatte ihn aufgehoben und als wirre Masse von Holz und Eisen weit hinaus in die Zuckerrüben geworfen, die ihn nun verdecken würden mit ihrem hohen Grün und ihren gelben Dolden. Denn nun kam bald völlig der Frühling, der Sommer über das flandrisch-französische Land. Als sie dem alten Hof entgegenschritten, sagte ernst der General: „Jetzt sieht man gar nichts mehr. Sollte, während wir fort waren, der Christus auch verschwunden sein?“

Der Major schob es, obwohl der Himmel immer noch hell aufflammte von dem wilden Feuerwerk da vorn, den Leuchtraketen der Nacht zu, daß man die Brandmauer nicht mehr sähe. Der Generalleutnant sagte: „Sie haben schwere Granaten abgekriegt, grade während wir draußen waren.“

Doch der Major, der ruhige, antwortete ganz erregt: „Die Gewölbe sind zu dick!“

Und der Generalleutnant, während sie immer näherkamen:

„Mir gefällt es nicht, daß wir mit dem Fernsprecher keine Antwort bekamen.“

Des Majors Augen richteten sich immer schärfer nach vorn: „Exzellenz, wie oft reißen die Leitungen ab!“

Da sahen sie eine Gestalt in der Dunkelheit, und der Generalleutnant rief: „Wer ist da?“

„Major Rennhöfer, Exzellenz.“

„Ist denn niemand am Telephon?“

Der Major kam näher. Bei hellerem Leuchten der Raketen sahen sie ihn, das Haar versengt, gelb wie die ganze linke Uniformseite. Der Adjutant taumelte. Er mußte sich im Graben setzen. Die beiden anderen traten hinzu. Sie stützten, sie halfen ihm. Des Majors von Esserte Hand näßte sich von Blut. Er fragte mit zitternder Stimme: „Rennhöfer, was ist denn geschehen?“

Der war wie benommen: „Volltreffer! Achtund-

zwanzig. Fünfunddreißig. Wie sind die Kaliber, Exzellenz?"

„Sie sind doch Artillerist!"

„Die Decken sind durchgeschlagen!"

Major v. Esserte nahm seines Kameraden Hand: „Rennhöfer, und die anderen?"

Der stammelte nur, aber dabei schloß er die Augen und sank in sich zusammen: „Alle hin, Exzellenz. Alle hin! Rosenthal wollte doch gern vor. Das geht nun nicht mehr. Und die Franzosen sind alle hin. Das Haus ist hin, und der Park ist hin. Was sollen sie dann noch? Ja, ja· c'est la guerre!"

Dann stammelte er, als rede er mit sich selbst: „Exzellenz findet, ich bin zu französisch, ich schwatze zu viel französisch. Mit wem denn? Es lebt ja keiner mehr; c'est la guerre."

Major von Esserte fragte heiser: „Hast du Madame de Beaucourt gesehen?"

„Jawohl, Exzellenz. Alle. Wunderschöner Soldatentod. C'est la guerre!"

Major von Esserte stand plötzlich auf und ging einen Schritt in die Dunkelheit hinaus. Er blickte dorthin, wo einst der Hof in Flandern gewesen. Da legte sich ihm weich ein Arm um die Schulter, und des Generalleutnants Stimme sprach an seinem Ohr: „Mein alter lieber Esserte. Ich habe mehr geahnt, als es aussah. Meine alten Augen sind noch gut. Trost ist immer Unsinn; aber ein alter Kamerad von der lieben Reiterwaffe, Ihr General, dem Sie immer ein ausgezeichneter Helfer gewesen sind, sagt Ihnen dieses. Antworten Sie mir nicht: Feuer und Wasser sind zwei Dinge. Franzose und Deutscher, die heute in schwerem Kampfe stehen, werden immer Feuer und Wasser bleiben. Vielleicht ist es besser so! Und dann denken Sie, lieber Freund, welche Arbeit für unser Vaterland noch vor uns liegt, denn wir müssen siegen, und wir werden siegen. Aber dazu brauchen wir jeden Mann, jeden Säbel und auch, Esserte — jedes Herz."

Der Generalleutnant trat zurück zu dem Verwundeten im Graben, und der Generalstabsoffizier blieb unbeweglich stehen.

Ende.

# Im Kriegsdienst der Heimat: der nationale Frauendienst.

Von Paula Kaldewey. — Hierzu 14 Bildnisse.

In jenen bangen, unruhvollen Stunden, da die eisernen Schicksalswürfel sich auf die Seite des Krieges neigten, versammelten sich in Berlin eine größere Anzahl führender Frauen, um zu beraten, in welcher Weise eine umfassende Tätigkeit zur Fürsorge für die zurückbleibenden Frauen und Kinder, für die Schwachen und Hilflosen, für die durch das Weltgeschehen Stellungentlassenen als Ergänzung der Kriegswohlfahrtspflege des Roten Kreuzes und des Vaterländischen Frauenvereins einzusetzen habe. Und während unsere Millionenheere mit ihrem unentbehrlichen Rüstzeug den Grenzen zueilten, vollzog sich neben der militärischen Mobilmachung die Mobilmachung des weiblichen sozialen Dienstes innerhalb unseres Landes. Diese volkswirtschaftliche Anpassung an die neuen, sich aus dem Krieg ergebenden Bedürfnisse kann für das Gelingen des Feldzuges selber nicht hoch genug bewertet werden. Die Männer in den Schützengräben dort draußen wissen nunmehr ihre zurückgelassene Familie vor Not bewahrt, wissen, daß sie bei ihrer Heimkehr einen geregelten Haushalt antreffen — das hebt ihre Stimmung und verleiht ihnen den Mut, ohne den Siege nicht zu erringen sind und Erkämpftes nicht festzuhalten ist.

Noch unter dem Eindruck der gerade befohlenen Mobilmachung begründeten die Groß-Berliner Frauenvereine unter dem Vorsitz von Dr. Gertrud Bäumer eine Organisation, die den Namen „Nationaler Frauendienst" führen sollte, und für die sie folgendes Arbeitsprogramm aufstellten. 1. Mitarbeit an der Erhaltung einer gleichmäßigen Lebensmittelversorgung; 2. Familienfürsorge für solche Familien, deren Ernährer im Felde sind, und für solche, deren Ernährer durch den Krieg arbeitslos geworden sind; 3. Arbeitsvermittlung mit dreifacher Aufgabe: für Frauen, die durch Abwesenheit des Ernährers auf eigenen Erwerb angewiesen sind; für Frauen, die bereit und befähigt sind, vertretungsweise leer werdende männliche Posten auszufüllen; für freiwillige Hilfskräfte. 4. Auskunfterteilung. — Gleichzeitig ging ein Aufruf an die Frauen Groß-Berlins heraus, der unterzeichnet war von: Dr. Gertrud Bäumer, Hedwig Heyl, Helene Lange, Dr. Elisabeth Lüders und Josephine Levy-Rathenau. Während nun überall Ortsgruppen des „Nationalen Frauendienstes" geschaffen wurden, gliederte dieser sich selbst der Zentralstelle ein, die sich in jeder Kommune bildete. „Er ist das Organ der Kommunalverwaltungen für die Einrichtung der freiwilligen Hilfstätigkeit geworden, und ihm sind zu diesem Zweck öffentliche Geschäftsräume zur Verfügung gestellt." —

Bei der Begründung des „Nationalen Frauendienstes" verstand es sich eigentlich wohl von selbst, daß man die Leitung der Vorsitzenden des „Bundes deutscher Frauenvereine", der mit seinen etwa 500 000 Mitgliedern in der heimischen Frauenbewegung den ersten Platz einnimmt, übertrug. Aber auch ohne dieses glückliche Zusammentreffen wäre die Wahl vielleicht doch auf Dr. Gertrud Bäumer gefallen, die in ihrer Persönlichkeit alle die Eigenschaften vereinigt, die zu einer Führerrolle unumgänglich notwendig sind. Wer einmal Zeuge gewesen ist, in welch ruhiger, sachlicher Weise sie große Versammlungen leitet und auch bei der lebhaftesten Diskussion den Kern aller Ausführungen erfaßt, wer bei ihren Vorträgen zugegen war, die sie nach Form und Inhalt stets auf ihren Zuhörerkreis abzustimmen weiß, der wird keinen Augenblick darüber im Zweifel sein, daß man die verantwortungsvollen Posten einem Kapitän

anvertraut hatte, der die Schifflein selbst bei schwankenden Wogen ohne Fährnis in den richtigen Hafen geleitet. — Für das soziale Leben Berlins bedeutete es einen großen Verlust, als Dr. Gertrud Bäumer im Herbst vorigen Jahres die Reichshauptstadt verließ, um nach Hamburg überzusiedeln, wohin sie als Leiterin der dort zu begründenden Frauen-Hochschule berufen war. Während sie ihr Amt als Vorsitzende des „Bundes deutscher Frauenvereine“ natürlich beibehielt, legte sie die Führung des „Nationalen Frauendienstes“ in andere Hände.

Ihre Nachfolgerin wurde Dr. Alice Salomon, die an der Spitze der „Sozialen Frauenschule“ zu Berlin-Schöneberg steht, die sie auch ins Leben gerufen hat. Bei der Übernahme der Leitung fand sie bereits gewaltige Arbeitsleistungen vor. Diese sind in den verschiedenen Städten natürlich verschieden, je nachdem es sich um Gegenden mit ausgesprochen industriellem oder mehr landwirtschaftlich produktivem Charakter handelt. Zudem schuf der Kriegsausbruch sehr viel neue und besondere Not, ebenso wie er alle vorhandene steigerte. — In der Abteilung Berlin des „Nationalen Frauendienstes“ mit ihren 23 Hilfskommissionen arbeiteten zu jenem Zeitpunkt etwa 1000—1400 freiwillige Kräfte in der Beratung, Speise- und Lebensmittelmarkenausgabe, als Ermittlerinnen für Kriegsunterstützung, Arbeitslosenfürsorge und Mietunterstützungen. Dazu kamen noch die



Dr. Gertrud Bäumer.

besonderen Gruppen: für Arbeitbeschaffung, für Konsumfragen, für Ernährung, für Vermittlung freiwilliger Hilfskräfte, für Schriftenvertrieb sowie die Kriegsfürsorgestelle für Angehörige der freien Berufe. Den Vorsitz in der letzteren erhielt bei Kriegsbeginn Dr. Alice Salomon — eine Aufgabe wahrlich nicht leichter Art, die nur zu lösen ist mit warmschlagendem Herzen, mit jenem feinfühligen Erraten, das auch dort schon die Not verspürt, wo sie noch ängstlich verschwiegen wird. Und hier war die rechte Frau an den rechten Platz gestellt. Wohl die meisten verließen diese Kriegsfürsorgestelle mit dem Bewußtsein, daß sie für ihre Kümmernisse ein williges Ohr und eine helfende Hand gefunden. — Vor kurzem wurde Dr. Alice Salomon als Referentin für die Organisation des Vaterländischen Hilfsdienstes der Frauen in die Kriegsamtstelle beim Oberkommando in den Marken berufen.

Schon seit Jahrzehnten gibt es in Berlin keine soziale Veranstaltung größeren Umfanges, bei der man sich nicht die Mithilfe von Frau Hedwig Heyl sichert. Für das Wohl anderer mitzuarbeiten, ist ihr Lebensbedürfnis. Kaum zwanzigjährig, begründete sie für die Kinder der Fabrikangestellten ihres Gatten einen Hort und schuf damit die ersten Anfänge zu dem „Jugendheim“ in Charlottenburg, das, in der Goethestraße gelegen, heute als Vorbild für derartige Einrichtungen gilt. Ihr großes Organisationstalent bekundete sie auch als geschäftsführende Vorsitzende des „Deutschen Lyzeumklubs“, der vor kurzem sein zehnjähriges Bestehen festlich begehen konnte, vor allem aber als Schöpferin der Ausstellung: „Die Frau in Haus und Beruf“, die sogar mit einem nennenswerten klingenden Erfolg abschloß — ein Ergebnis, das Ausstellungen ja nur in den seltensten Fällen beschieden ist. — Es läßt sich denken, daß man bei der Begründung des „Nationalen Frauendienstes“ die reichen Erfahrungen Hedwig Heyls auch diesem vaterländischen Unternehmen nutzbar zu machen suchte. Infolgedessen wählte man sie in den Vorstand, wo sie mit Rat und Tat der großen Sache diente. Augenblicklich wirkt Frau Hedwig Heyl unermüdlich bei den Massenspeisungen, die in der jetzigen Zeit schon viel Segen verbreitet haben. —

Eine so weitverzweigte Organisation, wie die Abteilung Berlin des „Nationalen Frauendienstes“, vermochte gleich zu Beginn ihrer Wirksamkeit die Tatkraft einer zweiten geschäftsführenden Vorsitzenden nicht zu entbehren. Die Wahl für diesen Posten fiel auf Frau Josephine Levy-Rathenau, die seinerzeit die „Groß-Berliner Beratungsstelle für Frauen“ ins Leben gerufen hatte. Der hohe Ernst, mit dem sie ihren Pflichtenkreis auffaßt, erhellt am besten aus den Schlußworten, die sie gelegentlich einer kürzlich abgehaltenen Versammlung nach Erstattung des Arbeitsberichtes sprach: „Kraft und Willen sind auch heute bei uns stählern und fest, und unsere Nerven werden nicht versagen. Unsere Truppen sind unser Beispiel! Es ihnen an Pflichttreue und Gewissenhaftigkeit gleichzutun, ist unsere vornehmste Aufgabe.“

In der Gruppe für Arbeitbeschaffung übernahm den Vorsitz Fräulein Margarethe Friedenthal. Dort sollte der durch den Krieg hervorgerufenen großen Arbeitslosigkeit von Fabrik- und Heimarbeiterinnen gesteuert werden. Zu diesem Zweck wurde die Errichtung von Strick- und Nähstuben in allen Stadtteilen Berlins beschlossen und gleichzeitig ein Aufruf erlassen, worin es hieß: „Tausende von arbeitswilligen Frauen




Frau Hedwig Heyl.

und Mädchen stehen am Scheidewege. Ehrliche Arbeit bei bescheidenem Verdienst brauchen sie, um wie bisher nützliche Glieder unseres Wirtschaftslebens zu bleiben." Bereits im September 1914 konnten in Berlin drei und in Charlottenburg eine Arbeitsstube eröffnet werden. Im Anschluß an diese erfolgte noch eine größere Heimarbeitausgabe. Wenn man erwägt, daß die Gruppe gleich im ersten Kriegswinter sieben Monate hindurch für viele Hunderte von Arbeiterinnen Beschäftigungstuben unterhielt und in dieser Zeit einen Ausgabeposten von etwa 550 000 Mark buchen mußte, dann läßt sich die Arbeitslast der unermüdlichen Vorsitzenden ermessen.

Das gleiche Bestreben, die Nöte des Krieges nach Kräften zu lindern, das in der Abteilung Berlin so deutlich in die Erscheinung tritt, zeigt sich auch in den übrigen Ortsgruppen des „Nationalen Frauendienstes". Große Verdienste erwarben sich in dieser Tätigkeit die beiden Vorsitzenden der Abteilung Königsberg i. Pr.: Frau Else Migge und Frau Professor Pauline Bohn. Schon vor Ausbruch des Weltringens gehörten sie — die erstere als Vorsitzende des Vereins für Frauenstimmrecht, die zweite als Vorsitzende des Vereins Frauenwohl und Ehrenvorsitzende des Ostpreußischen Frauenvereins — zu den weiblichen Führern in der alten Pregelstadt. Das Vertrauen ihrer Arbeitskameradinnen berief sie dann auf die verantwortungsvollen Posten, und was sie hier leisteten, davon legen die gut besuchten Näh- und Arbeitstuben, die Kurse für stellungslose Arbeiterinnen, die

Kommission für Soldatenunterhaltungen und ähnliche Wohlfahrtseinrichtungen klar zutage tretendes Zeugnis ab.

Als eine glückliche Wahl muß man es bezeichnen, daß die Ortsgruppe Danzig des „Nationalen Frauendienstes“ Frau Helene Scholtz, die Gattin des dortigen Oberbürgermeisters, an ihre Spitze berief. Auf diese Weise wurde die Gemeinschaft, die in allen Städten zwischen der genannten Organisation und der Kommunalverwaltung besteht, noch enger gestaltet und zu Nutz und Frommen der Hilfsbedürftigen der Beweis für die Vortrefflichkeit der nahen Verbindung erbracht. Bei Frau Helene Scholtz bewahrheitet sich der Ausspruch, den Dr. Alice Salomon einmal getan: „Die soziale Kriegsfürsorge ist die Kriegsleistung der Frau!“



Frau Oberbürgermeister Helene Scholtz.



Paula Müller.



Frau Josefine Levy-Rathenau.

In Frau Regierungspräsident von Miesitschek sehen wir die Vorsitzende der Ortsgruppe Magdeburg, die in ihrer letzten Hauptversammlung ein erfreuliches Bild von ihrer Wirksamkeit geben konnte. In den von ihr unterhaltenen Kriegsnähstuben werden noch immer 1200 bis 1300 Frauen mit Näh- und Strickarbeit beschäftigt. Ebenso stand die Einrichtung einer Schuhmacherwerkstätte, in der schadhaftes Schuhzeug für Bedürftige zu billigem Preis ausgebessert werden soll, gerade bevor. Ferner konnte der „Nationale Frauendienst“ den städtischen Kriegsküchen in Magdeburg 400 ehrenamtliche Helferinnen überweisen. Das alles sind Ergebnisse und Zahlen, die deutlich von einer zielbewußten Leitung reden.



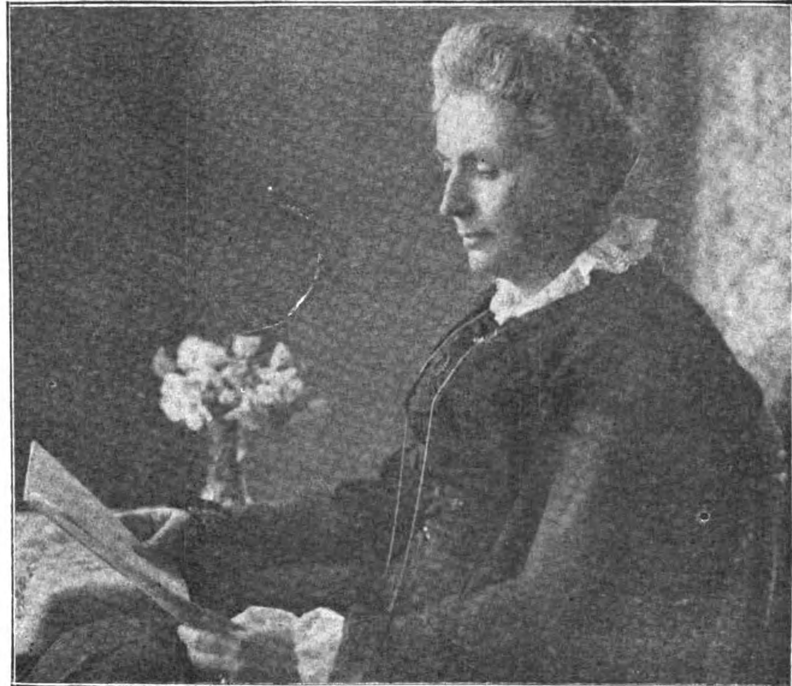
Frau Regierungspräsident v. Miesitschek.

Die in weiten Kreisen bekannte und auch als Rednerin geschätzte Vorsitzende des Deutsch-Evangelischen Bundes, Fräulein Paula Müller, übernahm die Leitung der Ortsgruppe Hannover, und wenn wir vernehmen, welche sichtlichen Erfolge die dortige „Kriegshilfe“, zu der der „Nationale Frauendienst“ gehört, auf den verschiedensten Gebieten — es sei nur an die ausgedehnte Verwertung von Abfällen aller Art erinnert — errungen hat, dann bedeutet dies auch ohne besondere Hervorhebung Lob und Anerkennung für die führenden Persönlichkeiten, die ihrer Aufgabe in jeder Weise gerecht zu werden wußten.

Überaus rührig erweist sich ferner die Ortsgruppe Barmen des „Nationalen Frauendienstes“ mit seiner Vorsitzenden Fräulein Helene Karmrodt, die auch gleichzeitig die Auskunftstelle für weibliche Berufe und Lehrstellenvermittlung leitet. So wurde in der dortigen Ortsgruppe in den Räumen des städtischen Arbeitsnachweises eine Vermittlungsabteilung für weibliche Arbeitslose eingerichtet. Es konnte im ersten Kriegsjahr in 13292, im zweiten in 10386 Fällen Beschäftigung nachgewiesen werden. Eine vom „Nationalen Frauendienst“ veranstaltete Geldsammlung ergab in Verbindung mit einem am gleichen Tage stattfindenden Vortragsabend den ansehnlichen Betrag von 41500 M. Unter tatkräftiger Mitwirkung dieser Organisation errichtete die Wohlfahrtzentrale der Stadt Barmen gleich nach Kriegsausbruch: 5 Ausgabestellen für Strickarbeit und 2 Strickstuben zum Anlernen unerfahrener Strickerinnen. Für



Frau Gertrud Dumstrey-Freytag.



Frau Else Migge.

Phot. H. Michelau.

die Anfertigung von Näharbeiten wurde ein geräumiges Fabrikgebäude zur Verfügung gestellt. In der Heimnäherei konnten zuweilen gleichzeitig 2000 Personen mit der Anfertigung von Sandsäcken beschäftigt werden. —

Den deutlichen Beweis, daß auch in kleinen Städten auf dem Gebiete der Wohlfahrtspflege Erhebliches geleistet werden kann, erbringt die Ortsgruppe Tilsit, die von Frau Direktor Margarete Poehlmann geleitet wird. Die Nähe der Grenze verschiebt hier etwas das übliche Tätigkeitsgebiet. Die Notwendigkeit erfordert, an diesem Platz ein Flüchtlingsheim und zwei Soldatenrasten zu unterhalten. Daneben fehlt es natürlich nicht an der Strick- und der Arbeitstube, an Vorträgen über Ernährungsfragen, und wie sonst die Dinge alle heißen



Margarete Friedenthal.



Dr. Alice Salomon.

Phot. Herrmann.



Phot. Minzloff.

**Frau Margarete Poehlmann.**



Phot. Flasche & Sohn.

**Helene Karmrodt.**

mögen, womit warmherzige Frauen ihren unbemittelten Schwestern über die Zeit der Not hinweghelfen möchten.

Unendlich oft konnten wir aus den Berichten der Obersten Heeresleitung ersehen, wie sich sächsische Truppen besonders ausgezeichnet haben. Und dieselbe Treue, die die Männer des Sachsenlandes gegen Kaiser und Reich bekunden, sie ist auch den Frauen eigen, die im Kampf hinter der Front den Endsieg gewinnen helfen wollen. Die Ortsgruppen Dresden und Leipzig des „Nationalen Frauendienstes“ mit ihren Vorsitzenden Frau Emilie Klahre und Frau G. Dumstrey-Freytag halten gleichen Schritt mit den Kameradinnen jenseit der Landesgrenze, und wenn einmal die ganze Arbeitsfülle dieser Kriegzeit übersehbar sein wird, dann kann man zweifellos für die Gesamtleistung der deutschen Frauen auf sozialem Gebiete nur Worte der Bewunderung und Anerkennung finden.



**Frau Emilie Klahre.**



Phot. Atb.

**Frau Professor Pauline Bohn.**

**Schluß des redaktionellen Teils.**



# Leciferrin

*für junge Mädchen und schwächliche Frauen mit matten Augen, blassem Aussehen, schwächlichem Körper.*

Von hervorragenden Ärzten empfohlen

um den **Blutzustand** zu verbessern, den **Körper** zu kräftigen und gutes **Aussehen** zu **erlangen.**

Preis 3 Mark die Flasche, auch in Tablettenform, bequem auf Reisen, 2 Mark 50 Pf.
Überall erhältlich.

In Wien: K. K. Hofapotheke, Hofburg & Schönbrunn; Schwan-Apotheke, Schottenring 14; Budapest: Apotheker Török, Königgasse 12; Basel: Dötsch, Grether & Co., Spitalstraße 9.

Galenus, Chem. Industrie, G. m. b. H., Frankfurt a. M.

---

SOEBEN ERSCHIEN HEFT 8 VON „SPORT IM BILD" ALS

# FELDGRAUE FRONT-NUMMER

PREIS 50 PFENNIG

---

# Original-Radierungen erster Künstler



**A. Scheuritzel,** Das Herrenhaus
Original-Radierung 11 : 15,5 cm 15 Mark



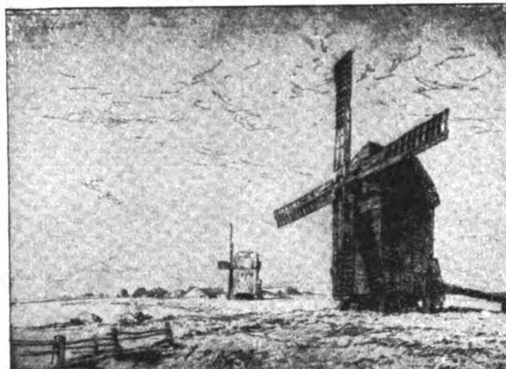
**A. Scheuritzel,** Einsamer See
Original-Radierung 19 : 29 cm 15 Mark



**A. Scheuritzel,** Föhren am Müggelsee
Original-Radierung 11 : 15,3 cm 15 Mark



**G. Eichbaum,** Weiden
Original-Radierung 19 : 16 cm 20 Mark



**A. Scheuritzel,** Mühlen
Original-Radierung 36 : 50 cm 40 Mark



**G. Eichbaum,** Windmühle
Original-Radierung 15,5 : 13,5 cm 15 Mark

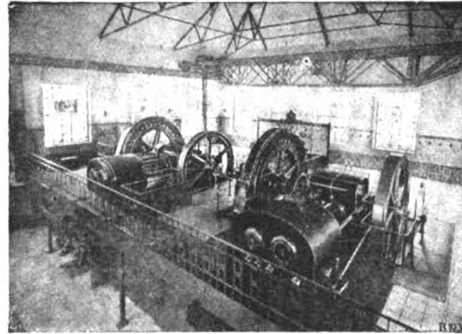
Die Maße bezeichnen die Bildgröße ohne Papierrand. — Jllustrierte Preisliste unberechnet und portofrei.

**AUGUST SCHERL G. m. b. H., Abteilung Kunstverlag, BERLIN SW. 68**

## Lanz'sche Heißdampf-Lokomobilen.

Deutschland darf für sich das Verdienst in Anspruch nehmen, einen Betriebsmaschinentyp, den es seinerzeit von England in der bescheidensten Form übernommen hat, bis zur höchsten Vollkommenheit ausgebildet zu haben: Es ist die Dampfmaschine im Zusammenbau mit dem Kessel: „Die Lokomobile“.

Als Betriebskraft für elektrische Zentralen wird nach wie vor die altbewährte Dampfkraft als wirtschaftlich und betriebstechnisch unersetzbar angesehen und geschätzt. Sind doch ihre Vorteile zu bedeutend und einschneidend für die Aufrechterhaltung eines rentablen und insbesondere unter allen Umständen zuverlässigen Betriebes. Daß für kleine und mittlere Zentralen und sonstige Betriebsanlagen die Lokomobile ein so ausgedehntes Anwendungsfeld gefunden hat, ist vor allem durch ihre außerordentliche Wirtschaftlichkeit infolge des Wegfalls der Rohrleitungs-Wärmeverluste zwischen Kessel und Maschine begründet. Weiterhin spielen jedoch auch die Einfachheit und Uebersichtlichkeit der ganzen Anlage bei Zusammenhang von Kessel und Maschine sowie die Verringerung der Anlage-, der Bedienungs- und der Betriebskosten eine nicht unwesentliche Rolle bei der Wahl der Lokomobile als Betriebskraft für elektrische Zentralen.



**Lokomobil-elektrische Fabrikzentrale der Präzisions-Kugellager-Werke Fichtel & Sachs in Schweinfurt a. M.**
**Neues Maschinenhaus (als Erweiterung der bisherigen Kraftanlage) mit 2 Lanz'schen Heißdampf-Verbund-Lokomobilen mit Ventilsteuerung „System Lentz“. Leistung 500—650 PS bzw. 580—750 PS. Direkte und starre Kupplung mit Wechselstromgeneratoren.**

Es darf als ein wertvoller Vorzug der Lanz'schen Heißdampf-Verbund-Lokomobilen (mit Ventilsteuerung System Lentz) angesprochen werden, daß die spezielle Art ihrer Kurbelwellenlagerung auf besonderen Lagerstützen (bzw. bei Maschinen über 400 PS Leistung auf besonderen Lagerständern) ohne weiteres die direkte, starre Kuppelung von Maschine und Generator gestattet. Es ist also bei den Lanz'schen Lokomobilen nicht erforderlich, zwischen Generator und Maschine eine elastische Kuppelung einzuschalten. Dadurch wird das ganze Aggregat wesentlich billiger und kürzer, außerdem kann das Gesamt-Schwungmoment von Dampfmaschine einschl. elektr. Generator für die Regulierung voll ausgenutzt werden.

Die Heinrich-Lanz-Werke in Mannheim, die 5000 Arbeiter und Beamte auf einem geschlossenen Fabrikareal von 410,000 qm beschäftigen, liefern jährlich über 2000 Lokomobilen für alle Betriebszweige. Der Gesamtabsatz Lanz'scher Lokomobilen beträgt bereits über 1,400,000 PS.



Schlittenfahrt im Spreewald. Phot. B. J. G.



## Die Seesperrgebiete der Mittelmächte

Die Ende dieser Woche erscheinende vierfarbige „Wöchentliche Kriegsschauplatzkarte mit Chronik" Nr. 124 aus dem Verlag Kriegshilfe München-Nordwest für die Zeit vom 12. bis 19. Februar bringt außer den Teilkarten von allen Fronten eine Karte mit den Seesperrgebieten der Mittelmächte um England und im Mittelmeer. — Einzelpreis 30 Pfennig, im Abonnement monatlich 1 Mark 10 Pf. — Bezug durch den Buchhandel, auch im neutralen Ausland, und durch die Post, in Groß-Berlin auch durch die Geschäftsstellen der Firma August Scherl G. m. b. H. und den Hilfsbund Berlin W 62, Kurfürstenstr. 79. Bezug in Österreich-Ungarn durch das Kriegsfürsorgeamt, Wien IX., Berggasse 16.

## Überraschen Sie Ihre Lieben

und schenken Sie ihnen jetzt, besonders der heranwachsenden Jugend das Gloria-Viktoria-Album, das Nachschlage- und Postkarten-Sammelwerk des Völkerkrieges. Preis des Albums mit Kriegskarte 5.— Mark. Raum für 800 bis 1000 Gloria-Viktoria- und Feldpost-Karten. Alle wichtigeren Kriegsereignisse sind meistens nach Originalaufnahmen aus dem Felde auf Postkarten in Serien dargestellt, die nach einem ges. gesch. System zu dem im Album befindlichen Texten an Hand der vorzüglichen Kriegschauplatzkarte aller Fronten gesammelt werden. Senden Sie einige Serien von Gloria-Viktoria-Karten der entsprechenden Kriegschauplätze an Ihre Angehörigen im Felde. Die beschriebenen, mit dem Feldpoststempel versehenen Karten erhalten hohen Sammelwert und gestalten das Album zu einer besonders wertvollen Erinnerung für jede Kriegerfamilie. Bezug durch den Buchhandel und die Kriegshilfe München-Nordwest. Für Oesterreich-Ungarn hat das K. K. Kriegsministerium (Abt. Kriegsfürsorgeamt) eine eigene Ausgabe des Werkes veranstaltet. Wien IX., Berggasse 16. Kriegshilfe München-Nordwest, Postscheckkonto München Nr. 5825.

## Selbsterlebtes vom Kapitänleutnant v. Mücke




Beide Bücher in einem Band 3 Mark; einzeln 1 Mark; gebunden 2 Mark

# Büchertafel.

Besprechung einzelner Werke vorbehalten. Rücksendung findet in keinem Falle statt.

„Das zweite lustige Büchel der Liller Kriegszeitung".

Wilh. Stapel: „Avenarius-Buch". Ein Bild des Mannes aus seinen Gedichten und Aufsätzen. München, W. Kallwey.

Dr. Alfred Jensen: „Taras Schentschenko". Ein ukrainisches Dichterleben. Wien, Adolf Holzhausen.

Professor Dr. Roland von Hegedüs: „Ungarn nach dem Kriege". Warnsdorf in Böhmen, Ed. Strache.

Kurt Engelbrecht: „Die Seele deines Volkes". Halle, R. Mühlmann.

Barbara Ring: „Ja, ja, die Liebe". München, Albert Langen.

Ludwig Thoma: „Brautschau". „Dichters Ehrentag". „Die kleinen Verwandten". Drei Einakter. München, Albert Langen.

„Winkelglück". Ein fröhlich Buch in ernster Zeit. Leipzig, Quelle & Meyer.

## Verschiedene Mitteilungen.

— Am 20. Januar beging Herr S. Messow sein 25jähriges Jubiläum als Inhaber der Leder- und Treibriemenfabrik Anton Heim & Co., Hamburg. 25 Jahre! Ein Lebensabschnitt, reich an Arbeit, aber auch reich an Erfolg. Herr Messow hat es verstanden, die Firma zu einer der bedeutendsten ihrer Branche emporzuheben, und sein Prinzip, unbeirrt stets nur das beste Fabrikat herzustellen, hat der Fabrik Weltruf und Abnehmer über die ganze Erde verschafft. Auch in Berlin unterhält die Firma seit etwa 20 Jahren eine große Filiale, um der lebhaften Nachfrage nach Heim-Riemen auch hier stets sofort nachkommen zu können. Eine Persönlichkeit von hervorragenden Charaktereigenschaften und seltener Liebenswürdigkeit, ist Herr Messow jederzeit allen, mit denen er in Geschäftsverbindung stand, als aufrichtiger Freund, seinen Beamten und Arbeitern als treuer Berater und Helfer erschienen. Stets, und namentlich während der Kriegszeit, suchte und fand er reichlich Gelegenheit, sich in seiner erprobten Wohltätigkeit immer und immer wieder hervorzutun. Wir wünschen dem rüstigen 60jährigen Jubilar, der schon seit vielen Jahren treuer Abonnent unserer Zeitschrift ist, daß er noch recht lange gesund an der Spitze seines Unternehmens stehen möge.

**Annahme von Anzeigen** bei **August Scherl G. m. b. H., Berlin SW. 68**, Zimmerstr. 36-41 und in den Geschäftsstellen: **Breslau**, Ohlauer Straße 87, **Dresden-A.**, Prager Straße 35, **Düsseldorf**, Oststraße 105, **Frankfurt a. M.**, Kaiserstraße 10, **Hamburg**, Neuerwall 2, **Hannover**, Georgstraße 20, **Kassel**, Königsplatz 53, **Köln a. Rh.**, Wallrafplatz 2, **Leipzig**, Petersstraße 22, **Magdeburg**, Breite Weg 184, **München**, Theatinerstraße 3, **Nürnberg**, Karolinenstraße 51, **Stuttgart**, Königstraße 11. — Der Preis für die viergespaltene Nonpareille-Zeile oder deren Raum beträgt 3,50 Mk., unter der Rubrik „Stellen-Angebote" Mk. 1.—, unter der Rubrik „Stellen-Gesuche" Mk. 0,80. — Anzeigen müssen spätestens vierzehn Tage vor dem Erscheinungstage aufgegeben werden. — Chiffre-Briefe, die innerhalb vier Wochen nicht abgeholt sind, werden vernichtet, nachdem die etwa darin enthaltenen Originalzeugnisse, Photographien usw. den Einsendern wieder zugestellt sind.



# Reiseführer für Winter und Frühling



Prospekte der nachstehend aufgeführten Inserenten sind kostenlos entweder direkt zu beziehen oder durch das Reise-Auskunfts-Bureau des „Berliner Lokal-Anzeigers", Berlin SW 68, Zimmerstr. 36–41, sowie durch die Geschäftsstellen von August Scherl G. m. b. H. in Berlin und in den größeren deutschen Städten, ferner in Wien u. Zürich

**Die Reihenfolge der einzelnen Inserate gibt keinen Anhalt über Rangverhältnisse der betreffenden Hotels etc.**

### *Norddeutschland.*

**Bad Kleinen** (Mecklbg.) am Schweriner See. Sanatorium für innere u. Nerv.-Leid. San.-Rat **Dr. A. Steyerthal.**

**Bad Polzin** (Moorbad in Pommern). **Kaiserbad Sanatorium,** physikalisch-diätische Heilanstalt. **Sanitätsrat Dr. Hölzl.**

### *Brandenburg.*

**Buckow** Kr. Lebus (Märk. Schweiz). **Sanatorium u. Erholungsheim Waldfrieden.** Vorzügliche Verpfleg. Gelegenheit zu phys. diät. Kur u. ärztl. Leitg. Dtsch. Offiz.-Ver. 1916 Tel. Nr. 55.

**Eberswalde** **Dr. Seele's Sanatorium „Drachenkopf"** f. Nerven-, Innere-, Stoffwechselkr., Entziehungsk. u. Erholungsbedürftige.

**Falkenhagen** **Seegefeld-A. bei Berlin.** Sanatorium **8–11 M.** **San.-Rat Dr. Straßmann.** (Einzelzimmer 9–11 M.)

**Wald-Sieversdorf** (Märk. Schweiz). **Märk. Sanat.** Prosp. durch **Leiter u. Bes. Dr. med. Friedrich.**

### *Westdeutschland.*

**Bad Aachen** **Palasthotel „Aachener Quellenhof".** Eröffnet Juni 1916. Deutschlands vollkommenste Hotelanlage.

**Godesberg** a. Rhein. **Kurfürstenbad „Godesberg".** Für Nervöse u. Erholungsbed. San.-Rat Dr. Stähly. Direktor Butin.

**Godeshöhe** **bei Godesberg a. Rh.,** gegenüb. d. Siebengeb., **Höh.-Kuranst. f. Nervöse u. Erholungsbed. (Kriegsbeschädigte),** m. all. mod. Einricht. Stundenl. gesch. Wälder dir. a. Hause. Prosp. fr.

### *Teutoburger Wald.*

**Bad Lippspringe** Kurbad a. Teutoburg. Wald. Bahnstation.
Kurbrunnen: **radioaktive Heilquelle. Bestbewährt bei Lungen- und Halsleiden. Bäder und Inhalationen. Ermäßigung für Kriegsrekonvaleszenten. Briefadresse: Kurbad Lippspringe.**

**Bad Lippspringe** unübertr. gegen **Lungen- u. Halsleiden**
Arminiusbad Frequenz 8000. Kriegsteiln. Vergünstig. Prosp. d. d. **Brunnen-Administration.** (Man beachte d. Adresse.)

Sanatorium Lippspringe Priv.-Heilanst., für alle Erkrank. der Atmungsorgane. Eig. mod. Inhalat. Erstkl. komf. Einricht. Prosp. fr. Bes. u. Leit. **Dr. Brackmann,** Badearzt.

**Bad Pyrmont** **San.-Rat Wichmann.** ★ Sanatorium. Saline f. Nervenleiden. Erholungsheim. Geöffnet.

### *Mitteldeutschland.*

**Bad Wildungen** **für Nieren- und Blasenleiden.** Fürstliches **Badehotel I. Ranges.**
**„Der Quellenhof" bisher „Hotel Quisisana".** Vornehmst. Haus. Im Kurpark. Reelle Preise. Das ganze Jahr offen. Prosp. postfr. **M. Möbus.**

### *Sachsen.*

**Bad Elster** Sanatorium **Geh.S.-R. Köhler.** Vorn.Einr., Moor- u.Stahlbad.Zanderinst.**Diätkuren.**

**Bad Reiboldsgrün** **i. Vogtl.** 700 m. Heilanst. f. Lungenkr. Vorzugspr. f. Offiz. **Hofrat Dr. Wolff.**

**Leipzig** Hotel Astoria **Neu eröffnet!** Am Hauptbahnhof.

**Leipzig** Fürstenhof neu erbaut, für längeren Aufenth. bestens geeign. Zim. M. 3,00, mit Bad M. 6,00.

**Zöbisch** Haus Vogtld. Ideal. Aufenth. f. Erholbed. Hot. u. Villen. Prosp. d. **Bad Reiboldsgrün i.V.**

### *Sächsisches Erzgebirge.*

**Aue** **i. Erzgeb. San.-Rat Dr. Pillings Sanatorium f. Nervenkranke. Herz-, Magen-, Darmleid-, Stoffwechselkr. Hydrotherapie, Diät., Massage. Elektr. Luft-Lichtk., Heilgymn. Röntgenkabinett.**

### *Harz.*

**Sülzhayn** **Süd-Harz,** Sanatorium **„Otto Stubbe"** für Leichtlungenkranke. Beste Lage im Südharz. Spezialarzt. Prosp.

### *Thüringen.*

**Tannenhof** **in Friedrichroda. Dr. Bieling's Sanatorium. Gewährleist. sorgfält. ärztl. Behandlung u. vorzügl. Verpfleg.**

### *Süddeutschland.*

**Bad Nauheim** **Sanat. Kurh. Walzer.** Herz- u. Nerv.-Leid. Tabes. V.12 M. tgl. an inkl.Bhdlg. Offiziersh. **Dr.Walzer**
**Villa Tielemann,** allererst. Rg. a. Kurh. u. N. Bäd. Herrl., ruh., son. Parkl. Abgeschloss. Wohn. u. Zim. m. u. o. Bad. Mäß. P. Eröff. 15. III. **A. Spöth**

**Wiesbaden** **Hotel Badhaus Goldener Brunnen.** Eig. Quelle. Pens. inkl. Bad. Trinkkur. Winterkuren. 7–10 Mark.
**Hotel Schwarzer Bock,** Bäder v. Kochbrunnen, beste Kurgelegenheit, 150 Zimmer. Prospekt.

### *Badischer und Württembergischer Schwarzwald.*

**Wildbad** **Württ. Schwarzwald. Hotel Post. I. Rg.** Pension. Zentralh., Lift. Prosp. **W. Großmann, Bes.**

### *Bayern.*

**Bad Kissingen** **Hotel Wittelsbach,** best geeignetes Haus für **Winterkuren** mit allen neuzeitl. Vorzügen.

**Partenkirchen-Kainzenbad** **Sanatorium** f. innerl.Kranke Nervöse, Erholungsbed. (Frauenleid., Moor-, u. Mineralbäd. Jahresbetr. Leit. Arzt **Dr. Behrendt**

### *Schweiz.*

**Arosa** 1800–1900 m ü. M. Elektr. Bahn ab Chur. Winterkuren – Wintersport.

**Hotel Rhätia u. Villa Germania.** Mod.Komf., beste Lage a.Wald. Dtsch. Haus.

**Alpensonne.** Dtsch.Hotel.Hygien. erstkl.Komf., fliess.Wass. i. jed.Zimm.Prosp.

**Hotel Bellevue,** vornehmes Haus, sonnige Lage. Mäßige Preise. Prosp.

**Davos-** **Dorf, Neues Sanatorium.** Alle hyg. Einricht. Gr Vestib., Terrasse. Bes. **M. Neubauer.** Leit. Arzt **Dr. E. Nienhaus.**

**Davos-Dorf** **Sanatorium Guardaval.** Vornehme Lungenheilanstalt. Schloßartig gelegen. Prospekt.

**Davos-Dorf** **Sanatorium Davos-Dorf.** Leit. Arzt: Dr. J. Biland. Moderne Hygiene. Illustr. Prospekt.

**Davos-Platz** **Sanatorium Turban. Leit. Arzt: Geheimer Hofrat Dr. Turban.** Prospekt.

**Dolder-Zürich** **Waldhaus Dolder.** I.klass. Famil.-Pens. u. Hotel. Prächt. erhöhte Lage. Blick a. See. Ruhe.

## Der „Berliner Lokal-Anzeiger"
## ★ ist am besten informiert ★

Druck u. Verlag von August Scherl G. m. b. H., Berlin SW, Zimmerstr. 36/41. — Für die Redaktion verantwortlich: Chefredakteur Paul Dobert, Berlin; in Oesterreich-Ungarn für die Redaktion verantwortlich: B. Mi th, Wien VI, Theobaldgasse 17, für die Herausgabe Robert Mohr, Wien I, Domgasse 4. — Für den Anzeigenteil verantwortlich: A. Pieniak, Berlin.

# DIE·WOCHE

Nummer 9. | Berlin den 3. März 1917. | 19. Jahrgang.


## Inhalt der Nummer 9.





## Die sieben Tage der Woche.

### 20. Februar.

Bei der Armee des Generalfeldmarschalls Herzog Albrecht von Württemberg scheitert ein nach Feuervorbereitung einsetzender Vorstoß der Engländer westlich von Messines.

### 21. Februar.

Trübes Wetter und Regen halten die Kampfstätigkeit in mäßigen Grenzen.

Südöstlich von Ypern und beiderseits des Kanals von La Bassée schlagen Erkundungsvorstöße der Engländer, bei Flirey zwischen Maas und Mosel Teilangriffe der Franzosen fehl.

### 22. Februar.

Südlich von Armentières dringen nach starker Feuerwirkung mehrere englische Kompagnien in unsere Stellung; kraftvoller Gegenstoß wirft sie sofort hinaus.

An den Silly-Inseln werden mehrere holländische Dampfer, die aus Falmouth und Dartmouth in westlicher Richtung das Sperrgebiet verlassen wollten, versenkt. Eine amtliche deutsche Erklärung besagt hierüber: Nach der Sperrgebietserklärung hatten holländische Reedereien darum gebeten, 33 in Falmouth und Dartmouth liegende Dampfer noch nach Ablauf der auf den 5. Februar festgesetzten Auslauffrist aus dem Sperrgebiet herausbringen zu dürfen. Deutscherseits wurde ausnahmsweise das Einverständnis gegeben, aber die Bedingung daran geknüpft, daß das Auslaufen nicht später als Mitternacht vom 10. zum 11. Februar geschehen dürfe. Die holländischen Reedereien nahmen dieses Angebot mit Dank an, waren aber aus unbekannten Gründen außerstande, ihre Schiffe rechtzeitig herauszubringen. Sie erneuerten ihre Bitten um Gewährung einer Ausfahrtsmöglichkeit zu einem späteren Termin. Darauf ist ihnen die Mitteilung zugegangen, ihre Schiffe können entweder in voller Sicherheit am 17. März oder mit nur relativer Sicherheit am 22. Februar auf einem Wege Dartmouth und Ralmouth verlassen. — Von diesem Angebot wollten 18 Schiffe am 22. Februar Gebrauch machen. Diese Nachricht ging am 16. Februar in Berlin ein. Der Reederei dieser 18 Schiffe wurde darauf nochmals ausdrücklich mitgeteilt, daß für den 22 Februar keine unbedingte Sicherheit gewährleistet werden könne.

### 23. Februar.

Der Reichstag nimmt den neuen 15 Milliarden betragenden Kriegskredit an.

Bei Nebel und Regen verläuft der Tag in den meisten Abschnitten der Westfront ruhig; an einzelnen Stellen der Artois- und Somme-Front, auch zwischen Maas und Mosel kommt es zu räumlich begrenzten Gefechten von Erkundungsabteilungen.

### 24. Februar.

Im Wytschaete-Bogen war der Artilleriekampf lebhaft. An der Artoisfront werden mehrere englische Erkundungsabteilungen abgewiesen.

Auf dem östlichen Kriegschauplatz sind bei strenger Kälte keine besonderen Ereignisse zu ersehen.

### 25. Februar.

In der Nacht vom 23. zum 24. Februar wird durch unser Abwehrfeuer ein französisches Lenkluftschiff in Brand geschossen. Es stürzt, in Flammen gehüllt, bei Wölferdingen westlich Saargemünd zur Erde nieder.

### 26. Februar.

In der Nacht vom 25. zum 26. Februar stoßen Teile unserer Torpedobootsstreitkräfte in den englischen Kanal bis über die Linie Dover—Calais und in die Themsemündung vor. — Die im Kanal gestellten englischen Zerstörer werden nach heftigem Artilleriegefecht zersprengt. Ein anderer Teil unserer Torpedoboote dringt, ohne irgendwelche Bewachung anzutreffen, bis nach Nord-Foreland und in die Downs vor.

Der Passagierdampfer der Cunardlinie „Laconia" (18099 Br.-Reg.-To.), der von New York kam, wird torpediert.

## Der Krieg als Erzieher.

Von Rudolph Stratz.

Die Paläste des Orients sind nach vorn durch eine trübe, graue, fensterlose Mauer von der Außenwelt geschieden. Dahinter ruht unsichtbar der verborgene Glanz und heimliche Reichtum. Solch eine graue Mauer steht jetzt auch überall in deutschen Landen. Aber dahinter liegt der goldene deutsche Hort. Nein: er ist auch draußen. Auf der Straße. Überall, wie Licht und Luft. Man muß ihn nur sehen. Die Zeichen und Wunder des Alltags sind da. Sie umgeben uns auf Schritt und Tritt. Aber sie sind, jedes für sich, zu winzig. Sie schlüpfen uns durch das Sieb des Bewußtseins. In dessen Maschen bleibt nur, vom Morgen bis zum Abend, der kleine Ärger stecken. Der große Gewinn geht uns unmerklich in die Seelen. Und doch sollten wir uns immer wieder von ihm, nur von unserer inneren Bereicherung in schwerer Zeit Rechenschaft geben. Denn das stärkt uns und andere.

Was wir dazu brauchen? Nichts als offene Augen! Wenn der Mönch von Heisterbach, vor dem nach der Sage tausend Jahre nur waren wie ein Tag des Herrn — wenn er einst verträumt aus dem Walde trat, so konnte er nicht erstaunter auf die neue Welt am Rhein blicken als jetzt einer, der auch nur drei Jahre schlief, auf das deutsche Leben, das sich so allmählich im Kriege veränderte, daß wir uns in gleichem Maß daran gewöhnten. Das Leben halb ohne Männer. Frauen mit der Postmütze. Frauen auf dem Kutschbock. Frauen in Pumphosen auf dem Bahnsteig. Frauen im Schwesternkleid. Das Leben ohne „Leben und Leben lassen". Das Leben

der Lebensmittelkarten. Das Leben voll Strenge, Ernst und Pflicht. Unter der Rotekreuzfahne des Lazaretts der Anschlag der neuesten Polizeiverordnung. An den Litfaßsäulen der Aufruf des Kaisers neben der Regelung der Sirupverteilung, im Ladenfenster die laufenden Buchstaben der Fleischkundenliste neben dem neuen großen Sieg des Kriegsberichts, und aus dem allen ein Ahnen: Man braucht gar nicht erst im Kleinen das Große zu suchen! Es gibt für den, der seine Zeit richtig versteht, gar nichts Kleines und Großes mehr. Es fließt alles in eins zusammen, und das alltäglichste Ding wird zum Gleichnis der furchtbarsten, aber auch größten Zeit auf Erden.

Im Hof des Herrschaftshauses von Berlin WW. quiekt das Pensionsschwein. Im Frieden hätte man sich entrüstet den Spektakel verbeten. Jetzt öffnen sich alle Fenster, wenn das Borstenvieh, das sich von des Hauses Abfällen mästet, seinen täglichen Verdauungsrundlauf unternimmt. Teilnehmende Fragen fliegen herunter: „Nee — jottlob, die Kälte hat ihn nich jeschadet!" Und aus dem Grunzen und Springen des Vierfüßlers weht auf einmal ein deutscher Hauch von Stall und Hof, von freier Luft und weitem Land — ein Dämmern: wir gehören ja viel mehr zusammen, als wir glaubten: die geflickten Strohdächer draußen und das steinerne Meer der Stadt, und wollen in Zukunft treulich zusammenhalten.

Gleichgültig blickte im Frieden so mancher aus dem Vorortzug auf die weiten Laubenkolonien rechts und links. Welch eine stumme und gewaltige Sprache spricht jetzt aus diesen Tausenden von Hütten und Gärtchen der Mühsamen und Beladenen! Die Mutter Erde schaut aus diesen bienenfleißig bestellten Beetchen, die heilige deutsche Erde, aus deren Berührung wir gleich dem unbesiegbaren Riesen der Sage immer neue Kraft gegen eine Welt von Feinden gewinnen, und wir verstehen ihre ernste Mahnung: Zurück zur Scholle! Gebt in Zukunft jedem sein Stück deutsches Land. Darum heißt es Vaterland.

Und wo sonst draußen im Reich der Reichen, in der parkumbuschten Villa, der Tennisball flog, da legt jetzt vergnüglich gackernd das Huhn sein Ei, statt des Teppichbeets sprießt Kresse und Schnittlauch, im Teetempelchen meckert der neue Stolz des Hauses, die weiße Saanenmilchziege, und durch Klaviergeklimper und Kulturbroschüren dringt die Erkenntnis deutscher Wirklichkeit. Neue Liebe zum neu entdeckten deutschen Land. Berg und Tal bei uns werden fortan nicht mehr nur als großes Naturtheater für Nervöse, als grün angestrichenes Sanatorium für die Hundstage erscheinen, sondern als das große deutsche All, das uns alle umfängt, segnet, erhält.

Das sind die Schätze der Offenbarung, die uns der Krieg, der große Erzieher, aus seiner schweren Faust spendet. Er legt nicht nur draußen die Städte und die Dörfer, die Kirchtürme und die Wälder nieder. Er bricht auch im Innern das wenige, was morsch war, in Stücke. Wo sind jetzt die vierzehn Abende dauernden Berliner öffentlichen Feste geblieben, die Silvesterdiners zu fünfzig Mark, die aus allzu rasch erworbenem Reichtum stammende Blasiertheit, die dem Deutschen so schlecht steht und so lose haftet wie eine wächserne Nase? Der Krieg verwischt mit starker Hand, mehr als jemals in einem Volk, den Unterschied zwischen reich und arm. Der Fürst watet so gut zu Fuß durch den Berliner Straßenmatsch, wie der Arbeitsmann. Millionärinnen telephonieren miteinander so gut wegen eines Viertelpfündchens Butter, wie sich die Kriegerfrauen an der Straßenecke davon unterhalten. Die Brotkarte gibt dem Krösus so viel Gramm wie dem Holzhacker — nein: der Krösus kriegt sogar weniger!

Wir haben uns schon so daran gewöhnt, daß wir die ganze Kartenwirtschaft nur noch als eine tägliche Schererei betrachten. Aber wer diese Zahlen und Vierecke mit dem inneren Auge lesen kann, dem sagen sie mit leuchtenden Lettern: So wie es draußen heißt: „Viel Feind, viel Ehr!", so daheim: „Viel Not, viel Ehr!" Wir sind froh, wir sind stolz, auch, wie die Helden draußen, für unser deutsches Vaterland nach unserer Kraft und Art zu kämpfen und zu leiden! Wir geben auch nicht nach, so wenig wie die an der Front! Wer diese heimliche Stimme aus seiner Kartoffel- und Zuckerkarte vernimmt, in dessen Herzen wird es hell werden. Denn es war die Stimme des deutschen Siegs, die zu ihm sprach!

Unseres deutschen Siegs und unseres Deutschlands, das wir jetzt erst in der neuen, großen, alles umfassenden Volksgemeinschaft des Kriegs so recht in allen Einzelheiten erkennen lernen. Gemeingut wurden durch den Krieg all die kunstvollen Federn und Fugen unseres ehernen Harnischs, des Heeres, in dem im Frieden nicht einmal alle Männer Bescheid wußten, weil das Vaterland aus falscher Sparsamkeit auf ihren Dienst verzichtete. Jetzt erkundigen sich Damen besorgt, ob das Regenwetter in Rumänien nicht dem Vorwärtskommen der schweren Artillerie des Feldheeres hinderlich gewesen sei. Jungens schätzen die über der Stadt summende Libelle sachverständig auf Ein- oder Zweisitzer, im Grünkramkeller unterhalten sich die Dienstmädchen von Ruhestellung und Umgruppierung, wie sonst vom Tanz am Sonntag nachmittag.

Die Stimme Deutschlands spricht aus dem Atem unseres mächtigen Wirtschaftskörpers, durch dessen Außenhülle wir jetzt mit den Röntgenstrahlen des Krieges das tragende Knochengerüst erkennen, sehen, daß diese Knochen den schweren Körper in der Zeit der Not nur aufrechterhalten können, wenn sie selber stark und ungebrochen sind und keiner Krücken des Auslandes bedürfen, mögen es Rohstoffe oder Lebensmittel sein. Das ist die große Wahrheit, die der kleine Bezugschein, diese spießbürgerlichste aller Nöte, vier Treppen hoch, im überfüllten Abfertigungsraum dem Einfachsten unter uns im Namen des Krieges predigt. Und plötzlich schaut hinter dem schlichten Stückchen Papier Albions Verbrecherfratze hervor, und wir wissen wieder, warum es geht.

In die Ferne schauen lehrt uns der Krieg, der große Lehrer. Mitten in den Lebensmittelnöten packt er uns täglich an der Schulter und weist uns einen neuen Punkt der Welt. Im Dorfwirtshaus spricht man von Baranowitschi und Monastir, am Stammtisch im Städtchen von Kut-el-Amara und Erzerum; der Urlauber erzählt von Gallipoli, die heimgekehrte Schwester von Uesküb, Feldpostbriefe kommen aus Kurland und Albanien, eine Menagerie der Menschheit bevölkert im Namen der Kultur die deutschen Gefangenenlager und wandert schwarz, braun, weiß und gelb zur Arbeit. Unsere Truppen haben draußen, wenn sie einst siegreich nach Hause ziehen, mit Australiern und Kanadiern, Südafrikanern und Neuseeländern gerungen, alle Länder Europas, alle Völker der Erde mit eigenen Augen gesehen. Die Schule des Krieges gab ihnen für die Arbeit des Friedens eigene Anschauung, gereiftes Urteil, geistige Selbständig-

keit bis zum schlichtesten Mann! Auf der Algäuer Alm wird man in kommenden Jahren so gut vom Ghurka zu reden wisser wie unter dem friesischen Dach von Kalmücken, am sächsischen Webstuhl von Anamiten wie im rheinischen Kohlenstollen vom Askari.

Und von denen, deren Bildung vor dem Krieg die weite Welt zu überschauen wähnte, nahm so manchem der Lehrmeister Krieg die rosenrote Brille von den Augen. Wies ihm an Stelle einer Scheinwelt des deutschen Idealismus die rauhe, für uns ersprießlichere Wirklichkeit der Dinge. Italien ist uns nicht mehr das Land, von dem der Dichter-Philosoph singt: „Unschuld des Südens, nimm mich auf!", sondern das ekle Nest eines d'Annunzio, Rußland nicht mehr der mystisch-gewaltige Norden Tolstois, sondern der vom Krieg weit aufgerissene asiatische Raubtierkäfig bestialischer Kosaken, Frankreich nicht mehr die Hochburg der Mode, sondern das Durchgangstor nackter Afrikaner auf dem Marsch nach dem Rhein, Japan nicht mehr die Trauminseln der Pfirsichblüte und der Aquarelle, nicht mehr der neue Kulturstaat des Miterfinders des Salvarsan, sondern, wie einst König Laurins Reich im Rosengarten, die Heimat massenhafter, kriegerischer Zwerge, England nicht mehr das alte Paradies des Gentleman, sondern das klaffende Grab menschlicher Ehre, Scham und Vernunft.

Auch der biedere Yankee-doodle erscheint uns jetzt endlich nicht mehr als der Onkel aus Amerika oder die Dollarprinzessin unseres weltfremden Theaters, sondern in seiner wahren Gestalt, die Menschenrechte in der einen, die Granatenrechnung in der anderen Hand. Auch von den Triebkräften des neutralen Völkerlebens zog der Krieg den schimmernden Kulturvorhang der Museen und Kirchen, den Sonnenschleier der Naturschönheiten und malerischen Volkstrachten hinweg, den deutscher Bildungsdrang und deutsche Wanderlust so oft im Frieden für das Ding an sich hielt, und enthüllt uns dafür arme Länder ohne Korn und Kohle, von England dem Schützer der Kleinen, mit Frost und Hunger bedroht und mit dem Tod aus weittragenden Schiffsgeschützen geängstigt. Und zum dritten zeigt uns der Krieg im hellen Licht die feuergehärteten Tugenden unserer Verbündeten: die unverwüstliche Lebens- und Waffenkraft alter ruhmreicher Soldatenstaaten, wie der Habsburger Kronen und des Osmanenreichs, die stürmende Jugendstärke Bulgariens.

Das ist das Großreinmachen deutscher Erkenntnis im großen und reinen deutschen Krieg. Sie tat uns not. Sie wird uns Segen bringen, so wenig wir diesen Segen Tag um Tag im oft so kleinlichen Getriebe der Stunde schätzen. So laut der Krieg draußen donnert, so leise und unmerklich wirkt er daheim in uns. Aber prüfe sich ein jeder einmal des morgens im Kämmerlein, wie er vor drei Jahren war — was er damals von der Welt wußte — wie er damals über Deutschland und die Fremde dachte — dann wird er sehen, wie der Krieg uns auf seinen Sturmesflügeln gehoben hat und uns immer noch täglich hebt bis zu dem hoch oben schon im Frührot leuchtenden Gipfel, dem Frieden voll Sieg und Ehre.

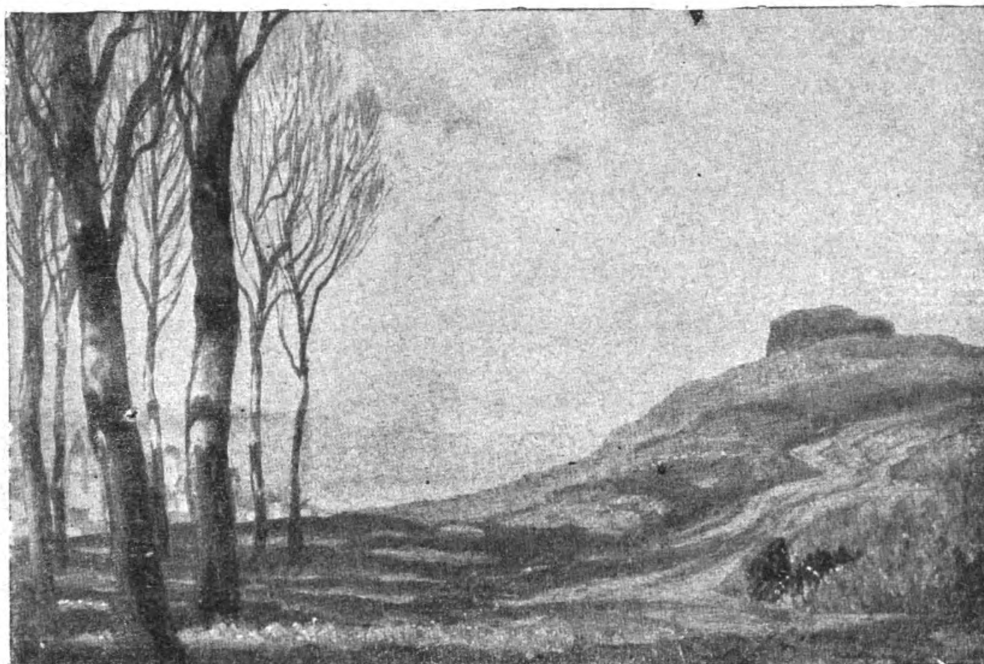
---

# Weingartners Musik zum „Faust."

Hochgeehrte Redaktion!

Ihrer freundlichen Aufforderung, Ihnen einiges über meine Bearbeitung des „Faust" zu schreiben, komme ich unter dem frischen Eindruck der Chemnitzer Uraufführung besonders gern nach.

Das Problem der Bühnendarstellung des „Faust" in seinen beiden gewaltigen Teilen beschäftigt mich bereits seit meiner Jugend. Ich habe die Einrichtung von Devrient wiederholt gesehen und auch später keine Gelegenheit versäumt, Aufführungen der beiden Teile auf mich wirken zu lassen. Ein immer erneutes Studium der Dichtung Goethes ließ mich die gewonnenen Eindrücke überprüfen. In noch nähere Berührung mit der Faustdichtung gelangte ich, als das Hoftheater in Weimar mich einlud, eine Musik zu einer Bearbeitung Karl Weisers zu schreiben, die im Neuen Hoftheater zur Darstellung kam. Die dort gemachten Erfahrungen ließen



Faust I. Teil: Osterspaziergang (Dekoration).

mich klar erkennen, daß ich, wenn ich dem Problem einer Darstellung des gesamten Faust wirklich näherkommen wolle, Bearbeiter und Komponist der notwendigen Musik in einer Person sein müsse. Ich ging also erneut an die Arbeit, und zwar zunächst an den literarischen Teil. Mein Ziel stand mir ganz klar vor Augen. Faust mußte an zwei Abenden, nicht aber an drei oder vier Abenden gegeben werden. Es hieß also eingreifend kürzen. Dabei behielt ich jedoch als oberstes Prinzip im Auge, nichts für die einheitliche Wirkung des Dramas unbedingt Notwendiges wegzulassen. Dies bildete vor allem im zweiten Teil den schwierigsten Teil dessen, was ich mir zu vollbringen vorgenommen hatte. Der zweite Teil ist überreich an Bildern, überreich an Gleichnissen. Dessenungeachtet zieht sich ein Grundgedanke wie ein roter Faden durch das Ganze und reißt niemals ab. Diesen roten Faden nun auch in meiner Bearbeitung niemals abreißen zu lassen und doch die Überfülle der Bilder so einzuschränken, daß ein Überwuchern vermieden wird, gewissermaßen also zwischen Goethes Gedanken und seiner plastischen Ausführung auf der Bühne das Gleichgewicht herzustellen, war mein hauptsächlichstes Bestreben.

Hier mußte nun die Musik mithelfen. Daß Goethe das musikalische Element in seinem „Faust“ auch außerhalb der Stellen, wo die Musik direkt zur Handlung gehört, als vorhanden empfunden hat, geht aus manchen seiner Bemerkungen in der Dichtung selbst wie auch aus den Gesprächen mit Eckermann deutlich hervor. Ebenso ist es gewiß, daß er an eine Aufführungsmöglichkeit des zweiten Teiles gedacht hat; ja, es scheint sogar, daß ihm der zweite Teil durch die Mannigfaltigkeit des Geschehens für die Bühne geeigneter erschienen ist als der erste mit seiner tiefen und reichen, aber nicht im eigentlichen Sinne bühnenwirksamen Philosophie. Der zweite Teil nun erfordert die Musik geradezu gebieterisch. Die mystischen Stimmungen, die Fabelwesen, die helldunklen Übergänge, das Schleierhafte und Symbolische der Vorgänge, das endliche Durchdringen aus den nächtlichen Regionen zum Lichte der Verklärung ist ohne Musik nicht denkbar. Hier war es nun meine vornehmste Aufgabe, des Guten nicht zu viel zu tun, sondern genau abzuwägen, wo und inwieweit die Musik einzutreten habe, und wo sie zu schweigen hat. Ich betrachtete es als Hauptaufgabe der Musik, uns die Mystik des zweiten Teiles näherzubringen und unser Gefühl für fabelhafte Vorgänge und Stimmungen empfänglicher zu machen, als dies das gesprochene Wort vermag. An einzelnen Stellen durfte sich das Melodramatische bis zum Gesange steigern. Der zweite Teil mit seiner reichen Musikmöglichkeit warf aber gewissermaßen seine Strahlen voraus in den ersten Teil, es war also ein gebieterisches Erfordernis, auch dort an manchen Stellen Musik erklingen zu lassen, wo sie vielleicht weniger notwendig gewesen wäre, wenn man den ersten Teil allein betrachtet. Auch hier galt es, den ersten und zweiten Teil in harmonische Übereinstimmung zu bringen, wobei naturgemäß auf den ersten Teil viel weniger Musik entfiel wie auf den zweiten. Das Wort des Schauspielers durfte durch die Musik niemals gehemmt werden.

Daß vieles der Dichtung geopfert werden mußte, versteht sich von selbst. Besonders schmerzlich waren mir die Kürzungen in den ersten Szenen zwischen Faust und Mephistopheles und im erhaben schönen Schluß des zweiten Teils. Aber auch hier galt es, die Proportion zu wahren. Es wäre vielleicht nicht richtig gewesen, um einer Anzahl herrlicher Verse wegen einer Szene einen breiten Raum zu geben und eine andere in ihrer Art nicht minder wichtige dafür zu verkürzen. Nicht unerwähnt möchte ich lassen, daß ich es vermieden habe, durch eine Kürzung einen Reim zu zerstören.

Der Unterschied meiner Bearbeitung, worin ich natürlich die Musik einbegriffen verstehe, von früheren Bearbeitungen liegt nach meiner Ansicht darin, daß ich durch meine doppelte Eigenschaft als Bearbeiter und Komponist in der Lage war, einen durchaus einheitlichen Standpunkt einzunehmen und von diesem aus den Versuch zu machen, eine eindrucksvolle szenische Darstellung des „Faust“ zustande zu bringen. Die Aufführungen in Chemnitz waren mit größter Hingabe und erstaunlicher Tatkraft ins Werk gesetzt; die große Anerkennung, die sie allseitig gefunden haben, gibt mir die frohe Hoffnung, daß der Weg, den ich zu gehen versucht habe, kein falscher war.

Mit vorzüglicher Hochachtung bin ich Ihr ergebenster
Felix von Weingartner.



# „Unser Recht gegen Belgien.“

Der unter dieser Ueberschrift in Heft 7 der „Woche“ veröffentlichte Artikel von Johannes W. Harnisch hat in der Schweiz unliebsames Aufsehen erregt. Dieses Aufsehen kann nur einer mißverständlichen Auffassung des Artikels entsprungen sein. Der Artikel befaßt sich mit Deutschlands Rechten gegenüber Belgien, wie sie aus der vertragsmäßigen Festlegung der ewigen Neutralität gerade dieses Staates hervorgehen. Nur Belgien ist zuerst Neutralität und Unverletzlichkeit garantiert, dann die Garantie der Unverletzlichkeit wieder entzogen worden. Es ist demnach selbstverständlich, daß aus den Ausführungen des Artikels kein Analogieschluß auf andere neutrale Staaten gezogen werden kann.

o o o

# „Weddigen“.*)

Im kleinen Erfrischungsraum des Chinesen Eumolim sitzen an einem der runden Tische bei einem Glase „Fatbeer“ die beiden deutschen Schiffsoffiziere Deike und Schwarting einander gegenüber. Die Unterhaltung wird so leise geführt, daß kein Wort nach der Ecke dringt, in der einige Holländer ziemlich geräuschvoll Zucker- und Kaffeepreise erörtern. Trotzdem scheint der Gegenstand ihrer Unterredung so interessant, daß sie darüber ihr Bier vergessen, das in den Gläsern schal wird. Eine baumlange Gestalt erscheint in der Tür. Kapitänleutnant von Möller. Mit wenigen Schritten ist er am

*) Kapitänleutnant von Möller, Kommandant des in Canton stationierten Fluß-Kanonenbootes „Tsingtau“, erhält den Auftrag, den Hsi-Kiang und seine Nebenflüsse möglichst weit aufwärts zu erforschen und die deutsche Flagge in diesen noch gänzlich unbekannten chinesischen Gewässern zu zeigen. Das ist die letzte Friedensfahrt der „Tsingtau“. Auf dem Rückweg erhält der Kommandant die Kriegsnachricht. Er entläßt seine Leute nach Tsingtau und versucht selber, sich nach der Heimat durchzuschlagen. Es gelingt ihm, nach Java zu gelangen, wo er interniert wird. Mit fünf anderen deutschen Gefährten entflieht er auf einem Segelschiff, nur etwa halb so groß wie die „Ayesha“ und legt den 6000 Seemeilen weiten Weg über den Indischen Ozean nach Arabien in 90 Tagen glücklich zurück. In Arabien finden die Tapferen im Kampfe mit aufrührerischen Beduinen den Heldentod. Dem schneidigen Seeoffizier und seinen wackeren Gefährten wird in dem Buche „Kapitänleutnant Möllers letzte Fahrt“ (Verlag August Scherl, Berlin, Preis 1 Mark) ein ehrendes Denkmal gesetzt. Wir sind durch das Entgegenkommen des Verlages in der Lage, unseren Lesern schon heute aus diesem Buch das Kapitel abzudrucken, das die Ausrüstung des kleinen Segelschiffes, auf den Namen „Weddigen“ getauft, schildert.

Tisch der beiden angelangt und nimmt neben ihnen Platz. Eine halbe Stunde etwa verstreicht in gleichgültigen Gesprächen, als die Holländer sich geräuschvoll erheben und den drei Deutschen das Lokal überlassen. Der bezopfte chinesische Boy kommt heran, räumt die Tische ab und verschwindet wieder. Sie sind allein.

„Haben Sie sich überlegt, worüber wir gestern sprachen?“ beginnt von Möller. „Haben Sie einen Plan, der Aussicht auf Verwirklichung hat?“

„Jawohl, Herr Kapitänleutnant“, erwidert der Vizesteuermann d. R. Deike. „Pläne haben wir genug geschmiedet. Alles kommt darauf hinaus, daß wir als Besatzung von fremden Schiffen oder als blinde Passagiere von hier nicht wegkommen können, uns kann nur ein eigener Untersatz nützen.“

„Eigener Untersatz? Wie wäre es,“ meint der Kapitänleutnant, „wenn wir es mit der ‚Machew‘ versuchten? Besatzung würden wir hier doch mit leichter Mühe zusammenbekommen. Der einzige Weg, wohin wir kommen könnten, ist Arabien. ‚Choising‘ hat ihn uns ja gezeigt, und da haben wir wenigstens einigermaßen Gewißheit, die Heimat zu erreichen. Wenn wir den ganzen Dampfer voll Kohlen und Vorräte packen, muß es doch eine Kleinigkeit sein, bis zur arabischen Küste oder ins Rote Meer in einer Tour durchzufahren. Andere Wege kommen für uns überhaupt nicht in Betracht, da sie viel zu weit sind. Kein Neutraler gibt uns Kohlen, und mit Gewalt nehmen, ist ausgeschlossen.“

„Tja, Herr Kapitänleutnant“, meldete sich nun der Oldenburger Schwarting, Bootsmannsmaat d. R., zum Worte. „Leute kriegen wir ja woll genuch! Viel mehr, als wir nötig haben, und wir könnten mit ihnen auch den Deuwel aus der Hölle holen, aber wir kommen mit dem Dampfer nie aus dem Hafen raus!“

Einen Augenblick der Überlegung, dann stimmt ihm von Möller zu. „Vorräte wären schon genug da, wenn wir alles zusammenpackten. Dann müßten aber die Schiffe beieinander längsseit gehen, die ganzen Vorbereitungen wären viel zu umständlich, und glauben Sie mir, die Engländer hätten Wind davon, sowie nur eines der Fahrzeuge Dampf aufmacht. Bei ihrer wohlwollenden Neutralität würden die Mynheers es wahrscheinlich überhaupt nicht zulassen, außerdem wimmelt es hier von englischen und japanischen Spionen. Binnen vierundzwanzig Stunden hätten wir einen Kreuzer auf dem Halse. Ist denn kein einigermaßen anständiges Segelschiff im Hafen? Das wäre bedeutend einfacher, da brauchten wir nur Proviant und Wasser.“

„Und vor allem auch nicht so viel Leute“, fällt Deike ein.

„Es liegen wohl schon ein paar Segler da, Herr Kapitänleutnant,“ erklärt Schwarting nach einigem Nachdenken, „das sind aber alles so olle verrottete Kähne, daß sie bei einem Kuhsturm glatt in die Binsen gehen.“

Kapitänleutnant von Möller hat sich inzwischen schon entschieden.

„Wenn wir uns so ein Schiff verschaffen können, dann wollen wir es auf jeden Fall versuchen. Hauptsache ist ja, daß die Segel halten. Freilich, wie bekommen wir es? Das beste wird wohl sein, ich wende mich sofort an unsere Deutschen hier, die werden schon Rat wissen.“ —

Auf der Reede von Surabaja liegt ein kleiner Zweimastschoner von kaum vierzig Tonnen. Die weiße Außenbordsfarbe muß an einigen Stellen schon über die nicht mehr ganz einwandfreie Schiffshaut hinwegtäuschen. Die „Ayesha“ der „Emden“-Leute ist ihm gegenüber das, was ein Großkampfschiff einem Kleinen Kreuzer bedeutet. Die Räume an Bord bieten so viel Platz wie etwa ein Finkenwärder Fischerewer. Leise gurgelt die Strömung zwischen Java und Maduro an ihm längs. Die Segel sind unter Deck verstaut. Kein Mensch ist an Bord zu sehen.



**Friedrich Kayßler,** Phot. Nicola Perscheid.
übernimmt im Herbst 1918 die künstlerische Leitung der Neuen Freien Volksbühne in Berlin.

Aus der Mündung des Kallimas kommt eine kleine Dampfpinasse zum Vorschein und hält auf den Schoner zu. Längsseit macht sie fest, drei Europäer erheben sich aus den am Vordeck stehenden Korbstühlen und steigen an Deck. Aufmerksam wird das Oberdeck gemustert, Stagen und Taue und ihre Befestigungen geprüft, die Rudereinrichtung ausprobiert. Dann geht's in den Raum hinunter, von wo ein Segel hinaufgemannt und an Deck ausgebreitet wird.

„Na, viel Staat ist mit dem Ding nicht mehr zu machen, das fliegt sicher bei der ersten Bö aus den Lieken“, meint kopfschüttelnd Kapitänleutnant von Möller.

„Mit dem Tauwerk ist auch nicht mehr viel los, Herr Kapitänleutnant. Die Segel müssen auf jeden Fall erneuert werden“, gibt Schwarting sein sachkundiges Urteil zum besten. „Aber da wird auf den Dampfern schon Rat sein. Es sind genug neue Sonnensegel vorhanden, mehr, als wir brauchen. Wenn die Stagen und Wanten ordentlich überholt und nachgesetzt werden, kriegen wir den Pott schon hin.“

Jetzt mischt sich auch Deike in das Gespräch. „Herr Kapitänleutnant, ein Boot von der ‚Offenbach‘ kommt herüber.“

„Nanu, was will denn der hier?“

„Das ist sicher der Mau“, erteilt Schwarting be-



Dr. Roesicke-Görsdorf spricht über die Ernährungsverhältnisse. Spezialaufnahme für die „Woche".

**Kriegstagung des Bundes der Landwirte in der Philharmonie.**

reitwilligst Auskunft. „Der ist Offizier auf der ‚Offenbach' und möchte auch mit." Fünf Minuten später ist das Boot längsseit, und zwei kräftige deutsche Gestalten klettern an Deck. Mau und sein Freund Gründler, auch ein Schiffsoffizier auf einem der deutschen Dampfer, Matrose des Landsturms.

„Na, allmählich bringe ich ja meine ganze Besatzung zusammen", meint schmunzelnd Kapitänleutnant von Möller. „Hoffentlich kommt es nun nicht zu weit herum, daß wir wegwollen." Wie einstimmig erfolgt von allen die Versicherung, daß keiner von ihnen daran denke, ein überflüssiges Wort zu sprechen.

**Großer Kriegsrat an Deck.** Die Instandsetzung des Schiffes, dessen kostenlose Überlassung von den guten Freunden in Surabaja veranlaßt ist, besonders aber die Ausrüstung mit Proviant, Wasser, Karten, nautischen Instrumenten und sonstigem Bedarf für die weite Reise — über fünftausend Seemeilen ist die Strecke lang — werden erörtert. Die Dampferstraßen müssen vermieden werden. Durch die Malakkastraße darf die Fahrt also nicht gehen; auch muß mit den dort herrschenden Flauten und Windstillen gerechnet werden. Es heißt also, möglichst bald in den Indischen Ozean hinein und vielleicht unter Ansteuerung von Diego Garcia nach der arabischen Küste zuzuhalten. Unauffällig wird der Schoner wieder verlassen, damit nicht die Aufmerksamkeit der Hafenbehörden und des holländischen Kanonenbootes, das in der Nähe liegt, erregt werden.

Die Überlegungen, die an Bord begonnen waren, wurden die nächsten Tage an Land weiter fortgesetzt. Alles muß genau berechnet werden, in tagelangen Beratungen wird auch die kleinste Einzelheit festgelegt. Bei einigermaßen günstigen Wind- und Wetterverhältnissen kann die Strecke in zwei bis zweieinhalb Monaten zurückgelegt werden. Allerdings muß bei dem kleinen Segelfahrzeug ebenso leicht mit sechs bis acht Monaten Fahrtdauer gerechnet werden. Segelhandbücher und

Karten werden studiert, keiner von den Beteiligten, zu denen inzwischen noch der Leutnant a. D. von Arnim getreten ist, ist je in diesen Gegenden auf einem Segler gefahren. Sie alle kennen nur die Dampferstraße Aden—Colombo—Singapore, die eben vermieden werden muß und nur unmittelbar vor Ansteuern der arabischen Küste vorsichtig gekreuzt werden darf. Es wird genau festgestellt, was von den einzelnen Dampfern und was von Land an Bord geschafft werden soll. Lange Vorbereitungen sind nötig, besonders der großen Heimlichkeit wegen, mit der alles zu geschehen hat, müssen die Dampfer doch jederzeit darauf gefaßt sein, daß die holländischen Behörden zu ihnen an Bord kommen. Sei es, daß sie Wind von der beabsichtigten Flucht bekommen oder der Gegner wieder einmal wie sooft schon, das Gerücht in die Welt setzt, daß die deutschen Schiffe auslaufen wollten. Neue Segel werden angefertigt, unauffällig Stagen und Tauwerk neu versehen. Von Tag zu Tag schreitet so das Seeklarwerden des Schoners fort. Ebenso eifrig sind zahlreiche Hände für die Ausrüstung des Schiffes an der Arbeit. Kisten werden gepackt und gezeichnet, alles muß so eingerichtet werden, daß der Proviant ohne große Mühe und längeres Umstauen unschwer erreichbar ist. In den Nächten kommen, sobald das Leben im Hafen verstummt, Boote von Land und von den Schiffen mit Kisten und Säcken beladen längsseit. Ein Stück nach dem anderen wandert durch das Luk in den Raum. Hartbrot, Büchsenfleisch, Reis, Mehl, Gemüse, dann wieder Tauwerk, Reservesegel, Holz für etwaige notwendige Reparaturen, Werg zum Dichten und Ähnliches.

Allmählich füllt sich so das Innere. Als letztes kommt Frischwasser in Fässern, Kambüsengeschirr, Seekarten, nautische Instrumente und die Einrichtung für den Unterkunftsraum, die von fürsorglichen Landsleuten gestiftet ist. Wissen die Eingeweihten doch ganz genau, welch ungeheures Wagnis die fünf unternehmen wollen, wie oft ihr Leben nur an einem dünnen Faden hängen wird, umdroht von Sturm und Wetter, umlauert von Feinden, auf einer Nußschale im Ozean. Was in ihren Kräften steht, tun sie gern und freudig.

So wird das Schiff seeklar. Die Besatzung besteht aus Kapitänleutnant von Möller als Kommandant, dem Leutnant a. D. von Arnim aus Koblenz, dem Vizesteuermann d. R. Deike aus Bremervörde, Bootsmannsmaat d. R. Schwarting aus Elsfleth und den Matrosen des Landsturms Gründler aus Berlin und Mau aus Steinberg-Holz. Alles Leute besserer Lebensgewohnheiten, in Stellungen, die keinerlei Arbeiten von ihnen forderten, wie sie ihnen in den nächsten Monaten bevorstehen. Das große Ziel, das Vaterland zu erreichen und am Kriege noch teilnehmen zu dürfen, findet sie zu jeder, auch der geringsten Arbeit bereit. So ist eine Rollenverteilung nicht nötig. Jeder will Hand anlegen, wie es die Stunde bringt. Eine glänzende Lösung findet zum Schluß noch die Kambüsenfrage. Der türkische Untertan Said Ach-



Spezialaufnahme der „Woche".

**Vermählung Max Pallenbergs mit Fritzi Massary: Das junge Paar.**

**Aus dem Berliner Theaterleben.**

mad, den die gleiche Begeisterung nach Hause treibt wie die Deutschen, erklärt sich mit Freuden bereit, das Reich der Kambüse zu übernehmen. So ist die Besatzung also vollzählig und reicht zur Bedienung des Schiffes, das dann feierlich auf den Namen „Weddigen" getauft wird, aus. Der Name soll ein Vorbild sein, ein Leitstern für das kühne Unternehmen, das deutsche Männer hier planen.

Dunkle Nacht liegt über der Reede. Ein schweres Gewitter zieht vom Westen herauf. Unaufhörlich zucken die Blitze nach allen Richtungen, krachend rollt der Donner. Prasselnd strömt der Tropenregen herunter und verhindert auch auf kurze Entfernung die Sicht.

Leise, unhörbar wird der Anker eingeholt. Tauwerk gleitet durch gutgeschmierte Blöcke, weiße Leinwand schwebt von Deck hoch, wird vom Winde gefaßt, strafft sich.

Unmerklich taucht unter dem Druck der Bug ein, langsam zunächst, dann schneller gleitet „Weddigen" mit Ostkurs auf die Ausfahrt zu, vorbei an den Dampfern und den holländischen Wachtschiffen, am Leuchtfeuer von Maduro in die See hinaus.

▽ ▽ ▽

## Der Weltkrieg. (Zu unseren Bildern.)

Die vielen Zahlen, welche uns täglich vor Augen geführt werden aus den Berechnungen des Rauminhaltes versenkter Schiffe, lassen eine Reihe von günstigen Schlüssen für den Fortgang unserer U-Boot-Tätigkeit zu. Eine zuverlässige Handhabe dieser Zahlen ist nicht möglich. Es ist auch durchaus unnötig, daß die Allgemeinheit eine Sensation daraus gewinnt. Der Ernst der Zeit verträgt keine spielerischen Halbheiten.

Gottlob ist deutschem Wesen das Sportmäßige, welches anders gearteten Ausländern als ein Bestandteil des Begriffes „Krieg führen" erscheint, fremd. Das Fremde — das haben wir in diesem Kriege nun hoffentlich gründlich begriffen — ist uns feindlich.

Diejenigen, die immer die Hoffnung noch nicht aufgeben, daß wir guten Deutschen von fremdem Wesen rettungslos durchsetzt sind, müssen eben durch weitere Tatsachen eines Besseren belehrt werden.

Und diese weiteren Tatsachen treten mit all ihren Wirkungen folgerichtig eine nach der anderen ein.

Mögen die Leute in der sogenannten Neuen Welt jenseit des Ozeans wetten wie auf dem Rennplatz, mögen sie die Ziffern von Tausenden von Tonnen Schiffsraum für und wider berechnen, der Deutsche hat Besseres zu tun. Daß auch wir zu rechnen verstehen, wird sich beim Endergebnis ausweisen. Einstweilen sind wir voll bei der Arbeit.

Es genügt uns vollständig, wenn der Führer unserer Seestreitkräfte ausspricht, daß die Tätigkeit der U-Boote im Sperrgebiet ein befriedigendes Ergebnis liefert. Mit Befriedigung nehmen wir die Feststellung hin, daß die Erwartungen, mit denen der verschärfte U-Boot-Krieg vorbereitet und unternommen worden ist, bereits durch die ersten Ergebnisse weit übertroffen werden.

Die offene See ist von jedem Verkehr, aus dem England Nutzen schöpfen konnte, verödet. Was England im Lande hat, davon mag es zehren, solange es reicht. Das Blatt hat sich gewendet. England spürt am eigenen Leibe von Woche zu Woche, wie es tut, wenn das Mittel, mit welchem es uns zu erschöpfen von vornherein plante, auf es selber Anwendung findet.

Mit ihm ist Frankreich, ist Italien genau so schwer betroffen.

Wir halten durch. Daran ist kein Zweifel. Wie es unseren Feinden gelingen sollte, sich jetzt mit den Beschränkungen abzufinden, von denen sie so plötzlich und so vollständig eingeschnürt werden, das warten wir ab, indem wir planmäßig fortfahren, unsere wohlvorbereitete Arbeit durchzuführen bis zum siegreichen Ende.

Der große überseeische Verbündete unserer Feinde hat seit seiner großartigen Erklärung, mit Deutschland gebrochen zu haben, noch nicht Zeit gefunden, seine Absichten in Taten umzusetzen. Vermutlich sind ihm seine eigenen Absichten selbst nicht so recht klar. Uns genügt es, daß wir im klaren sind, was wir zu tun haben. Ob Amerika Kriegsvorbereitungen trifft oder nicht, ob diese Kriegsvorbereitungen sich gegen uns richten oder gegen sonst jemand auf der weiten Welt, läßt uns ganz kalt. Die Entscheidungen fallen hier in der Alten Welt.

Aus den Berichten von unseren verschiedenen Fronten ist auch in der verflossenen Woche zu ersehen, daß im Westen wie im Osten unsere Kriegstätigkeit nicht rastet. In steter Wachsamkeit und voller Bereitschaft sind unsere Heere in ruhiger Ausübung des Kriegsdienstes tätig. So manches Anzeichen ergibt sich aus den Berichten von der West- wie von der Ostfront dafür.

Im allgemeinen Überblick ist ein verändertes Bild gegen die Woche vorher nicht zu erwähnen. Auch in dieser Woche herrscht die bezeichnende Kürze der Berichte unseres Hauptquartiers vor, durch welche betont wird, daß Wesentliches an keinem Punkte unserer Fronten sich ereignet hat. Nennenswerte größere Kampfhandlungen waren nicht zu verzeichnen. Was weiter berichtet wurde von Anstrengungen der Engländer, der Franzosen, der Russen, von den Italienern ganz zu schweigen, ist für die Kriegslage ohne Einfluß und Bedeutung.

Immerhin heben sich einzelne Ereignisse heraus. So z. B. der bei Schluß der Woche gemeldete Absturz eines französischen Luftschiffes bei Saaralben, welches durch unser Abwehrfeuer in Brand geschossen und beim Niedersturz durch die Entzündung seiner Sprengvorräte zerstört wurde. Ferner sind die Nachrichten von der Tigrisfront beachtenswert. Der Ort Fellahie ist in letzter Zeit wiederum mehrfach erwähnt worden. Unsere türkischen Verbündeten haben guten Grund, mit ihren Erfolgen zufrieden zu sein.

Von der mazedonischen Front ferner kamen fortlaufend Nachrichten, die zwar nicht sehr ausführlich waren, immerhin aber erkennen ließen, daß die üble Lage des Feindes unerbittlich sich verschlechtert. X.

Nummer 9.

# DIE WOCHE
## Bilder vom Tage

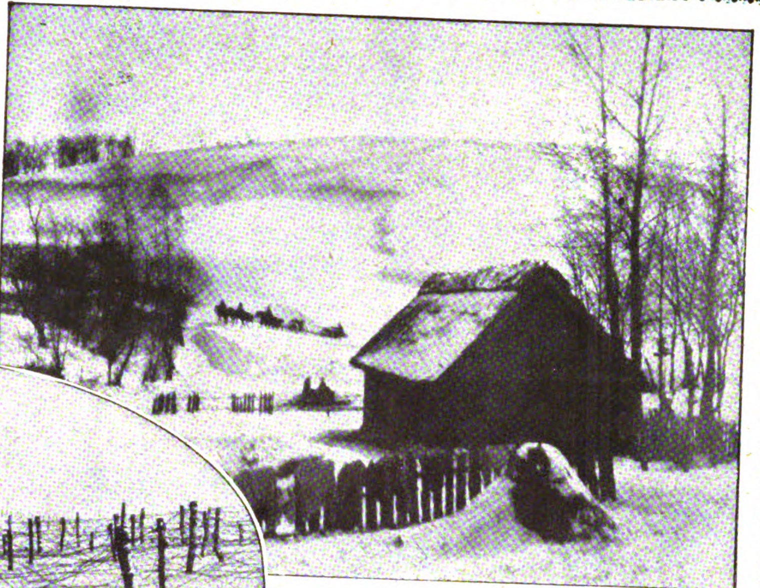
Seite 289.



Feldmarschalleutnant von Szurmay,

der neue Honvedminister in Ungarn.





## Winterbilder aus Ostgalizien.

Oben links:
An der Tränke.

Oben rechts:
Artillerie auf dem Marsch in den Karpathen.

Unten links:
Ostgalizische Landschaft.

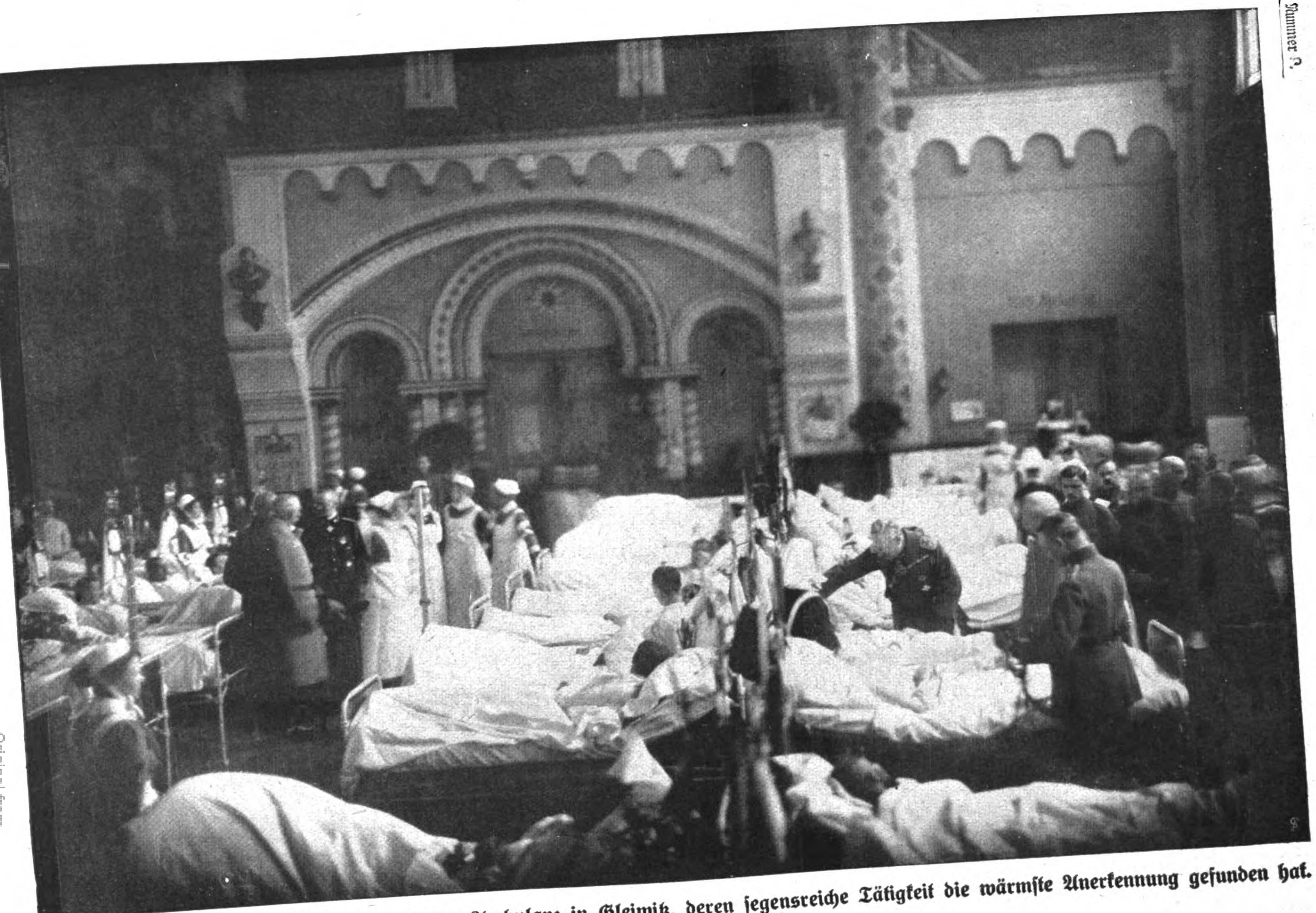
Unten rechts:
Abendstimmung.

In der Mitte:
Feldwache.

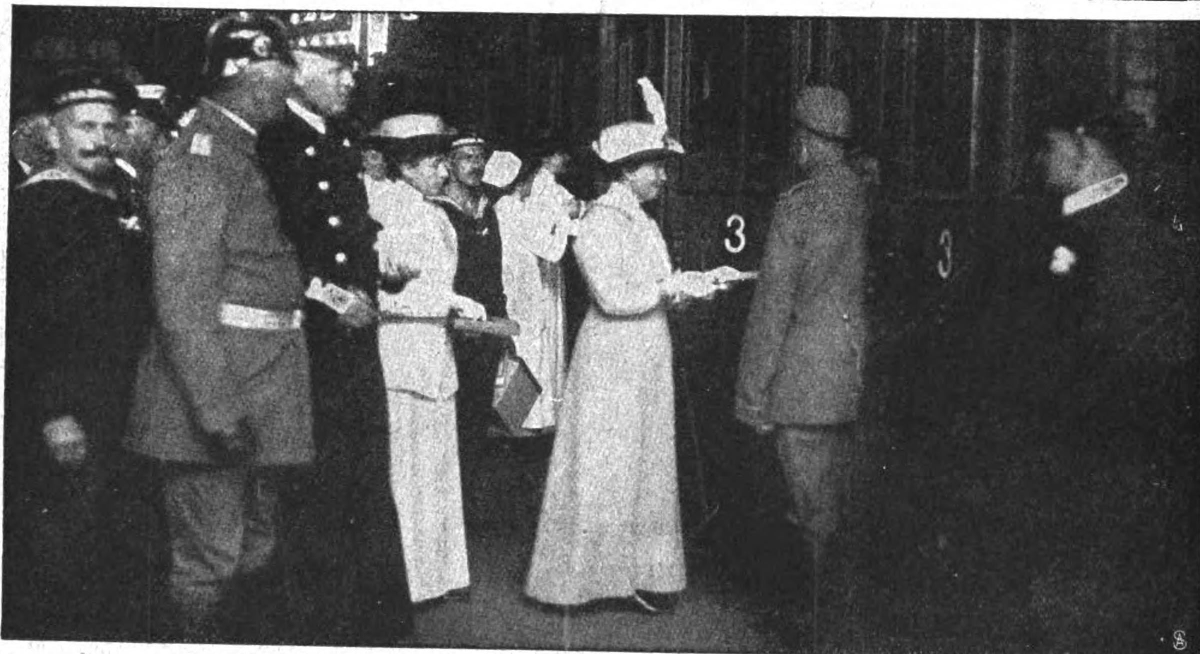
Phot. E. v. Kankowsky.







**Der Kaiser im Reservelazarett der holländischen Ambulanz in Gleiwitz, deren segensreiche Tätigkeit die wärmste Anerkennung gefunden hat.**



Frau Prinzessin Heinrich von Preußen verteilt Liebesgaben an ausrückende Truppen. Phot. Renard.



Das Brautpaar. Hofphot. Heuschkel.

**Verlobung des Herzogs Adolf Friedrich zu Mecklenburg-Schwerin mit Prinzessin Viktoria Feodora von Reuß j. L.**



Hofphot. Stüting & Sohn.

**Rudolf Herzog,**

Verfasser unseres neuen Romans „Die Stoltenkamps und ihre Frauen".


Hauptmann Karl Nicolai.


Phot. Elite.
Leutnant Posse.


Leutnant Schlenker.


Hofphot Hahn.
Hauptmann Franz Böhme.


Oberleutnant v. Delius.


Fliegerlt. Raimund Kasteline.


Hofphot. Thiele.
Oberst Eggers.


Hofphot. Thiele.
Leutnant Gerh. Eggers.


Hauptmann Hans v. Mangoldt


Leutnant Kurt v. Mangoldt.


Leutnant Kalus.


Sergeant Holtz.


Leutnant Arndt.


Hauptmann V. Hundhausen.


Phot. W. Wertheim.
Leutnant G. Graul.


Oberleutnant Quassowski.


Hauptmann v. Engelbrechten.


Oberleutnant Fritz Maetzke.


Phot. Ed. Beben.
Unteroffizier Adolf Falk.


Phot. Diedrich & Witte.
Leutnant Erich G:selle.


Oberleutnant Karl Gozrau.


Leutnant Töniges.


Unteroffizier Herm. Engelaach.

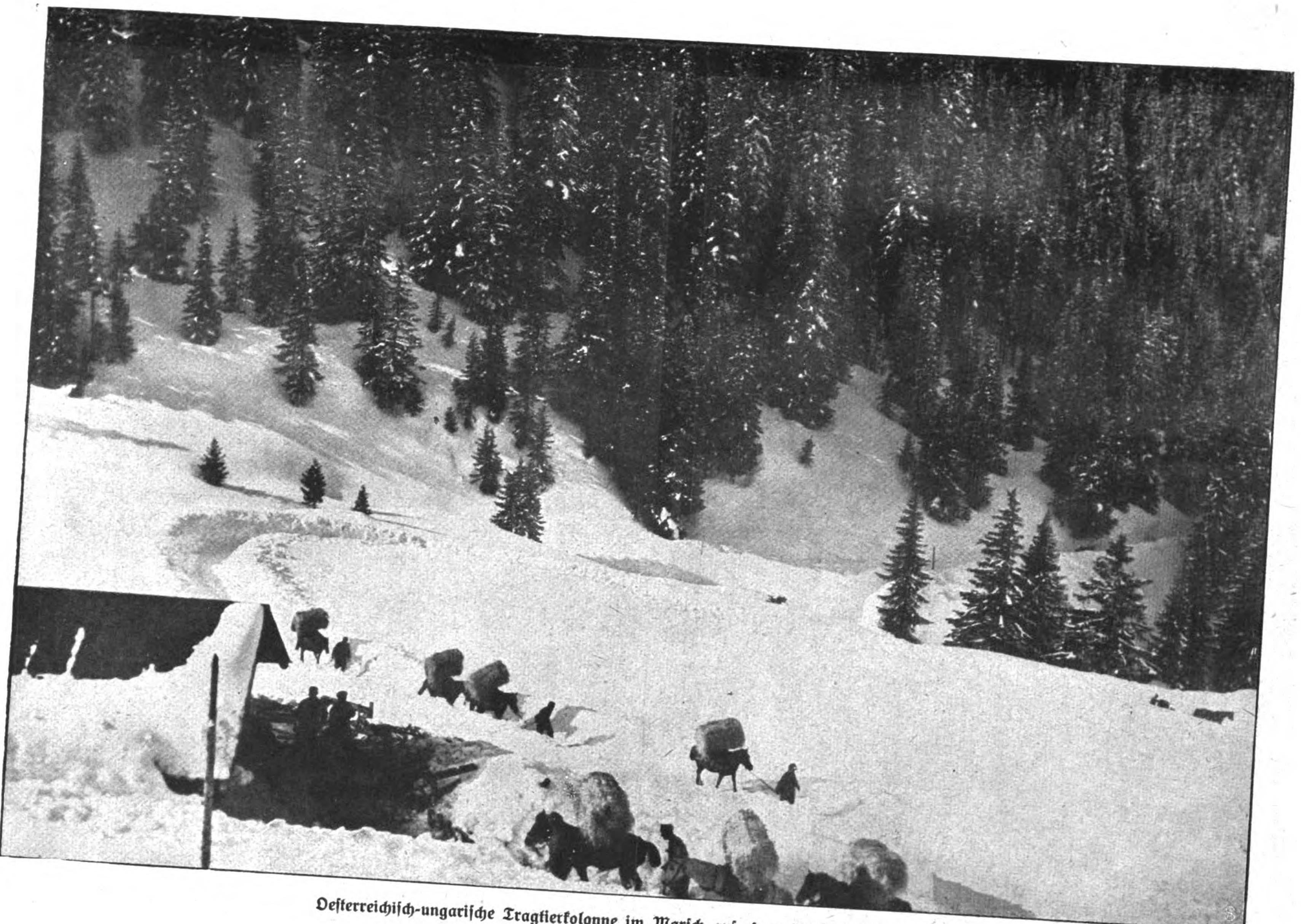

Leutnant v. Wilmsdorff.


U-Boots-Obersteuermann
Franz Schwarz.



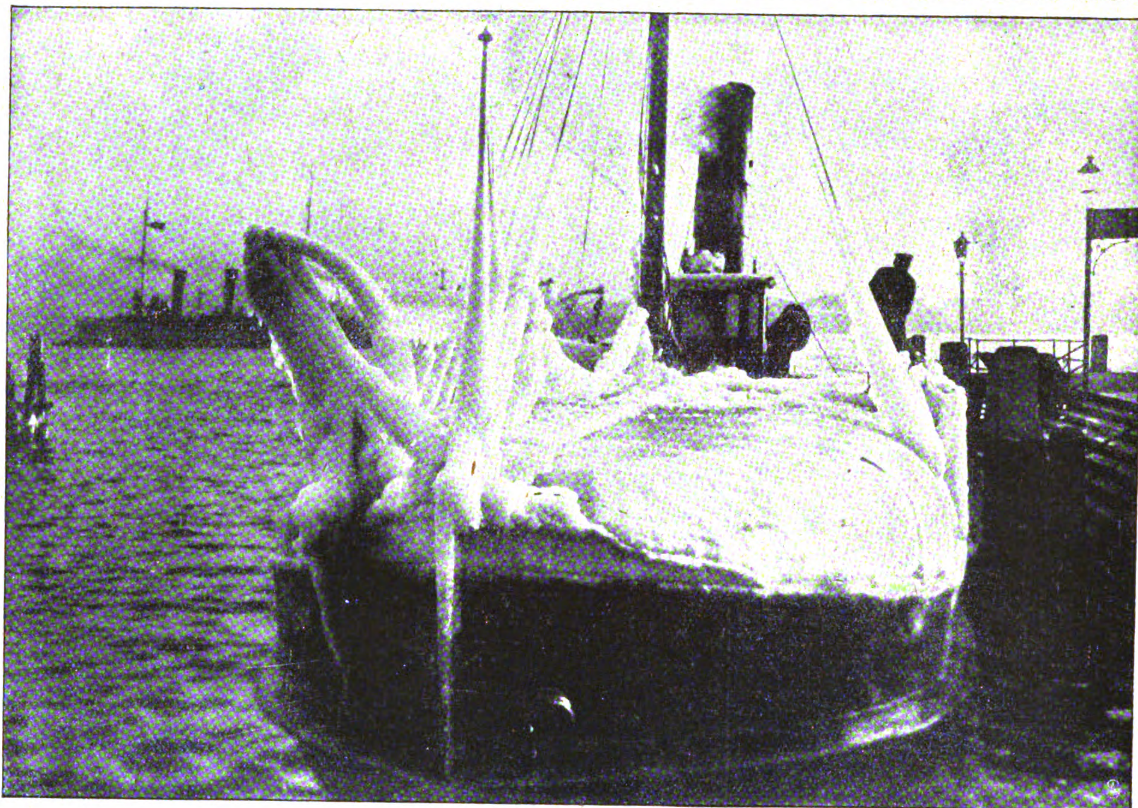
## Ritter des Eisernen Kreuzes I. Klasse.



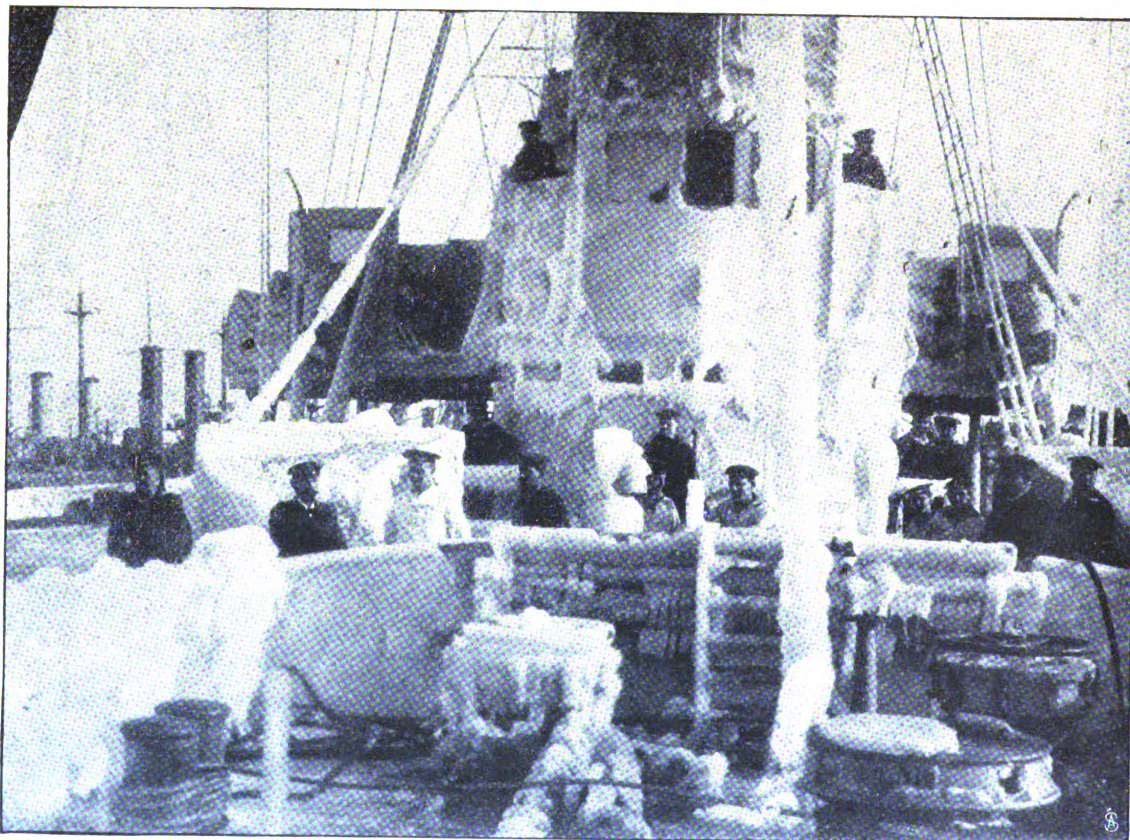


Oesterreichisch-ungarische Tragtierkolonne im Marsch auf einer Serpentinenstraße.

**Kriegswinter in Tirol.**



Beeistes Torpedoboot.



An Bord eines beeisten Kriegsschiffes.

Phot. Renard.

# Höhenglaube.

O du dunkler, klangdurchtobter
Abend, der den Starken freut,
Wettersturm, du hochgelobter,
Der mir Herz und Mut erneut!

War mir doch, als ob ich schliefe
Unter Wirren und Gestöhn:
Aufgerissen aus der Tiefe
Steh' ich nun auf blanken Höhn.

Und da wölbst du dich unendlich,
Himmelschale, duftgefüllt,
Daß sich ahnungsvoll erkenntlich
Selig dir mein Herz enthüllt.

Zürnend stößt du in die Grüfte
Finsterer Wolken wildes Heer,
Und durch die verklärten Lüfte
Leuchtet deiner Sterne Meer.

Glättend über Sturm und Wetter
Hütest du die heil'ge Ruh,
Und wir streben unserm Retter
Ewig in die Höhe zu.

Laß die Erde sich zermalmen,
Haßverblendet, wüst und wund:
Blühen doch des Friedens Palmen
Ewig still auf deinem Grund.

Thassilo von Scheffer.

# Konzert.

Ein Lächeln zieht durch das Lazarett,
Es wandert glückselig von Bett zu Bett,
Und an den steinernen Treppenstiegen
Ist noch ein Lachen hängengeblieben
Von den vier Mädels, die heut hier gesungen,
Und die eben die Stiegen herabgesprungen.

Mit der Dämm'rung sind sie eingezogen,
Mit Mandolinen und Geigenbogen,
Mit lachenden Augen und hüpfenden Zöpfen,
Mit blonden und braunen und schwarzen Zöpfen.
Sie sagten, „sie wollten den armen, vielen
Soldaten zum Zeitvertreib singen und spielen."

Es gab nun ein Stimmen und Lautengeklirr,
Ein Lachen, Verzweifeln, ein heillos Gewirr,
Und es stand fest, es war nichts zu machen,
Man würd' sich blamieren, und alles würd' lachen.
Bis endlich die mutigste der Geigen
Soldaten und Mädels brachte zum Schweigen.

Und als die Soldaten nun hörten und schauten,
Wagten sich vor auch die lustigen Lauten
Und freuten sich, daß bei ihrem Klang
Das ganze Lazarett mitsang.
Es herrschte die Laute und lustige Lieder,
Und Freude hallt' durch die Säle wider.

Dann konnten die viere kaum noch entkommen
Und mußten versprechen wiederzukommen,
Und mußten zum Pfand von ihren Sachen
Zurück hier lassen ihr Singen und Lachen. — — —
Nun zieht das Lächeln durchs Lazarett
Und wandert glückselig von Bett zu Bett.

Clär Pfeiffer.

# Abend.

Es sprang der Abendwind zu Tal
Und küßte lau
Das blum'ge Feld.

Noch schwamm ein sattes Blau
Am fernen Hang
Der sonnenmüden Welt.

Ein Vogel sang — —
Schlaftrunken quoll
Sein Lied — — und schwieg . . .

Der Himmel stand in Flammen!
Der Nebel stieg — — — Und ährenrauschend schlug
Die Dunkelheit zusammen.

Ursula Roegels.

# Glück.

Glück? Es liegt in deiner Hand.
Wehe, wer des Zufalls Launen traut.
Dem nur ist die Welt ein fruchtbar Land,
Der mit eigener Kraft sein Dasein sich gebaut.

Glück? Es wohnt in deiner Brust.
Neide keinem, was dir nicht gegeben.
Der nur kennt des Daseins Lust,
Der nach Frieden sucht zu streben.

Horch auf deiner Seele leise Stimmen,
Die den rechten Weg dir immer weisen.
Jeden Gipfel wirst du dann erklimmen.
Stark das Herz. Die Faust von Eisen.

Paul Bliß.

# Nach dem Regen.

Sturmtag faltet die rauschenden Fahnen
über dem Wald zur Rast.
Aufzittert der Abendglast. . .

Fein, wie dunkele Perlenschnüre,
hängt rieselndes Pappelgezweig
vor der Himmelstüre.

Und das Land möcht ich leise küssen. .
Es ist wie ein liebes Fraungesicht,
das viel hat weinen müssen.

Eva Schröter.



**Ungarische Magnatenfrauen.**
Aufnahmen aus den Tagen der Königskrönung in Budapest.

In der Mitte: Fürstin Odescalchi Links: Prinzessin Odescalchi. Rechts: Gräfin Dessewffy

Phot. Willinger.







Phot. Willinger

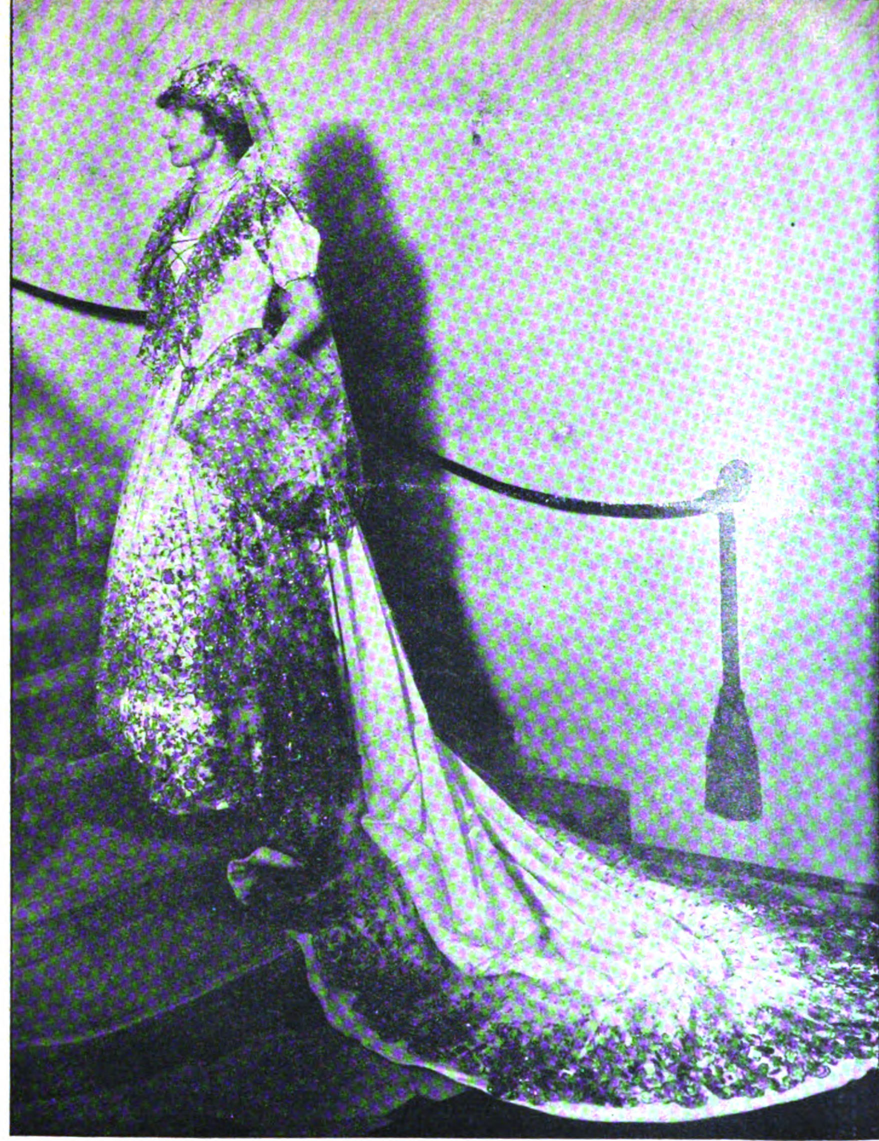
Gräfin Almásy György.

Ungarische Magnatenfrauen. Aufnahmen aus den Tagen der Königskrönung in Budapest.



Gräfin Teleki Sándor, geb. Gräfin Edelsheim.

Phot. Willinger.



Gräfin Josef Károlyi, geb. Gräfin Wenckheim.

Ungarische Magnatenfrauen. Aufnahmen aus den Tagen der Königskrönung in Budapest.

# Die Stoltenkamps und ihre Frauen.

Roman
von
Rudolf Herzog.





1. Kapitel.

Die Faust des Vierzehnjährigen saß dem scheltenden Mann mitten zwischen den Augen.

Das Wort brach ab. Als wäre es erschlagen.

Und die beiden Männer, die mit im Zimmer waren, griffen erschrocken in die Luft.

Der Getroffene aber hatte nicht gezwinkert. Das glattrasierte, rotbraune Gesicht mit dem kantigen Bauernschädel wechselte nur ein wenig die Farbe. Hin und her. Und in den scharfen Kaufmannsaugen stand es eine kurze Spanne wie Verblüffung.

„Grote", sagte der Düsseldorfer Münzwardein Noelle hastig und trat mit einer beschwichtigenden Handbewegung an den Tisch. „Unternehmen Sie jetzt nichts, Grote. Sie sind mit Ihren Worten zu weit gegangen, und der Junge — der Junge . . ." — er räusperte sich heftig — „das steht auf einem anderen Blatt. Es kann für einen Sohn nicht angenehm sein, seinen Vater so — so — herunterputzen zu hören. Meinen Sie nicht selber, Grote?"

„Komm, Vater", bat der Junge leise und griff nach des Vaters Hand. Und Friedrich Stoltenkamp setzte den hohen, oben abgeplatteten Filzhut auf und ging mit dem Sohn zur Tür.

Da kehrte dem Hausherrn im Ledersessel die Sprache zurück.

„Vetter Stoltenkamp — das Temperament des Jungen — hoho, ich kann mich doch in meinem Hause nicht mit einem Kind katzbalgen — so was kann nicht an mich heran und macht die Sache nicht besser und nicht schlimmer. Aber ich wiederhole Ihnen: Keine Karre Kohlen geht aus meiner Grube noch in ihre Alchimistenbude. Und keinen Taler Kurant bürge ich mehr für — jawohl, für einen Narren und Phantasten. Schluß dafür."

Friedrich Stoltenkamp stand mit seinem Sohne längst auf der Schwelle der geöffneten Tür. Der Düsseldorfer Münzwardein kam ihm nach.

„Stoltenkamp, auch ohne Abschied von mir? Ich hätt gern mehr für Sie erreicht."

„Ich weiß es, lieber Herr Noelle, und bin Ihnen so dankbar, als ob Sie es erreicht hätten. Gute Heimfahrt nach Düsseldorf. Und bewahren Sie mir Ihre Freundschaft."

Sie reichten sich die Hand.

„Nicht den Mut verlieren", sagte Noelle. Er fuhr dem Knaben über den Kopf. „Auf Wiedersehen, Fritz."

Über den engen Gassen schaukelten die Öllampen. Unter den Stößen des kalten Herbstwindes drehten sie sich fröstelnd an ihren Ketten, und die krummen Dochte blakten gegen die Scheiben. Vater und Sohn suchten sich ihren Weg durch die winklige Häuserzeile. Dann rauschte es vor ihnen auf, und sie standen auf der Brücke und hörten unter sich die Ruhr fließen. Friedrich Stoltenkamp legte seinem Jungen den Arm um die Schulter.

„Auf dich ist Verlaß, Fritz."

„Ja, Vater."

„Nur ein wenig grobschmiedsmäßig hast du dich benommen. Ein Faustschlag ist kein Gegenbeweis."

„Er hat dich geschimpft, Vater."

„Das hat er. Aber du darfst nicht vergessen: die Stoltenkamps lieferten den Städten zwischen Rhein und Ruhr und Lenne schon die Ratsherren, als die Grotes noch ein paar Jahrhunderte Ackerbauern waren. Das verpflichtet, Fritz. Taten, Erfolge, das sind die besten Kopfnüsse für die Dickschädel hier."

In die Stimme des Jungen kam ein leises Verwundern.

„Aber du hast dem Vetter doch den Erfolg gezeigt — den Tiegelstahl — —"

Friedrich Stoltenkamp lachte vor sich hin.

„Alchimistenbude! Hast du's gehört, Fritz? Alchimistenbude hat er meinen Betrieb genannt. Weil die beiden Landsknechte da auf der alten Mühle ihr Wesen treiben wie die Goldsucher. Hm, Fritz, ganz vorbeigegriffen hat der Vetter Grote vielleicht nicht."

„Ich versteh nicht, Vater —"

„Also das sind jetzt ein paar Jahre und mehr, daß die beiden Herren Offiziere, frisch verabschiedet, in unsere Gegend kamen und behaupteten, das Geheimnis des neuen Stahlgusses zu kennen. Ich war längst bei den Versuchen. Seit deiner Geburt. Seit des Kaisers Napoleon Kontinentalsperre auch den englischen Gußstahl nicht mehr hereinließ. Ah, der Kaiser Napoleon wußte, was er wollte. Aber ihm ging der Atem aus. Und mir auch. Und ich wußte auch, was ich wollte. Und deshalb nahm ich die Gelder deiner Mutter und steckte sie in die Versuche und nahm Gelder von der ganzen Familie und steckte sie hinein und nahm die beiden Herren Majore ins Geschäft, die das Geheimnis zu kennen behaupteten. Und die Anfänge blieben, und der Kredit ging zu End."

Sie stolperten in der Dunkelheit vorwärts. Einen verwahrlosten Karrenweg entlang. Links und rechts öde Felder, die sich in der Weite verloren.

„Es ist nicht einmal Geld im Land, um die Wege zu bauen", sagte Friedrich Stoltenkamp. „Seit der Kaiser Napoleon erschien, haben wir in diesen zwanzig Jahren viermal den Herrn getauscht. Und wir haben Tausch- und Umzugskosten bezahlen dürfen für die hohen Herrschaften. Da wird Bargeld knapp, und der Vetter Grote tut nun auch nicht mehr mit."

Weiter ging es durch Regenwind, Öde und Dunkelheit. Und nach einer Weile faßte sich der Sohn einen Mut und fragte: „Vater, du lachtest vorhin, als du von den Alchimisten sprachst." Und er hörte den Vater trotz aller Sorgen aufs neue heiter auflachen.

„Die Alchimisten! Fritz, ich sagte dir schon, der Vetter hat nicht unrecht. Also — er hat recht. Aber das ist ein Kapitel, das wohl ein Stoltenkamp, aber kein Grote versteht. Ich kann doch die Herren Majore nicht einfach an die Luft setzen, weil sie nicht mehr Glück haben als ich."

„Doch, Vater, doch! Und ich bin auch ein Stoltenkamp."

„He! Fritz!"

„Verzeih mir, Vater. Aber du darfst dich mit den beiden nicht in einem Atem nennen. Du stehst tausendmal höher, Vater. Was für die Herren Majore Glücksache ist, ist für dich Leben- und Ehrensache!"

„Also — Glücksritter mit einem Wort."

Sie waren von der Karrenstraße auf einen Feldweg geraten und tasteten sich zurück.

„Vater," sagte der Sohn, „das verstehst du besser als ich. Aber daß die Herren auch nicht einen Schritt über deine eigene Erfindung hinausgekommen sind, das verstehe ich auch schon."

„Und trotzdem," fragte Friedrich Stoltenkamp langsam, „trotzdem schlugst du nach dem Vetter Grote?"

„Nicht deshalb, Vater."

„Nicht deshalb? Bleibt noch der Narr und Phantast . . ."

„Vater," bat der Junge hastig, „nimm deine Sache wieder selber in die Hand. Gib den Majoren den Laufpaß. Was kann ihnen daran liegen. Zahlen kannst du sie doch nicht mehr. Vater, und wenn du Hilfe brauchst, nimm mich!"

Friedrich Stoltenkamp spürte die suchende Hand des Sohnes an seinem Rock. Es kam eine stille Rührung über ihn, und er nahm die Hand und behielt sie eine Strecke Wegs in der seinen.

„Ich weiß, Fritz," begann er, „du bist über deine Jahre hinausgewachsen. Ich sagte dir schon: auf dich ist Verlaß. Aber die Herren Majore kann ich gerade jetzt nicht entbehren. Sie kennen alle meine Versuche und Erfahrungen und besitzen die ihren dazu. Auf mir aber lasten so viel städtische Ehrenämter, daß ich die Vertretung auf dem Hammer und in der Schmelzkammer brauche. Die Stadt geht vor."

Die Hand des Jungen zuckte krampfhaft in der Hand des Vaters. Und Friedrich Stoltenkamp fühlte es wohl.

„Was wolltest du sagen, Fritz?"

„Dein Werk geht vor!" stieß der Junge heraus. „Wenn das Werk groß ist, bist du groß. Vater, was nutzen die Kleinen der Stadt und dem Land?"

„Der Kopf ist nicht von der Tasche abhängig."

„Und wenn — die Tasche nicht mehr zahlungsfähig ist? Vater, ich meine, wenn man nicht mehr in der Lage ist, für die eigenen Arbeiter zu sorgen, kann man doch — erst recht nicht — für die gesamte Bürgerschaft — sorgen wollen."

Friedrich Stoltenkamp blieb stehen. Wind und Wetter fuhren in der Dunkelheit um seine heiß gewordenen Wangen. Was war das mit dem Jungen? Rang in dem Vierzehnjährigen schon die Seele des Mannes? Die Kinder im Lande des Eisens und der Kohle wurden schneller reif und gehärtet als in den weicheren Strichen. Das Leben packte sie früher, die Arbeit, der Erwerb — und sie packten das Leben. Der Fritz aber — das fühlte Friedrich Stoltenkamp an diesem dunklen Abend auf der verschlammten Ackerstraße — der Fritz aber nahm das Leben als eine Pflicht, das Leben zu vergrößern, neues Leben daraus zu gestalten.

Der Junge, der seltsam bescheidene — zielbewußte Junge.

„Glaubst du an meinen Stahl, Fritz?"

„Wie an mich selber, Vater."

„Du hältst mich also nicht für einen Narren und Phantasten?"

„Der Ohm Grote weiß die beste Antwort."

Da wurde es schon wieder vergnügt in Friedrich Stoltenkamps leicht beweglicher Seele, und nun wünschte er aus des Sohnes Mund mehr von dem zu hören, was ihm wohl tat.

„Und was gibst du dem Stahl für Möglichkeiten, Fritz? Ich meine, wenn wir ihn erst gießen können, wie wir wollen."

„Dem Stahl gehört die Zukunft, Vater. Er wird die Welt umwandeln und beherrschen."

„Und wir — und wir —" rief Friedrich Stoltenkamp und streckte den Arm gen Himmel wie ein jubelnder Knabe, „wir werden die Welt beherrschen, weil uns der Stahl gehört."

„Nein, Vater, wir werden dem S t a h l gehören. Das ist eine Lebensaufgabe. Wir werden sterben, er wird bleiben. Und immer noch wachsen, wachsen, Vater. Bis die ganze Welt stählern ist."

Friedrich Stoltenkamp überhörte es. Ihm lag jetzt nur daran, den Sohn in die eigene Begeisterung hineinzuziehen, die die Schatten und Schwierigkeiten verschwinden und das Leben lachen macht. Er rüttelte den ernsten Jungen an der Schulter, wie man fröhlich ein Kind zu rütteln pflegt. „Also wenn du schon an alles glaubst, an den Stahl, an seine ungehemmten Möglichkeiten, an seinen Siegeszug durch Länder und Meere — wach auf, Fritz, und rede mir nicht mehr von Geld und Zahlungsnot. Kinderkrankheiten, Kinderkrankheiten. Die klugen Ärzte werden sich schon finden!"

Aber mit dem Jungen war heute nichts anzufangen. Er ließ sein heißes Blut nicht noch einmal durchgehen wie beim Vetter Grote. Er hatte sich fest in der Hand. „Ich bin ganz wach, Vater. Ich mein oft, ich wär zu wach. Wir reden von unserem Gußstahl, als hätten wir ihn schon in ganzen Blöcken unterm Hammer. Und haben seit Jahren nicht mehr als die paar winzigen Tiegelschmelzproben. Und selbst die geraten uns nicht gleichmäßig. Weil wir nicht langsam vom kleinsten zum größten gehen, sondern sprunghaft auf gut Glück und noch dazu durch die Herren Majore, die sich dabei einen guten Tag antun. Das sehe ich, und das sehen die erfahrenen Männer vom Fach noch mehr, und deshalb knöpfen sie die Taschen zu. Das ist so."

Da spürte Friedrich Stoltenkamp plötzlich wieder die Dunkelheit und den nassen Herbstwind. Er band sein feines, schwarzseidenes Halstuch im Knoten fester und stellte den Rockkragen hoch. Seine Stiefel versanken im Schmutz. Nahm denn der Weg nie ein Ende? Kam man denn nie aus dem Dreck heraus? Er wußte nicht mehr, wie lange sie schon gegangen waren, und wie weit sie noch zu gehen hatten.

Neben ihm schritt der Sohn dahin, als säh er im Dunkeln. Zielbewußt.

Und der Vater empfand es.

„Wie lange gehen wir schon? Man kommt in dem Schlamm nicht vorwärts."

„Seit einer Stunde. Wir müssen heute bis zuhause mit einer zweiten rechnen."

„Wir gehen nicht nach Hause. Wir gehen zur Mühle."

„Zu den Majoren?" stieß überrascht der Junge hervor und horchte erregt hinter seinen Worten drein.

„Gerade zu den Majoren."

„Kehraus, Vater?"

Und dieser Schrei des mannbaren Jungen rüttelte dem Vater das Herz und gab ihm die Überlegenheit zurück und die Freude, sie zu zeigen.

„Kehraus, Fritz. Und morgen nehme ich dich aus der Schule und nehme dich ganz in die Lehre. Oder glaubst du, daß du bei deinem Vater nichts mehr lernen könntest . . ."

Der Junge stand wie an den Boden geschmiedet. „Ich darf — zu dir?"

„Du hast mir noch nicht geantwortet, Fritz."

Da brach alle schwärmerische Liebe zum Vater aus dem Jungen heraus.

„Vater, verspotte mich nur. Du bist ja doch der Größte hierzulande. Aber ich werde nicht so hoch fliegen lernen."

Friedrich Stoltenkamp preßte die Lippen aufeinander. Ganz scharf sah er sein Streben — und sein Leben. Und sah beides nicht im Einklang miteinander. Sah das Unstete in sich, das Greifen und Jagen nach allem und jedem, ohne das eine zu Ende zu führen. Das Zersplittern seiner Kräfte, dieser großen, bewunderten Kräfte, die doch nicht einmal die Gewähr für das tägliche Brot zu bieten vermochten. Was hatte da eben der Fritz gesagt? „Aber ich werde nicht so hoch fliegen lernen!" Und er öffnete schmerzhaft die Lippen, zog den kalten Herbstwind ein und sagte mit erzwungener Fröhlichkeit: „Dafür lerne du besser den Erdboden unter die Füße nehmen."

Ein Licht schwankte auf sie zu. Es ging auf und nieder, beschrieb irre Kreise und stand fest wie ein winziger Mond in einem rötlichen Lichthof. Und wüstes Peitschengeknall und niederdeutsche Schimpfworte füllten die Luft.

„Da ist mal wieder eine Karre in ein Loch geraten", stellte Friedrich Stoltenkamp horchend fest. „Wie soll hier Handel und Wandel gedeihen bei den Straßen? Und der Wasserweg wird gerad so vernachlässigt. Von zwanzig Schiffen geht eins auf der Ruhr an Steinen und Mühlenschächten zugrunde. Dafür und zur Hebung der Gewerke hat Preußen kein Geld."

„Der Kerl soll das greuliche Fluchen und Prügeln lassen", rief der Junge. „In die Hände spucken soll er und selber zupacken." Und in großen Sätzen sprang er durch das Dunkel dem Lichtschein zu, daß der Vater ihm kaum folgen konnte.

Eine schwer beladene Kohlenkarre stak mit den Rädern in einem Loch, und der pralle Flamländer arbeitete sich unter der Peitsche des Knechtes vergeblich in der Deichsel ab, das Hindernis zu nehmen. „Preußische Wirtschaft!" schrie der wütende Kerl „Vermaledeite! Unterm Napolium, hä, hüh, da war's ein ander Geschäft. Willst du, verfluchtige Kracke?"

„Das Pferd will schon, aber der Fuhrmann will nicht!" rief der junge Stoltenkamp zornig.

„Kiek ens, dä Gelbsnabel."

„Setzt die Karre zurück. Und dann ein Brett vor die Räder."

„Du häst woll en Brett vorm Kopp? Eck seh sons keines."

„Dann reißt man sich ein paar Wacholderbüsche heraus. Gebt die Laterne her."

Friedrich Stoltenkamp trat in den Lichtkreis. Der Knecht erkannte ihn und rückte an der Krempe seines Fuhrmannshutes. „Guten Abend", erwiderte Stoltenkamp und musterte Gefährt und Ladung. „Von Grube Wilhelm Grote. Stimmt's?"

„Jawoll, Herr Stoltenkamp."

Der Sohn hatte die Laterne genommen und sie über den Wegrand geschwenkt. Nun tat er ein paar Schritte, zog sein großes Taschenmesser und kehrte mit einem Arm voll Wacholdergesträuch zurück. Die Laterne stand mitten auf dem Ackerweg und hüllte Menschen und Gefährt in einen kreisrunden gelben Schein. Fauchend sprang aus der Dunkelheit der Wind um sie her.

Friedrich Stoltenkamp im feinen Tuchrock, seidenem Knüpftuch und hohem Filzhut griff mit seinem Sohn in die Speichen des zweirädrigen Karrens. Der Fuhrmann packte unter erneutem greulichem Geschrei den Gaul beim Kopf, und der Gaul stemmte sich in den Sielen und drückte die Karre zurück. Die Wacholderbüsche flogen ins Loch, und unter Hä, hüh, Gepolter und Peitschengeknall kletterte die Karre, hin und her schwankend, aus der Versenkung.

„Sagt Wilhelm Grote," rief Stoltenkamp atemlos lachend dem Fuhrmann zu, „hier schickte ihm sein Vetter Friedrich Stoltenkamp mit herzlichem Gruß eine Karre Kohlen, die er persönlich für den lieben Vetter zutag gefördert hätte. Und er sollt sich die Kohlen feurig aufs Haupt legen."

„Wird bestellt, Herr Stoltenkamp."

Und der Mann langte sich die Laterne vom Erdboden und rannte, Hä, häh brüllend, hinter seinem Gefährt her.

Die beiden Stoltenkamps blieben in der Finsternis zurück. „Ich seh nicht die Hand vor Augen mehr", sagte Friedrich Stoltenkamp. „Der jähe Wechsel von Licht und Dunkelheit hat mich nachtblind gemacht. Du mußt mich wahrhaftig führen."

„Mein Gott, Vater — da laufen wir seit über einer Stunde durch die dunklen Ruhrfelder, und ich vergaß vor lauter Erregung, daß ich eine Laterne in der Tasche trage."

„Eine Laterne? In der Tasche?"

„Zusammengeklappt. Eine Spielerei."

„Zeig doch mal her, das Ding. . . . Ein paar Blechrähmchen mit Glasscherben und Scharnieren, eine aufgelötete Ölkapsel mit Docht, das Ganze einen Finger dick. Schlag mal Feuer. So — da brennt's. Wirklich sauber gearbeitet. Herstellungswert einen guten Groschen. Verkaufswert zehn gute Groschen. Fritz, der Artikel wird von uns aufgenommen. Morgen schreib ich ans Patentamt."

„Vater," meinte der Junge verlegen, „das Patentamt wird sich mit solchen Spielereien nicht befassen."

„Mit dem Laterncheu nicht, aber mit der Maschine, die sie herstellt." Und er war ganz bei dem Gegenstand. „Ich konstruiere eine kleine Handpresse. Auf einen Druck wird der Blechstreifen geschnitten und gefalzt, auf einen zweiten die Scharniere gestanzt, auf einen dritten die Ölkapsel. Glas wird geschnitten bezogen und in den Falz eingeschoben. Jedes Laternchen braucht fünf Minuten Herstellungzeit. Eine Handpresse liefert demnach täglich ein Gros. Macht bei neun Groschen Überschuß über die Unkosten rund 44 Taler preußisch Kurant den Tag." Er war selber verblüfft. „Fritz, damit können wir uns helfen."

Da lachte der Junge zum erstenmal hell und unbekümmert in den Abend hinein. Und der Vater ließ sich anstecken von diesem hellen Knabenlachen und lachte schmetternd mit hinein. Und Vater und Sohn standen inmitten der weiten, öden Ruhrfelder und lachten, bis alle Öde wich und die Weite voller Fröhlichkeit war.

„Zwölf Dutzend Laternchen, Vater! Tag für Tag!"

„Macht im Jahr über 4000 Dutzend, Fritz! Oder rund 50 000 Stück!"

„Und das nur mit einer Handpresse, Vater! Wenn wir aber zwölf nehmen!"

„Hör auf, Fritz, hör auf! Mir tanzen Millionen Laternchen vor den Augen!"

„Mir auch, Vater, mir auch! Und ich seh vor lauter Laternchen unseren Gußstahl nicht mehr."

Friedrich Stoltenkamp strich sich mit der Hand über die Augen. Er sammelte sich. „Siehst du, es tut doch gut, so recht von Herzen fröhlich zu sein. Gerade den Menschen tut es gut, die um jeden Tag neu zu ringen haben. Die aber in der Wolle sitzen, entrüsten sich darüber und nennen es Leichtsinn. Fritz, hör nie darauf. Nie im Leben. Gerade die Minderbegünstigten brauchen das Lachen, um aus einem Tag in den anderen zu kommen."

Und Fritz Stoltenkamp vergaß dies Wort des Vaters im Leben nicht.

Flotter ging das Marschieren vonstatten. Das Laternchen warf seinen Lichtschein vor die ausschreitenden Füße. Schon blinkten ihnen die Lichter der Stadt entgegen. Da gurgelte ein Bächlein vor ihnen auf. Und sie bogen von der Stadt ab und schritten auf einem Feldweg den Bach hinauf, bis das alte Mühlengebäude vor ihnen aus der Erde wuchs. Die Tür war geschlossen. Ein Hund schlug an. Oben klirrte ein Fensterriegel. „Halt — wer da?"

„Friedrich Stoltenkamp."

„Kann passieren!"

Das Fenster stemmte sich gegen den Wind. Dann knallte es zu, daß die Scheiben tanzten. Und der Herr des Hauses wartete mit seinem Sohn eine Weile und noch eine Weile, bis ein paar Reiterstiefel die Treppe

hinunterstampften, zweimal ein Schlüssel sich drehte und zum Überfluß noch ein Holzkeil mit einem Hammerschlag aus dem Riegelverschluß getrieben wurde.

In der Türöffnung stand eine hagere Gestalt in verschlissenem Offiziersrock, das Gesicht wie dreimal gegerbtes Leder von bläulichem Rot. Die Nase war scharf wie eine Messerklinge, und die Augen hatten den stahlblauen Glanz, den Wind, Wetter und ein guter Tropfen verleihen.

„Guten Abend, Herr Major. Sie halten ja die alte Mühle wie eine Festung verrammelt."

„Wir sind beim Gießen", flüsterte der Major geheimnisvoll. „Guten Abend, Stoltenkamp."

„Beim Gießen?" wiederholte Friedrich Stoltenkamp, und unwillkürlich dämpfte auch er die Stimme. „Hat sich mein neuer Tiegel bewährt?"

„Der neue Tiegel? Daß mich der Deibel. Stoltenkamp, können Sie beschwören, daß Sie den neuen Tiegel meinen?"

Friedrich Stoltenkamp streckte sich kerzengerade. „Was ist Ihnen, Herr Major? Ich spreche von dem neuen Tiegel, den ich herausgeschickt habe. Den größeren."

Der Major fing mit zwei Fingern seine Hakennase, als ob er sich schneuzen wollte.

„Ah, ah," preßte er hervor, „so, so. Der größere. Jetzt verstehe ich vollkommen. Wie sich der größere bewährt hat, meinen Sie. Der größere ist natürlich zu groß."

„Darf ich jetzt in mein Haus eintreten?" sagte Friedrich Stoltenkamp knapp.

Der Major horchte hinter sich. Die Ohren legten sich flach an den Kopf, als sögen sie in dieser Lage jedes Geräusch in der Mühle ein. „Sie sind scherzhaft, Stoltenkamp. Zu jeder Tages- und Nachtstunde ist es uns ein herrliches Vergnügen."

Steif schritt Friedrich Stoltenkamp an ihm vorüber. Der Sohn folgte ihm stumm. Und steif stieg Friedrich Stoltenkamp die Treppe hinauf und trat in den Gießraum. Sein erster Blick sagte ihm, daß das bißchen Holzkohlenfeuer, das um einen Tiegel geschichtet war, erst vor einer Minute entzündet sein konnte. Wohl während sie vor der Haustür verhandelten.

Vor dem Tiegel hockte in verschlissener Uniform, den Rücken der Tür zugekehrt, eine zweite hagere Gestalt. Die Flamme warf den Schattenriß mit der scharfen Nase über Fußboden und Wand. Der Mann stierte so angestrengt in den Tiegel, daß er den Eintritt Stoltenkamps überhaupt nicht gewahrte.

„Guten Abend, Herr Major. Nein, Sie beschämen mich durch Ihren Fleiß."

„Jesus Maria!" rief der Major und schreckte so jäh empor, daß sein Reiterstiefel durch die stiebende Holzkohle fuhr. „Stoltenkamp! Ja, ob S i e das nun sind oder ein anderer, da muß ich doch mit Verlaub sehr bitten. Sehr! Jawohl. Es ist und bleibt das erste Gesetz, beim Gießen nicht zu stören. Die leiseste Erschütterung zu vermeiden. Nun ist der Guß zum Teufel mitsamt dem Tiegel."

„Der Tiegel war wohl sowieso zu groß", meinte Friedrich Stoltenkamp, und es zuckte leicht um seine Mundwinkel.

„Wollen Sie damit sagen, daß ein größerer Guß etwa außerhalb des Bereichs unserer Möglichkeiten läge?"

„Der Herr Bruder sprach mir vorhin davon", sagte Stoltenkamp wie beiläufig.

„Der Herr Bruder?" echote der Major. „Das Bruderherz scheint nicht ganz bei Verstand zu sein." Und seine Augen suchten den Bruder und winkten ihn herbei.

Der trat vor und strich kopfschüttelnd seine Nase.

„Unser hoher Gönner beliebte mich mißzuverstehen. Es war von dem größeren Tiegel die Rede und nicht vom größeren Guß."

Friedrich Stoltenkamp spürte sein Blut hochgehen. Scham und Zorn trieben es ihm hoch.

„Wollen Sie den größeren Guß etwa in einem alten Hut ausführen?" fragte er scharf. „Auf den Tiegel kommt es an und auf die Beharrlichkeit. Langsam, vom Kleinsten zum Größeren, und nicht sprunghaft auf gut Glück!" Und er wußte nicht, daß er die Worte seines Jungen nachsprach.

„Herr, Sie halten uns wohl für eine Art Glücksritter?"

„Herr, ist das der Lohn für dies — dies Hundeleben?"

„Oder liegt eine tiefere Absicht zugrunde? Ist die Kasse leer? Will man uns los sein? Oh, oh, ein Wort genügt. Wir sind keine Marodeure, die Leichen plündern."

Wie zwei Raubvögel, die ihr Gefieder spreizen, standen die beiden Brüder vornübergebeugt vor Friedrich Stoltenkamp. Sie warteten auf eine heftige Entgegnung. Sie forderten sie heraus. Und Friedrich Stoltenkamp merkte es ihnen an, daß sie den Streit suchten, daß er ihnen gelegen kam. Daß die Ratten das Schiff verlassen wollten, auf dem es nichts mehr zu knabbern gab. Und er fand die stille Vornehmheit der Ratsherrengeschlechter, die den Stoltenkamps seit Jahrhunderten im Blute war.

„Ich danke Ihnen," sagte er mit höflicher Stimme. „Ich weiß, daß Sie es immer gut mit mir gemeint haben, und daß Ihre Ritterlichkeit auch jetzt nur zu dem äußerlichen Mittel des Zankes greift, um mir die Lage des Erledigten zu erleichtern. Wie gesagt, ich danke Ihnen".

Die beiden Streithähne wechselten den Ausdruck.

Einen Augenblick schwankten sie, zu welcher Miene sie greifen sollten. Dann entschieden sie sich für die des gutmütigen Polterers.

„Bester Stoltenkamp —"

„Alter Freund und Kumpan —"

„Sie machen es einem verteufelt schwer, das Gesicht zu bewahren. Aber da Sie nun selber so freimütig den schmerzlichen Punkt berühren, bedarf es keiner Verstellung mehr —."

„Die nur aus tiefstem Mitgefühl für Sie entsprang, Stoltenkamp. Denn bei einem ordentlichen Krach kommt auch der Verlierer noch auf seine Kosten".

Friedrich Stoltenkamp faßte den Humor der Lage. Nein, diese abenteuernden Kriegsknechte waren im Grunde doch gutmütige Kerle. Ein bißchen Stegreifritter, gewiß. Man durfte sie nicht in der landläufigen Art nehmen.

„Es ist sehr gütig von Ihnen, meine Herren Majore," sagte er freundlich, „daß Sie mir Ihr Entgegenkommen, wenn auch auf etwas ungeahnte Weise, zu zeigen wünschten. Da Sie wissen, wie es in absehbarer Zeit um meine Kasse steht —"

„Und der Vetter Grote?" fielen die Herren Majore beutegierig ein.

„Hat auch versagt. Hätten Sie es gewußt, nicht wahr, so hätten Sie sich den Guß am späten Abend erspart. Aber er wird mir als ein Zeichen Ihrer Unermüdlichkeit und Hoffnungsfreudigkeit immer im Gedächtnis bleiben".

Die Majore kniffen die Augen ein. Sie spürten den Dorn. Dann aber legten sie die Stirn in teilnahmsvolle Falten, traten auf den langjährigen Quartiergeber zu und streckten ihm die Hände entgegen.

„Kopf hoch, Stoltenkamp. Jed' Ding will sein Lehrgeld. Und machen Sie sich um uns keine Sorgen. Es finden sich immer noch Leute und Länder für Männer unseres Schlages, solange die Welt steht. Also keine Kümmernis unseretwegen, verehrter Kamerad".

„Sie beschämen mich."

„Kein Wort weiter. Die Gutmütigkeit liegt uns nun mal im Blut. Die ist nicht erst mit den Jahren wie eine Speckschicht angewachsen. Hören Sie, das war bei Großbeeren. Ich war am Abend vor der Schlacht mit meinem General ein wenig das Gelände sichten gegangen. Bis zu den französischen Vorposten. Da kauert so ein armer Teufel und stopft sich das Pfeifchen. Wir liegen auf zehn Meter vor ihm hinter einem Busch. Der General befiehlt: Schießen Sie ihn ab, Leutnant. Denn ich hatte einen Karabiner mitgenommen. Ich sage: Herr General, er hat sich gerade einen Tobak angezündet. Den möcht ich ihm vergönnen. Und ruhig hab ich zugeschaut, bis der Franzos sein Pfeifchen ausgeklopft hat. Dann ‚päng!' — da lag er. Nicht um ein Tabakblatt früher."

Der Bruder klopfte ihn zärtlich auf den Rücken. „Weiches Herz — —."

„Geben Sie mir ein Glas Wein", sagte Stoltenkamp. „Ich möchte noch einmal mit Ihnen anstoßen und Ihnen glückliche Reise wünschen."

Die Majore rissen die Tür zu ihrem Wohngemach auf. Ein undurchdringlicher Tabaksqualm balgte sich in der Stube. „Ja, ja, ja," entschuldigte der eine, „man raucht sich halt sein Elend vom Leibe." Und dann lächelte er verschämt. Da stand ein Wassereimer in der Ecke, von dem ein eilig übergeworfenes Tuch heruntergeglitten war. Friedrich Stoltenkamp sah vier Flaschenhälse ragen. Und der Major, der seinem Blick gefolgt war, fuhr entschuldigend fort: „Oder man trinkt es sich mitunter auch vom Leib."

Dann machte er gewandt den Wirt.

„Das Saufen, das Saufen. Nicht der siebente verträgt's. Man bringt es als Gabe mit auf die Welt, oder man lernt's im Leben nicht. Das war im Jahre nach dem Krieg. Anno 1816 war's. Man hatte die auf dem Schlachtfeld beerdigten Kameraden zur Beisetzung in die Heimat übergeführt, und wir alten Kriegsgefährten hockten beieinander und stießen miteinander an, bis die Sache so weit war. Dann hieß es: ‚Angetreten!' Mein Gott und Vater, war das traurig. So etwas von Trauergefolge habe ich nicht wieder erlebt. So ein schmerzliches Gewanke. Und der Festredner mußte aufgeschnappt werden, damit er nicht in die Grube fiel. Na, zum Wohlsein, meine Herren."

Friedrich Stoltenkamp hatte die Ratsherrnwürde wieder abgelegt. Seine gesellige Natur hatte wieder Oberwasser erhalten. Er saß auf dem kattunüberzogenen Kanapee und ergötzte sich aus voller Seele an den Schnurren der gerissenen Gesellen. Fast tat es ihm leid, daß er den Gesang der beiden Spottdrosseln nun nicht mehr vernehmen sollte. In der Spießbürgerlichkeit hierzulande, die sein beweglicher Geist so oft und so niederdrückend empfand. Er wußte nicht, daß er aus dem kattunenen Überzug ein Spiel Karten hervorgezogen hatte und es immer wieder durch die Hand laufen ließ. Bis es ihm einer der Majore sacht aus der Hand nahm.

„Es ist nur, um sich zuweilen das Elend vom Leib zu spielen", sagte der Major.

Und Friedrich Stoltenkamp sagte: „Ja, ja — der Gußstahl . ."

„Da hatten wir mal", lenkte der Major ab, „in der Schlacht bei Leipzig einen Überläufer erwischt, der das Schießen und Stechen nicht vertragen konnte. Bruderherz und ich lagen am Abend des zweiten Schlachttages am Feuer und langweilten uns. Denn

wir konnten uns mit den Karten doch nicht gegenseitig die Löhnung wegnehmen. Da kam uns der Überläufer wie vom lieben Gott gesandt. Er konnte Karten spielen. Nun, er spielte unter dem Hund. Und für jede falsch geworfene Karte gab es einen Knuff und Puff, bis der Kerl rot und blau am ganzen Leibe war und uns himmelhoch anflehte, lieber wieder in die Schlacht zu dürfen. Sie sehen, meine Herren, daß das Kartenspielen auch seine erzieherische Seite hat." Und er entkorkte umständlich die zweite Flasche.

„Ach, meine Herren," sagte Friedrich Stoltenkamp und hob sein Glas, „es ist ein Jammer, daß sich unsere Wege trennen müssen. Auf gut Glück allzeit."

„Auf gut Glück bei den Mynheers."

„Sie wollen nach Holland?"

„Die holländische Regierung verlangt nach tüchtigen Offizieren. Da dürfen wir nicht nein sagen. Ausgetrunken, tapferer Stahlfinder. Es lebe die holländische Armee!"

Der junge Stoltenkamp war in der Schmelzkammer geblieben. Gläserklirren, Stimmengewirr und Gelächter zogen ihn ins Wohngemach. Er sah seinen Vater auf dem buntgewürfelten Kanapee zwischen den beiden abenteuernden Kriegsgurgeln sitzen und winkte ihm mit den Augen.

„Geh nur heim, Fritz. Es ist der letzte fröhliche Abend auf lange Zeit. Den vergönnst du mir doch."

Der Junge nickte. „Nimm nur das Laterncher an dich. Gute Nacht, Vater."

Er ging. Die beiden Majore sah er nicht. Hinter ihm blieb der Lärm übermütiger Knaben. Und er selbst ging mit sorgenschweren Mannesgedanken durch die nachtdunklen Felder auf die Heimatstadt zu, in der auch schon die Lichter erloschen waren.

## 2. Kapitel.

Durch die leeren Straßen des Landstädtchens ging der grübelnde Junge mit seinem gleichmäßigen Schritt dem elterlichen Hause zu. Er horchte auf die inneren Stimmen und suchte Ordnung in sie hineinzubringen. Aber über das Wort „Ordnung" kam er nicht hinaus, so sehr er den jungen Kopf zerquälte. Immer wieder sagte er es vor sich her, um seine Gedanken in Reih und Glied zu bringen, damit sie marschfähig würden. „Ordnung, Ordnung." Und da überkam es ihn, daß er ja längst gefunden hatte, was er zu suchen wähnte: Die Grundlage des Lebens und der Arbeit, die Wert und Wachstum des Lebens bestimmt, mußte die Ordnung sein.

Er hob den zergrübelten Knabenkopf und gab dem hochaufgeschossenen Körper eine gerade Haltung. Die Filzmütze schob er fester in das dichte, aschblonde Haar. Wie eine Windstille war es plötzlich in ihm geworden, in der er nur noch eine Stimme vernahm — die Stimme des Unsichtbaren.

„Ordnung."

Auch die Landstadt um ihn her lag wie in einer Windstille. Um zehn Uhr erloschen die letzten Lichter in den Bürgerhäusern, denn was die Kohlen- und Eisengruben des Stadtkreises bestieg, hatte frühen Tag, und Handel und Wandel hatten sich den einfachen Bedingungen des Verkehrs anzupassen. Der Nachtwächter lehnte in einem schützenden Torbogen und hob kaum die gequollenen Augenlider, wenn sein Spitz anschlug und vor Schreck, daß ein Mensch noch die Straße querte, die Haare sträubte. „'s ist ja der Laternenlöscher, dummes Viech. Stör nicht die Nachtruh."

Und der Laternenlöscher, selber erschrocken über den Widerhall seiner Schritte, kurbelte an den Häuserecken hastig die Ketten hernieder, an denen — quer über die Straße — die Öllampen baumelten, pustete die Lampen aus und kurbelte sie wieder hoch. Eine Weile noch glommen die ersterbenden Dochte wie Glühwürmchen durch die Nacht.

Der Junge stand vor seinem elterlichen Haus. Es war ein zweistöckiges, schieferbedecktes Mansardenhaus, dem die geschnitzten, weißgestrichenen Tür- und Fensterrahmen mit den grünen Schutzläden ein behäbiges Aussehen gaben. Die steinerne Treppe sprang bis auf die Straße, und ein schmiedeeisernes Gitter gab ihr ein gefestigt bürgerliches Gepräge. Den Schritt gedämpft, stieg der Junge die Stufen hinauf und drückte behutsam die schwere Klinke nieder. Man schloß nicht ab im Stoltenkampschen Haus, solange der Hausherr draußen war. Man dachte nicht an Diebe. Die Leute hierzulande strichen sich vor dem Zubettgehen über die Armmuskeln.

Im vorderen Flur, der Haustür am nächsten, lag das Arbeitzimmer und Geschäftskontor des Vaters, mit den Fenstern nach der Straße. Hinter der Haustreppe, die breit und gemächlich anstieg, war der Mutter Küchenbereich. Und das obere Stockwerk barg die gute Stube, in der die Besuche der Freunde und Verwandten entgegengenommen wurden, das Eßzimmer und das Schlafgemach der Eltern. Hier zögerte der Junge eine kleine Weile, hielt den Atem an und lauschte. Die Mutter schlief ihren ruhigen Jungmädchenschlaf. Die Mutter . . . Es war ein heller Schein in den Augen des Knaben, als er die Mansardenstiege hinaufhuschte, die zu den Schlafstübchen der Kinder führte.

Er machte nicht Licht, um die Geschwister nicht zu wecken. Der zehnjährige Eberhard schlief mit ihm im selben Zimmer, die zwölfjährige Amalie im Stübchen nebenan. Er tastete sich nach seinem Bett, legte die Kleider über den Stuhl, schauerte einen Augenblick in dem kühlen Bettlein und lag schon im Schlummer, bevor er den letzten Gedanken zu Ende denken konnte.

Einmal nur fuhr er auf. Da war der Vater heim-

gekehrt. Er hörte durch die dünne Decke die fröhliche Stimme, die Bericht erstattete, und er hörte die Mutter in die Hände klatschen.

Jetzt freut sie sich, dachte der Wiederentschlummernde, weil die Majore — den Laufpaß — haben.

Früh am Morgen war er auf den Beinen. „He, Eberhard, aufstehen! Die Schule kommt nicht ans Bett!"

„Mir is so schlecht —"

„Ach so. Lateinstunde. Wieder nicht vorbereitet. Ich werd mal den Schwamm nehmen."

„Untersteh dich." Und die nackten Beine flogen im Schwung aus dem Bett.

„Mach, daß du in die Buxen kommst. Die Amalie muß durchs Zimmer."

Der Zehnjährige zog sich gähnend das Nachthemd über den Kopf. „Gott, die Pute. Sie soll sich nur nich so."

Klatsch, saß ihm der nasse Schwamm auf dem Rücken.

„Du — laß das! Nich noch mal, sag ich! Klätschnaß! Es braucht nur einer en Mädchen zu sein, un du machst Umständ Gott weiß wie."

Durch das Zimmer kam die Schwester im geblümten Kleidchen. „Guten Morgen", sagte sie. „Seid ihr wieder nicht fertig? Eberhard, du solltest dich wirklich ein bißchen schämen."

„Kuck doch weg, wenn et dich scheniert. Mich scheniert et nu mal gar nich."

Amalie Stoltenkamp zog ihr krauses Näschen. „Seit der Junge Latein lernt, ist er von einer Frechheit" —

„Er lernt ja gar keins", lachte Fritz. „Komm, Amalie, ich helf dir den Kaffeetisch decken."

„Ihr habt ja noch gar nich zu Morgen gebetet!" brüllte der Junge hinter ihnen drein. Dann aber ging es fix in die Kleider.

Frau Friedrich Stoltenkamp kam schon aus der Küche. Ihre feine, zierliche Gestalt umschloß ein geblümtes Kleidchen von selbem Stoff und Muster, wie es ihr Töchterchen trug. Eine weiße Hausschürze deckte das Kleid, und in dem vollen braunen Haar saß ein Spitzenfleck wie die Andeutung eines Häubchens. Als sie neben den Kindern stand, schien sie nicht anders als die ältere Schwester zu sein. Friedrich Stoltenkamp hatte sich die feine, kleine Schönheit erheiratet, als sie erst sechzehn Lebensjahre zählte.

Selbst die gestrenge Frau Jodokus Stoltenkamp, Friedrichs früh verwitwete Mutter, vermochte dem eben Zwanzigjährigen angesichts so viel Liebreizes nicht im Wege zu sein. Doch war sie, auch im Laufe der nun fünfzehnjährigen Ehe, dabei geblieben, in Frau Margarete das Kind und, wenn es hochkam, den Zierat des Sohnes zu sehen.

„Nun, ihr Schwalben," rief die Mutter den Kindern entgegen, „seid ihr aus dem warmen Nest gekrochen? Und Hunger habt ihr wohl auch schon? Flink, Amalie, hilf der Trine den Frühstückstisch richten. Vater ist auch schon auf."

„Wie du heute aussiehst", sagte Fritz, als die Schwester davongesprungen war. „Das ganze Haus ist hell."

Die Mutter strich ihm mit der weichen Innenhand über das Gesicht. Von der hohen Knabenstirn bis zu dem festen Kinn. „Hab auch Grund dazu, Fritz. Weißt wohl schon weshalb. Und der Vater ist fröhlich und guter Zuversicht wie nie. Trotz der Absage des Vetters Grote."

„Hat Vater dir gesagt, daß ich heut noch die Schule verlassen soll? Daß ich zu ihm soll, in die Lehre?"

Mutter und Sohn sahen sich in die Augen. Schon war der Sohn um ein paar Fingerbreiten über die Mutter hinausgewachsen. „Wie groß mein Junge geworden ist", murmelte die junge Mutter. „Und nun will er noch weiter wachsen." Und sie legte ihm schnell die Hände um den Kopf und küßte ihn auf den Mund. „Nimm das als gutes Meilengeld." Und schon war sie im Eßzimmer verschwunden.

Fritz Stoltenkamp stand noch immer unbeweglich auf demselben Fleck. Überschwengliche Zärtlichkeiten waren nicht des Hauses Brauch. Sie paßten nicht zu des ganzen Volksstammes Art und Wesen. Und mitten auf den Mund hatte ihn die Mutter geküßt und dabei die Hände hinter seinem Kopf verschränkt. Das sagte mehr als: Ich segne dich für deine Lehrzeit, das sagte: Ich vertrau auf den Mann in dir. Und nun wußte er, daß diese Stunde seines Lebens Feierstunde sei.

Mit glühendem Gesicht trat er in den kleinen Familienkreis, der sich um den gedeckten Kaffeetisch versammelt hatte. Er begrüßte den Vater und setzte sich zu den Geschwistern. Und dann mußte er den Vater betrachten, den schmalen, blassen Kopf mit den lebendigen Augen, in denen es heute auch wie ein frohes Scheinen lag. Und der Vater nickte ihm zu. So, wie man einem jungen Mitarbeiter zunickt und nicht einem Knaben.

„Trink doch ein bißchen schneller," drängte Eberhard, „es wird Zeit zur Schule."

„Ich geh nicht mehr zur Schule," sagte Fritz und sah steif geradeaus. „Ich trete beim Vater in die Lehre."

„Der Fritz hat das Fieber!" schrie der jüngere Bruder. „Ich glaube, er hat auch Lateinstunde."

Der Vater hob den Kopf. „Ich wollte, du Strudelkopf wärst im Leben nur halb so fieberfrei wie der Fritz. Und nun lauf und bestelle dem Rektor, ich käme am Morgen noch bei ihm vor."

Da stieß dem Zehnjährigen das Schluchzen auf.

„Weshalb — weshalb durfte der Fritz vier Jahre früher zur Welt kommen?“

„Komm,“ sagte die Schwester und nahm den Widerstrebenden bei der Hand, „wir haben ein Stück Schulweg zusammen.“ Und sie knickste vor den Eltern, daß ihr geblümtes Röckchen knitterte, sah den älteren Bruder verwundert von der Seite an und führte wie eine kleine Dame den jüngeren hinaus.

„Die hat auch ihren Kopf“, schmunzelte Friedrich Stoltenkamp zufrieden. Und dann wandte er sich seinem Ältesten zu. „Die Majore sind fort,“ begann er. „Sie wollten nicht bei Tage ihren Auszug halten. Schlag Mitternacht nahmen sie ihren Ranzen, pfiffen ihrem Hund und verschwanden im Dunkel. Ganz wie die Alchimisten.“ Und er lachte vor sich hin. „Es war überraschend.“

„Es war durchaus nicht überraschend,“ sagte eine scharfe Stimme von der Tür her. „Ganz und gar nicht.“

„Mutter,“ rief Friedrich Stoltenkamp überrascht, „so früh schon? Fritz, schieb den Sessel heran.“

Die Frau mit dem frühgebleichten Haar unter dem schwarzen Seidenhäubchen nahm den Diensteifer der Ihren ruhig hin. Sie setzte sich in den Sessel und nahm der Schwiegertochter die eilig dargebotene Tasse Kaffee aus der Hand. Der Mund war hart wie eine Linie. Und die Augen musterten erst der Reihe nach die Gesichter der Anwesenden und dann mit einem einzigen Blick den ganzen Raum. Von den kattunbespannten, blinkblanken Kirschbaummöbeln bis zum letzten Blumentopf der Fensterbank.

„Mutter,“ fragte Friedrich Stoltenkamp, „wußten Sie es denn schon?“

Die weißhaarige Frau kniff die Augen ein wenig ein und sog an dem heißen Kaffee.

„Wohl Hexerei?“ sagte sie kurz in den Pausen. „Den Verstand in der Nähe haben und nicht in der Ferne. Das predige ich den Tauben. Und den Blinden dazu. Nur deinen Herren Offizieren, den braucht ich es nicht zu predigen. Die sind hellhörig. Und hellsichtig wie die Sperber. Ausgerissen sind die Lumpen. Schlechtweg ausgerissen. Gar nicht geheimnisvoll. Weil sie die Rechnungsablage scheuten, darum.“

„Und Sie — Sie wußten das alles schon, Mutter?“ fragte Friedrich Stoltenkamp noch einmal. „Und früher als ich?“

„Das wußte ich seit gestern nachmittag, lieber Sohn. Und deine Herren Majore wußten so gut wie ich, daß deine Wanderung zum Vetter Grote die letzte deiner vergeblichen Wanderungen bedeuten würde. Darum erschienen sie bei lichtem Tag in der Stadt, um sich zur Reise auszurüsten.“

(Fortsetzung folgt.)

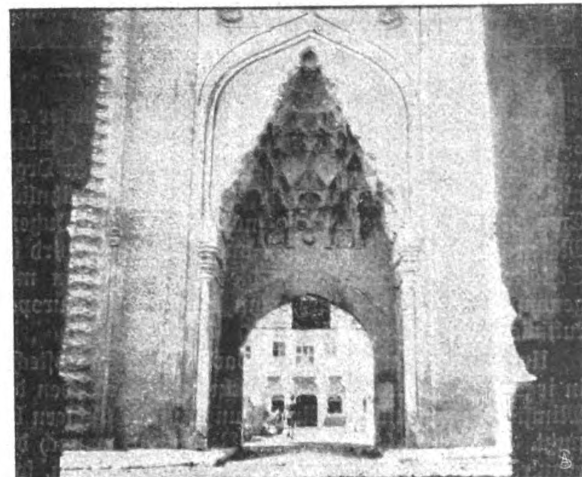
# Wenn Minister reisen.

Von Thea von Puttkamer (Konstantinopel). — Hierzu 8 Aufnahmen.

Daß Minister reisen — ist für die Türkei an sich ein Neues. Abdul Hamid, voll Argwohn und festgebannt auf die ummauerte Höhe des Jldis, ließ ihnen keine Bewegungsfreiheit, erlaubte — wie Exzellenz Talaat-Bei, der seitdem zum Großwesier ernannt wurde, selbst erzählte — keine Besuche untereinander, keine Fahrt in die auf asiatischer Seite gelegenen Stadtteile Konstantinopels.

Jetzt aber sind die Türen der neuen Türkei auch nach innen geöffnet. Nicht länger wird das Volk regiert und mit Gesetzen bedacht, ohne daß die Gesetzgeber und Regierenden Kenntnis von seinen Wünschen und von seinen Möglichkeiten hätten. An den Kriegsminister Enver, den Marineminister Djemal trat die Forderung des kriegerischen Tages am stärksten heran; ihre Inspektions-

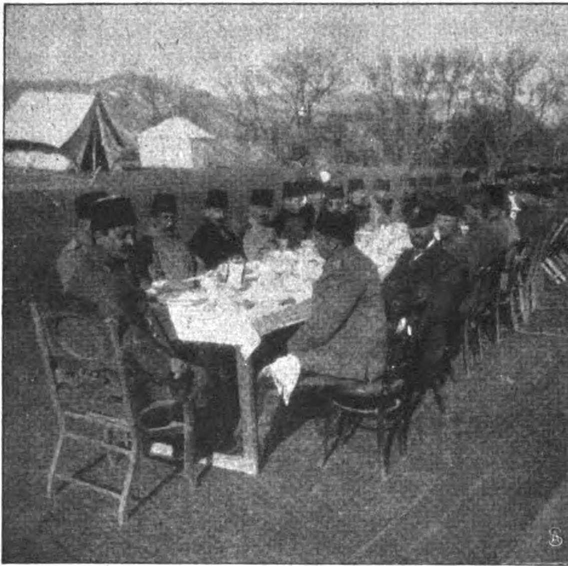

Empfang auf dem Bahnhof von Ismid.


Tor einer alten Moschee in Siwas.

reisen sind kaum noch zu zählen. Ihnen hat sich nun auch, vornehmlich um die Versorgung der türkischen Großstädte mit Getreide und Mehl von den anatolischen Wilajets aus zu heben und zu organisieren, der frühere Minister des Innern, Talaat-Bei, angeschlossen.

Liebenswürdigerweise gab er dem deutschen Generaldirektor Konsul Meyer, der ihn auf seinen drei Fahrten nach Eskischehir, nach Brussa—Smyrna und Siwas im armenischen Hochlande begleitete, und dadurch indirekt mir die Erlaubnis, darüber einiges zu veröffentlichen.

Den breiteren Schichten Konstantinopels wird von jeweiligen Abwesenheiten des Ministers nichts bekannt; aber immer geht die Abreise am Kai oder am Bahnhof unter gewissen Feierlichkeiten und im Beisein hoher Persönlichkeiten, wie des Stadtpräfekten Bedri-Bei und der Komiteeführer Dr. Nazim-Bei und Midhat Schükri-Bei, vor sich. Unter Kuß und Umarmung verabschieden sich die türkischen Würdenträger. Kommt die Bagdadbahn in Frage, so tritt der Minister auf die bequeme Aussichtsplattform seines Salonwagens, die Polizisten nehmen die Hand an den silbergrauen, die Gendarmen an den schwarzen Lammfellkalpak, und der Zug rollt zwischen den hellen, im typischen Holzhausstil erbauten Villen rein türkischer Vorstädte gen Ismid.



**Tafel im Hauptquartier einer Kaukasusarmee.**

Trommeln und Pfeifen der Jugendwehr, dieser erst ganz kürzlich unter deutscher Anregung in allen Städten und größeren Dörfern Anatoliens durchgeführten Organisation, begrüßen hier den Minister, der ähnliche Empfänge auf seiner Reise noch zu vielen Dutzend Malen über sich ergehen lassen muß; die Nacht wird im Schlafwagen verbracht. Für die Küche sorgt ein mitgenommener Koch — kurz, man kann sich in Europas kultivierten Gefilden wähnen.

Um so interessanter hebt sich davon etwa ein Abstecher in irgendein einsames Dörfchen Anatoliens ab, den der Minister zu persönlicher Einwirkung auf die Bauern benutzt. Diesen leuchtet das neue Verfahren, wonach das requirierte Getreide nicht mehr mit Anweisungen, sondern mit Bargeld nach seinem vollen Werte bezahlt wird, ganz besonders ein. Freimütig äußern sie dem Minister, der sich nach Landessitte mit untergeschlagenen Beinen im Freien auf schnell herbeigeschaffte Teppiche und Kissen gesetzt hat, ihre Bereitwilligkeit, die Hauptstadt und das Vaterland nicht im Stiche zu lassen und denjenigen zur Anzeige zu bringen, der sein Getreide verberge.

Mit der immer diskreten Neugier des Mohammedaners umstehen sie die ihnen gänzlich fremden Riesenvehikel, die Tourenautos, die allerdings nur so weit verwendet werden können, wie die großen Etappenstraßen reichen. Daher heißt es bisweilen für Minister, für Ge-



**Autokolonne der Ministerwagen vor anatolischen Dorfbewohnern**
im armenischen Hochland.

neralintendant und deutschen Konsul, für Sekretär und sonstige Begleiter in die „Jayli“, einen federnlosen, überdachten Wagen uralter Bauart, kriechen und sich darin lagern, so gut es geht.

Aber damit sind die Verkehrsmittel noch nicht erschöpft. Zwischen Angora und Siwas kann eine Teilstrecke mittels Feldbahn, auf die man sinnreich konstruierte Personenwägelchen gesetzt hat, zurückgelegt werden. Im Gebirge, wo die nicht gerade für Autorennen gedachten Straßen, Kehren und Kurven in unheimlicher Kürze an vielen 100 Meter tiefen Abgründen vorbeiführen, bildet das brave anatolische Pferdchen mit seinen Kletterkünsten und seiner Ausdauer eine Abwechslung, die namentlich Exzellenz Talaat immer willkommen ist. Denn in Konstantinopel erholt er sich oft auf Rossesrücken von seiner Überlastung mit Geistesarbeit. Die freien Momente auf seinen Reisen benutzt er gern zu Schießübungen mit dem Browning nach den verschiedensten Zielen; er zielt bald stehend, bald auf dem Bauche liegend und kann vorzügliche Treffresultate verzeichnen.

Der geladene Karabiner verläßt den Minister auch im Auto nicht, ebenso ist seine Begleitung bewaffnet; denn im Hochlande, fern aller Bahnstrecken und auch noch weit hinter der Front der türkischen Kaukasusarmeen, sind Sicherheitsmaßregeln geboten. Die Straße ist allerdings keineswegs menschenleer; die Autos

passieren ganze Kolonnen von Arbeitsoldaten, die Wegebesserungen besorgen, von Genesenen, Verwundeten auf dem Wege zur Front, von Kamel- und Eselkarren, von quietschenden Büffelwagen .... Letztere bieten den erfreulichsten Anblick für den Minister und den ihn begleitenden Generalintendanten der Armeen, Ismaël Hakki-Pascha. Denn sie können sich vergewissern, daß die schwierigen Werke der Armeeernährung einerseits und der Städteversorgung anderseits nach Wunsch klappt, wie der deutsche Bundesbruder sich ausdrückt.

Hierüber wie über andere wichtige politische Probleme spricht sich der Minister während der Fahrt durch die Aug und Herz weitenden einsamen Gebirgslandschaften mit einem Freimut aus, der dem schon erwähnten deutschen Herrn ein neuer Beweis dafür sein konnte, wie sehr er sich das Vertrauen des hochbedeutenden Mannes erworben.

Früh bricht im November der Abend herein, und um so malerischer vollzieht sich der feierliche Empfang in den



**Junge türkische Mädchen**
überreichen dem Minister in Malawa Blumensträuße mit einem patriotischen Gedicht.

zum Nachtquartier ersehenen Gebirgstädtchen. Laternchen an Laternchen in Schülerhand, Freudenfeuer und Fackeln in düsterroter Glut vor dem Konak (Verwaltungsgebäude).

Drinnen kein Stückchen Wand, kein Streifchen Fußboden sichtbar, da Teppiche — und wie herrliche alte Stücke sind dabei — alles verhüllen, die Betten mit leichtesten Daunen gefüllt und mit Seide überzogen; denn für den Minister und sein gesamtes Gefolge ihr bestes Hab und Gut herzuleihen, das ist selbstverständliche Ehrenpflicht für die reichsten Privatleute dieser weltabgeschiedenen Orte, die durch seinen Besuch zum erstenmal den Pulsschlag der großen Welt spüren.

Lange Erholungspausen bleiben dem Minister nicht: Die Notabeln warten, und die Zahl der Bittsteller, von denen jeder sein Anliegen für ungeheuer wichtig hält, ist Legion. Sie alle werden gehört; dann erst geht es zu Tisch. Und es darf nicht wundernehmen, daß die



**Jugendwehr in einem anatolischen Dorf empfängt den Minister.**

gastfreundlichen Wirte, der Wali (Statthalter), der Kaimakam (Landrat) oder Armeeführer gar Köstliches vorsetzen und so viel, vor allem des Fetten und Süßen, daß dem Magen angst und bange werden mag.

Nach dem Essen dann zwangloser Meinungsaustausch, am nächsten Tage die ernsten Verhandlungen mit den Walis, Mutessarifs (Regierungspräsidenten usw.) über die vorhandenen Getreidemengen, deren Anlieferung und Aufspeicherung, die oft zu lebhaften Diskussionen zwischen Minister und Beamten führen. Im Verlaufe einer solchen bat ein Abgeordneter, Exzellenz Talaat möge die Lösung einer gewissen Frage erst in den Friedensjahren vornehmen. Die treffende Antwort lautete: Friedrich der Große hat trotz aller zu führenden Kriege und gerade während derselben die innere Ver-



**Minister Talaat**
schießt während der Ausbesserung eines Reifendefekts nach einer Zigarettenschachtel.

waltung des Reiches nach allen Richtungen hin verbessert und ausgebaut.

Wie überall im Leben, ist es die Jugend, die den mit ernstesten Problemen beschäftigten Männern einige heitere Momente bereiten kann. Da bildet eine Mädchenschule Spalier, in roten Kleidchen mit weißen Schärpen, unter Blumenkränzen lugen neugierige Dunkelaugen hervor, eine spricht ein Gedicht auf den Minister, der die Zielscheibe von tausend Blicken bildet, auch derer von Frauen, die auf flachen Dächern der einstöckigen Häuser hocken. Händeklatschen begleitet seine Schritte, seine Ansprachen — in Siwas findet er anläßlich eines Fackelzuges, den alle Schüler ihm darbrachten, geradezu ergreifende Mahnworte für die Jugend: Macht nicht die Hoffnungen zuschanden, die das neu erstehende Vaterland auf euch setzt! ruft er ihnen zu, und sicher wird der Eindruck dieser Stunde nicht so bald verlöschen. Denn die Kinder sehen in Talaat nicht nur den leitenden Minister, sondern eine historische Persönlichkeit, einen der Helden, die dem Lande die Befreiung vom Despotismus gebracht haben.



**Der Minister, nach Landessitte auf einem Teppich sitzend,** ermahnt in einem anatolischen Dorf die Bauern, daß es ihre vaterländische Pflicht sei, ihr Getreide abzuliefern.

Bestes Einvernehmen zwischen Zivil- und Militärbehörden offenbart sich, sobald die Autoexpedition in den Hauptquartieren der unter so unsäglichen Mühsalen im Gebirge kämpfenden Kaukasusarmeen anlangt. Die Oberstkommandierenden reiten dem Minister entgegen, und bei den Tafelrunden, die sich bei der im November noch günstigen Witterung im Freien zusammenfinden können, kommt neben Türkisch und Französisch auch die deutsche Sprache zur Geltung. Denn unter den Offizieren der Stäbe befinden sich nicht nur Deutsche, sondern auch Deutsch sprechende Türken.

Die Bosheit des Objekts kehrt sich natürlich nicht daran, ob der unermüdliche Minister Eile hat, nach vollendeter Aufgabe wieder zur Hauptstadt zu gelangen. Reisendefekte stellen sich ein, aber Talaats siegreicher Humor macht sich in jeder noch so schwierigen Situation geltend, und es läßt sich wohl begreifen, wenn der deutsche Reiseteilnehmer seiner immer wieder nicht nur in Wertschätzung seiner großen sachlichen Tüchtigkeit, sondern in persönlicher wärmster Verehrung gedenkt.

# Barmherzigkeit.

Skizze von Minna von Heide.

Die Baronin las den Brief immer wieder.

„Liebe gnädige Frau!

Verzeihen Sie die vertrauliche Anrede, aber ich konnte für den Schritt, den ich wage, keine andere finden.

Ich bin hier im Westen in einem Lazarett als Schwester tätig. Nicht jung und voll Begeisterung trieb es mich hinaus ins Erbarmen, ich bin schon im Dienst ergraut und selbst im heißesten Mitleiden meiner Herr geworden.

Wenn ich also um etwas bitte, entspringt es keinem raschen Aufflammen, sondern einer inneren Bewegung, die stärker ist als alle Gegengründe.

Nichts Geringeres wollte ich erbitten, Frau Baronin, als daß Sie mit Ihrer Tochter hierher reisen und das junge, kaum der Schule entwachsene Kind als letzten Lichtstrahl an das Bett eines Sterbenden treten lassen.

Ich weiß wohl, daß sich Ihr Herz im ersten Augenblick in heftiger Abwehr aufbäumen und vielleicht sehr gegen mich empören wird. Wenn Sie diesen Brief aber zu Ende gelesen haben werden, zweifle ich nicht an der Erfüllung meiner Bitte. Denn ich habe durch den Sterbenden von Ihres Herzens Güte erfahren.

Daß Ihre Tochter, deren Lieblichkeit und strahlende Frische ich nur ahnen kann, dauernd ihres Frohsinns beraubt werden könnte, fürchte ich nicht. Das, was von der kleinen Baronesse auszuströmen scheint, ist eine Gottesgabe und so mit der Natur der Beschenkten verwachsen, daß es wieder durchbrechen wird wie die Sonne selbst durch die dichtesten Wolkenschleier. Dessen bin ich gewiß. Ich habe in meinem ernsten Beruf, in meinem bewegten Leben so reiche Gelegenheit gehabt, in alle Dinge unseres Menschseins einzudringen.

Nun hören Sie mir, bitte, ruhig zu.

Rolf Rudorff liegt hier schwer verwundet und von den Ärzten aufgegeben.

Da er ein Jahr in Ihrem Hause war, wissen Sie, daß er ein selten scheuer, ernster und verschlossener Mensch ist. Aber auch ein selten lieber Mensch, den der frühe Tod seiner Mutter so hungrig nach ein bißchen Wärme gemacht hat, daß er sich zuletzt ganz in sich selbst verkroch.

Hier sprach er mit keinem Menschen ein Wort, wenn er nicht mußte oder die Höflichkeit es gebot. Er lag und litt und klagte nie.

Die Ärzte, denen er ein Liebling ist, haben sich unendliche Mühe gegeben, und was dieses junge Opfer des unglückseligen Krieges dabei zu erdulden hatte, ist nicht niederzuschreiben. Aber er hatte für all die wahnsinnigen Schmerzen, die ihm leider verursacht werden mußten — sein Herz vertrug keine Betäubungsmittel mehr — stets ein Lächeln des Dankes, das auch dem Erprobtesten die Brust durchschnitt.

Der gute Junge achtete eben alle Schmerzen nicht, weil er aus den Männern, die hart schienen, und sich doch

so weich um ihn sorgten, das heiße Ringen um sein Leben herausfühlte.

Mir hatte sich der heldenhafte Dulder liebgemacht, als sei er mein Sohn. Und in einer Nacht, als ich körperlich sehr ermüdet, seelisch aber ganz wach neben seinem Bett saß und die Lider über die Augen hatte fallen lassen, mochte er wohl glauben, daß ich wirklich eingeschlafen sei. Denn plötzlich fühlte ich seine heißen Lippen auf meinen Händen, mit einer Innigkeit und zarten Hingebung, daß ich sie am liebsten überhaupt nicht mehr gerührt hätte. Aber meine Besorgnis als Pflegerin gewann sofort die Oberhand. Ich legte ihn sanft in die Kissen zurück, legte nun meinerseits meine Lippen auf seine heiße Stirn und ließ sie eine ganze Weile liegen, weil die beiden jungen Arme sich um mich schlangen.

Sie sind Mutter, Frau Baronin, und wissen aus dem Blut Ihres eigenen Herzens heraus, was es heißt, ein Kind zu haben. Ich war nur einmal Braut und verlor den Mann, dem ich mich zu eigen geben wollte, auf der Höhe seines Lebens durch einen Sturz vom Pferde. Können Sie es ermessen, was durch mich hingegangen ist in den Minuten, in denen dieses fremde, entschwindende junge Leben an meinem hing, als sei es ein eigenes von mir?

Alles zu tun, wäre ich bereitgewesen.

„Mutter," flüsterte der Kranke, und ich weiß nicht, ob er zum Teil vielleicht im Fieber sprach, „mütterliche Schwester, weißt du, warum ich nicht sterben kann? Warum ich nicht erlöst werde von allen meinen Qualen? Ich muß noch einmal, noch ein einziges Mal die Annelies sehen. Die Sehnsucht, sie noch einmal zu sehen, klammern mich fest ans Leben.

Seit ich sie zum erstenmal gesehen habe, habe ich nichts weiter gedacht als sie. Der Baron wollte mich ja auch gern noch ein Jahr behalten und mich weiter ausbilden, aber ich konnte mich nicht länger im Zaum halten.

Sie ging damals noch in die Schule. Kam nur in den Ferien. Aber sie sollte dann eine Erzieherin bekommen, und die Lust ihres Lebens hätte mich Tag um Tag tiefer verwirrt.

Als ich fort war, wurde mein heißes Verlangen zu einer reinen, wenn auch lodernden Flamme. Und als der Feind kam, habe ich ihm meine ohnehin brennende Brust willig zum Löschen geboten.

Ich habe ja niemals Liebe erfahren. Meine Mutter tot, bevor ich mir ihrer recht bewußt wurde. Vater verzweifelt und hart seitdem. Und ich glaube, immer von dem Gedanken erfüllt, daß im Grunde ich es war, der Mutter das Leben kostete. Mutter war leidend seit meiner Geburt.

Im Hause des Barons aber war alles eitel Lust und Liebe. Und Anneliese war die Verkörperung dessen. Ich könnte sie nicht besser beschreiben, als wenn ich sage, alles an ihr jauchzte hellauf.

Wenn sie mit ihren beiden Hunden — Leo reckte ihr bis an die Schulter, und Fips war ein Zwergpinscher — die Freitreppe des Hauses herunter in den Garten flog, blieb ich mit verhaltenem Atem stehen, wo ich stand, und begriff nicht, daß ich nicht schnurstracks mitten hineinlief in all die Sonne.

„Herr Rolf," sagte sie einmal und griff mit ihren feinen, kleinen Händchen nach mir, „stehen Sie einmal ganz still. So, und nun machen Sie mal einen Vierfüßler aus sich! Ich habe nämlich mit Fips gewettet, daß Leo größer ist als Sie!"

„Baronesse!" tat ich ganz entrüstet. Machte dann aber mit dem großen Hunde so tolle Sprünge, daß das liebe Mädchen mich nach einem herzhaften Gelächter ganz nachdenklich ansah und zu mir sagte: „Wirklich, Herr Rolf, das war nun sehr lieb von Ihnen. Sie mußten ja Ihre ganze Natur umkrempeln mir zuliebe." Und ihr sonst so lachendes Blauauge blieb in sinnendem Ernst an mir hängen.

Ich begriff mich ja auch selbst nicht. In ihrem lieben, stets so herzigen Übermut hatte Annelies mich sicher nur foppen wollen, und ich weiß wirklich bis auf den heutigen Tag nicht, wie es mir möglich war, urplötzlich ganz außer mir selbst zu geraten.

Nur das weiß ich — hätten einmal, nur ein einziges Mal diese gar so hold und beweglich plauschenden Mädchenlippen still und lange auf meinen geruht — ich hätte freudig alles dafür hingegeben . . ."

Einen Augenblick blieb der sonst so Schweigsame nach diesem vielen Sprechen still liegen und sah träumerisch und wie gesättigt, in einem unsagbaren Glücksgefühl verloren, in die Ferne. Dann flüsterte er kaum noch hörbar — — — „Nicht blond das Haar, nicht braun, nicht goldig — wie Licht! — — Süße, liebe, einzige kleine Annelies — — —"

Dann blieb es still. —

Ich glaube, ich habe es fast wörtlich getroffen. Jedenfalls ist dem Sinn nach nichts entstellt. —

Es sind ungewöhnliche Verhältnisse und Umstände, in denen wir leben. Würden Sie, Frau Baronin, an meiner Stelle anders gehandelt haben? Ich glaube nicht. In vorsichtigem Tasten erfuhr ich manches über Sie.

Nun drängt die Zeit. Ich kann mich nicht entschließen, Ihnen Einzelheiten über die Art der Verwundung mitzuteilen, es ist so viel Grausames darin. Nur die Versicherung kann ich Ihnen geben, daß die Kleine nichts davon sehen wird. Ein rührend liebes, todblasses Gesichtel wird sie sehen und zwei Augen, die ihr für ewig etwas Unvergeßliches und Hohes in die Brust senken werden.

Meines immerwährenden Dankes würden Sie und Ihr Kind gewiß sein!

Schwester Elisabeth."

Endlich hob die Frau das tränenschwere Gesicht von dem Brief. Ihr Entschluß war gefaßt, wenn sie auch der Tochter selbst die Entscheidung lassen wollte, an der sie aber nicht zweifelte.

Mit ihrem Manne konnte sie sich nicht beraten, der Baron stand selbst als Rittmeister im Felde.

So gab sie nach durchwachter Nacht Annelies den Brief.

Die Baronesse war nicht mehr der reine Sonnenschein, als den der Fieberkranke sie geschildert hatte. Das Ingefahrsein des geliebten Vaters und der ganze schwere Ernst der Zeit hatte sich auch über diesen einst so goldigen Frohsinn gelegt. Das siebzehnjährige Mädchen, dessen Schelmengrübchen das Entzücken aller waren, hatte sich gleichwohl in ernstester Hilfstätigkeit, wo es auch hingestellt wurde, bewährt.

Und die Baronin hatte viele Mühe, ihre Tochter zu beruhigen, nachdem Anneliese mit Unterbrechungen, währenddessen sie von Schluchzen geschüttelt wurde, das Schreiben von Schwester Elisabeth zu Ende gelesen hatte.

„Kind, mein liebes, kleines, nun komme doch zu dir! Fasse dich doch! Ich bin ja bereit, sofort die Reise mit dir anzutreten."

„Mutterle, ich habe ihn so liebgehabt!"

„Und hast mir nie ein Wort davon gesagt?"

„Ich weiß es doch selbst erst jetzt. Immer hat mir etwas gefehlt, seit er fort ist. Sein liebes Auge hat mich nie mehr ganz losgelassen. Immer war Suchen und Trauriges darin. Mutterle, es tut mir so weh in der Brust!"

Und dann brach ein fassungsloses Schluchzen aus.

Die Mutter versuchte ihr Kind mit keinem Wort zu trösten. Sie hielt es fest gegen ihre Brust gedrückt und ließ die Wogen über sich hin und durch sich selbst gehen. Dann nahm sie Anneliese — sie war eine stattliche und in ihren Muskeln gestählte Frau — auf ihre Arme und trug sie wie einst, als sie noch ein kleines Mädchen war, auf ein Liegesofa. Streichelte sie, liebkoste sie, wusch ihr mit erfrischendem Wasser den Kopf und blieb dann bei ihr sitzen, die beiden zuckenden kleinen Hände in den ihren.

„Mutterl," sagte die Kleine endlich, „du hast sicher schon alles vorbereitet? Ich kenne mein einziges herziges Mutterle ja. Wann fahren wir?"

„In etwa drei Stunden. Ich habe uns die besten Verbindungen aufgeschrieben und will nun eben Fritz mit einem Telegramm an Schwester Elisabeth fortschicken."

„Ja, Mutterle, tu das. Und bitte, nicht wahr, du setzest auch meinen Namen mit darunter? Wie will ich ihr die Hände küssen, dieser lieben, lieben Schwester Elisabeth!"

* * *

Rolf hatte es eine Stunde vorher erfahren. Aber er begriff es nicht. Ein hilfloses Lächeln glitt über seine todblassen Züge, als Schwester Elisabeth ihm alles erklärte. Dann blieb er unbeweglich liegen, und das Herz der barmherzigen Frau begann heftig zu schlagen. Wie, wenn es nun doch ein falscher Weg war, auf den es sie so unabweisbar getrieben?

Aber es war kein falscher Weg. Wenn heiße Ströme unseres Herzens uns treiben, können sie an ihrem Ziel nicht vorbeigeraten. —

Schwester Elisabeth und Annelieses Mutter waren sich mit einem Blick darüber einig, daß sie die beiden jungen Menschen sich selbst überlassen wollten.

Geräuschlos schloß die Schwester die Tür hinter Anneliese, und von dem jungen Mädchen war alles Zagen abgefallen. Es schritt auf den Fußspitzen ans Bett, weil Rolf mit geschlossenen Augen lag, und als ob er schliefe.

Behutsam setzte Anneliese den Stuhl beiseite, der dicht neben dem Bett stand, und blieb mit ineinandergenommenen Händen still vor dem Bett stehen.

Da sagte der Kranke leise: „Ich fühle es wohl, Baronesse, daß Sie es sind."

Das Mädchen setzte sich auf den Rand des Bettes und kämpfte tapfer. „Keine Baronesse, sage Anneliese."

„Anneliese — — — —"

Lange sahen die zwei sich in die Augen, als ob es nicht möglich sei, zu trennen, was sich da zusammenfügte.

Und dann verschlang Anneliese ihre beiden Hände in seine. „Wie segne ich Schwester Elisabeth. Wie du mein dachtest, dachte ich immer dein und wußte es kaum. Als ob ich schon ganz zu dir gehörte."

Vielleicht hat selbst auf höchsten Höhen des Lebens nie ein Mensch zu empfinden vermocht, was da der Sterbende empfand. Und die beiden Mädchenlippen, die er glühend und voll Inbrunst für ein einziges Mal still und lange auf seine ersehnt hatte, lagen nun wirklich still und lange auf seinen. — — —

Bis zwei Frauen die Ohnmächtige von dem Herzen des Toten fortnahmen.

# Neue Moden.

*Hierzu 5 Aufnahmen von Becker & Maaß.*

Trotz der großen Bescheidenheit, durch die sich jetzt die Mode auszeichnet, gibt es immer wieder einige hübsche Neuheiten, dazu angetan, das Gesamtbild nicht allzu eintönig wirken zu lassen. Der Grundgedanke, auf den sich die neue Kleidlinie aufbaut, wird als Kittel oder Hemdkleid bezeichnet, und zwar teilweise mit gutem Recht. Die neuen Kleider wirken durchweg schlicht und glatt. Die Hauptverzierung, die man ihnen zuteil werden läßt, besteht in Stickereien, meist in abweichender Farbe.

Ein Modell, das diese Richtung in geradezu maßgeblicher Weise illustriert, ist das dunkelblaue Kittelkleid aus einem weichen Wollstoff (Abb. 1). Es fällt von oben kraus herab und wird nur in Taillenhöhe von einem einfachen Wollstreifen lose umgürtet. Um den Eindruck nicht allzu einförmig werden zu lassen, sind reizvolle Stickereien in einem weinroten Ton angebracht. Die einzige markante Unterbrechung der Linie ergeben die abstehenden Taschen, ebenfalls von Stickereien umsäumt. Selten hatte eine Mode solch dauerhaftes Leben, wie es den Taschen beschieden zu sein scheint. Es gibt nur wenige Modelle, die auf diesen Schmuck verzichten. Dabei ist es erstaunlich, wie viele Abweichungen und neuartige Formen diesem einfachen Teil der Kleidung abzugewinnen sind.

Augenblicklich liebt man im Gegensatz zu der geraden Linie die weit abstehende Tasche, die sich häufig breit über die Hüfte zieht, in Falten gelegt ist und ob ihrer hieraus entstehenden eigenartigen Zeichnung „Patronentasche" genannt wird. Eine hübsche Unterbrechung des schlichten Kittelkleides sind auch die eingefügten seidenen Ärmel. Der Kragen, rund geschnitten, ist zu weichen Falten geordnet.

Ein Kleid ähnlicher Gattung stellt das Mantelkleid aus weichem, dunkelbraunem Tuch dar. Der Rock ist erheblich enger, als man es bisher zu sehen gewohnt war (Abb. 2). Er ist seitlich in breite Falten gelegt, während das vordere und Rückteil in ganz kleine Falten gebracht wurde. Man bemüht sich, mit diesen einfachen Mitteln die allzu große Schlichtheit der Kleider aufzuheben. Das ein wenig lose fallende Leibchen ist vollkommen glatt. An den Seiten kreuzen sich seine schmaler gewordenen Teile, um geschlungen und dann verknotet, mit kleinen Kugeln beschwert, herabzuhängen. Außerordentlich wirkungsvoll sind die Streifen aus hellem Pelz, die sich um Hals und Ärmel schmiegen. Sie sollen keineswegs winterlich aussehen, sondern hauptsächlich dekorativen Absichten dienen und können deshalb auch bis weit in das Frühjahr hinein getragen werden.

Früher war seidenen Kleidern eine vollkommen andere Rolle übertragen wie heute. Sie nahmen eine Ausnahmestellung ein und trugen den Stempel der Eleganz. Mit dieser Ansicht ist gänzlich aufgeräumt. Es

ist zweckmäßiger und allgemein erwünschter, sich Seide statt Wolle zu kaufen, und da die weichen Seiden, die sich auch im Tragen bewähren, in ihrer Glanzlosigkeit anspruchslos auftreten, ist das alte Vorurteil gänzlich überwunden. Hübsch ist an dem dunkelblauen Kleid aus weicher Seide (Abb. 3) der umgelegte Kragen. Das Kleid ist vorn und im Rücken ganz glatt gearbeitet, es hat jedoch rückwärts ein kleines aufgesetztes Schoßteil, wodurch eine Jacke markiert wird. Auch an diesem Kleide ist die Tasche abstehend aufgesetzt. Ein unbedingtes Erfordernis ist hier die Taschenverzierung nicht. zarte Spitzen, die als Passe freiliegen. Die Tasche umsäumt ein breiter Streifen aus Seidenkaschmir, der vorn und im Rücken in spitzen Ecken geschnitten ist. Aus dem halblangen Ärmel schauen unter dem grünen Seidenchiffon Spitzen hervor. Eine breite Manschette aus Seidenkaschmir hält den etwas weiter gewordenen Ärmel zusammen. Um den eleganten Eindruck des Kleides zu steigern, sind gestickte Teile auf Leibchen und Rock gelegt. Sie illustrieren die beliebte Methode, buntfarbige Perlen zum Schmucke der Kleider hinzuzuziehen. Man sieht äußerst viel Perlen verarbeitet, und zwar nicht



**1. Dunkelblaues Kittelkleid**
aus weichem Wollstoff.



**2. Dunkelbraunes Mantelkleid**
aus weichem Tuch.



**3. Dunkelblaues Kleid**
aus weicher Seide.

Durch den Ärmelabschluß ziehen sich Biesen. Sehr hübsch ist die Verlängerung aus weißer Seide mit einer schmalen blauen Stickerei. Die gleiche Seide ist auch in dem Ausschnitt des Kleides als Hemdchen angewandt. Auch hier wiederholt sich die Stickerei.

Einen eleganten Eindruck erzielt das dunkelgrüne Kleid aus Seidengaze (Abb. 4). Es ist für kleine Familien- oder Wohltätigkeitsfeste gedacht und so gehalten, daß es im Sommer auch anstandslos auf der Straße getragen werden kann. Der Rock ist kraus eingezogen und hat eine breite Vorder- und Rückbahn aus gleichfarbigem Seidenkaschmir. In regelmäßigen Abständen befinden sich auf dem Rock drei sehr breite Blenden aus dem gleichen Kaschmir. Durch das blusige Leibchen schimmern nur auf Kleidern, sondern auch auf Hüten. So hat zum Beispiel der zu dem Kleide passende Hut aus grüner Seide eine breite Schnalle aus den gleichen Perlen, wie wir sie auf dem Kleide sehen. Durch die Schnalle sind die Seidenteile der Schleife gezogen, so daß an diesem Hut die dunklen Perlen als einzige Verzierung auftreten.

Auch das blaue Taftkleid ist weniger für den Alltag gedacht (Abb. 5). Es zeigt die neue Rockraffung, die für diese Art von Modellen gern angewandt wird. Sie ist sehr zweckmäßig, um den enger gewordenen Rock nicht plötzlich allzu knapp scheinen zu lassen, da sich das Auge an die weiche, fließende Linie gewöhnt hatte. Das an die früheren Überröcke erinnernde Teil ist ziemlich

klein und fällt vorn und im Rücken in gefälligen Zipfeln aus. An dem Leibchen ist Seide miederartig verarbeitet und vorn gekreuzt. Eine kleine Seidenrüsche leitet zu dem gestickten Teil aus Seidengaze über. Durch die Seidengaze schimmert rosenfarbige Seide in einem matten Ton. Sehr originell ist der runde, ein wenig abstehende Kragen, der überall die gleiche Breite aufweist. Die Ärmel bestehen wie das Leibchen teils aus Seide, teils aus Gaze. Die gebrannte Seidengaze fällt in Rüschen graziös über den Aermel. Auf dem Oberarm ist die Gaze mit Stickereien versehen.

Es ist recht interessant, die Wege der Mode zu verfolgen. Früher beschränkte man sich nur auf eine bestimmte Art von Seidenstoffen, hauptsächlich auf solche,



**4. Dunkelgrünes Kleid aus Seidengaze.**
mit Spitzen und Stickerei.



**5. Blaues Taftkleid mit gerafftem Rock**
und halblangen Ärmeln.

die den einzelnen Bestimmungen der Kleider vollkommen entsprachen. Da nun das seidene Kleid in einem anderen Lichte gesehen und als Ersatz des Wollkleides herangezogen wird, begnügt man sich, Gewebe herzustellen, die dem Charakter der Wollstoffe ähnlich sind. So gibt es jetzt eine Reihe von Geweben, zum Beispiel seidenen Rippenköper, seidenen Lederköper, ein alpakaähnliches Gewirke, das gut als Ersatz der knappen Wollbestände angesehen werden kann. Sie eignen sich vorzüglich für die schlichten, anspruchslosen Formen, die dem heutigen Zeitgeschmack entsprechen. Sie liefern einen schlagenden Beweis, daß die Mode keineswegs von Willkür geleitet wird, sondern sich in ihrer Entwicklung dem Bedürfnis und dem Zeitgeschmack anzupassen versteht.

**Schluß des redaktionellen Teils.**

# Laxin-Konfekt

ärztlich empfohlen

bei **Darmträgheit**
**Stuhlverstopfung**
**Hämorrhoiden**






überall erhältlich!

Laxin-Konfekt ist in Oesterreich unter dem Namen „Laxigen" zu haben.

Man verlange ausdrücklich „Laxin-Konfekt" in der rot-weissen Dose.

Aufklärende Broschüre u. Gutachten gratis durch die

**Pharmakon-Gesellschaft** Chemische Fabrik **Frankfurt a/M.**

# Frauen-Schönheit

bedarf zur Pflege unserer tausendfach anerkannten Erzeugnisse die ihre führende Rolle in der deutschen Schönheitspflege halten.



## Schönes Gesicht

*Pasta Divina* zur Verschönerung der Haut; durch sie wird jene echte Schönheit erzielt, die Anmut des schönen Antlitzes, ohne Gesichtsflecke, Gesichtsröte, Augenränder. Die Erhaltung der Jugendlichkeit. Dose M. 1.75, 3.50, 7.—

*Methode Fix-Fix* (ges. gesch.) gegen alle Gesichtsfalten und Runzeln! In 14 Tagen ist Ihr Gesicht glatt. Sie erscheinen um Jahre verjüngt! Berühmte Spezialisten und Professoren empfehlen diese Methode. Preis M. 12.—, 20.—, 26.—

## Schöne Augen

*Augenbrauensaft* der pikante Reiz langer Wimpern, die ausdrucksvolle Schönheit ebenmässiger dichter Brauen durch den wachstumfördernden, dunklerfärbenden Augenbrauensaft. Preis M. 2.—

*Augenfeuer* macht die Augen ausdrucksvoll und glänzend. Zu höchster Schönheit entwickeln sich Ihre Augen durch „Augenfeuer". Der Blick wird lebhaft. Müdigkeit, dunkle Schatten verschwinden. Preis M. 4.—

## Schöne Figur

*Afro* Vollendete Schönheit bedingt vollendete Figur. Jede Dame hat Anlagen zu einer plastischen festen Büste. In 6—8 Wochen werden schlaffe Formen befestigt. Unebenheiten am Hals und Schultern ausgeglichen. Prospekt frei

*Femina-Mieder* Die Vorzüge des Korsetts ohne seine Nachteile, macht elegante Figur, ohne zu drücken (keine Stäbe!). Veredelt die Büste. Schafft anmutige jugendliche Linien bei vollster Bewegungsfreiheit. Busthalter von M. 7.50 an, mit Hüftansatz von M. 18 an

## Schönes Haar

*Goldliesel* entwickelt das Haar zu höchster Schönheit. Goldliesel erzeugt den rötlich goldigen Glanz. Gleichzeitig wird die Kopfhaut gereinigt und ernährt; verhindert Nachdunkeln blonden Haares! Preis M. 2.75

*Lorelei* macht das Haar kräftig und voll. Gegen Haarausfall und Schuppen. Kraftspender des Haarwuchses; seine Anwendung, Vorbeugung gegen Kahlheit und Ergrauen. Preis M. 2.75

Ratschläge Rezepte, praktische Angaben über Schönheits- und Körperpflege finden Sie in dem bekannten Buch: „Der einzige Weg zur Schönheit und Gesundheit" 150000 Auflage. Preis: Mark 1.50.

**Frau Elise Bock G.m.b.H.**
**Berlin-Charlottenbg. 48, Kantstr. 158**

Auskünfte — Proben — Prospekte kostenfrei. — Sachkundige Behandlungen im Institut
Versand diskret gegen Nachnahme oder Voreinsendung. — Kostenlose Einzahlung auf Postscheckkonto … Berlin. … 8—7 Uhr.





Phot. Haeckel.
Winter im Riesengebirge: Postbote — Bauer



# Schwächliche, Blutarme, Nervöse, Reconvalescente, durch Verwundung oder Strapazen Heruntergekommene

finden in **Dr Hommel's Haematogen**

ein energisches Kräftigungsmittel

Verkauf i. Apotheken & Drogerien. Preis per Flasche M. 3,30

O. LÜSSI

---

## Gesichts-, Wangen- und Nasenröte

sowie jeden Blutandrang nach dem Gesicht beseitigt sof. u. dauernd mein **Entrötungspapier**. Kühlend u. beruhigend. Preis 2 M. ohne Porto. **Hortense de Goupy, Berlin-Halensee 41**, Bornstedter Straße 8.

## ✚ Reines Gesicht ✚



rosige Frische verleiht rasch und sicher **„Krem Haifa“**. Unübertroffen gegen **Sommersprossen, Mitesser, Pickel, Röte, Rauheit** und alle Hautunreinigkeiten. — Tausendfach erprobt! Sich. Wirkung! Preis 2,50 Mark. **H. Wagner, Cöln 24**, Blumenthalstr. 99.

## Bettnässen

**Befreiung sofort. Alter und Geschlecht angeben. Auskunft umsonst. Gg. Englbrecht, sanit. Versandgesch., Stockdorf 364 b. München.**

**Ueber ½ Million im Gebrauch!**

## Haarfärbekamm



(gesetzl. geschützte Marke „Hoffera“) färbt **graues od. rotes Haar echt blond, braun oder schwarz.**

Völlig unschädlich! Jahrelang brauchbar. Diskrete Zusend. i. Brief. Stück M. **3.00.**
**Rud. Hoffers**, Kosmet. Laboratorium, Berlin 6, Koppenstr. 9.

## Echte Briefmarken

15 versch. **Deutsche Kriegsmarken 3 Mark**
75 verschiedene **Balkan** . . . . nur **2 Mark**
30 verschiedene **Altdeutsche** nur **2 Mark**
24 verschiedene **Deutsche Kolonien 2 Mark**
1000 g. gem. aller Erdteile . . nur **1 Mark**
Preisliste gratis
**Paul Siegert, Hamburg 36.**

## Charakter-Forschung.

**Prospekt** über d. **Arbeitsgebiet**, 207 S., 1 M. mit **hochernsten** und bedeutenden **Presseaufsätzen** über **Wert u. Einfluß** der Liebe- u. Seelen-**Werke, sowie seiner Art, Handschriften tief** zu beurteilen. Nähere **Beurteilungs-Bedingung** durch
**P. P. Liebe.** München-West, Amt 12.

**ALTBERÜHMTE ERZEUGNISSE**

# Gaedke

HAMBURG

**KAKAO SCHOKOLADE KEKS**

ZUR ZEIT AUSVERKAUFT

## „Die Heilung der Nervenschwäche“

von I. F. Lütjeharms, Cassel.

Aus dem Inhalt: Die Nervosität ein großes Hindernis im Leben. Ihre Ursache, Behandlung und dauernde Heilung. Sie ist ursprünglich ein rein geistiges Leiden, daher Medikamente erfolglos. Sie verzehrt die vorhandene Lebens- oder Nervenkraft und überschwemmt den Körper mit anderen Krankheiten. Warum krank sein! Kein Mensch braucht nervös zu sein und sein Leben in Krankheit, Lebensüberdruß, Verzweiflung und äußeren Mißerfolgen zu fristen, wenn er es nicht will. — **Die radikale Beseitigung der Nervosität ohne Berufsstörung, Medikamente, Wasserbehandlung, Diät, umständliche Kuren, ohne Zeitverlust und Kosten, nach leicht faßlicher Methode.** Die Heilung der Zerstreutheit, Energie- und Willenlosigkeit, Angst- und Zwangsgedanken, Reizbarkeit, Mattigkeit, Gedächtnisschwäche, Schlaflosigkeit, Appetit- und Verdauungsstörungen, Kopf- und Nervenschmerzen usw. Die Entwicklung der Willens- und Denkkraft, des Gedächtnisses usw. **Keine Wiederholung alter Sachen, völlig neue, unfehlbare, bisher unbekannte Wege. Man verlange Gratis-Prospekt.**

Verlag K. Lütjeharms, Heidelberg 88.

## Chr. Tauber
**Photo-Haus Wiesbaden W.**

**Beste und billigste Bezugsquelle für solide Photogr. Apparate in einfacher bis feinster Ausführung u. sämtl. Bedarfsartikel. Jllustr. Preisliste Nr. 7 kostenl. Direkter Versand nach allen Weltteilen**

## Hämorrhoiden?

Verlangen Sie Gratis-Prospekt von **Apoth. Lauensteins Vers., Spremberg L. 8**

## Nur 5 Mark

100 feinste bunte Soldatenkarten, 25 gute Briefmappen, je 5 Bogen, 5 Umschläge, 100 Feldpostkurzbriefe, 100 Feldpostkarten, zusammen gegen Voreinsendung von M. 5.— portofrei. Umfangreiche ill. Preisliste — auf Wunsch kostenlos. —

**Versandhaus Emanuel Reich**
**Berlin C. 54 W.**

**Echte Briefmarken** billigst. — Preisliste A für Sammler gratis. **August Marbès, Bremen.**



## Edmund Paulus
**Markneukirchen Nr. 55**
**Musikinstrumente**
Welches Instrum. interessiert?
Katalog Nr. 55 gratis.

# Salit das Einreibemittel

**Rheumatische Schmerzen, Hexenschuß, Reißen.**
In Apotheken Fl. M 2,—; Doppelfl. M 3,20.

## Büchertafel.

Besprechung einzelner Werke vorbehalten. Rücksendung findet in keinem Falle statt.

A. v. Schlieben: „Heldinnen vom Roten Kreuz“. Berlin, Friedrich Ellersiek.

Clara Schott: „Die Ausgewiesenen“. Leipzig, Schleppegrell & Co.

Clara Ratzka: „Der letzte Freund“. Dresden, Leipzig, Carl Reißner.

Jocza Savits: „Shakespeare und die Bühne des Dramas“. Bonn, Friedrich Cohen.

Ottomar Enking: „Warum schwieg sie nicht?“ Dresden, Carl Reißner.

Felix Beran: „Märchen und Träume“. Zürich, Orell Füßli.

Hans Hyan: „Zwischen Tag und Traum“. Berlin, Kronenverlag.

Weule, Dr. Karl: „Der Krieg in den Tiefen der Menschheit“. Stuttgart, Kosmos. Franckh'sche Verlagsbuchhandlung.

Alfred Georg Hartmann: „Das Künstlerwäldchen“ (Maler-, Bildhauer- und Architekten-Anekdoten.) Berlin, Bruno Cassirer.

## Verschiedene Mitteilungen.

— Abgelegte Prüfungen nach erfolgreichem Selbststudium. Tausende, die für den langjährigen Besuch höherer Lehranstalten nicht die erforderlichen Mittel haben, oder die zum Besuch von Unterrichtsanstalten infolge ihres Berufes nicht

die nötige Zeit hatten, oder die an Orten wohnen, an denen sich keine höheren Unterrichtsanstalten befinden, haben durch die Selbstunterrichtsbriefe der Methode Rustin (Verlag von Bonness & Hachfeld, Potsdam) nicht nur eine umfassende Bildung erworben, sondern auch durch das Studium Prüfungen abgelegt. Namentlich ist die Zahl derer groß, die die Einjährig-Freiwilligen-Prüfung, das Abiturienten-, das Mittelschullehrer-, das Lehrerinnenexamen, die Seminaraufnahmeprüfng bestanden. Für Autodidakten können wir die mit großer Sachkenntnis verfaßten Werke wärmstens empfehlen. Der Lehrstoff enthält nur das Maß von Kenntnissen, das für eine umfassende Bildung und zum Bestehen der Prüfungen erforderlich ist; nichts Ueberflüssiges, das Notwendige aber in vollem Umfange.

— Die Firma „Welt-Detektiv" Auskunftei Preiss, Berlin W 62, Kleiststraße 36 (Hochbahn Nollendorfplatz), erledigt auch während der Dauer des Krieges zuverlässige Auskünfte über Geschäfts- und Privatverhältnisse. Der Geschäftsbetrieb ist in vollem Umfange erhalten worden.




**Annahme von Anzeigen** bei **August Scherl G. m. b. H., Berlin SW. 68**, Zimmerstr. 36-41 und in den Geschäftsstellen: **Breslau**, Ohlauer Straße 87, **Dresden-A.**, Prager Straße 35, **Düsseldorf**, Oststraße 105, **Frankfurt a. M.**, Kaiserstraße 10, **Hamburg**, Neuerwall 2, **Hannover**, Georgstraße 20, **Kassel**, Königsplatz 53, **Köln a. Rh.**, Wallrafplatz 2, **Leipzig**, Petersstraße 22, **Magdeburg**, Breite Weg 184, **München**, Theatinerstraße 3, **Nürnberg**, Karolinenstraße 51, **Stuttgart**, Königstraße 11. — Der Preis für die viergespaltene Nonpareille-Zeile oder deren Raum beträgt 3,50 Mk., unter der Rubrik „Stellen-Angebote" Mk. 1.—, unter der Rubrik „Stellen-Gesuche" Mk. 0,80. — Anzeigen müssen spätestens vierzehn Tage vor dem Erscheinungstage aufgegeben werden. — Chiffre-Briefe, die innerhalb vier Wochen nicht abgeholt sind, werden vernichtet, nachdem die etwa darin enthaltenen Originalzeugnisse, Photographien usw. den Einsendern wieder zugestellt sind.

# Reiseführer für Winter und Frühling



Prospekte der nachstehend aufgeführten Inserenten sind kostenlos entweder direkt zu beziehen oder durch das Reise-Auskunfts-Bureau des „Berliner Lokal-Anzeigers" Berlin SW 68, Zimmerstr. 36—41, sowie durch die Geschäftsstellen von August Scherl G. m. b. H. in Berlin und in den größeren deutschen Städten, ferner in Wien u. Zürich

**Die Reihenfolge der einzelnen Inserate gibt keinen Anhalt über Rangverhältnisse der betreffenden Hotels etc.**

## Norddeutschland.

**Bad Polzin** (Moorbad in Pommern). **Kaiserbad Sanatorium,** physikalisch-diätische Heilanstalt. **Sanitätsrat Dr. Hölzl.**

## Brandenburg.

**Berlin** Pension Steinplatz **Rudolf Sendig jr., Charlottenburg, Steinplatz 4, am Zoo.**

**Buckow** **Kr. Lebus** (Märk. Schweiz). **Sanatorium u. Erholungsheim Waldfrieden.** Vorzügliche Verpfleg. Gelegenheit zu phys. diät. Kur u. ärztl. Leitg. Dtsch. Offiz.-Ver. 1916 Tel. Nr. 55.

**Eberswalde** **Dr. Seele's Sanatorium „Drachenkopf"** f. Nerven-, Innere-, Stoffwechselkr., Entziehungsk. u. Erholungsbedürftige.

**Falkenhagen** **Seegefeld-A. bei Berlin.** Sanatorium **8—11 M.** **San.-Rat Dr. Straßmann.** (Einzelzimmer 9—11 M.)

## Schlesien.

**Blitzengrund** (560 m) b. Görbersdorf, Schles. Kl. Lungensanat. f. d. Mittelstand. Anwend. sämtl. mod. Heilfakt. Arzt im Hause.

**Reinerz** **Sanatorium Reinerz i. Schl. Dr. Schoen,** f. d. gebild. Mittelstand. Chron. Erkrank. d. Atmungsorg. Leit. Arzt: **Dr. Spiro.**

## Westdeutschland.

**Bad Neuenahr** **Heilanstalten für Zuckerkranke,** Sommer- u. Winterkuren. Prosp. d. **Dr. Külz.**

**Godeshöhe** **bei Godesberg a. Rh.,** gegenüb. d. Siebengeb., **Höh.-Kuranst. f. Nervöse u. Erholungsbed. (Kriegsbeschädigte),** m. all. mod. Einricht. Stundenl. gesch. Wälder dir. a. Hause. Prosp. fr.

## Teutoburger Wald.

**Bad Lippspringe** unübertr. gegen Lungen- u. Halsleiden
Arminiusbad Frequenz 8000. Kriegsteiln. Vergünstig. Prosp. d. d. **Brunnen-Administration.** (Man beachte d. Adresse.)

## Mitteldeutschland.

**Bad Wildungen** **für Nieren- und Blasenleiden.** Fürstliches **Badehotel I. Ranges.** „**Der Quellenhof"** bisher „**Hotel Quisisana".** Vornehmst. Haus. Im Kurpark. Reelle Preise. Das ganze Jahr offen. Prosp. postfr. **M. Möbus.**

## Sachsen.

**Bad Elster** Sanatorium **Geh.S.-R. Köhler.** Vorn. Einr., Moor- u. Stahlbad, Zanderinst., **Diätkuren.**

**Bad Reiboldsgrün** **i. Vogtl.** 700 m. Heilanst. f. Lungenkr. Vorzugspr. f. Offiz. **Hofrat Dr. Wolff.**

**Elsterberg** **Sanatorium** für Nerven- u. Stoffwechselkranke, Herz- u. Nierenleiden. Entziehungskuren u. Erholungsbedürftige. Prospekte frei. **San.-Rat Dr. Römer.**

**Leipzig** Hotel Stadt Rom — am Hauptbhf. **Ausgang links.**

**Leipzig** Fürstenhof neu erbaut, für längeren Aufenth. bestens geeign. Zim. M. 3,00, mit Bad M 6,00.

**Tharandt** **Sanatorium f. Nerv., innere Stoffwechselkranke u. Erholungsbedürftige. San.-Rat Dr. Haupt. Dr. H. Haupt.**

**Weisser Hirsch** **Oberloschwitz. Dr. Teuschers Sanatorium.** Phys. diät. Kurmethoden. Im Kriege offen.

**Zöbisch** Haus Vogtld. Ideal. Aufenth. f. Erholbed. Hot. u. Villen. Prosp. d. **Bad Reiboldsgrün i. V.**

## Harz.

**Hahnenklee** **Sanatorium Hahnenklee,** Oberharz, 600 m. Prosp. San.-Rat Klaus, Nervenarzt u. Arzt f. in. Krkheit.

**Hasserode** **Villa Daheim, Erholungsh. u. Sanator.** Diät. Bäd.-, Liegek. Ia. Ref. Mäß. Preise. — **Haus Clara,** Heim für Alleinstehende. **C. Giraud. Dr. Morgenroth.**

**Sülzhayn** (Süd-Harz). **Heilanst. f. Leichtlungenkranke, Sanatorium „Hohentanneck".** Som. u. Wint. geöffn. m. gleich gut. Erfolg. Schöne, geschützte Lage, sol. Preise. Eig. Anstaltsarzt. Prosp. fr.

## Thüringen.

**Tannenfeld** **Kurhaus für Nerven- und Gemütskranke,** bei Nöbdenitz S.-A. Prospekt durch **Dr. Tecklenburg.**

## Süddeutschland.

**Bad-Nauheim** **Eleonoren-Hospiz,** Benekestr 6-8. Familienh. I. R. in best. Lage. Mäß. Preise. Jahresbetr. **A. Hanke,** Direktor.

**Wiesbaden** **Hotel Adler Badhaus** mit dem Adlerkochbrunnen am Badhausplatz. Winterkuren. Lift. Zentralheizg. Anerkannt g. Küche. Offiz. Ver. Man verl. Preisblatt.
**Hotel Alleesaal,** I. Rgs., beste Südlage a. Kochbrunnen Bes. **Wilh. Scheffel.**
**Haus Dambachtal,** Dambachtal 23, neuzeitlichste Pension. Jahresbetrieb. Z. m. Pens. 6,50 an.

## Badischer und Württembergischer Schwarzwald.

**St. Blasien** **Pension Waldeck, f. Leichtlungenkr., gedeckte Liegehalle. Währ. d. Krieges geöffn. Mäß. Preise. A. Peltz.**

## Bayern.

**Königssee** **Oberb. Hotel u. Pension Schiffmeister.** Beste Lage am See. Schöne Räume. Angenehmer Aufenth. Gute Verpflegung. Zentralheizung. Prosp. d. d. Bes. **I. Moderegger.**

**Mittenwald** 920 m. **Familienpension Hoffmann,** behagl. Aufenth. f. jede Jahreszeit, a. f. Rekonvalesz., anerk. gute Verpfl., best. empf. Mäßige Preise, el. Licht, Bad. Dtsch. Offiz.-Ver. 1916.

**München** — Hotel Leinfelder —

**Partenkirchen** **Dr. Wigger's Kurheim.** Klin. geleit. Sanator für **innere, Stoffwechsel-, Nervenkranke** und Erhol.-Bedürft. **Gute Verpflegung** u. **ungestörter Dauerbetrieb** gesichert. **4 Aerzte. Auskunftsbuch. Wintersport.**

## Schweiz.

**Inner-Arosa** **Arosa Kulm.** Erstkl. Familienhaus. Neubau 1915. Eig. Orchester. Keine Lungenkranke.

**Davos**-Platz **Waldsanatorium.** Leitender Arzt: Prof Dr. Jessen. Näheres d. Prospekt.

**Zürich** **Grand Hotel Eden au Lac.** I. Ranges, modern. Familien-Hotel. Mäß. Preise. Pens.-Arrangement. **Ed. Kleber.**

**Dolder**-Zürich **Waldhaus Dolder.** I. klass. Famil.-Pens. u. Hotel. Prächt. erhöhte Lage. Blick a. See. Ruhe.

Druck u. Verlag von August Scherl G. m. b. H., Berlin SW, Zimmerstr. 36/41. — Für die Redaktion verantwortlich: Chefredakteur Paul Dobert, Berlin; in Österreich-Ungarn für die Redaktion verantwortlich ... Wien ..., ...gasse 17, für die Herausgabe Robert Mohr, Wien I, Domgasse 4. — Für den Anzeigenteil verantwortlich: ... Berlin.

# DIE WOCHE

Nummer 10. Berlin den 10. März 1917. 19. Jahrgang.

## Inhalt der Nummer 10.





## Die sieben Tage der Woche.

### 27. Februar.

Im Reichstag gibt der Reichskanzler u. a. Erklärungen über unser Verhältnis zu Amerika ab sowie die Versicherung, daß der durch die Erklärung der Seesperre kundgegebene Entschluß unwiderruflich sei.

An der Front zwischen Ypern und der Somme erfolgten zahlreiche Vorstöße der Engländer.

### 28. Februar.

Beiderseits der Valeputna-Straße im Südteil der Waldkarpathen bringt ein gut vorbereiteter, forsch durchgeführter Angriff unsere Truppen in Besitz mehrerer russischer Höhenstellungen. Zwölf Offiziere, über 1300 Mann werden gefangen, elf Maschinengewehre und neun Minenwerfer erbeutet. Die genommenen Linien werden gegen mehrere nächtliche Gegenangriffe gehalten.

### 1. März.

Auf beiden Ancre-Ufern ist vor einer Reihe von Tagen aus besonderen Gründen ein Teil unserer vorderen Stellungen freiwillig und plangemäß geräumt und die Verteidigung in eine andere vorbereitete Linie gelegt worden. Dem Gegner blieb unsere Bewegung verborgen; umsichtig handelnde Nachhutposten verhindern seine nur zögernd vorfühlenden Truppen an kampfloser Besitznahme des von uns aufgegebenen, zerschossenen Geländestreifens. Bei überlegenem Angriff befehlsmäßig ausweichend, fügen diese schwachen Abteilungen dem Feinde erhebliche blutige Verluste zu, nehmen ihm bis jetzt elf Offiziere 174 Mann als Gefangene und vier Maschinengewehre ab und beherrschen noch heute das Vorfeld unserer Stellungen.

Nach starkem Feuer greifen die Engländer bei Le Transloy und Sailly an. Der Angriff scheitert bei Le Transloy vor dem Hindernis, bei Sailly, wo er auch nachts wiederholt wird, im Nahkampf. Östlich von Souchez scheitert ein starker englischer Angriff.

Im Sperrgebiet des Mittelmeeres werden von unseren Unterseebooten versenkt: Am 17. Februar südlich von Malta ein vollbeladener, ostwärts steuernder, von Begleitfahrzeugen gesicherter Transportdampfer von etwa 9000 Tonnen, am 23. Februar ein vollbesetzter, von Begleitfahrzeugen gesicherter Truppentransportdampfer von etwa 5000 Tonnen, am gleichen Tage ein beladener, ebenfalls begleiteter Transportdampfer von etwa 5000 Tonnen, am 24. Februar der bewaffnete Truppentransportdampfer „Dorothy" von 4494 Tonnen mit etwa 500 Mann Kolonialtruppen, Artillerie und Pferden an Bord Ein Teil der Truppen ist ertrunken.

### 2. März.

In fünfmaligem, sehr verlustreichem Ansturm versuchen die Russen die Höhen nördlich der Valeputna-Straße wiederzunehmen. Die Angriffe sind sämtlich vor unseren Stellungen zusammengebrochen.

Zwei neuerdings zurückgekehrte U-Boote haben 15 Dampfer und sieben Segler von insgesamt 64500 Br.-Reg.-To. versenkt.

Die amerikanische Presse enthält Mitteilungen über Anweisungen des Auswärtigen Amtes an den deutschen Gesandten in Mexiko für den Fall, daß es Deutschland nach der Erklärung des uneingeschränkten U-Boot-Krieges nicht gelingen sollte, die Vereinigten Staaten neutral zu erhalten.

### 3. März.

Neuerdings werden von unseren Unterseebooten einundzwanzig Dampfer, zehn Segler nnd sechzehn Fischerfahrzeuge mit insgesamt einundneunzigtausend Brutto-Register-Tonnen versenkt.

### 4. März.

Der Vertreter Wilsons im Senate teilt den Parteiführern mit, daß der Präsident keine Schritte zu einem Kriege mit Deutschland tun wird, bevor er den Kongreß zu einer außerordentlichen Sitzung zusammenberufen habe.



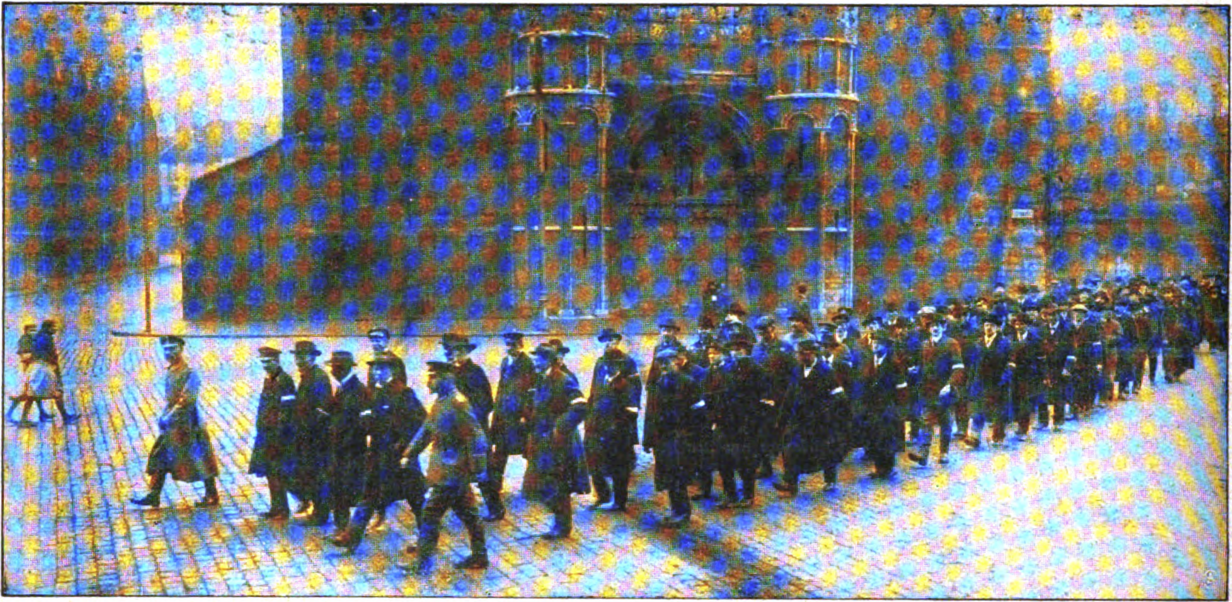
## Der vaterländische Hilfsdienst in Gent.

Von Kurt Doerry.

Wenn die Chronisten späterer Tage einmal die Geschichte dieser Kriegsjahre niederschreiben werden, so werden sie zweifellos feststellen müssen, daß — was das deutsche Volk anbetrifft — eine große Zeit ein großes Geschlecht vorgefunden hat. Nicht die Augusttage des Jahres 1914, in denen ganz Deutschland, von edelster Begeisterung entflammt und von heiliger Zuversicht erfüllt, unserem Kaiser und unserem Heer zujubelte, waren das Merkmal dieser Größe, sondern spätere Zeiten, in denen das hohe Ziel dieses Krieges trotz aller schweren Lasten zu weiterem getreulichen Ausharren, zum Ertragen nie geahnter Opfer, zur Aufwendung aller, auch der äußersten Kräfte mahnte.

Wohl keinem war es zuvor bewußt, welche ungeheuren Energien in unserem Volk schlummern, und sie zu wecken hatte es erst der Gegnerschaft fast einer ganzen Welt bedurft. Jetzt, da unsere tapferen Heere, an allen Fronten siegreich, weit im Herzen des Feindeslandes getreue Wacht halten und unsere Gegner zu einem letzten, verzweifelten Sturm anzusetzen drohen, um vielleicht doch noch einen, wenn auch nur kleinen Waffenerfolg zu erreichen — jetzt ist das Anspannen aller Kräfte das erste Gebot der Stunde.

Dieser Überzeugung ist auch das Gesetz über den vaterländischen Hilfsdienst entsprungen, und als der Kaiser am 5. Dezember 1916 die Beschlüsse des Bundesrats und des Reichstags zum Gesetz erhob, mag er an die Worte gedacht haben, die er kurz nach Ausbruch des Krieges in


Ankunft des vaterländischen freiwilligen Hilfsdienstes in Gent.


Eine Dame als Hilfsdienstpflichtige bei der Wasserpolizei.

seinem Aufruf „An das deutsche Volk" sprach: „Um Sein oder Nichtsein unseres Reiches handelt es sich, das unsere Väter sich neu gründeten, um Sein oder Nichtsein deutscher Macht und deutschen Wesens." Und daß es so ist, davon haben uns die Ereignisse längst überzeugt.

Der dem Gesetz über den vaterländischen Hilfsdienst zugrunde liegende Gedanke: zum Dienst des Vaterlandes auch alle die heranzuziehen, die nicht die Waffen tragen und von der allgemeinen Wehrpflicht aus irgendeinem Grund nicht erfaßt werden, ist überall verstanden und als etwas in dieser Zeit des Weltenbrandes Selbstverständliches empfunden worden. Über die Durchführung des Gesetzes in der Praxis herrschen jedoch meistens noch ziemlich unklare Begriffe.

Auf Veranlassung des Kriegspresseamts ist nun vor kurzem einigen Vertretern der Presse, so auch dem Schreiber dieser Zeilen, Gelegenheit gegeben worden, einen Einblick in die Einrichtungen des vaterländischen Hilfsdienstes zu tun, die zum erstenmal in größerem Maßstab in von uns besetztem Gebiet — und zwar in Gent — geschaffen worden sind.

Die Eindrücke, die man dort gewann, waren überaus erfreulich, allein schon deswegen, weil der starke Strom von Helfern, der in deutschen Gauen zusammengeflutet und nach Gent hinübergeleitet worden war, durchweg aus Freiwilligen bestand. Vom Siebzehnjährigen an, den in seiner jugendlichen Begeisterungsfähigkeit vor allem wohl das Abenteuer in die Welt hinauslockte, und auf dessen frische Kraft der Staat in erster Linie rechnet, bis zu dem bejahrten und gereiften Mann im grauen Haar, der, zum Waffentragen nicht mehr fähig, dem Vaterland wenigstens so gut dienen will, wie er nur kann, war jedes Alter vertreten. Und jeder Stand fast hatte Arbeitsfreudige hergegeben. Das konnte man er-



Hilfsdienstpflichtige als Helfer bei der Post in Gent.



Begrüßung und Ansprache an die neuangekommenen Hilfsdienstpflichtigen durch Rittmeister Schnitzler.

kennen, als in der Riesenhalle der früheren Genter Weltausstellung die Heerschau über die Schar der Helfer abgehalten und die Auslese nach den einzelnen Berufen getroffen wurde. Die militärischen Stellen, die hier Helfer anforderten, erhielten fast ausnahmslos die gewünschten Kräfte, ob es sich nun um einen Schreiber mit juristischen Kenntnissen oder einen Bäcker, um einen Schachtmeister, einen Schmied oder einen Magazinverwalter handelte. Es schien fast, als habe man absichtlich Vertreter aller Berufe gesammelt, um gleich beim ersten Mal eine vorbildliche Organisation zu schaffen.

Es gehört mit zu den Eigenarten eines modernen Heeres, daß es nicht nur sozusagen mit dem Schwert in der Faust gegen den Feind zu Felde zieht. Die ja fast überall ins Gigantische gehenden Verhältnisse unserer Zeit verlangen hinter der kämpfenden eine arbeitende Armee, die über Hunderttausende von Händen verfügt. Die Männer im Schützengraben und ihre Reserven



Untersuchung eines Fuhrwerks nach Schmuggelgegenständen.

Photographische Aufnahme von Groß.



**Hafenpolizei untersucht einen Verdächtigen.**

müssen gekleidet, gespeist und mit Munition versorgt werden, der Pflug muß durch die Erde geführt, Bergbau muß betrieben, kurz, ein Riesenmaß von Arbeit muß geleistet werden, das nur der zu beurteilen vermag, der einen tieferen Einblick in den Mechanismus einer mobilen Armee gewonnen hat.

Die felddienstfähigen Soldaten aus diesen Betrieben hinter der Front, aus dem Etappengebiet und so weiter herauszuziehen und zu ersetzen, ist einer der Grundgedanken der Hilfsdienstpflicht, und wo ein Helfer zum Ersatz nicht genügt, da müssen zwei zur Ausfüllung der entstandenen Lücke eintreten.

Die bisher gewonnenen Erfahrungen sind natürlich noch begrenzt, lassen aber jetzt schon erkennen, daß durch die Organisation des Hilfsdienstes im Etappengebiet eine große Zahl von waffenfähigen Männern für den Dienst in der Front frei werden wird. Was aber vor allem neben der wohldurchdachten und zwar straffen, aber die besonderen Verhältnisse des Hilfsdienstes berücksichtigenden Organisation wohltuend berührte, war der Geist, der die stattliche Helferschar erfüllte. Mit frohem Gesang ging es von der Kaserne, in der die Helfer fürs erste untergebracht waren, durch die Straßen des alten Gent mit seinen vielen altertümlichen Bauten, und man sah es einem jeden an, daß er trotz der fast allgemein fehlenden militärischen Schulung sich doch eins fühlt mit denen, die draußen im Schützengraben täglich ihr Leben aufs Spiel setzen.

Zwei Fragen, die den freiwilligen Helfer und alle, die es werden wollen, in erster Linie interessieren wird, sind: Welche Verpflichtungen gehe ich ein, und wie sorgt der Staat bzw. die Armee für mich?

Mit dem Helfer wird von der Armee ein regelrechter Arbeitsvertrag abgeschlossen, der mit zehntägiger Kündigungsfrist zunächst auf sechs Wochen läuft. Nach Möglichkeit wird der Helfer in seinem Berufe beschäftigt, was natürlich nicht überall möglich ist. Im übrigen hat die Praxis gezeigt, daß viele gern die Gelegenheit ergreifen, andere Berufe kennenzulernen oder in einer ihnen sonst ganz fernliegenden Tätigkeit ihre Fähigkeiten zu erweisen. Daß die sonstigen Arbeitsverhältnisse nicht die gleichen sind wie in den bürgerlichen Berufen, daß auch die Helfer sich einer Disziplin unterwerfen müssen, daß die Arbeitzeit (die im einzelnen festgesetzt wird) sich in erster Linie nach dem Bedarf richtet, sind Dinge, die eigentlich selbstverständlich sind. Bemerkenswert ist, daß kein Helfer in den Feuerbereich der Landgeschütze kommt. Hierauf wurde bei der Begrüßungsansprache an einen frisch eingetroffenen Helfertrupp, dem die allgemeinen Richtlinien gegeben wurden, ausdrücklich hingewiesen, hatte doch ein im Etappengebiet als Schreiber beschäftigter Helfer, wohl um sich bei den Seinen ein wenig interessant zu machen, nach Hause geschrieben: „Wir arbeiten hier dauernd im schärfsten Trommelfeuer."

Die Fürsorge des Staates für den Helfer verdient besonders hervorgehoben zu werden, zumal im Hinblick auf die Opfer, die der an der Front kämpfende, weit schlechter als er entlohnte Soldat freudig auf sich nimmt. Bei einem Gang durch die Kaiser-Wilhelm-Kaserne in Gent, wo die Hilfsdienstpflichtigen untergebracht waren, sahen wir schöne, große und luftige Schlafräume. Wasch- und Baderäume stehen hier hinreichend zur Verfügung und bieten alle Voraussetzungen für die notwendige Gesundheitspflege. Die Ernährung ist wesentlich besser, als sie den meisten heute in der Heimat möglich ist. Jeder Helfer erhält unter anderem 500 Gramm Brot und 50 Gramm Butter für den Tag, ferner jeden Tag 300 Gramm Kartoffeln und 1200 Gramm frisches Gemüse, daneben nach Wahl Wurst oder Marmelade. Eine in der Küche vorgenommene Kostprobe lieferte den Beweis, daß nahrhaftes, kräftiges Essen geboten wird, dessen Beschaffung daheim immerhin mit Schwierigkeiten verbunden ist.

Zu alledem ist die materielle Frage auch hinsichtlich der Entlohnung in einer Weise gelöst, die die Erwartungen der meisten weit übertroffen hat. Außer der freien Verpflegung und Wohnung empfängt der Helfer einen Lohn, der je nach der Art seiner Tätigkeit und nach seinen Fähigkeiten zwischen vier und sieben Mark für den Tag schwankt. Familienväter erhalten sogar eine Zulage



**Der Schiffseigentümer wird nach Papieren untersucht.**

von 25 Pf. für den Tag und Kind. Kurz, dem Soldaten gegenüber befindet sich der Helfer in einer geradezu beneidenswerten Lage. Dazu kommt noch, daß seine wirtschaftliche Situation durch die üblichen Versicherungen, deren Kosten der Staat teils ganz, teils zur Hälfte trägt, wesentlich gestärkt und er in seiner Sorge für die Seinen und für die Zukunft unterstützt wird.

Es liegt auf der Hand, daß bei einer Tätigkeit, der das Einerlei des Alltages meist bald seinen Stempel aufdrückt, der Schwung der Begeisterung und der Idealismus, mit dem sie aufgenommen wurde, hier und da an Frische einbüßen. Gewiß, der Soldat im Graben vorn erlebt Größeres, und sein Heldentum wird durch eindrucksvolle Ereignisse immer wieder gestärkt und erhöht. Darum eben bedarf der Helfer, ruft ihn des Dienstes ewig gleichgestellte Uhr erst Tag für Tag zur Erfüllung der gleichen Pflichten, auch einer gefestigten sittlichen Kraft, denn erst das getreue Ausharren auf dem freiwillig übernommenen Posten verleiht seiner Arbeit den eigentlichen Wert. Und dieses Ausharren wird ihm leicht werden in dem Bewußtsein, daß Millionen seiner Brüder, meist unter Einsetzung ihres Lebens, größere und schwerere Aufgaben zu vollbringen haben. Darum möge er in dieser ernsten Zeit, in der ein jeder nach seiner Kraft an dem großen Werk mitarbeiten sollte, an das Wort denken, das Schiller seinem Attinghausen in den Mund legt: „Ans Vaterland, ans teure, schließ dich an; das halte fest mit deinem ganzen Herzen!“

# U-Boot gegen U-Boot.*)

Die feindliche Unterseebootplage im Marmarameer machte sich allmählich immer lästiger fühlbar; besonders die Transporte, die von Konstantinopel nach Gallipoli gingen, wurden gestört. Das eine stand fest, die englischen U-Boote mußten ausgerottet werden, nur das „Wie“ war die Frage. Eine ganze Reihe war schon von den Türken abgeschossen worden, es kamen aber immer wieder andere. Sie legten sich in den Schutz der Inseln, nahmen Fischer- und anderen Segelfahrzeugen Lebensmittel weg und schossen ab, was ihnen nur vor das Rohr kam. Dann verschwanden sie, um anderen Platz zu machen oder, mit neuer Munition versehen, zurückzukehren. Ihre Frechheit ging so weit, daß eins am hellichten Tage bis nach Konstantinopel fuhr und dort einen Torpedo in einen leeren Schleppkahn abfeuerte. Der sackte allerdings weg. Nach dieser Heldentat verschwand das Boot wieder im Marmarameer.

Bisher waren nur Engländer erschienen. Der erste Franzose, der sich die Gegend besehen wollte, war die Turquoise. Sein Schicksal ereilte ihn beim Auslaufen. Durch schlechte Navigation und nicht besonders geistreiche Führung geriet er zuerst unter Wasser auf Grund, dann strandete er über Wasser und saß fest. Ein Treffer aus türkischem Geschütz beschädigte das Boot derart, daß es nicht wieder tauchen konnte. Es fiel den Türken fast unversehrt in die Hände und wurde nach Konstantinopel geschafft. Die ganze Besatzung ergab sich und wurde gefangengenommen. Natürlich wurde das Boot auf das genaueste durchsucht. Unter anderem fand man im Raum des Kommandanten ein Buch, in das er täglich seine Aufzeichnungen eingetragen hatte.

Danach hatte sich die Turquoise zu ganz bestimmten Zeiten im Marmarameer an einem Punkte mit drei anderen Booten getroffen, die sich ebenfalls in den türkischen Gewässern befanden.

Der Admiralstabsoffizier gab mir nun den Befehl, so rasch als möglich auszulaufen und zu versuchen, ob ich an diesem im Notizbuch gang genau angegebenen Punkte eins der feindlichen U-Boote antreffen könnte. Leider befand sich mein Boot gerade in Reparatur. Schleunigst wurde darangegangen, alles mit äußerster Kraft in Ordnung zu bringen; es war zur Reinigung und Überholung vollkommen auseinandergenommen worden. Die Leute arbeiteten die ganze Nacht durch, und in vierundzwanzig Stunden war das Werk getan und wir klar zum Auslaufen. Nachts um zwölf Uhr fuhren wir von Konstantinopel ab. Morgens, als es dämmerte, ging ich unter Wasser, um von feindlichen Unterseebooten, die ich unbedingt vermeiden wollte, nicht gesehen zu werden. Leider verpaßte ich das „Rendezvous“ für den Vormittag, weil wir nicht zurzeit hinkommen konnten. So fuhr ich also mit halber Kraft unter Wasser weiter, um wenigstens zum Zusammentreffen, das für den Nachmittag angegeben war, zur Stelle zu sein.

Pünktlich um vier Uhr, das war nämlich die Zeit, meldete der Wachtoffizier: „Herr Oberleutnant, ich sehe einen Turm!“ Ich bin mit einem Satz am Sehrohr und untersuche den dunklen Fleck unter Land, den er mir angegeben hat. Es ist nun außerordentlich schwer, ein feindliches U-Boot in größerer Entfernung genau auszumachen, weil der Turm sehr klein ist und sich nur wenig abhebt. Ganz genau konnte ich das Land bei der vollkommen klaren Luft unterscheiden. Weiße Häuser, Schuppen und dunkle Punkte, von denen ein U-Boot auf dem Wasser nur schwer zu unterscheiden war. Ich ließ also das Sehrohr etwas weiter ausfahren, weil man da mehr sieht. Trotzdem schien es mir, als ob der angegebene Gegenstand kein Unterseeboot sei. Gewohnheitsmäßig sah ich ringsum, und da fiel mir an einer anderen Stelle ein Punkt auf, der mir erheblich verdächtiger vorkam. Ein kleines graues Fleckchen, das gerade noch mit der Vergrößerung einigermaßen zu erkennen war. Bald erkannte ich ganz deutlich: Ein U-Boot, das vollständig aufgetaucht war. Zuerst schien mir, als ob es von Steuerbord nach Backbord langsame Fahrt hätte, deshalb hielt ich vor, um es zu bekommen. Es war noch sehr weit ab, und ich konnte nur gerade das Oberdeck mit dem Turm sehen. Die See war spiegelglatt.

Die Hauptsache war nun, daß ich selbst nicht gesehen wurde, also Sehrohr einfahren und zwölf Meter unter Wasser äußerste Kraft voraus. Zehn Minuten . . . zwanzig . . . eine halbe Stunde. Als ich wieder heraussah, konnte ich feststellen, daß es sich nicht bewegt hatte, sondern noch immer auf der gleichen Stelle lag. Das war mir natürlich für unseren Angriff erheblich bequemer und angenehmer. Ich peilte ihn und nahm Kurs. Beim Ausfahren des Sehrohrs lief ich immer nur halbe Kraft. Die ganze Besatzung machte natürlich „Spannemann“, alles wartete in vollster Aufregung. Ein Schiff hatten sie ja oft genug schon vor das Rohr bekommen, ein Unterseeboot aber beschießen zu dürfen, das war

*) Wir entnehmen diesen interessanten Beitrag dem soeben erscheinenden Werke: „U-Boot gegen U-Boot“. Von Heino von Heimburg, Oberleutnant zur See. Preis 1 Mark. Verlag August Scherl G. m. b. H, Berlin.

ihnen neu und bereitete ihnen diebischen Spaß. Von Zeit zu Zeit, ganz vorsichtig, guckte ich immer wieder heraus.

Das hatte etwa eine Stunde gedauert. Das erstemal, als ich das Sehrohr ausfuhr, sahen wir das Unterseeboot vielleicht auf fünf bis sechs Meilen. Um vier Uhr hatten wir es in Sicht bekommen, und jetzt war es allmählich kurz nach fünf Uhr geworden. Als wir noch zweitausendfünfhundert Meter von ihm ab waren, sagte ich mir: Jetzt siehst du noch einmal raus, peilst es ganz genau und dann fertig zum Schuß. Als ich es beobachte, liegt es noch ganz still. Da drängte sich nun die bange Frage auf: Hat es uns nun bemerkt, und ist es noch da? Hatte ich früher mit meinem Wachoffizier einen Scherz gemacht, dann ließ mich jetzt die Sorge selbst nicht los. Ich ließ den Torpedo in eineinhalb Meter Tiefe klarmachen, dann fuhren wir noch zehn Minuten.

„Torpedorohr Achtung! Sehrohr ausfahren!“ Als das Sehrohr über die Oberfläche herausstieß, zeigte der Nullfaden hinter den Turm: „Los!“ Der Steuermann, der unten im Turm stand, drückte auf den Knopf, ein Zischen, der Torpedo war draußen.

Das Boot, das nach dem Schuß etwas hochkam, fuhr weiter. Die Oberfläche war spiegelglatt, es war mal gute Gelegenheit den Lauf des Torpedos ganz genau beobachten zu können. Unten im Boot war natürlich alles in der gleichen Spannung wie ich selbst; wäre es doch ein zu schöner Braten. Ganz klar und deutlich sah ich die Bahn auf den Engländer zulaufen und überlegte mir nun: Jetzt könnte er noch mit äußerster Kraft weg . . . Hm. Jetzt wird es ihm schon schwerer fallen . . . Na, ob es nicht zu spät ist . . . Jetzt kann er nicht mehr weg. Achtung Treffer! Gleich eine Sekunde später ist der Schlag bei uns hörbar, erstickt aber in dem donnernden Hurra, in das alle Leute — ich brüllte selbst mit — ausbrachen. Dort, wo soeben das Boot gelegen hatte, erhob sich eine mächtige Dampfwolke vom Wasser. Einen Augenblick später fiel sie in sich zusammen, dann war überhaupt nichts mehr zu sehen.

Vom Ingenieur unten kam die Frage: „Soll ich nochmals auf Tiefe steuern?“ „Nein, auftauchen.“ Wir kamen also hoch. ich kletterte auf den Turm und sah mich nach den Trümmern, die es doch irgendwo geben mußte, um. Es war nur ein mächtiger Ölfleck zu sehen, in dem mehrere schwarze Punkte sich zu bewegen schienen. Daß jemand mit dem Leben davongekommen sein könnte, schien mir ausgeschlossen. Langsam fuhr ich an die Stelle heran. Dann stellte ich durch das Glas fest, daß die schwarzen Punkte, die wie Fliegen, die in der Suppe herumkrabbeln, ausgesehen hatten, tatsächlich Menschen waren. Als wir dicht heran waren, fragte ich, wie es ihnen denn ginge. Sie meinten: „Allright Sir“ und spuckten dabei fürchterlich. Sie schwammen in zwei Gruppen; an einer Stelle sechs, an der anderen drei. Ich steuerte auf die sechs zu und war ihnen beim Hochklettern behilflich. Triefend wie Pudel kamen sie an Bord. Auf meine Frage. ob es hier noch weitere englische U-Boote gäbe — wir waren nämlich jetzt auf den Geschmack gekommen — erwiderten sie aber, es gäbe keine, die hielten sich wo anders auf. Der eine bat mich, ich möchte doch rasch an den Kommandanten heranfahren, der zwei Nichtschwimmer bei sich hatte. Ich fuhr also schnell hin und nahm auch sie an Bord. Sie froren und zitterten und sahen alle ziemlich gleichmäßig aus; den ärgsten Dreck und Schmutz hatte ihnen das Seewasser allerdings



**Hermine Villinger †**
Bekannte Schriftstellerin.

heruntergewaschen. Einer in einem Leutnantjackett konnte der Kommandant nicht sein, so fragte ich sie also wieder: „Wer ist der Kapitän?“ Darauf meldete sich gerade derjenige, der am schlimmsten aussah und einen mächtigen Stoppelbart trug. Ich begrüßte ihn freundschaftlich und forderte ihn auf, mit seinen Leuten ins Boot zu kommen, sich aber unter keinen Umständen rebellisch zu benehmen, er wüßte ja wohl selbst . . . na, und so weiter.

Es war bald dunkel, und ich fuhr deshalb über Wasser nach Konstantinopel zurück. Mehr als neun Menschen hätte ich gar nicht an Bord nehmen können, eine andere Reserve an Auftrieb hatten wir nicht. Als der Engländer eine Zeit neben mir stand, meinte er, daß wir sehr gut geschossen hätten. Wir waren auch gar nicht traurig darüber. Jeder der Leute bekam eine wollene Decke und trockenes Zeug. Damit sie keinen Unsinn machten oder auf dumme Gedanken kämen, setzten wir sie alle zusammen und stellten vor und hinter sie je einen Mann mit der Pistole. Der englische Kommandant machte einen recht zerknitterten Eindruck. Da mir daran lag, ihn etwas zu trösten, unterhielt ich mich mit ihm ein wenig. Ich fragte ihn, wie er denn durch unser Netz gekommen wäre. Er erzählte mir, er wäre mit äußerster Kraft dagegengefahren, und dann wäre es gerissen. Wie aber ich durch sein Netz gekommen sei. Na, ich schmunzelte und meinte in demselben Tone, ich sei auch mit äußerster Kraft dagegengefahren, und merkwürdigerweise wäre auch sein Netz gerissen. Ganz ehrlich werden wir wohl beide nicht gewesen sein. Er berichtete weiter, er sei bereits seit vier Wochen im Marmarameer und hätte noch weitere vier Wochen bleiben sollen. Wo er sich verproviantierte, wollte er mir nicht anvertrauen. Sein Boot war ganz neu, es war erst vor kurzem in England fertig geworden und hatte die erste Fahrt um Gibraltar herum in Begleitung eines anderen Fahrzeuges gemacht. Dann sei er nach Mudros und von da in die Dardanellen hineingegangen. Ich konnte es mir nicht verkneifen, ihm zu berichten, daß er sich bei seinem französischen Kameraden für seinen Weg bedanken müsse, wir hätten nämlich die Turquoise heil gefaßt und bei ihr die Notizen über den Treffpunkt gefunden. Darüber war er einfach platt.

# HAUTAL

## Tabletten

zum
vornehmen Parfümieren
des Waschwassers.

Rose * Veilchen * Maiglöckchen * Ideal * Flieder * Fichtennadel

*Karton 35 Pf., 60 Pf., 1.– M.*

Erfrischend! Belebend!

## HAUTAL-Badetabletten

parfümieren das Badewasser und hinterlassen auf der Haut einen zarten Duft.

Veilchen * Maiglöckchen * Flieder * Rose * Ideal

*Einzelbad 40 Pf., 5 Bäder 2.– M., 10 Bäder 3.75 M.*

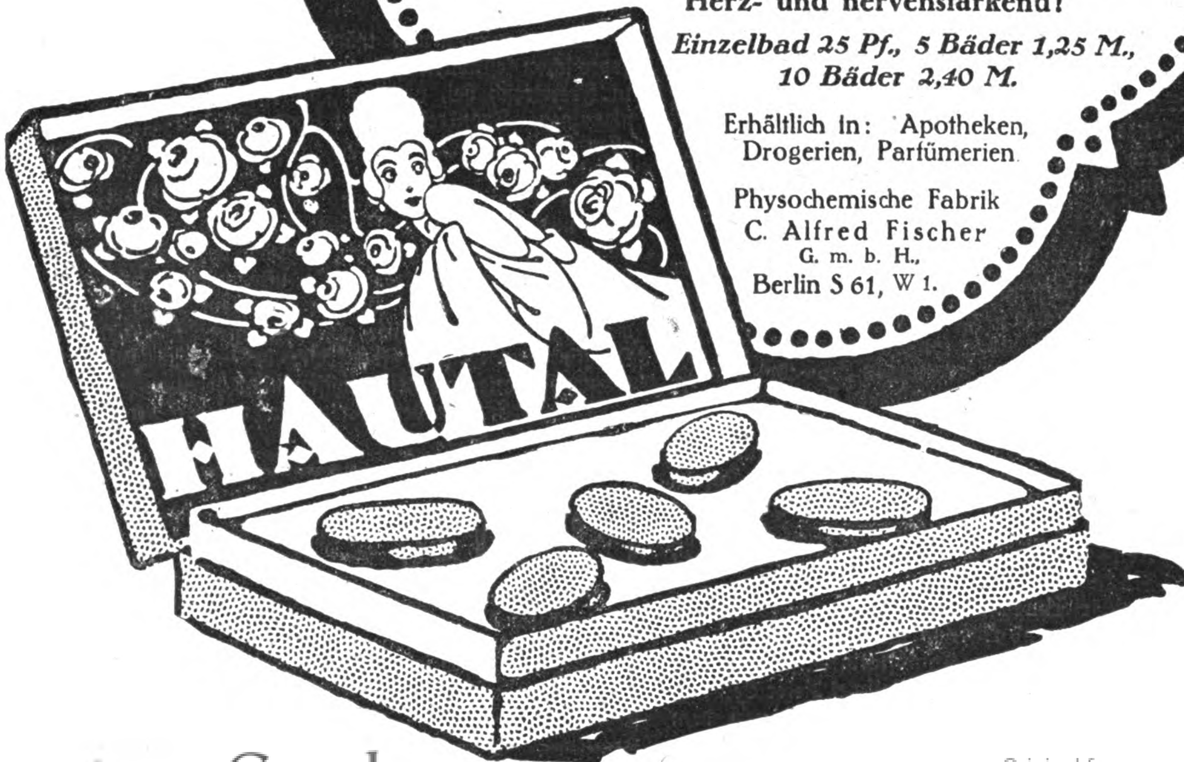
## HAUTAL-Fichtennadelbäder

Herz- und nervenstärkend!

*Einzelbad 25 Pf., 5 Bäder 1,25 M., 10 Bäder 2,40 M.*

Erhältlich in: Apotheken, Drogerien, Parfümerien

Physochemische Fabrik
C. Alfred Fischer
G. m. b. H.,
Berlin S 61, W 1.



Wenn die drei Offiziere sich unbeobachtet wußten, dann fingen sie an fürchterlich über den Kameraden der Turquoise zu schimpfen. Leider wußte ich nicht, wohin der Franzose gebracht worden war, sonst hätte ich ihm gern auch noch das berichtet.

Unterwegs machten wir Funkspruch nach Konstantinopel über unseren Erfolg. Die Rückfahrt war nicht ganz ungefährlich, da es doch immerhin möglich gewesen wäre, daß ein anderes englisches U-Boot die ganze Geschichte mitangesehen hatte und nun den Spieß umdrehen wollte. Wir mußten deshalb scharf aufpassen.

In Konstantinopel wurden wir mit großem Hallo empfangen. Der Admiralstabsoffizier kam uns entgegen, gratulierte und war äußerst erstaunt, als er hörte, daß wir neun Gefangene an Bord hätten. Dann gaben wir die Gefangenen ab und machten im Goldenen Horn fest.

Mein Boot, das Hals über Kopf zusammengesetzt worden war, wurde wieder auseinandergenommen und konnte nun in aller Muße repariert werden.

▽ ▽ ▽

## Der Weltkrieg. (Zu unseren Bildern.)

Eine nicht geringe Überraschung brachte die verflossene Woche unsern westlichen Feinden. Sie standen unerwartet vor der Tatsache, daß wir mit sorgfältiger Durchführung aller Einzelheiten eine strategische Verbesserung unserer Linien in großem Umfange vorgenommen haben. Sie hatten nicht nur keine Gelegenheit erfaßt, diese Maßnahme unserer Obersten Heeresleitung zu stören, sie hatten von der ganzen großen Bewegung überhaupt nichts gemerkt.

So vollkommen war die Überraschung, daß der getäuschte Feind noch tagelang seine Munition gegen die von unseren Leuten verlassenen und unbrauchbar gemachten Stellungen schleuderte. Als er dann schließlich vorsichtige Erkundungsabteilungen vorschickte, erfuhr er empfindliche Einbuße an Toten, Verwundeten und Gefangenen, ohne zunächst der Lösung des Rätsels, wie sich die geheimnisvolle Veränderung der deutschen Front gestaltet hat, näher zu kommen.

Natürlich benutzten die Gegner nach dem alten Brauch, alles für sie Ungünstige ins Gegenteil zu verdrehen, auch diese Gelegenheit wieder zu falschen Berichten von angeblich errungenen Vorteilen. Dahin gehört die englische Meldung von der „Eroberung von Serre“ und Ähnliches.

Tatsache ist, daß nach bestimmten Entschlüssen unserer Heeresleitung beiderseits der Ancre unsere Stellungen in vorteilhafterer Form neu eingerichtet wurden. In musterhafter Ordnung nahm zunächst die gesamte Artillerie ihre neuen Stellungen ein. Dann folgte die Infanterie. Der Wechsel vollzog sich unter dem Schutz kleiner, geschickt manövrierender Abteilungen und Patrouillen. Die neuen Stellungen waren zur Aufnahme jedes einzelnen Geschützes, jedes einzelnen Infanteristen sorgfältig vorbereitet. Gleichzeitig wurden die alten Stellungen so gründlich unbrauchbar gemacht, daß kein Fußbreit davon dem Feinde zustatten kommen wird.

Die Verschleierungsaufgabe wurde von unseren Leuten mit Umsicht und Eifer so glücklich gelöst, daß der Feind keine Abnahme der Kampftätigkeit merkte und vollständig getäuscht wurde. Das Beispiel dieser Leistung in ihrer Gesamtheit wie im einzelnen zeugt von dem Geist unserer Truppe, die in der Hand ihrer Führer nimmermehr versagen wird, welche Aufgaben auch an sie herantreten mögen.

Im ganzen Somme- und Ancregebiet stehen uns jetzt nur noch Engländer gegenüber. Ganze Abschnitte sind ihnen von den Franzosen überlassen, so zuletzt noch einer von etwa 25 Kilometer Ausdehnung. Englands Kräfte werden, offenbar zur Entlastung französischer für deren anderweitige Verwendung, in erhöhtem Maße in Anspruch genommen. Um verschiedene neue Divisionen sind die englischen Truppen vermehrt. Aus den eingelaufenen Meldungen geht hervor, daß der englische rechte Flügel bis an Roye heran verlängert worden ist. Man hat diese Verschiebungen seit etwa zwei Monaten verfolgen können, und es unterliegt keinem Zweifel, daß uns eine Überraschung nicht passieren kann, wie wir sie jetzt den Engländern bereitet haben.

Die Ostfront spürt auch bereits das Nachlassen der Erstarrung, die durch die Härte des Winters bedingt war. Verhältnismäßig war unter den von der Witterung beeinflußten Umständen auch während der harten Zeit noch ziemlich lebhafte Bewegung im Gange geblieben. Im Rückblick heben sich bekanntlich verschiedene Kampfhandlungen aus diesem Zeitabschnitt hervor. Neuerdings hat u. a. an der Karpathenfront die Gefechtstätigkeit zugenommen. Auch die letzten Meldungen lassen erkennen, daß der Wunsch der Russen, uns ins Schwanken zu bringen, der auf die von uns überholten und behaupteten, strategisch wichtigen Straßen abzielt, der Erfüllung so fern ist wie je.

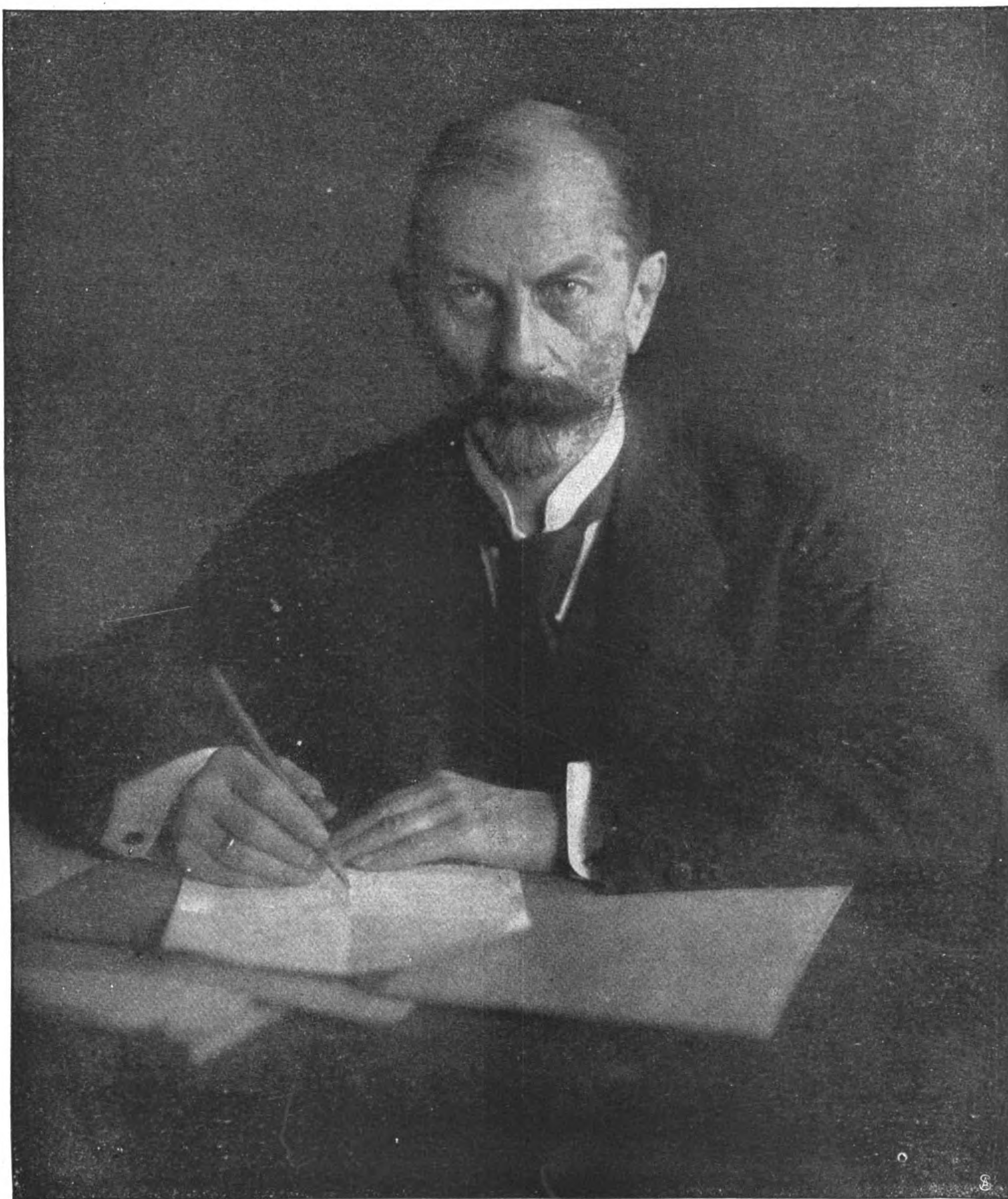
Die Lage in Mazedonien wird für die Scharen Sarrails zusehends drückender. Die Zustände in diesem feindlichen Abschnitt haben sich bis zu einem Grade verschlechtert, der jetzt bereits der Hoffnungslosigkeit nahekommt.

Das ist jetzt bereits eine der sichtbarsten Wirkungen der Absperrung, die die Tätigkeit unserer U-Boote erreicht. Im Mittelmeer zeigt sich die Wirkung am ehesten und fühlbarsten.

Diese Einschnürung trägt vielleicht mehr, als sich heute schon feststellen läßt, zur Verschlechterung der Lage in Frankreich bei, um von Italiens Schicksal ganz zu schweigen. Frankreich allein schon von seinen Kolonien abzuschneiden, bedeutet eine schwere Beeinträchtigung seiner Kräfte.

Mit Befriedigung entnehmen wir ununterbrochen neue und immer neue Meldungen von den Wirkungen unseres U-Boot-Krieges. Die Zahl der versenkten Munitions- und Truppentransporte usw. nimmt nach den täglichen Berichten zu. Und in erhöhtem Maße nimmt die Zahl der Frachtschiffe ab. Die offene See verödet. Die für England und Frankreich bestimmten Zufuhren trauen sich aus den Heimathäfen nicht heraus.

Die Fortschritte der Wirkungen unserer Maßregeln sind unverkennbar. X.



Spezialaufnahme für die „Woche".

Wirkl. Geh. Rat Dr. Havenstein,

Präsident des Reichsbankdirektoriums, feiert seinen 60. Geburtstag.



Hofphot. T. H. Voigt.

Eleonore Großherzogin von Hessen.



Hofphot. T. H. Voigt

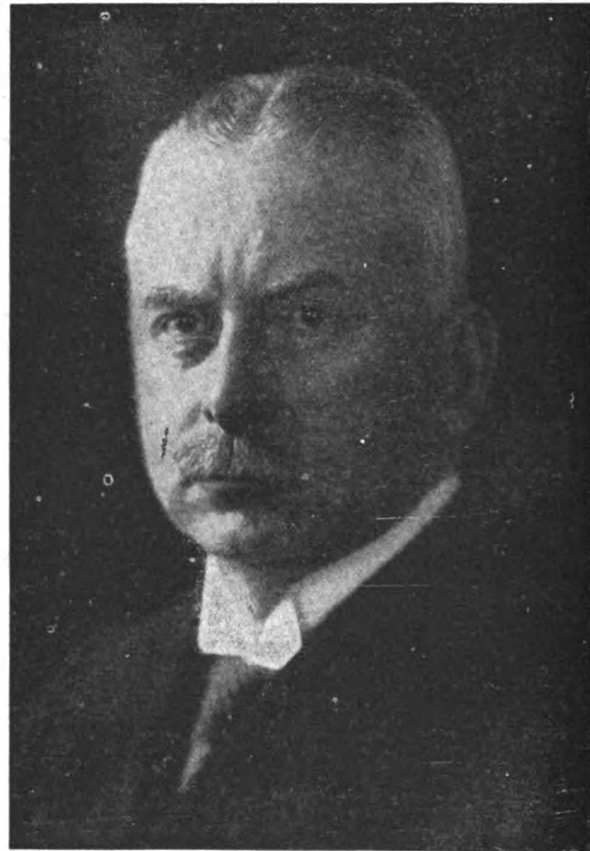
**Ernst Ludwig Großherzog von Hessen.**

Zum 25jährigen Regierungsjubiläum.



B. J. G.

**Vizeadmiral v. Kaiser,**
der Nachfolger des Admirals Haus als Chef der Marinesektion des österreichisch-ungarischen Kriegsministeriums.

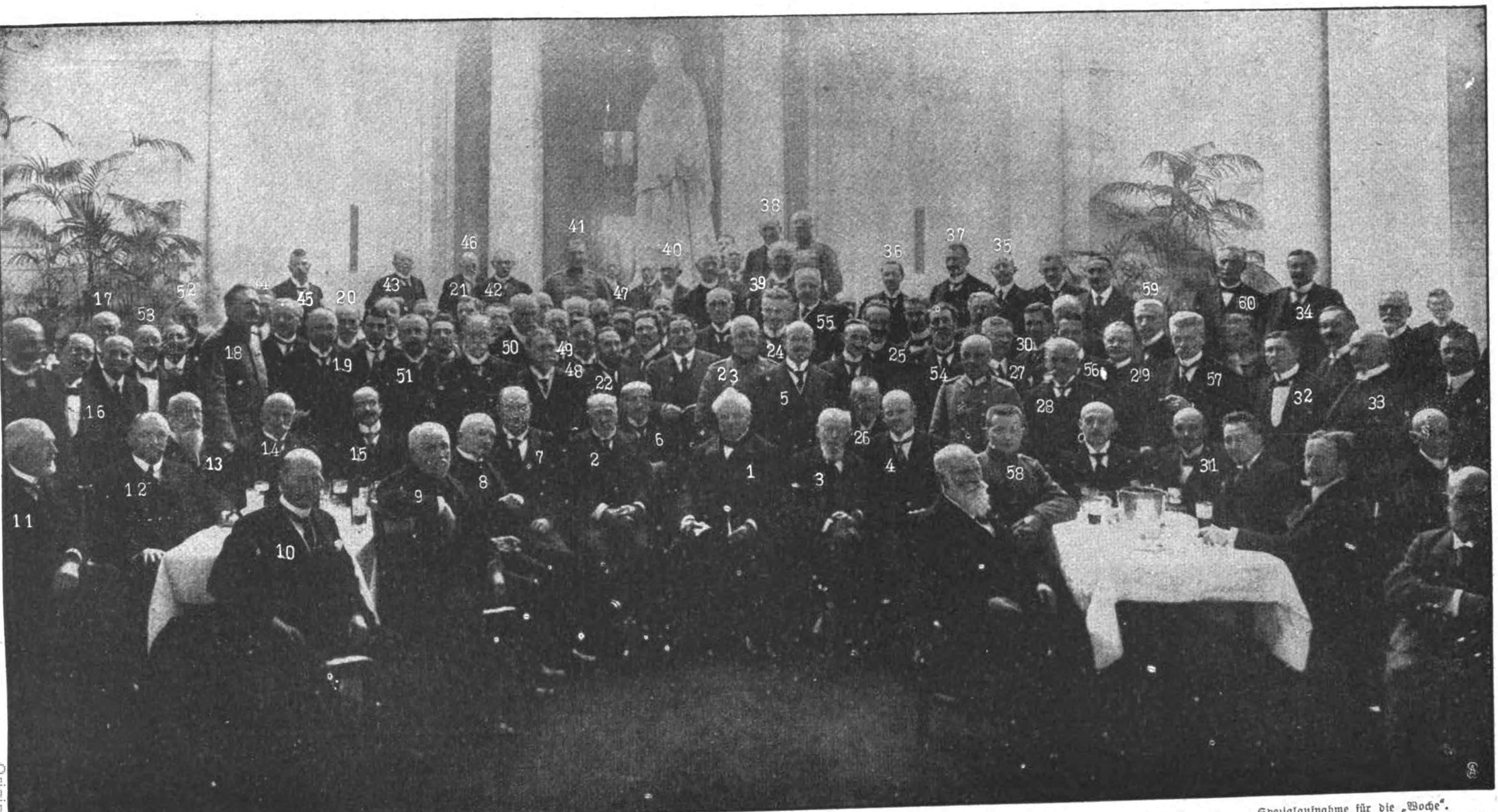


Spezialaufnahme für die „Woche".

**Legationsrat Freiherr von Essen,**
bisher erster Legationssekretär der schwedischen Gesandtschaft in Berlin, wurde beauftragt, vorläufig als bevollmächtigter Minister in besonderer Mission die Gesandtschaften in Berlin, Dresden, München, Stuttgart und Karlsruhe zu leiten.



**General der Infanterie von Arz (×), der neue Chef des Generalstabes des österreichisch-ungarischen Heeres.**



Spezialaufnahme für die „Woche".

1. Prinz zu Schoenaich-Carolath, M. d. R. u. d. Herrenhauses. 2. Dr. Friedberg, M. d. A. 3. Dr. Vogel, Präsident der II. sächsischen Ständekammer. 4. Dr. Stresemann, M. d. R. 5. List (Eßlingen), M. d. R. 6. Zimmermann, M. d. R. 7. Westermann, M. d. A. 8. Hirsch (Essen), M. d. R. u. A. 9. Hausmann, M. d. A. 10. Dr. Gottschal, M. d. A. 11. Wiersdorff, M. d. A. 12. Fuhrmann, M. d. A. 13. Justizrat Häuser M. d. A. 14. Geh. Rat Dr. Röchling, M. d. A. 15. Geh. Rat Bönsgens, M. d. A. 16. Gen.-Sekretär Kalkoff. 17. Oberbürgermeister Dr. Struckmann. 18. Major v. Calker, M. d. R. 19. Geh. Rat Funck (Leipzig), M. d. R. 20. Dr. Wendland, M. d. A. 21. Dr. Lohmann, M. d. A. 22. Geh. Rat Stadthagen. 23. Major Hoppe M. d. R. 24. Regierungsrat Sachs. 25. W. Bacmeister, M. d. A. 26. Gutsbesitzer Tönnies, M. d. A. 27. Gen.-Sekr. Flathmann, M. d. A. 28. Dr Liepmann, M. d. A. 29. Fabrikbesitzer Künne (Elberfeld). 30. Kommerzienrat Clauß, M. d. II. sächs. Ständekammer. 31. Dr. Brandenburg, M. d. A. 32. Dr. Böttger, M. d. R. 33. Held, M. d. R. 34. Landgerichtsrat Strack, M. d. R. 35. Bergmann Heckmann, M. d. R. 36. Keinath, M. d. R. 37. Oekonomierat Heck, M. d. R. 38. Bürgermeister Hepp, M. d. R. 39. Geh. Rat Plate, Direktor d. A. 40. Direktor Seiffert, M. der II. sächs. Ständekammer. 41. Weingutsbesitzer Hauptmann Andres, M. d. A. 42. Pfarrer Meyer (Herford), M. d. R. 43 Gutsbesitzer Kleye, M. d. R. 44. Exzellenz v. Richter, Staatsminister z. D. 45. Gen.-Sekretär Rose (Hamburg). 46. Parlam.-Stenogr. Bäckler 47. Justizrat Wagner, Berlin. 48. Justizrat Dr. Keil (Halle), M. d. A. 49. Geh. Rat Lucas, (Berlin), M. d. A. 50. Kommerzienrat Phil. Wieland (Ulm), M. der II. württemb. Kammer. 51. Ottomar Singer, M. der II. sächs. Kammer. 52. Fabrikbesitzer Wittum (Pforzheim) M. d. R. 53. Buchdruckereibesitzer Niklas, Berlin. 54. Schriftsteller Zabel (Berlin). 55. Schriftsteller Dr. Rich. Bahr (Berlin). 56. Justizrat Marwitz (Berlin). 57. Redakt. Steinbauer (Berlin). 58. Gen.-Sekr. Greupner (Berlin). 59. Univ.-Prof. Dr. Otto (Breslau), M. d. A. 60. Justizrat [illegible] M. d. R.

**Vom fünfzigjährigen Jubiläum der nationalliberalen Partei: Die Fraktionsfeier in der Wandelhalle des Reichstagsgebäudes.**


Major Roebbelen.


Leutnant Josef Scheuring.


Phot. Noelle.
Leutnant Schaper.


Leutnant Wilh. Brandt.


Oberleutnant Maaß.


Phot. A. Busch.
Leutnant Fritz Schulz.


Offiz.-Stellv. Franz Müller.


Phot. Weintraut.
Vizewachtmeister Mehlis.


Phot. Gebauer.
Leutnant Georg Schalk.


Phot. Exner.
Oberleutnant E. Möllenberg.


Leutnant Bruns.


Leutnant August Maring.


Offiz.-Stellv. L. Mangold.


Sergeant Mich. Müller.


Unteroffizier Paul Ulbort.


Landwehrmann Franz Müller.


Oberleutnant Herm. v. Dewitz.


Phot. R. Heinrich.
Leutnant Martin Laube.


Unteroffizier Imhoff.


Oberleutnant v. Brandenstein.


Phot. Risch-Lau.
Leutnant Otto Butzer.


Leutnant Herm. Benshausen.


Phot. A. Kersten Sohn.
Leutnant Klaus v. Manteuffel.


Unteroffizier Max Berthold.


Phot. O. Wagner
Leutnant G. Burkart.



## Ritter des Eisernen Kreuzes I. Klasse.



**Blick auf den großen Wochenmarkt in Lida, Rußland,**

mit den zahllosen Gespannen, die die Verkaufsobjekte der Landbevölkerung zum Markt bringen.

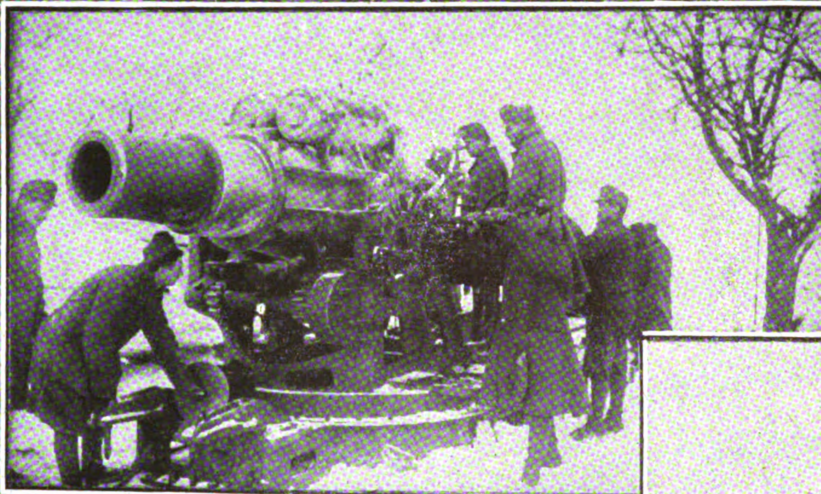
Phot. Haeckel.



**Eisbrechdampfer auf der Weichsel.**

Phot. B. [illegible]

Der 30,5 cm Mörser



Vorbereitung

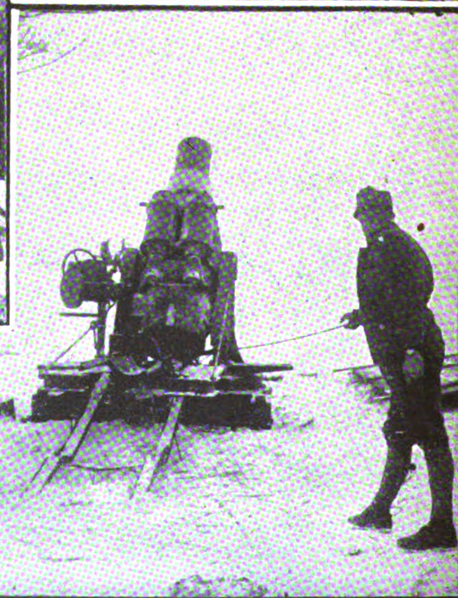


Geschoßtransport

Phot. v. Kankowsky.



Geschoßeinheben



Abschuß

## Ritt im Regen.

Der Regen fällt vom Himmel,
Fast stürzt der Himmel nach.
Die schwanken Pappelsäulen,
Kaum tragen sie das Dach.

Nun hügelan die Straße,
Jetzt wieder hügelab —
Der Rabe und der Hase
Begleiten meinen Trab.

Ich gebe lange Zügel,
Die Peitsche und den Sporn:
Der Rabe rührt die Flügel,
Der Hase schießt nach vorn.

Die Mütze fliegt beim Rasen —
Mein Brauner, Sprung auf Sprung!
Den Raben und den Hasen
Verschluckt die Dämmerung.

Mein Brauner schnauft im Regen,
Es spritzt der Schlamm beim Trab.
Die graue Jammerstraße
Geht hügelan und ab.

Georg Britting (im Felde).

# Die freiwillige Kriegshilfe auf dem Lande.

Plauderei nach einem von Frau von Woyna im Herrenhause gehaltenen Vortrag von Hildegard von Denicke.

„Unser Hindenburg ruft auch uns Frauen — wir sind da!" — Wie viele freuen sich, daß er rief, wie viele werden nun noch kommen, die noch fehlten, die noch mehr helfen könnten.

Nun laßt euch erzählen, was wir schon geleistet haben, und was wir zu Deutschlands Nutz und Frommen noch planen.

Scheinbar unüberwindliche Hindernisse türmten sich oft auf, wenn Einrichtungen, wie eine freiwillige Kriegshilfe auf dem Lande oder in den Kleinstädten, ins Leben gerufen werden sollen, die in den Großstädten wohl schon bekannt sind. Liegt die größte Schwierigkeit in der Heranschaffung der Lebensmittel, ist das größte Hindernis die Überlastung der Landfrauen, so vergesse man andererseits nicht, mit der nie versagenden Opferwilligkeit der Landbewohner in dieser ernsten Zeit zu rechnen.

Wo ein Wille, da ist auch ein Weg. Glaube niemand, daß es ohne Hindernisse geht — sie werden immer da sein. Nur den Mut nicht sinken lassen — je größer die Mühe, desto schöner der Lohn.

Schon vor Ausbruch des Krieges, vor zehn Jahren, waren wir in unserem zipfeligen, weit verzweigten Kreise Neustadt am Rübenberge, einem nordwestlichen Vorortskreis von Hannover, einem Rufe gefolgt und hatten uns zusammengeschlossen, um Fühlung mit allen Einwohnern zu bekommen.

Wir gründeten einen Kreiskrankenverein, der neben den beiden vaterländischen Frauenvereinen in unseren Städten Neustadt und Wunstorf die Fürsorge pflegte und fast 2000 Mitglieder zählte. Er ermöglichte den Bau von 3 Krankenhäusern, regelte die Pflege der Kranken, Wöchnerinnen, Säuglinge, Schulkinder, Tuberkulosen, er errichtete Zahnkliniken, stellte Margarethenschränke auf usw. Jedes Kirchspiel hatte seine Vorstandsdame, seinen Ausschuß, um die Verbindung miteinander zu übermitteln.

Als der Krieg mit seinen Schrecknissen über uns hereinbrach, beherrschte uns alle ein Gedanke: helfen, helfen! — Die Liebestätigkeit im Kreise war gleich sehr stark entwickelt.

Außer den 3 Vereinslazaretten waren noch von Privathand kleine Lazarette eingerichtet und unentgeltlich betrieben worden, bis die Lebensmittelschwierigkeiten dem leider ein Ziel setzten. In so großen Mengen strömten Lebensmittel als Liebesgaben herbei, daß wir Tausende von Büchsen einkochten, die in die großen Städte und ins Feld gingen. Die herzlichsten Dankschreiben erhielten wir von allen Seiten dafür. Auch Wollsachen wanderten vom Kreiskrankenverein zur Front und zeigten unseren Feldgrauen, wie fleißig und dankbar wir ihrer daheim gedachten.

Als aber der Mangel an Lebensmitteln anfing sich fühlbar zu machen, schlich die Sorge heran, daß auch auf dem Lande und in den Kleinstädten Not eintreten könne.

Wir faßten daher den Gedanken, eine freie Vereinigung ehrenamtlich arbeitender Bewohner unseres Kreises zu gründen, um gegen alle Härten und Längen des Krieges gewappnet zu sein.

Da hieß es zuerst Mittel schaffen. In Neustadt wurden uns Räume in der leerstehenden landwirtschaftlichen Winterschule, in Wunstorf in der Stadtschule zugewiesen, waren doch die Schüler alle dem Rufe zur Fahne ge-



Frau Landrat von Woyna.

folgt. Jede Anregung wurde dankbar begrüßt. Durch Sammeln von Abfällen aller Art, wie Knochen, Papier Wollreste, Leder, Felle, Stanniol, altes Eisen, Gummi, Konservenbüchsen, Flaschen, Kupfer, Messing, Stahlfedern usw., sollten uns neue Werte geschaffen werden, nichts sollte umkommen. Dabei mußten uns unsere kleinen Patrioten, die Schulkinder, helfen, wofür sie Gutscheine erhielten. Ihr Eifer war groß, galt es doch, eines der niedlichen Geschenke oder sogar Lebensmittel dagegen einzutauschen.

Von den hart arbeitenden Landleuten konnten wir nicht immer nur Opfer und Liebesgaben fordern, wir mußten endlich ihnen ihre Waren vergüten. Wir mußten sie durch öffentliche Vorträge anhalten, jeden Zoll Erde zweckmäßig anzubauen, mußten alles nutzbar machen, mußten ihnen alles, was sie erübrigten, abnehmen. Für uns galt es als Hauptsache, Dauerware zu schaffen, unser Überschuß sollte den Großstädten zugute kommen.

Mit viel Fleiß errichteten wir und betrieben in unseren beiden Städten je eine Verkaufsstelle für Lebensmittel, eine Einkochstelle für Obst, eine Sammelstelle für Abfälle, ja sogar eine elektrisch betriebene Darre konnten wir dank der uns freiwillig aus Privathand zur Verfügung gestellten Mittel aufstellen. — Außerdem wurde in jeder Gemeinde des Kreises gleichfalls eine Sammelstelle eingerichtet. Dort hieß es verpacken, verladen, wenn wöchentlich einmal die Fuhrwerke der Ersatz-Maschinengewehr-Kompagnie und des Remontedepots zur Abholung kamen.

Diese größte Schwierigkeit, die Verbindung zwischen Stadt- und Landsammelstellen herzustellen, erleichterte uns liebenswürdigerweise das stellvertretende Generalkommando Hannover durch sein Entgegenkommen, und nur selten brauchten wir kostspielige Privatfuhrwerke.

Stolz schmückten wir die ersten einziehenden Wagen mit Blumen, und festlich gekleidete Schulkinder begleiteten sie, als wir so weit mit unserer Arbeit gediehen waren, daß die ersten Lebensmittel herangeschafft wurden. Waren wir doch auch in den Kampf gezogen gegen unseren ärgsten Feind, den Hunger, feierten wir doch auch einen Sieg, den Sieg des Gedankens, alle Kräfte in Stadt und Land, sind sie auch scheinbar Gegensätze, zum Allgemeinwohl zu vereinigen. Mit welch großer Freude sandten wir Eier, Speck, Wurst nach Hannover und bedachten ein Torpedoboot und ein Unterseeboot, die für uns treue Wacht auf der Nordsee halten.

Bald wurde unsere freiwillige Kriegshilfe Sammelstelle der Reichsstelle und des Kriegsernährungsamtes, auch die Butterverteilung des Kommunalverbandes wurde uns übertragen.

Nun war die Zeit gekommen, wo wir dem Lande zum Gegensatz der Stadt zeigen mußten: auch euch wollen wir helfen, auch euch vergessen wir nicht. Das Kraftfutter fehlte, der Kartoffelertrag blieb zurück, die Gefangenen mußten auch ernährt werden.

Da war es erst die Kaninchenzucht, für die wir als wichtiges Volksnahrungsmittel durch unsere treuen Helfer, die Lehrer und Kinder, Interesse und Liebe erwecken wollten. Die Kaninchenzuchtvereine haben jetzt im Kreise eine so stattliche Zahl erreicht, daß es schwer fällt, die Zuchttiere zu beschaffen. Vorträge über Zucht, Mast, Fell und Lederverwertung wirken überall belehrend. Junge Ziegen haben wir gleichfalls aufgekauft und konnten jetzt an unsere Volksküche in Wunstorf, wo wir für 74 arme, unterernährte Kinder kochen, und an arme Familien sie als hochwillkommene Gabe abgeben.

Mit dem Anbau von Comfrey, Topinambur und Helianthi hoffen wir dem Kartoffelmangel vorzubeugen, ferner wollen wir nach Kräften die Geflügelzucht und den Flachsbau fördern.

In den rund sechs Monaten unseres Bestehens hatten wir einen Umsatz von fast 80 000 Mark erzielt und sahen unsere Wünsche in Erfüllung gehen, an die arme Bevölkerung Kohlen zu verteilen und ein Soldatenheim für unsere Ersatz-Maschinengewehr-Kompagnie einzurichten. Ihre Exzellenz Frau Generalfeldmarschall von Hindenburg übernahm gütigst den Ehrenvorsitz über dasselbe, als wir es mit einer Weihnachtsbescherung einweihten. Aber unsere freiwillige Kriegshilfe hat noch weitere Pläne. So hofft sie z. B. im Sommer während der Ferien erholungsbedürftige Kinder aus den Großstädten im Kreise unterzubringen.

Wir werden auch diesmal nicht vergebens anklopfen; das Land hat noch nie in Hilfsbereitschaft versagt. Ein großer, starker, vaterländischer Siegeswille beherrscht das ganze deutsche Volk. Er läßt alle Gegensätze zwischen Stadt und Land, hoch und niedrig, arm und reich verschwinden.

Viel Arbeit ist getan — viel bleibt uns noch. Und wir wollen nicht müde werden, wollen weiter helfen und schaffen. Darum auf zu neuen Taten mit deutscher Treue. Wir deutschen Frauen wollen unseren Helden draußen würdig zur Seite stehen — ein Glied in der langen Kette, die wir alle schmieden zu Deutschlands Schutz und Wehr, zu Heil und Sieg.

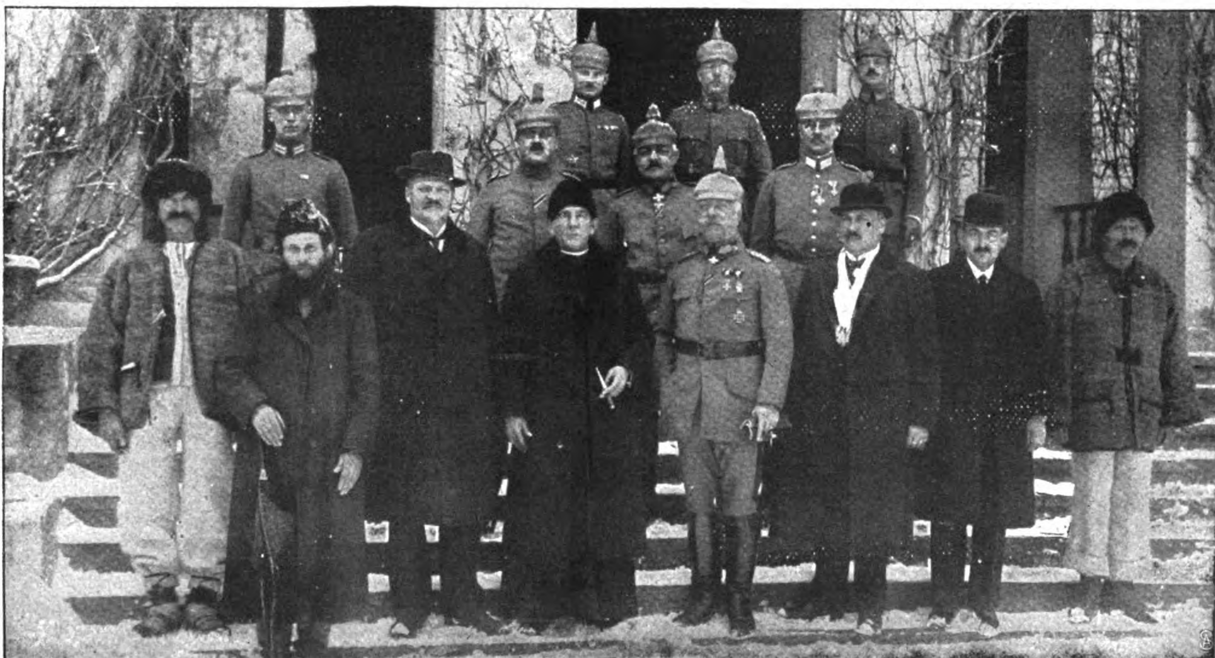


Hofphot. Jacobi.

**Bezirkspräsident von Lothringen, von Gemmingen,** und Gemahlin, feierten ihre Silberhochzeit.



**Von links: Major Gabriel, Kommandeur eines Landsturmbataillons, Hauptmann Engel, Kommandant von Mitau, Dr. Seraphim, Stadthauptmann von Mitau.**

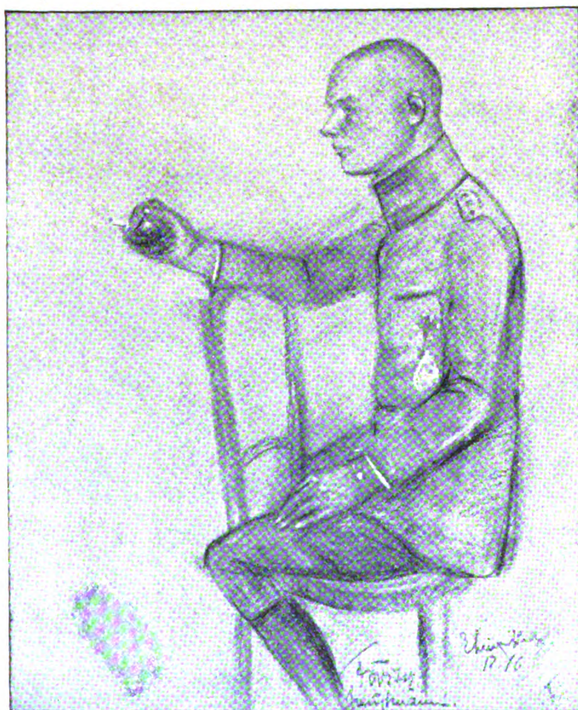


**Unterste Reihe** (in der Mitte): Generalleutnant v. Conta, Kommandierender General des Karpathenkorps.

**Eine Abordnung der ungarischen Grenzgemeinde Visoorofzi bittet den Kommandierenden General des deutschen Karpathenkorps, Generalleutnant v. Conta, um Annahme des Ehrenbürgerrechts.**



Major Koethe.



Hauptmann Förster.



Rittmeister von Oechelhaeuser.

Bildniszeichnungen von Oberleutnant Linnenkamp. — Aus dem Mappenwerk des Künstlers.



Generalleutnant Kühne.



Oberstleutnant Hassenstein.



Frhr. v. Thiedemann.

Bildniszeichnungen von Oberleutnant Linnenkamp. — Aus dem Mappenwerk des Künstlers.



Phot. Grete Oertel.

**Frau Kammersängerin Cläre Dux,**
Inhaberin der Roten-Kreuz-Medaille III. Klasse, der österreichischen Roten-Kreuz-Medaille II. Klasse und des türkischen Roten Halbmondes.



**Königl. Schauspieler Hermann Böttcher,**
das bekannte Mitglied des Berliner Königlichen Schauspielhauses, erhielt die Rote-Kreuz-Medaille.



Atelier Frappant.

**Wohltätigkeitsvorstellung im Stadttheater Kattowitz**
zugunsten der Witwen u. Waisen türkischer Soldaten: **Thea Maria Lenz in der Titelrolle von „Macboulé“.** Schauspiel von Maria von Hobe.



**Hofrat Dr. Meyer-Waldeck,**
wurde zum Intendanten der städtischen Theater in Leipzig gewählt.

# Die Stoltenkamps und ihre Frauen.

Roman
von
Rudolf Herzog.





„Und von dir haben sie Abschied genommen?" fragte der Sohn.

Die alte Frau Stoltenkamp lachte, daß sich die Lippen von den kräftigen Zähnen hoben. „Abschied — genommen? Deine rittermäßigen Freunde? Ach, Friedrich, ich glaube fast, ich habe ihnen den Abschied gegeben, und ich will mich noch einmal im Grabe an ihren Gesichtern freuen. Wie es sich machte, meinst du? Nun, sie kamen zu mir ins Geschäft und berichteten mir, heute würde es ihnen glücken, und sie hätten nur eilig ein Einsatzmaterial nötig, um den Guß zum herrlichen Abschluß zu bringen. Da du über Land seist, möchte ich ihnen zwanzig Taler Münze geben. Darauf ging ich ein."

„Um Gottes willen, Mutter, darauf gingen Sie ein?"

„Aber gewiß. Ich sagte den Herren, ich hätte noch ein Guthaben bei dem Eisenhändler, und davon sollte er's abziehen. Daß du da deine Ritter nicht gesehen hast! Wie die geschundenen Raubritter trotteten sie von dannen, denn beim Eisenhändler gab es weder Rock noch Hose noch Stiefelsohlen zu kaufen."

Es lachte keiner in der kleinen Runde, und auch die herbe Frau lachte nicht mehr. Es war ein langes, drückendes Schweigen. In den Augen der Weißhaarigen aber glomm ein kleines, mildes Licht auf, und sie legte ihre sehnige Hand auf die zuckenden Hände des Sohnes.

„Nun, Friedrich, du bist sie los. Und wir wollen von dem Abenteuer nicht mehr sprechen. Wir haben ernstere Sachen. Vetter Grote hat also abgelehnt."

„Ja, Mutter. Er wie die anderen!"

„Und was gedenkst du zu tun?"

Friedrich Stoltenkamps Augen irrten im Zimmer umher. Dann trafen sie auf den Sohn. Und hier verharrten sie.

„Ich will Fritz in die Lehre nehmen, Mutter."

Die Mutter nickte. „Gut, Friedrich. Das ist so gut wie eine Kapitalseinlage. Und weiter?"

Friedrich Stoltenkamp hatte das karge Lobeswort aufgegriffen. Seine Zuversicht fand schon wieder Boden. „Mutter," sagte er, „Sie wären gewiß nicht schon am frühen Morgen herübergekommen, wenn Sie nicht Rat wüßten."

„Weiß denn deine Frau keinen Rat?"

„Ach, Mutter, sie hat vor Freuden in die Hände geklatscht, als ich ihr den Abzug der Majore meldete."

„So, so. In die Hände geklatscht hat sie. Das war brav."

Über Frau Margaretes Gesicht ging eine rote Welle. Bis in das braune Haar. Aber sie erwiderte nichts.

„Nun," fuhr die alte Frau fort, „es bleibt also an mir hängen. Aber wann hätte ein Ertrinkender einen Rat gebraucht? Er braucht eine Planke. Ich kann noch einmal fünftausend Reichstaler flüssig machen. Aus einer Haushypothek. Sie ist in diesen Tagen fällig, und du kannst das Geld bei mir holen."

„Sagt ich's nicht?" rief Friedrich Stoltenkamp. „Sagt ich's nicht?" Und er sprang auf und packte sich den Sohn. „Junge, das ist ein glücklicher Beginn für dich! Nun werden wir's meistern! Nun werden wir's meistern!"

Die Schwiegertochter stand neben der Mutter. Die alte Frau sah steif auf ihre Hand im Schoß und drehte an ihrem Trauring. Und Frau Margarete hob die Hand und strich der Frühgealterten ganz still über den Kleiderärmel.

Und die Mutter hob den Kopf und heftete ihren Blick in den Blick der Sohnesfrau.

„Wir Stoltenkampsfrauen haben es nicht leicht," sagte sie. „Aber wir gehören zu unseren Männern."

Die junge Frau hielt dem Blick ruhig stand. „Mutter, Sie überarbeiten sich für uns."

„Du wirst es auch noch lernen. Und es wird dir mehr Spaß machen, als dich in bunte Rüschen zu stecken."

Margarete Stoltenkamp sah an dem frischen Kleidchen nieder, das sich unter dem fest anliegenden Leibchen lustig bauschte. Und wieder glitt die mädchenhafte Röte über sie hin. Aus dem schmalen Halsausschnitt bis ins Haar.

„Wir Stoltenkampsfrauen haben es nicht leicht," wiederholte sie leise. „Aber wir gehören zu unseren Männern."

Die Weißhaarige fuhr sich über die Augen. Langsam hin und her. Dann erhob sie sich und ging zu ihrem Enkel. „Gib mir mal die Hand. So . . . Du hast einen kräftigen Druck. Glück auf, Fritz."

„Glück auf, Großmutter."

Friedrich Stoltenkamp hatte nach Hut und Rock gegriffen. Er mußte sich auslaufen und die neuen Pläne ordnen. Er fühlte sich, aus dem ungewissen herausgerissen und auf ein Stück festen Bodens ge-

stellt, reicher und unternehmungslustiger als je zuvor. „Bleiben Sie noch, Mutter? Der Fritz ist empfänglich für starke Lebensregeln, und ich will inzwischen zur Stadtschule und ihn abmelden. Dann können wir zum Mittag auf der Mühle den Lehranfang machen."

Frau Margarete räumte die Tassen auf ein Kaffeebrett, deckte den Tisch mit einer feinen Häkeldecke, stellte ein Gläslein mit Reseden darauf und trug das Kaffeebrett in ihrem leise wiegenden Gang zur Küche. Ihren Jungen aber streifte sie mit einem lächelnden Blick, den er bei sich behielt.

Großmutter Stoltenkamp winkte dem Enkel, sich niederzusetzen. Sie saßen sich gegenüber, Knie an Knie, und der Knabe blickte still und aufmerksam in die Augen der Großmutter, die in die Ferne gingen. Und so sprach sie zu ihm.

„Wenn einer sein Leben in die Hand nimmt, um es von nun an selbst zu gestalten, wie du heute, Fritz, so muß er wissen, welche Werkzeuge ihm zur Verfügung stehen, und wie weit der Boden fest und tragbar ist, auf den er sich begibt. Nur so kann er eine richtige Berechnung aufstellen und auf ihr weiter aufbauen. Oder das ganze, mühsam errichtete Gebäude bricht ihm eines Tages über dem Kopf zusammen, weil ihm unter den Hausmauern die Grundlagen wegschwimmen. Das ist das Verbrechen so vieler Eltern, daß sie den Kindern nicht die Augen öffnen über die Mittel, die vorhanden sind, über den Grenzstrich, bis zu dem sie springen können, und sie in der Annahme belassen, Vater kann alles, Vater wird sorgen. Nur, um sich vor den Kindern ein Ansehen zu geben. Bis das Wetter einsetzt und Kinder und Eltern über den Haufen wirft. Aus der Bürgerklasse in die Bettlerklasse. Darum sage ich dir zum Lehrbeginn als erste Lebensregel: die Grundmauer eines jeden Werkes ist die Ordnung. Wer in sich selber und in seinem Tun Ordnung hält, daß er jedes Ding übersieht, der kann von keinem Wetter überrascht werden. Er hat die Rettungsleine längst bei der Hand."

Die Ordnung! dachte der junge Fritz Stoltenkamp. Es ist dasselbe Wort, das vergangene Nacht die Stimme in der Windmühle sprach. Und es wurde ihm ganz feierlich zu Sinn.

„Und deshalb," fuhr die altgewordene Frau fort, „sollst du zu allem Anbeginn wissen, wie weit du zu springen hast." Sie blickte auf den abgeschabten Trauring an ihrer Hand, drehte ihn langsam um den Finger und blickte dem Enkel plötzlich mitten in die Augen. „Du hast gar nicht zu springen. Du hast zu gehen, Schritt für Schritt, und bei jedem Schritt links und rechts neben dir den Boden zu sichern. Und erst von der neugewonnenen Grundlage aus hast du weiter zu gehen. Dann aber — immer weiter."

Der Enkel hielt den Blick aus. Er zwinkte nicht mit den Augen.

„Die Stoltenkamps," sprach die alte Frau weiter, „waren alle Springer. Springer in dem Reichtum, den sie einst besaßen, Springer in der Fülle ihrer Gedanken, die sie heute noch besitzen. Sie saßen als Bürgermeister und Ratsherren in den Ämtern der Stadt, als müßte es so sein. Sie hatten ihre Hand in jedem neuen Handelsunternehmen, als dürften sie nicht fehlen. Sie schürften nach Kohle und Eisenstein, als die Gruben erschlossen wurden, gerade so, als könnten nur sie die Wünschelrute besitzen. Sie hielten das offenste Haus, waren die witzigsten Kumpane beim Wein, gaben an Bedürftige und Schmarotzer und steckten ihren Namen wie ein Fähnlein im Wind heraus. Da war es kein Wunder, daß sie beliebt waren bei groß und klein, und daß sie lieber Geld dahinschwimmen sahen, als daß sie ein Titelchen ihrer Beliebtheit, die sie für Würde hielten, geopfert hätten. Dein Großvater war ein schöner und stattlicher Mann. Als er mich zur Frau wählte, glaubte ich zwanzigjähriges Ding, auf einen Fürstenthron zu kommen. Nein, ich habe nichts bereut. Es war ein Mann von so starkem Geist und so reichen Gaben, daß er jeden mit sich riß bis in seinen Himmel. Mich auch. Nur daß ich bald merkte, daß der Himmel nicht die Erde sei, und daß wir ohne das Brot der Erde in der Luft verhungern würden. Da hab ich tagsüber seinen Flug mitgemacht, und des Nachts habe ich gearbeitet und über den Geschäftsbüchern gesessen und gerettet und festgelegt, was ich nur vermochte, bis ich vor der Zeit mein graues Haar bekam. Denn ich zähle heute erst sechsundfünfzig, und du siehst nur die Greisin in mir, und dein Großvater sah sie eines Tages auch in mir, und es war ihm, als hätte ich all seinem stolzen Mannesempfinden eine Beleidigung angetan."

Wieder drehte die Altgewordene langsam den Trauring am Finger. Dann fuhr sie ruhig fort: „Ich habe ihn aber doch liebgehabt. Weil ich verstanden habe, daß seinem Wesen von den Eltern her die festen Grundlagen fehlten und seine funkelnde Art, die auch ich immer aufs neue bewundern mußte, sein ein und alles war. Und so habe ich weiter gesorgt und geschafft, daß ihm nichts an seiner Lebensführung fehle und er nicht den Sturz aus der Höhe täte. Und nur den Sohn konnte ich ihm nicht aus den Händen nehmen, seinen Liebling. Deinen Vater."

Der Enkel rückte auf seinem Stuhl, und die Großmutter gewahrte es wohl.

„Das nutzt nun nichts", sagte sie und blickte den Knaben an. „Du mußt wissen, mit was für Werkzeugen du arbeitest."

Da nickte der Knabe und sah vor sich hin.

Und es kam ein weicher Ton in die herbe, alte Stimme.

„Dein Vater, Fritz, ja, er war, wie man die Allbegabten nennt, ein Wunderkind. Er lernte spielend

seine Aufgaben, und was er außerhalb der Schule anfaßte, hatte Schick und geriet ihm unter den Händen. Das war des Großvaters helle Freude, und er ließ den Knaben heute dies, morgen jenes verrichten, nie bei einer Sache verharren, den Geist wie einen Bogen spannen und bald hierhin, bald dorthin zielen. Und bald war es des Vaters und des Sohnes Stolz, daß jeder Schuß saß und die Umstehenden in die Hände klatschten. So wurde auch der jüngste Stoltenkamp ein Springer, nur daß er noch begabter war als sein Vater. Und er sah zeitlebens nur das gefeierte Ziel und nie die schwere Strecke. Als dein Großvater starb, wie ein Mann nach einem stolzen Fürstenleben, war das Bargeld erschöpft. Denn alles, was ich in den Nächten und später in den Tagen und Nächten erarbeiten konnte, hatte ich in Grundstücken angelegt, in Wiesen und Äckern draußen vor der Stadt und in den Ruhrfeldern, die nicht weggetragen und aufgezehrt werden konnten, weil ich sie in langfristige, billige Pacht gegeben hatte. Es war, als dein Vater sich selbständig gemacht hatte. Als er mit seinem wunderbaren Scharfblick dem gießbaren Stahl auf die Spur gekommen war und den Plan faßte, England über Nacht auszuschalten aus der deutschen Stahlversorgung. Einen Riesenplan. Und die Hunderttausende von Betriebsmitteln, die er erforderte, waren von den Stoltenkampschen Springern längst vertan um des großen und schönen Ansehens willen. Fritz, daß du es weißt: das Ansehen gibt nicht die Mitwelt. Was nach uns und von uns bleibt, und was dann noch für die Nachkommenden wie ein Segen weiter wirkt, das schafft den Familiennamen."

„Ja, Großmutter", sagte der Knabe. Er hatte längst wieder den Blick zu ihren Augen gehoben.

„Das übrige", schloß die Wetterhartgewordene, „hast du selber miterlebt. Denn du hast die Begabung der Stoltenkampmänner und den klaren Blick der Stoltenkampfrauen. Deshalb rede ich auch zu dir. Du hast die scharfsichtigen Entdeckungen deines Vaters miterlebt, seine glänzenden Versuche, aber du hast auch seine vielen Ehrenämter miterlebt, die ihm die Zeit stehlen, und du hast die Majore miterlebt und seine fröhliche Geselligkeit und seine Vertrauensseligkeit auf den kommenden Tag. Und deshalb wirst du wissen, weshalb seine Versuche nicht über eine kleine Entwicklung hinausgekommen sind und ein Darlehn immer mit einem anderen gestopft werden muß. Ich habe meine Handlung in Kolonialwaren, die deinem Großvater ein Greuel war, beibehalten, wie ich sie hatte. Jetzt wie damals hilft sie uns über manchen Berg. Die Grundstücke aber behalte ich in der Hand. Die Stoltenkamps sollen seßhaft bleiben und nicht hinter fremdem Herd verelenden."

Sie beugte sich vor und streckte dem Enkel die sehnige Hand hin.

„Nun weißt du, Fritz, wie dein Werkzeug aussieht, und wie der Boden ist. Und nun noch einmal, Fritz: Glück auf."

„Glück auf, Großmutter."

„Jetzt muß ich gehen", sagte die Großmutter und erhob sich mit einem Ruck des Sessels. „Ich hab auch mein Geschäft." Und sie ging, ohne sich umzusehen, aus der Tür und die Treppe hinab.

In der Stille aber öffnete sich leise die Stubentür, und die Mutter kam herein in ihrem feinen, geblümten Kleid und ihrer mädchenhaften Schönheit.

„Großmutter ist gegangen," sagte sie, „und mein Fritz marschiert jetzt aufs Leben los mit lauter schwarzen Arbeitsgedanken." Sie strich ihm mit dem weichen Handinnern über das erglühte Gesicht. „Vergiß das Taschenlaternchen nicht, von dem mir der Vater diese Nacht erzählte. Man muß bei aller Arbeit immer sein heimlich Sonnenstrählchen bei sich tragen. Sonst macht der größte Erfolg nicht warm."

„Der Vater kommt!“ rief der Sohn und horchte nach der Haustreppe.

Friedrich Stoltenkamp kehrte schon zurück. Ihm war auf der Straße eingefallen, daß Schmelzer und Hammerschmied auf der Mühle weder die Majore noch Arbeit vorfänden, und er hatte sich beeilt, den Sohn beim Rektor abzumelden und nach Hause zu gelangen. „Der Poensgen starrt den kalten Ofen an und der Haniel den stummen Reckhammer. Los, Fritz, wir müssen hinaus, Feuer schaffen und Bewegung. Gretelein, Margaretelein, koch etwas Einfaches zu Mittag, denn wir essen auf der Mühle aus dem Blechnapf, und rüste das Hauptgericht zum Abend für deine heimkehrenden Arbeitsleut. Vorwärts, Lehrling, vorwärts!“

Und Fritz reichte der Mutter die Hand und ging hinaus, die Mütze vom Haken zu nehmen. Friedrich Stoltenkamp aber wandte sich in der Tür um, fing seine Frau mit dem Arm und riß sie an sich, daß Bänder und Rüschen flogen. „Liebe! Liebe! Liebe!“ Und dann war auch er hinaus.

Frau Margarete strich den bauschigen Rock zurecht und die Bänder an ihrem festen Leibchen. Sie wischte das zerflatterte Haar aus den Schläfen und wischte sich über den Mund.

„Wie ein wildes Pferd. Über Stock und Stein. So ein Vollblut.“

Vom Fenster aus sah sie mit strahlenden Augen hinter Vater und Sohn drein. Friedrich Stoltenkamp ging lebhaft dahin, der Junge mit dem ruhigen, seltsam zielsicheren Schritt.

Ob sie Glück haben oder nicht, dachte die Frau am Fenster, glücklich sollen sie werden. Mann und Kinder.

Friedrich Stoltenkamp wandte sich fern auf der Straße um, als hätte er eine Berührung verspürt. Er zog den Hut und winkte mit ihm zurück. Und nun wandte sich auch der Sohn und griff überrascht nach der Mütze. — —

Aus dem Stadttor ging's hinaus und durch die weiten Felder, auf denen die Herbstzeitlosen in ganzen Scharen blühten. Oft lagen auf den Wiesen lange Strecken in kümmerlicher Grasnarbe. Dann wußte Fritz, daß hier ein Grubenstollen unter Tag lief, der den nährenden unterirdischen Wasserlauf abzog und ihm eine andere Richtung gab. Nichts, was zur Landschaft und ihrem Boden gehörte, war dem Knaben fremd. Solange er denken konnte, war er mit dem Vater oder allein auf Gruben, Hütten und Hämmer gelaufen. Was mit der Kohle zusammenhing oder mit dem Eisen, war ihm vertraut von Kindesbeinen an. Und den Schmiedehammer führte er, seit er ihn heben konnte, wie ein Alter. Jeden Handgriff sah er sich ab und verbesserte ihn.

Friedrich Stoltenkamp wußte, wen er als Lehrling bekam.

Da lag die alte Mühle am Bach. Aber Hammer und Pochwerk hätten sich nicht zu rühren vermocht, auch wenn die Majore zur Stelle gewesen wären. Denn der Bach, der in der Nacht noch so kräftig dahingeströmt war, sickerte nur trübselig einher. Von weiter droben aber klang lustiges Wasserrauschen, das in einem Murmeln verlief.

„Der Getreidemüller“, sagte der Junge zornig. „Da hält er wieder die Schleusen geschlossen, bis ihm die Arbeit gefällt.“

„Drei Prozesse habe ich verloren“, erklärte der Vater. „Nichts zu machen an der alten Gerechtsame. Und im Winter sperrt uns der Frost. Die Sammelbecken aber, die ich hab anlegen lassen, genügen auch nur für Kleinarbeit. Einen Hammer, der einen wirklich nennenswerten Stahlblock ausrecken sollte, werden sie nicht heben können. Daran krankt der Betrieb. Bis einmal die Dampfmaschine so weit ist, die sie schon in Essen bauen.“

Sie kamen an das alte Mühlengebäude heran. An dem Tor des Seitengebäudes, das den Reckhammer zum Ausschmieden der Stahlgüsse enthielt, das Pochwerk zum Zermalmen des Tiegelmaterials und den Amboßherd, lehnten zwei Männer und starrten, die holländische Tonpfeife im Mund, auf das stillstehende oberschlächtige Wasserrad, das durch eine große Welle Hammer und Pochwerk bediente, während ein unterschlächtiges Rad den Antrieb der Bälge besorgte. Die Männer trugen Kittel und Hose aus blaugefärbtem Leinen, schwere Holzpantoffeln an den Füßen und auf dem Kopf alte seidene Schirmmützen. Von Zeit zu Zeit nahmen sie gemächlich die Tonpfeifen aus dem Mund, spuckten ins Wasser und schoben die Tonpfeifen gemächlich wieder zwischen die Zähne. Sie schienen sich über das Vorkommnis des Tages bereits ausgesprochen zu haben.

„Heda!“ rief Friedrich Stoltenkamp den Feiernden zu. „Haniel! Poensgen! Hier bring ich euch den neuen Lehrling der Firma Friedrich Stoltenkamp! Seid ihr's zufrieden? Die Majore hat über Nacht der Teufel geholt. Was sagt ihr dazu?“

Die Männer fuhren auf und schnappten nach ihren Pfeifen. Sie rückten ihre Mützen zum Gruß. „Herr Stoltenkamp,“ sagte der Hammerschmied Haniel, „da haben sie einen Lehrjungen gewischt, mit dem ein Meister bei stockfinsterer Nacht arbeiten kann. Tag, Fritz. Glück auf!“ Und der Schmelzer Poensgen meinte: „Herr Stoltenkamp, nix für ungut, aber die Majore waren Schweinigel und Kerls, und der Fritz ist heut schon ein Mann von Fach. Glück auf, Fritz.“ Damit war der Fall erledigt.

Fritz Stoltenkamp hatte in Firma Friedrich Stoltenkamp seine Lehre angetreten.

„Schmeiß einmal einer dem Mahlmüller ein Stück Eisen gegen das Dach, damit er sich auf die Arbeit be-

sinnt", sagte Friedrich Stoltenkamp und ging mit dem Sohn in den Schmelzraum. Links und rechts von dem hohen Kamin flammte der Koks in den Schmelzöfen. Ein paar Glühöfen waren angegliedert, um durch Vorwärmen des Eisens das Schmelzverfahren zu beschleunigen. Die Gußtiegel standen sorglich aufgereiht. Friedrich Stoltenkamp stellte sie selber her aus einem Gemisch von Graphit und Ton, und er war stolz darauf, daß sie als die feuerbeständigsten der Welt galten.

Der Vater wies auf die mit Brand versorgten Öfen. „Arbeiter und Herren müssen ein Fleisch und ein Bein sein. Kein Auftraggeber war in der Frühe zur Hand, und doch ist alles im Lot. Selbst die Glühöfen sind mit Tiegeln versorgt. Hallo, Poensgen!" Der Schmelzer war schon zur Stelle. „Ist genügend vorgewärmt?"

„Alles nach der Regel, Herr Stoltenkamp. Und nun können die Gußöfen versorgt werden."

„Vorwärts denn."

Poensgen packte eine lange Eisenstange. Der junge Stoltenkamp packte eine zweite. Friedrich Stoltenkamp prüfte einen großen, neuen Tiegel und stellte ihn bereit. Der Hammerschmied Haniel stieß mit einer Stange die Ofentüren auf. Und beißende Glut schnob um die Männer, die, ohne zu zwinkern, in das Feuer starrten.

„Links anpacken, Fritz", gebot der Schmelzer Poensgen, „ich pack rechts." Und die Zangen schlossen sich, als wären sie nur eine, links und rechts um den Tiegel und hoben ihn sacht, ohne daß sein Inhalt sich regte, aus dem glühenden Bett. Wie ein Milchweib die Sahne, so schöpfte der Hammerschmied die Schlacke ab. Und nun goß der Schmelzer Poensgen das Einsatzmaterial in den neuen Tiegel, dem Friedrich Stoltenkamp die Flußmittel zusetzte, die dem Gußstahl seine bewunderten Eigenschaften: Gleichmäßigkeit, Dehnbarkeit und Naturhärte, gaben. Der Tiegel war beschickt. Er wanderte in den Schmelzofen.

Und wieder wurde ein anderer Tiegel aus dem Glühofen geholt und mit Flußmitteln beschickt und in einen zweiten Schmelzofen gebracht, bis die Schmelzöfen ihr Futter hatten.

Stunden hindurch hatten sie geschafft. Friedrich Stoltenkamp und sein Sohn in übergezogenen Leinenanzügen wie ihre Arbeiter. Schweißnaß waren Stirnen und Leiber. An Mittagessen hatte keiner gedacht. Jetzt holten die beiden Arbeiter hinter den Wärmöfen ihre blechernen Henkelgefäße hervor.

Der Junge, hungrig wie ein Wolf, schnupperte durch die Luft.

„Was hast du drin, Haniel?"

„Schweinernes mit Rüben. Delikat, sag ich dir. Willste mithalten?"

„Aber gewiß." Und der Hammerschmied gab dem Gast den Löffel und nahm selbst die zweizinkige Gabel.

„Junge, Junge," sagte Friedrich Stoltenkamp zum Schmelzer Poensgen, „dein Henkelmann ist auch nicht schlecht beschickt. Kann die junge Frau denn schon kochen?"

„Das sollten Sie mal probieren, Herr Stoltenkamp. War Köchin bei Wilhelm Grotes, und dies hier sind Erbsen mit Speck. Wissen Sie, nach der guten westfälischen Art, Herr Stoltenkamp."

„Na, denn mal her mit der Kostprobe."

Aber der Mann litt es nicht, daß der Herr mit dem Löffel in den Henkelmann fuhr. „Ich hol einen Teller von den Majoren. Allens werden die besäuftigten Schweinskerls doch nicht kaputt geschmissen haben."

Und er lief und brachte aus dem wüsten Wohngemach zwei Teller mit abgestoßenen Rosenrändern, und der eine trug die Inschrift „Mit Gott fang an", und der andere trug die Inschrift „So leben wir". Friedrich Stoltenkamp nahm einen der Teller entgegen. Den zweiten wollte der Schmelzer dem Sohn reichen. Der aber tauchte seinen Löffel längst in den Henkelmann Haniels, und der Hammerschmied stieß mit der Gabel nach.

„Herr Stoltenkamp", sagte der Schmelzer zu seinem Herrn, „das is en Lehrling, wie 'r im Buch steht. Da wird was draus."

Das Mittagsmahl war beendet. Auch die kurze Verdauungsrast. Und während die Arbeiter neue Tiegel mit Einsatzmaterial zum Vorwärmen versorgten, mit Rohstahl und Eisenabfällen aller Art, scholl auch das Brausen des Baches wieder herauf. Der Hammerschmied ging zum Werk hinunter, und Friedrich Stoltenkamp und sein Sohn begleiteten ihn. Der Junge warf auf einen Wink die Welle los, und das Pochwerk wurde in Bewegung gesetzt. Der Graphit stäubte unter dem Gestampfe in schwarzen Wolken, und der Ton stob darüber hin wie Schnee über Ackerland. Friedrich Stoltenkamp ging an die Tiegelherstellung, und der Sohn griff zu beim Formen und Brennen, als hätte er nie Latein gelernt.

„Es gibt nichts Unwichtiges bei der Gußstahlbereitung", lehrte der Vater den Sohn. „Aber das wichtigste ist die Beschaffenheit des Tiegels, denn der Tiegel ist für den Guß verantwortlich und damit für dein Geld. Alsdann kommt das richtige Einsetzen des Metalls, die richtige Beschickung der Tiegel mit den Flußmitteln. Es muß eben alles „richtig" sein. So richtig, wie die Leitung des Feuers, die Untersuchung des flüssigen Metalls mit dem eisernen Spieß und die Anwendung einer Beschickung, die das Metall nicht zu streng flüssig und nicht zu wild macht. Nun, Fritz? Was ist bei all dieser Richtigkeit also das wichtigste?"

„Das Auge des Herrn", sagte der junge Stahl-

gießer. Da ließ der Vater die Lehren und vertraute auf den klaren Sinn des Jungen.

Es dämmerte bereits, als die langen Stunden des Schmelzverfahrens abgelaufen waren. Wieder standen die Männer vor der offenen Glut der Öfen, die um sich biß wie ein wütender Hund, und noch sorglicher, noch zärtlicher wurden die Schmelztiegel hervorgeholt und der kochende Stahl in gleichmäßig schwebendem Fluß in eine Blockform gegossen. Den kleinen Block aber packte der Hammerschmied Haniel, und der Riese trug ihn in der Zange wie ein Spielzeug auf den Amboß unter den Reckhammer, der ihn aushärtete und von den letzten Schlacken befreite.

Friedrich Stoltenkamp machte die letzte Hammerprobe an ihm. Der Stahl war vollwertig. —

Schweigend marschierten Vater und Sohn durch den dunklen Abend zur Stadt zurück. Sie waren zu müde, um zu sprechen, aber innerlich freudig erregt wie nach einer gelungenen Tat. Und schweigend traten sie in das schieferbekleidete Mansardenhaus mit dem weißen und grünen Holzwerk, und Friedrich Stoltenkamp stand still, horchte zur guten Stube hinauf und sagte: „Das ist doch die Stimme des Münzwardeins Noelle?"

Da war alle Müdigkeit verflogen, und er sprang die Treppe hinauf wie ein Jüngling und fand den treuen Gönner und Freund im lachenden Gespräch mit Frau Margarete. „Noelle, Noelle — Sie hier?"

Und der Münzwardein reichte ihm die Hand und meinte: „Ja, Düsseldorf liegt wo anders und muß nun bis morgen warten. Und das kam folgendermaßen, wie ich Ihrer lieben Hausehre schon erzählte. Ich hatte nach dem großen Krach bei Ihrem Vetter Grote den Postwagen versäumt, weil ich zum zwölftenmal die Güte Ihres Stahles erläuterte, bis der Vetter Grote plötzlich erklärte, Ihr Junge gefiele ihm noch besser als Ihr Stahl. Aber weiter rückte er nicht vom Platz. Und als ich nun heute in aller Herrgottsfrühe so ganz erfolglos zum Postwagen gehe, wer taucht aus Nacht und Dunkel auf und strebt ebenfalls zum Postwagen? Gott soll mich bewahren, denke ich. Die Herren Majore. Woher — wohin? Nach Holland sagen sie, und der Vertrag mit Friedrich Stoltenkamp sei gelöst für alle Zeiten. Und der Junge träte ins Geschäft. Ich lasse Postwagen Postwagen sein, zurück zu Grote und trommle ihn aus dem Bett. Erst will er's nicht glauben und denkt, es sei eine Spitzbüberei von mir. Bis ich die Schwurfinger hob. Da geht er in Unterhosen durch das Zimmer hin und her und streichelt sich die Stirn. Dort, wo der Junge — na, das war einmal. Und dann sagt er: Wenn's stimmt, und der Friedrich macht nun ernst, und der Junge ist auch dabei, will ich den Stoltenkamps mit zehntausend Taler beispringen. Aber sie sollen mir vorläufig von der Tür wegbleiben, bis ich das Boxen gelernt hab."

„Und mit dieser Himmelsbotschaft", schrie Friedrich Stoltenkamp, „kommen Sie erst am Abend, Noelle? Und lassen mich den Tag über auf der Mühle schwitzen?" Er atmete tief. „Nun wird neu gebaut."

„Stoltenkamp," sagte der Freund, „ich wußte es im voraus. Und da der neue Schmelzbau das Geld verschlungen haben wird, bevor er ans Eisenschlingen gerät, so bin ich ins Märkische auf die Eisenhütte meiner Brüder gefahren und habe Ihnen da auf Grund Ihres feinen Münzstempelstahls einen laufenden Kredit erwirkt. Denn der Schornstein muß rauchen!"

„Gretelein," rief Friedrich Stoltenkamp, „alle Lichter an! Wein auf den Tisch! Das ist ein Fest- und Feiertag, und wir wollen ihn nicht wie einen Alltag verlaufen lassen."

## 3. Kapitel.

Es wurde ein Herbst voller Freude. Ein Herbst, der sich bis in den Winter hineinzog mit frischen, sonnenhellen Tagen, und ein Winter, der keinen Frost sah bis in den Februar. Es war, als ob selbst die Natur dem Bauherrn zu Hilfe eilen wollte.

Denn Friedrich Stoltenkamp war Bauherr geworden. Und von Stund an gab es für ihn keinen anderen Anreiz mehr, als den Bauplan zu entwerfen, die Ausschachtungsarbeiten zu überwachen und Maurer und Zimmerleute anzustellen, anzuleiten und anzutreiben. Frau Jodokus Stoltenkamp hatte draußen vor der Stadt ein Grundstück zur Verfügung gestellt, ohne sich jedoch ihres Eigentumsrechtes zu begeben.

„Der Boden bleibt mein," erklärte die geschäftskundige Frau dem Enkel Fritz. „Übernimmt sich dein Vater, so werden die Hypothekengläubiger keine Lust verspüren, Gebäulichkeiten zu ersteigern, die auf fremdem Boden stehen. Und man wird euch einen längeren Atem lassen, um euch wieder aufzurichten."

Friedrich Stoltenkamp aber sah nur den Erfolg. Und als im Februar der Frost einsetzte und jede weitere Bautätigkeit brachlegte, stand der neue große Schmelzbau mit der verdoppelten Anzahl Schmelzöfen und seinen hohen Essen unter Dach und Fach. Blieb auch noch vieles in dem weitläufigen Gebäude leer, weil die Hilfsmaschine erst entworfen und angefertigt werden mußte, so hatte Friedrich Stoltenkamp in seinem Baueifer doch schon Sorge getragen, ein schmales, einstöckiges Aufseherhaus mit luftigen Dachstuben neben dem Schmelzbau auferstehen zu lassen, und nun ging er hinaus aufs Land und warb sich geschickte Tagelöhner, die bis dahin neben ihrer Feldarbeit Kleinschmiedearbeit ausgeführt hatten, um sie an Tiegel, Schmelzofen und Hammer gründlich auszubilden.

Manch ein Stück wurde ihm von ungeübten Händen verdorben. Er rechnete es nicht.

Mit solchen Kleinigkeiten hatte jeder große Betrieb aufzuwarten. Und er zählte sich zu großen Betrieben.

Und in der Gewißheit seiner erhöhten Geltung in der Bürgerschaft nahm er mehr und mehr als bisher an den städtischen Angelegenheiten teil und eilte vom Rathaus in der Stadt zu dem Schmelzbau auf dem Lande und vom Schmelzbau zum Rathaus oder in die Vereinssitzungen. Sein Geist war so rege wie nie, und sein Planen nahm zu, je mehr die Arbeit drängte und lastete.

(Fortsetzung folgt.)

# Die österreichisch-ungarischen Luftfahrtruppen.

Hierzu 6 Aufnahmen.

Man muß den Staatsmännern der Entente in einem gewissen Sinn dankbar sein. Sie haben nämlich auch unsere ängstlichen Gemüter zur Tapferkeit oder wenigstens zum Gleichmut erzogen. Auch der letzte Mann im Gebiet der Zentralmächte hat es hoffentlich verlernt, über die Drohungen aus Paris oder London zu erschrecken. Wenn auch nur ein Bruchteil dieser zornigen Ankündigungen wahr geworden wäre, was wäre jetzt schon alles mit uns geschehen! Aber es ereignete sich nichts zu Lande, Wasser oder in der Luft, was mit den klirrenden Reden von Briand und Genossen auch nur im entferntesten im Einklange stünde.

Namentlich wegen der Vorgänge in der Luft hätten wir uns fürchten sollen. War es nicht der „Illustration", in der ein mit Phantasie begabter französischer Zeichner den Heuschreckenschwarm der französischen Flugapparate dargestellt hatte, der sich im Kriegsfall erheben würde? Die leichtgläubige französische Nation ist mit dem Traum von diesem Heuschreckenschwarm jahrelang zu Bett gegangen, aber der Zeichner hat sich blamiert und die Nation auch. Hie und da gibt es ein kleines aviatisches Bravourstück von französischer Seite über einer deutschen Stadt, aber mit unseren zahllosen Besuchen auf der Gegenseite ist es nicht zu vergleichen, und der Heuschreckenschwarm ist ein Traum geblieben. Der Schwarm wäre zwar recht gern geflogen, aber man ist auf seiten der Zentralmächte nicht müßig geblieben und hat ihn abgefangen. In der Reklame und Ankündigung unsererseits hat man allerdings vor dem Krieg und auch jetzt nicht viel gemerkt — in diesem Punkt sind wir recht schwach, das muß man sagen — aber in der Arbeit sind wir ganz tüchtig und können uns sehen lassen. So haben wir denn der Entente auch im Kampfgebiet der Luft eine schöne Überraschung bereitet, an deren glücklicher Fortsetzung nicht zu zweifeln ist. Wir haben uns daran erinnert, daß die Geschichte von der französischen Führung in der Aviatik eigentlich auch eine kleine Erfindung ist, daß das Prinzip der Gleitflugmaschine von den Österreichern Lilienthal und Kreß gefunden und der Wright-Apparat in Deutschland zuerst verbessert und ausgebaut wurde. Warum also zurückstehen, wenn die Aviatik ihre Bluttaufe bekommt? Wir standen und stehen also auch auf diesem Gebiete unseren Mann, und die Heeresberichte buchen weiter die Enttäuschungen und Niederlagen der Entente.

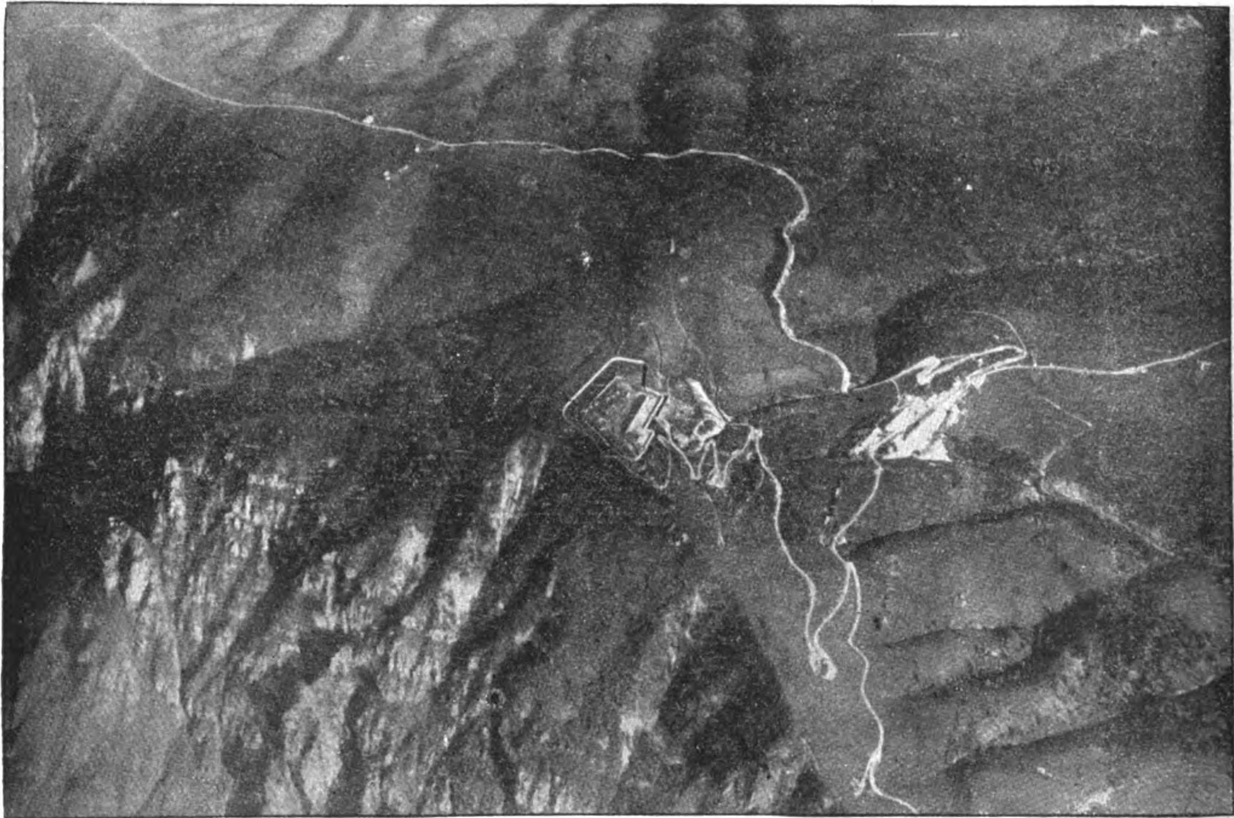
Auch die österreichisch-ungarischen Kampfberichte gaben reichlich Gelegenheit zu diesen Feststellungen, in denen die österreichisch-ungarischen Luftfahrtruppen als Sieger über ihre Gegner erscheinen. Diese Erfolge sind um so schöner und wertvoller, als sie nicht die Überlegen-



Blick auf das Flugfeld Gandolo.

heit des Materials, sondern des vaterländischen Geistes und der Tapferkeit bedeuten. Denn die Vorbereitungen der Gegner, mit denen die k.u.k. Luftfahrtruppen zu kämpfen haben, waren sehr bedeutend. Die Russen bauten schon lange im Frieden mit freigebiger Unterstützung der Duma ihre großen Sikorski-Apparate mit mehreren Motoren und Tragfähigkeit für mehr als ein Dutzend Mann. Die Italiener brüteten und probierten ganz insgeheim ihre Großkampfflugzeuge nach dem System Capronis aus, die drei Motoren, mehrere Maschinengewehre und 5 bis 6 Personen tragen. Außerdem hielten die südlichen Ehrenmänner große Stücke auf ihre Lenkballons. Die Serben mußten ebenso wie die Rumänen auch in der Aviatik Anleihen bei den Franzosen machen, und französische Piloten sind neuerdings auch an der italienischen Front tätig. Man sieht, daß sich die österreichisch-ungarischen Luftfahrtruppen gegen viele und bedeutende Gegner zu wehren haben. Der Glanz ihrer Erfolge, bei denen der Angriff die Verteidigung weitaus überwiegt, ist um so höher einzuschätzen, als sie in ihrer ursprünglichen Organisation weder wie ihre deutschen Waffenbrüder eine große Spezialindustrie noch bedeutende Geldmittel zur Verfügung hatten. Sowohl in der Heranbildung des Mannes als auch in der Beschaffung des Materials mußte sie erst im Kriege, sozusagen im Angesicht des Feindes geschehen.

Der Kommandant der k. u. k. Luftfahrtruppen, Oberst des Geniestabs Emil Uzelac, hat dieses vollauf gelungene Werk vollbracht und verfügt heute über eine hervorragende Fliegergarde voll Hingebung und Tapferkeit und tadellose Parks, in denen nichts zu wünschen übrig bleibt. Eine besondere Sorgfalt für die Heranbildung und Ausbildung der k. u. k. Luftfahrtruppen ist immer nötig, weil ihr unter eigenartigen Schwierigkeiten große Aufgaben zugewiesen werden. Man darf nicht vergessen, daß die k. u. k. Luftfahrtruppen lange Zeit einer beträchtlichen Übermacht gegenüberstanden, daß sie riesige Fronten zu bestreiten hatten, und vor allem, daß sie unter den schwierigsten Terrainverhältnissen im Gebirgsland operieren. Am russischen Kriegschauplatz ragen die Karpathen empor, am serbischen waren die Gebirgstöcke des Balkangebirges ebenso zu überwinden wie in Montenegro die schwarzen Berge mit dem Lovcen, am italienischen gar mußten die Flüge über die Alpen hinübergeführt werden, über die zerrissenen Gipfel und Klüfte des Karstes. In diesem Gelände wird schon das Fliegen an sich ohne jede feindliche Einwirkung zu einem Unternehmen voll der schwersten Gefahren. Wenn eine Notlandung nicht zu vermeiden ist, kann auch der geschickteste und kaltblütigste Pilot oft nicht mehr als seinem Glück vertrauen und die Maschine einfach der Schwerkraft folgen lassen. Oft genug erfolgt dann die Landung auf der Krone eines Baumes, auf einem Abhang, in Feldern und Gärten, auf einer Waldlichtung, in den Granattrichtern vor einer Stellung. Im Gebirge ist die Wirkung der Stoßwinde ganz anders als in der Ebene; unvermutet fegen sie einher und drohen die Maschine an den Felsen zu zerschmettern, und von den starrenden Gletschern her droht der weiße Tod. Die Witterung springt häufig von Stunde zu Stunde um, hüllt die Flieger in Dunkelheit und Nebel, überschüttet sie mit Frost und Schnee, die Bussole versagt im Wirbeltanz der Maschine, die abzustürzen droht. In der Nähe des Meeres und der Sümpfe wieder wallt häufig mit unheimlicher Geschwindigkeit der



**Das Werk Veloce in Norditalien.**



**Die Zillertaler Alpen in Wolken.**

Nebel einher, brodelt in dichten Schwaden weithin über der Erde und verdeckt tückisch jede Möglichkeit der Orientierung und der sicheren Landung. Nicht einmal der Schein der Leuchtfeuer dringt durch, und der zu Boden gehende Flieger muß oft in der letzten Sekunde auf wenige Meter Distanz einem Haus, einem Felsen, einer

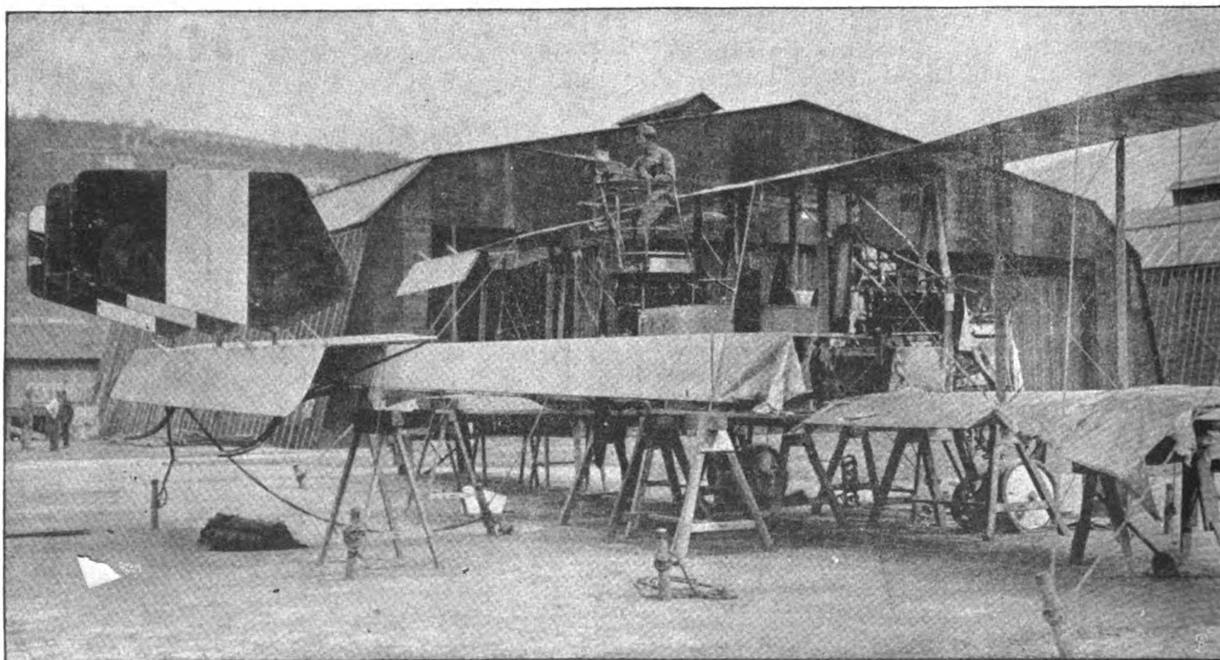


**Landender Apparat über einem Flugfeld.**


Mannschaft beim Kartenspiel.

Baumgruppe ausweichen.

Unter schwierigen Umständen vollbringen die k. u. k. Luftfahrtruppen Waffentaten, die ihnen ebensoviel Respekt bei den Gegnern wie Lob und Anerkennung der eigenen Heeresleitung eintragen und schon als bloße Fliegerleistung jede Erscheinung der Friedensaviatik weit in den Schatten stellen. Nicht nur das Hochgebirge droht ihnen, sondern auch die Menge der Abwehrkanonen, welche auf den Bergspitzen nahe der Flugbahn aufgestellt sind. Nicht nur setzt ihnen das Sturmwetter und Gewitter zu, sondern es zwingt sie auch, wegen schlechter Sicht tief herabzugehen und sich der heftigsten Beschießung auszusetzen. Stundenlang kreist das Flugzeug zur Schußbeobachtung für die eigene Artillerie über den Batterien des Gegners, und der Beobachter gibt unbeirrt im Schrapnellhagel seine Signale. In der Luft ist unbedingter Angriff die Losung für jedes österreichisch-ungarische Flugzeug ohne Rücksicht auf die Zahl, die Stärke und Bewaffnung der feindlichen Maschinen. Bei der Belagerung der Festung Przemysl haben die k. u. k. Luftfahrtruppen den heldenkühnen Geist gezeigt, der sie beseelt. Im Angesicht der russischen Kanonen sind sie damals in der Festung aus und ein geflogen, haben Befehle und notwendige Medikamente gebracht und die auf dünnen Blättchen geschriebene Post, die „Fliegerpost", der Eingeschlossenen herausgeholt. Aus der schon brennenden Festung, zwischen den Sprengungen der Werke, erhoben sie sich noch einmal mit der letzten Botschaft der durch Hunger bezwungenen Besatzung. Seither haben die kühnen und wagemutigen Flieger unausgesetzt für den Ruf und Ruhm ihrer Waffe gesorgt. Die Sikorskis an der russischen Front sind eine Drohung geblieben, von den italienischen Capronis wurden einige erbeutet. So wurde auch in der Luft rings um die österreichisch-ungarische Monarchie eine unübersteigbare Grenze geschaffen, an deren Ring zahlreiche zerschmetterte Apparate des Feindes liegen. Hingegen sind österreichisch-ungarische Geschwader und einzelne Maschinen fortwährend im Angriff auf Feindesland, sind über das Hochgebirge hinüber nach Mailand, Brescia und Verona wiederholt vorgedrungen, haben feindliche Festungen, Fabriken, Eisenbahnen bombardiert, in Rußland, Rumänien und Serbien Schrecken verbreitet. Einige kurze Flugberichte werden wohl am besten er-


Montierung eines abgeschossenen Caproni in Südtirol.

zählen, wie die k. u. k. Luftfahrzeuge kämpfen, und welchen Gefahren sie dabei ausgesetzt sind.

Ein Flugzeug muß in Montenegro in einem Kukuruzfeld notlanden. Oberleutnant Bernath holt in einem anderen Flugzeug Benzin, beide Apparate starten aus dem Kukuruzfeld heraus und kehren wohlbehalten heim.

Leutnant d. R. Ockermüller und Flugzeugführer Korporal Zimmermann geraten bei Tluste in 2000 Meter Höhe in eine riesige Schneewolke. Stoßwinde werfen das Flugzeug um Hunderte von Meter hinauf und hinunter, wirbeln es im Kreise, stellen es nach allen Richtungen senkrecht auf. Es ist so dunkel, daß man das Ende der Tragflächen und des Schwanzes nicht mehr sieht, Flächen und Drähte sind mit dickem Eis überzogen. Rechts überhängend fällt endlich das Flugzeug aus der Wolke heraus, wird in 1000 Meter Höhe rasend beschossen und fliegt stundenlang weiter zur Rekognoszierung der feindlichen Linien und Stellungen.

Oberleutnant Frint einer Fliegerkompagnie schoß sein 3. Flugzeug ab. Darüber berichtete eine italienische Meldung: Ein Apparat des 10. Geschwaders landete bei Zocchi. Beobachter Oberleutnant Paccinolli, Flugzeugführer Fada tot, Leutnant Salanino und Soldat Vario schwer verwundet.

Hauptmann von Steinner-Göttl fliegt von Trient über hohes Gebirge über eine ganze Reihe von Abwehrbatterien mit noch zwei Flugzeugen nach Schio, gleitet bis auf 500 Meter Höhe herab und legt die Tuchfabrik in Trümmer. Drei Tage später fliegt er wiederum mit dem gleichen Beobachter, Oberleutnant Calogovic, über den Gardasee nach Brescia und geht zum Bombenwurf zweimal auf 1200 Meter über der Gewehr- und Munitionsfabrik herunter. Nach italienischen Meldungen 20 Tote, 80 Verwundete, die Fabrik vollständig zerstört.

Beobachter Rittmeister a. D. Eduard Hutter und Feldpilot Feldwebel Kurt Gruber gehen bei schlechter Sicht bis auf 1100 Meter über die feindlichen Stellungen hinunter. Der Luftdruck eines feindlichen Schrapnells knickt den Rumpf und reißt die Streben heraus. Der Rittmeister springt mit auswärts hängenden Beinen in den Pilotensitz, führt so in dem nach rückwärts abstürzenden Apparat den Gewichtsausgleich herbei, und die Maschine kann 10 Meter hinter der eigenen Linie landen.

Fähnrich Mehrfurt und Flugzeugführer Pichler führen als dritten Flug über den Feind einen Nachtangriff auf den Bahnhof Udine durch. Sie werden von sechs Gegnern auf einmal angegriffen und schlagen sich durch. Der arg zerschossene Apparat, dessen Hauptreservoir ebenfalls getroffen war, kommt mit Fallbenzin glücklich nach Hause.

Aus diesen kargen Streiflichtern wird man den Geist und die Art der k. u. k. Luftfahrtruppen am besten erkennen, von deren Leistungen auch unsere Bilder beredtes Zeugnis geben.

# Erfüllung.

Skizze von Marte Sorge.

Über das Land zog die Kälte, die sich aus Sibirien aufgemacht hatte. Sie hielt nicht vor den Wäldern von Bialystok und nicht vor den masurischen Sümpfen. Über das Land trug der Ostwind die weiße Herrscherin und weit über den Rhein in die Schützengräben an der Somme und nach Flandern.

Und die Winternächte klirrten und knirschten.

Der Schnee schrie, wenn die Räder der schweren Geschütze am Tage darüberfuhren, und die Unterstände waren zu Eishöhlen erstarrt.

Die Nächte auf Horchposten wurden lang, endlos, wie nie zuvor, und die Sturmangriffe am Morgen zur ersehnten Bewegung.

War aber der Boden auch hart wie Stein geworden, die einschlagenden Geschosse sprengten ihn doch, furchten und durchwühlten ihn wie mit Zyklopenwurfstücken, und die scharfen Spaten unserer Feldgrauen hoben ihn aus wie Schollen von Eis, um ihre Spählinien vorzutreiben. Von der Kälte dampfend wie die Pferde, war eben der dritte Zug einer Infanteriekompagnie in die vordersten Linien gerückt. Die Unterschlupfe füllten sich, die Ausluge und Horchstände erhielten neue Posten, und die erlösten Mannschaften verließen unterm Schutz der Dunkelheit die gehaltene Stellung.

„Werther und Henze zum Horchposten X."

Der Zugführer sagte nicht zu den beiden Landwehrmännern „Professor Werther und Gelegenheitsarbeiter Henze zum Horchposten X", sondern er machte sie gleich, gleich als gemeine Soldaten, ebenbürtig als Vaterlandsverteidiger.

Und über die beiden Männer am Auslug zog die weiße Nacht, bereifte Wimpern, Haupthaar und Bart und drang von den harten Stiefelschäften aufwärts in die steifgewordenen Knochen, während die Sinne angestrengt hinüberlauschten übers mattleuchtende Feld.

Mitunter glitten die Gedanken flüchtig ab, flogen blitzschnell zurück in eine andere Welt weit hinten im Land. Den einen der Wehrmänner trugen sie heim in ein trauliches, wohlverwahrtes Haus, den anderen aber in Schnee, Dunkelheit und Obdachlosigkeit.

Was war er doch jetzt für ein Kerl; stand er nicht da in einem kaiserlichen und reichsdeutschen Militärmantel, der herab bis auf die Knöchel reichte und hinauf bis zu der Nasenspitze? Hatte er nicht Stiefel an, die fest und ganz waren? Zwei Paar Fußlappen und ein Paar neue wollne Strümpfe an den Füßen? Staken nicht seine Beine in warmen Unter- und dicken Tuchhosen? Er kam sich reich und wohlverwahrt vor. Stolz blies er den warmen Atem durch die Nase und spürte den Dampf, der aus ihm aufstieg. Ihm war wohl zumute.

Nun stand er in Reih und Glied mit den andern. Erst hatte er bis vor einem Jahr als Schipper Dienst getan, dann war er auf seine Bitte zur weiteren Ausbildung hinter die Front gekommen und mit anderen längst nun eingereiht worden. Er hatte die Hand fest am Gewehr. Sie sollten nur kommen, die Hunde von drüben, das buntscheckige Gesindel aus allen Zonen!

„Kamerad" war er, Kamerad für den Professor neben ihm und den „Doktor jus", der im Zuge sein Nebenmann war, und dem Vaterland diente er so gut wie die andern. Ja, der Krieg, der hatte ihn wieder zum Menschen gemacht, der Würde besaß und den Kopf hoch trug. Das Gespenst aus den kalten Winternächten auf der Landstraße: Verkommen im Schneesturm, das

würde ihn nie mehr schrecken. Er wußte, er blieb beim Militär, wenn anders ihm nicht ein Bein oder Arm verlorenging oder eine Kugel ihm den Garaus machte.

Sein Nebenmann hüstelte, er verkniff es sich, das merkte man, und die Nacht schüttelte ihn ganz gewaltig. Der litt mehr unter den Strapatzen als er, Henze — der kam soeben aus der Heimat, die stak noch im Blute. Ja, und der hatte wohl Weib und Kind, die einstmals auf ihn warteten, wenn es heimging.

Ja, wenn! Wer konnte sagen, ob einer von ihnen den Tag wiedersah? Auf ihn wartete keiner, keiner! Aber hier, da waren sie sich alle nahe, alle gleich, alle Kameraden. Es gab kein Vornehm und kein Gering mehr, sie standen alle an der gleichen Stelle.

Drüben rührte sich etwas, ein feiner Ton lief am Drahtverhau entlang. Die Hähne der beiden Späher knackten, Schüsse gingen hinüber. Aber es blieb draußen still.

„Wird noch Arbeit geben heut", meinte Henze leis. Der andere schwieg erst. Dann kam nach kleiner Pause die Antwort: „Kamerad, wenn mir heute etwas zustößt — und ich fühl's, heut gibt's etwas, vielleicht noch hier auf Posten, dann schreibst du es an meine Frau, willst du? Hier ist die Aufschrift," und er reichte dem andern ein Streifchen Papier.

„Ach, laß doch die Gedanken, nur nicht unken, aber ich verspreche es dir", und er nahm das Blatt. Mit stillem Stolz steckte er es ein — der Professor bat ihn um einen Kameradschaftsdienst, ihn, den Wanderburschen!

Ja, so ein Mann aus der Gelehrtenstube, dem mochte es ganz anders hart ankommen, vorm Drahtverhau in eisiger Nacht auf Posten zu stehen. Aber der Professor ließ sich keine Schwachheit spüren, der drückte gerade so durch wie alle die andern, das hatte er in der kurzen Zeit gemerkt, die sie gemeinsam im Zuge waren. Ordentlich gern hatte er den Kameraden darum, weil er sich so schlicht gab.

Da, wieder das feine Klingen am Draht, diesmal näher, und ihm schien, daß sich weiter im Feld dunklere Stellen loslösten.

Im Nu waren neue Schüsse hinüber. Alarm in den Unterständen, Leuchtkugeln stiegen auf, dem Überfall von drüben kam ein Ausfall zuvor mit Handgranaten und anderen Nahwaffen.

Blitzschnell waren die beiden Posten vorgesprungen, ihre Handgranaten sausten den an einer zerschnittenen Stelle des Drahtverhaus Eindringenden entgegen. Unterm Schein der Leuchtkugeln bildeten sich Knäuel von Kämpfenden: Schreie, Knirschen, dumpfe Laute vom Sturz Fallender auf dem harten Schneeboden, der klirrte; Kolbenschläge, erhobene Hände und harte Tritte, Kommandos und der Höllenlärm krepierender Geschosse, das hatte die Stille dieser weißen Nacht hart durchschnitten.

Nah beieinander kämpften die beiden Wehrmänner. Wie ein Rasender hatte Henze das Gewehr geschwungen, Stich und Hieb ausgeteilt und hatte sich und dem Nebenmann Luft verschafft. Seite an Seite mit dem Wissenschaftler kämpfte der Wanderbursche von der Landstraße. Alles Warmmenschliche war in ihm abgelöst von der wilden Gier, in diesem Kampfe nicht zu unterliegen; die alte freie Natur, die sich nach eigenen Gesetzen ausleben wollte, hatte die Oberhand und kam ihm zustatten zum eigenen Wohl und zu dem des zwar geschmeidigeren, aber nicht gleich brutal zufassenden Kameraden.

Und um die beiden wurde es stiller, während an anderen Stellen das Ringen dumpf verhalten weiter ging, sich vor- und rückwärtsschob.

Aber innerhalb der Kampfpause merkte Henze, daß er verwundet war, daß irgendwo unterm Rock das Blut quoll, das schon durch den Mantel drang, und in dem Augenblick sah er den andern sinken.

Langsam fiel der Kamerad über einen Haufen röchelnder und toter Feinde.

Da riß er sich zusammen. Nee, hier sollte der nicht verrecken, hier unter den Kerlen, die von den ehrenwerten Engländern nochmals zusammengetrieben worden waren. Hier wollte auch er nicht hinsinken und anfrieren wie ein Pferdekadaver. Und er schleppte sich hin, zog den halb Ohnmächtigen hoch, schrie ihn an: „Auf, Kamerad, komm, ich stütze dich", und selbst schwächer und schwächer werdend, schleppte er auf dem Rücken den Schwerverwundeten zurück zum Laufgraben und keuchend weiter bis zum Unterstand, wo auch er besinnungslos zusammensank.

Als die Dämmerung heraufkroch, fanden Sanitäter die beiden Bewußtlosen. Das Feldlazarett nahm sie auf, und zwei weitere kreidige Gesichter kennzeichneten neubelegt zwei saubere Lagerstätten, die um einen prasselnden Ofen sich reihten.

Der Lazarettarzt hatte für beide achselzuckend Weisung gegeben. Aus der Narkose war der Professor nicht wieder zum Bewußtsein erwacht, der andere lag still wie erschöpft.

Und die Stunden rollten hin.

Henze war sich bald klar, daß es mit ihm zu Ende ging. Zuviel Blut hatte er auf dem kurzen Weg vom Kampfplatz bis zum Unterstand verloren, seine Kleider waren wie in Rot getaucht gewesen.

Aber nun sollte es auch nicht umsonst gewesen sein, und wenn nicht ihm, so sollte es wenigstens dem andern nützen, der neben ihm lag. Der sollte wieder heim, sollte Weib und Kind wiedersehen und lehren, anderen Segen sein können. Er, Henze, hatte ja sein Dasein erfüllt. Er hatte der Heimat gedient und den Überfall abwehren helfen.

War damit nicht ausgelöscht, was früher war?

Und wenn nicht damit, wog das nicht noch zu seinen Gunsten, daß er einen Kameraden vorm Erfrieren bewahrt hatte?

Nun war sein Leben voller Wert, nun konnte es auf die lange Reise gehn, wenn er nur nicht noch den Brief zu schreiben brauchte.

Da rührte sich Werther auf dem Nebenlager und blickte fragend in die Runde, bis sein Auge erkennend auf Henze fiel. Die Erinnerung kehrte ihm zurück, und warm und dankbar wurde sein Blick. „Dank, Kamerad", bedeutete er. Und die Hand des Erwachenden schob sich schwerfällig auf das Nebenlager zu dem Retter.

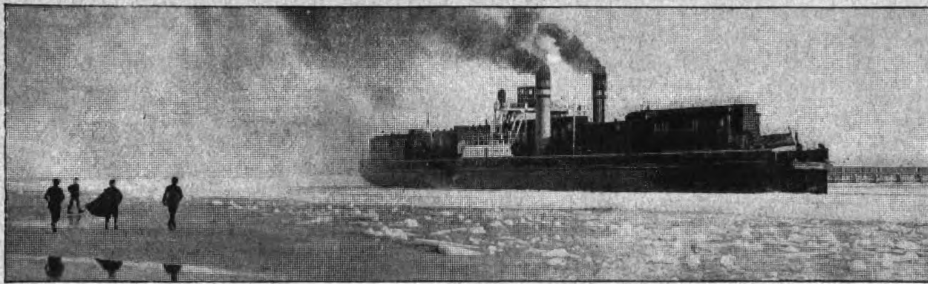
Da ging ein Lächeln über das weiße Gesicht des Wanderburschen. Nun war es nicht umsonst geschehen. Der andere würde leben!

Und ihm war leicht. Das Bild von der Landstraße: Verkommen hinterm Zaun, das stand nicht mehr auf in ihm. Hier lag er auf sauberem Lager — ein knisterndes Feuer spendete Wärme — und ein ehrenvolles Soldatengrab würde auch ihm werden wie vielen anderen.

Und während der Kampfgenosse sich zu ihm neigte, ein Dankwort sprechend, streckte er sich und trat mit einem zufriedenen Ausdruck im Gesicht die letzte Wanderung an.

Schluß des redaktionellen Teils.


KALODONT
ZAHN-CRÊME
und
MUNDWASSER



Die Ostsee im Banne des Eises.

Trajektverkehr Stralsund – Rügen im vereisten Sund.

Phot. Hünich.

# Schönheit der Büste



rosig zarte Haut in kürzester Zeit nur durch

**Dr. Richters „Festoform".**

Dies ist tatsächlich eine Methode für junge Mädchen und Frauen sowie ältere Damen zur Erzielung schöner Körperformen, ohne Taille und Hüfte zu erweitern, indem es die Plastik der Formen zu höchster Vollendung bringt. Es ist, kurz gesagt,

**das Allerbeste.**

Vor Nachahmung jeder Art wird gewarnt, bei Nichterfolg

**zahle Geld zurück**

lt. Garantieschein. Unschädlich, einfachste Anwendung. Preis M. 3.—. Doppeldosis M. 5.—. Zusendung diskret per Nachnahme (postlagernd wird nichts gesandt) nur durch

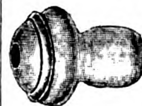
**Dr. Hans Richter,**
**Berlin-Halensee 29.**




— Die grosse Mode sind Federn. —
Die allerbesten sind meine

## „Atama-Edelstraußfedern"

solche bleiben 10 Jahre schön, und jede Dame kann dieselbe immer wieder selbst auf einen anderen Hut stecken. Der Hut wechselt, die Feder bleibt! **„Atama-Edelstraussfedern"** hat nur **Hesse, Dresden,** Scheffelstr. 15 16, 17. Preisliste A frei. Auswahlsendungen gegen Standangabe.



**Gehörschützer „ORTAU"**

**Verhütet Gehör- und Nervenschädigungen.** Schwächt die Druckempfindung bei unvermuteten schweren Detonationen bedeutend ab und macht den Menschen widerstandsfähiger, ganz schwere Beschießungen längere Zeit zu ertragen. Ständig ohne Hörverminderung tragbar. Aufkl. Drucks. kostenfr. Preis M. 2.75 d. Paar gegen Voreinsendung. **Martin Wallach Nachfolger, Cassel 5.**

## Magnesia-Magentrank

kann sich jeder selbst für ein paar Pfennige gegen Magenschmerzen, Magenkrampf, Stuhlbeschwerden zubereiten, das bezeugen die täglichen Dankschreiben, auch von denen, die 30 Jahre magenleidend waren, die nirgends Hilfe bekommen konnten, und geholfen hat. Auskunft nur 20 Pf. Briefmarken für Auslage beilegen, durch **H. Welter, Niederbreisig (Rh.),** Abt. 81.

**Reines Gesicht**



rosige Frische verleiht rasch und sicher **„Krem Haifa".** Unübertroffen gegen **Sommersprossen, Mitesser, Pickel, Röte, Rauheit** und alle Hautunreinigkeiten. — Tausendfach erprobt! Sichr. Wirkung! Preis 2.50 Mark. **H. Wagner,** Cöln 24, Blumenthalstr. 99.



**Bruchleidende**

Eine Erlösung für jeden ist unser ges. gesch.

**Spranzband**

Konkurrenzlos dastehend. Ohne Feder, ohne Gummiband, ohne Schenkelriemen. Verlangen Sie gratis Prospekt. Die Erfinder: Gebr. Spranz, Unterkochen No. 228. (Württemberg.)

**Bandwurm**

mit Kopf, ebenso Spul- u. Madenwürmer beseitigt sicher auf unschädl. natürliche Weise **Reichels Bandwurmmittel.** Einfachste Anwendung! Seit länger als 25 Jahren erfolgreich bewährt. Für Erwachsene 2.50 M., für Kinder (Altersangabe) 1.50 M. Allein echt mit Marke „Medico" und Firma Otto Reichel, Berlin 76, Eisenbahnstraße 4. Man meide Ersatzmittel. Wo nicht erhältlich, distr. Zusendung.

**Tausende befreit!**

**Zuckerkranke** erhalten **Gratis-Broschüre** über diätlose Kur (nach Dr. med. **Stein-Callenfels**) d. **W. Richartz, Cöln 1,** Georgsplatz 2 b.



**Wollen Sie elegant u. billig gekleidet gehen?**

Dann verlangen Sie kostenlos unseren Katalog No. 3 für wenig getragene Kavaliersgarderoben. **Risiko ausgeschlossen!** **Diamand,** MUENCHEN, Buttermelcherstr. 5.

**Elektro-Gürtel** b. Nieren-, Muskel-, Gelenkleiden etc. Lehrreiche Broschüre auch über Elektro-Medizinische Apparate etc. gratis, auch an Aerzte etc. **Margonal** G. m. b. H. **Berlin** Delin Fidicinstr. 38.

**Echte Briefmarken**

| | | |
|---|---|---|
| 15 versch. **Deutsche Kriegsmarken** | 3 | Mark |
| 75 verschiedene **Balkan** ... nur | 2 | Mark |
| 30 verschiedene **Altdeutsche** nur | 2 | Mark |
| 24 verschiedene **Deutsche Kolonien** | 2 | Mark |
| 1000 g. gem. aller Erdteile .. nur | 1 | Mark |

Preisliste gratis
**Paul Siegert, Hamburg 36.**



**Mitesserjäger**

beseitigt in 1 Minute **Hautfettglanz** und **Mitesser,** Pickel, Sommersprossen, großporige, höckerige u. löcherige Haut meist über Nacht oder in wenigen Tagen. **Er macht jeden Teint zart, weiß u. rein.** Preis 2.50 M. exkl. Porto. **Hortense de Goupy, Berlin-Halensee 5,** Bornstedter Str. 8.

**SCHÖNSTER SCHMUCK** für Veranda, Balkon, Fensterbretter sind unstreitig meine

**Gebirgs-Hänge-Nelken**

Versand überallhin. Prosp. gratis u. franko. **Gebhard Schnell,** Hängenelkengärtnerei, Traunstein 36, Oberb.

Jetzt beste Pflanzzeit.

Echte **Briefmarken** billigst. — Preisliste A für Sammler gratis. **August Marbes, Bremen.**

**Kaufmännisches Personal**

findet man durch eine Anzeige im „Berliner Lokal-Anzeiger" — dem Offiziellen Publikationsorgan der Aeltesten der Kaufmannschaft zu Berlin und der Zulassungsstelle der Berliner Börse

**O u. X Beine**

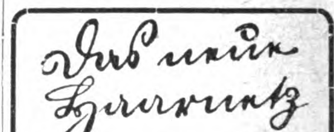
sofort kerzengerade bei Gebrauch v. „Progresso" ges. gesch. Das Neuste u. Vollkommenst. d. Jetztzt. Glänzende Dankschreib. Prospekte gratis. **Gust. Horn & Co.,** Magdeburg B. 122 Schönebecker Str. 99.

**Briefmarken**

Auswahlen nach Fehllisten.
Vorzugspreisliste gratis.
**Paul Kohl,** G. m. b. H., **Chemnitz 33 W.**




**Carl Gottlob Schuster jun.**
Bedeutende Musikinstr.-Firma
**Markneukirchen Nr. 387.** Katalog gratis.



**Fort mit dem** Beinverkürzung unsichtbar, Gang elastisch und leicht. Jeder Ladenstiefel verwendbar. Gratis-Broschüre senden **Extension G. m. b. H., Frankfurt a. M.,** Eschersheim Nr. 234.

*Das neue Haarnetz*

„Haubennetz" umschließt v. selbst die ganze Frisur, ohne sichtbar zu sein. Preis p. Stck. 60 Pf., bei 6 Stck. 50 Pf. (garantiert echt. Menschenhaar). Dazu gratis mein neues Lehrbuch Nr. 63 mit vielen Abbildungen zum Selbstfrisieren. **Haarnetz-Fabrik Wörner München 63, Färbergraben 27.**

# GLORIA-VIKTORIA-ALBUM

Das 400 Seiten starke Nachschlage- und Postkarten-Sammelwerk des Völkerkrieges dient in erster Linie der Unterhaltung und Belehrung, besonders der heranwachsenden Jugend, durch das Sammeln der Kriegspostkarten und das dadurch bedingte Studium der beigegebenen Kriegsschauplatzkarten aller Fronten. Raum für 800 bis 1000 Gloria-Viktoria- und Feldpostkarten. Das Werk kostet mit den Karten von sämtlichen Kriegsschauplätzen (46 × 51 cm) einschließlich einer Serie (6 Stück) künstlerischer Gloria-Viktoria-Postkarten frei Haus Mk. 5,—. Jede weitere erscheinende Serie (bis jetzt 34 Serien zu 6 Karten) 30 Pfennig. Auf den vielfarbigen Gloria-Viktoria-Karten sind alle wichtigen Kriegsereignisse meistens nach Originalaufnahmen aus dem Felde dargestellt. Man sendet einige Serien von Gloria-Viktoria-Karten der entsprechenden Kriegsschauplätze an die Angehörigen im Felde. Die beschriebenen, mit dem Feldpoststempel versehenen Karten erhalten hohen Sammelwert und gestalten das Album zu einer besonders wertvollen Erinnerung für jede Kriegerfamilie. Bezug durch den Buchhandel und die Kriegshilfe München-Nordwest. Für Oesterreich-Ungarn hat das K. K. Kriegsministerium eine eigene Ausgabe des Werkes veranstaltet. Bezug durch das Kriegsfürsorgeamt, Wien IX, Berggasse 16.

**Kriegshilfe München-Nordwest. Postscheckkonto München Nr. 5825.**



## Büchertafel.

Besprechung einzelner Werke vorbehalten. Rücksendung findet in keinem Falle statt.

Fritz Strahlmann: „Im Heidekranz und andere Gedichte aus Heimat und Fremde“. Wildeshausen, Burgverlag.

Prof. Paul Schulze: „Alte Stoffe“. Ein Leitfaden für Sammler und Liebhaber. Berlin, Carl Schmidt & Co.

Fritz Strahlmann: „Großes Erleben“. Weltkriegsgedichte. Wildeshausen, Burgverlag.

Lucie Rohmer-Heilscher: „Aus Traum und Tag“. Paderborn, Junfermannsche Buchhandlung.

Rudolf Eucken: „Die geistesgeschichtliche Bedeutung der Bibel.“. Leipzig, Alfred Kröner.

„Werner Siemens“. Ein kurzgefaßtes Lebensbild nebst einer Auswahl seiner Briefe. Herausgegeben von Conrad Matzschoß. 2 Bände. Berlin, Julius Springer.

Hans Würtz: „Der Wille siegt“. (Band I: „Der Kriegsinvalide“.) Berlin, Hermann Kalkoff.

Arthur Achleitner: „Im Gamsgebirg!“ Stuttgart, Adolf Bonz & Co.

„Frankfurter Universitätsreden 1917“. (Heft 6. Wilhelm Merton. Von Prof. Dr. Philipp Stein) Frankfurt a. M., Werner & Winter.




Prospekte der nachstehend aufgeführten Inserenten sind kostenlos entweder direkt zu beziehen oder durch das Reise-Auskunfts-Bureau des „Berliner Lokal-Anzeigers", Berlin SW 68, Zimmerstr. 36—41, sowie durch die Geschäftsstellen von August Scherl G. m. b. H. in Berlin und in den größeren deutschen Städten, ferner in Wien u. Zürich

**Die Reihenfolge der einzelnen Inserate gibt keinen Anhalt über Rangverhältnisse der betreffenden Hotels etc.**

### *Norddeutschland.*

**Bad Kleinen** (Mecklbg.) am Schweriner See. Sanatorium für innere u. Nerv.-Leid. San.-Rat **Dr. A. Steyerthal.**

**Bad Polzin** (Moorbad in Pommern). **Kaiserbad Sanatorium,** physikalisch-diätische Heilanstalt. **Sanitätsrat Dr. Hölzl.**

### *Brandenburg.*

**Buckow** **Kr. Lebus** (Märk. Schweiz). **Sanatorium u. Erholungsheim Waldfrieden.** Vorzügliche Verpfleg. Gelegenheit zu phys. diät. Kur u. ärztl. Leitg. Dtsch. Offiz.-Ver. 1916 Tel. Nr. 55.

**Eberswalde** **Dr. Seele's Sanatorium „Drachenkopf"** f. Nerven-, Innere-, Stoffwechselkr., Entziehungsk. u. Erholungsbedürftige.

**Falkenhagen** **Seegefeld-A. bei Berlin.** Sanatorium **8—11 M.** San.-Rat Dr. Straßmann. (Einzelzimmer 9—11 M.)

**Wald-Sieversdorf** (Märk. Schweiz). **Märk. Sanat.** Prosp. durch **Leiter u. Bes. Dr. med. Friedrich.**

### *Westdeutschland.*

**Bad Aachen** **Palasthotel „Aachener Quellenhof".** Eröffnet Juni 1916. Deutschlands vollkommenste Hotelanlage.

**Godesberg** a. Rhein. **Kurfürstenbad „Godesberg".** Für Nervöse u. Erholungsbed. San.-Rat Dr. Stähly. Direktor Butin.

**Godeshöhe** **bei Godesberg a. Rh.,** gegenüb. d. Siebengeb., **Höh.-Kuranst. f. Nervöse u. Erholungsbed. (Kriegsbeschädigte),** m. all. mod. Einricht. Stundenl. gesch. Wälder dir. a. Hause. Prosp. fr.

### *Teutoburger Wald.*

**Bad Lippspringe** unübertr. gegen **Lungen- u. Halsleiden**
**Arminiusbad** Frequenz 8000. Kriegsteiln. Vergünstig. Prosp. d. d. **Brunnen-Administration.** (Man beachte d. Adresse.)

**Bad Lippspringe** Kurbad a. Teutoburg. Wald. Bahnstation.
**Kurbrunnen:** **radioaktive Heilquelle. Bestbewährt bei Lungen- und Halsleiden. Bäder und Inhalationen. Ermäßigung für Kriegsrekonvaleszenten. Briefadresse: Kurbad Lippspringe.**

**Sanatorium Lippspringe** Priv.-Heilanst., für alle Erkrank. der Atmungsorgane. Eig. mod. Inhalat. Erstkl. komf. Einricht. Prosp. fr. Bes. u. Leit. **Dr. Brackmann,** Badearzt.

### *Mitteldeutschland.*

**Bad Wildungen** **für Nieren- und Blasenleiden.** Fürstliches **Badehotel I. Ranges. „Der Quellenhof"** bisher **„Hotel Quisisana".** Vornehmst. Haus. Im Kurpark. Reelle Preise. Das ganze Jahr offen. Prosp. postfr. **M. Möbus.**

### *Sachsen.*

**Bad Elster** Sanatorium **Geh.S.-R. Köhler** Vorn. Einr., Moor- u. Stahlbad, Zanderinst., **Diätkuren.**

**Bad Reiboldsgrün** **i. Vogtl.** 700 m. Heilanst. f. Lungenkr. Vorzugspr. f. Offiz. **Hofrat Dr. Wolff.**

**Leipzig** Hotel Astoria **Neu eröffnet!** Am Hauptbahnhof.

**Leipzig** Fürstenhof neu erbaut, für längeren Aufenth. bestens geeign. Zim. M. 3.00, mit Bad M. 6.00.

**Zöbisch** Haus Vogtld. Ideal. Aufenth. f. Erholbed. Hot. u. Villen. **Prosp. d. Bad Reiboldsgrün i. V.**

### *Sächsisches Erzgebirge.*

**Aue** **i. Erzgeb. San.-Rat Dr. Pillings Sanatorium f. Nervenkranke. Herz-, Magen-, Darmleid-, Stoffwechselkr. Hydrotherapie, Diät. Massage. Elektr. Luft-Lichtk., Heilgymn. Röntgenkabinett.**

### *Harz.*

**Sülzhayn** **Süd-Harz,** Sanatorium **„Otto Stubbe"** für Leichtlungenkranke. Beste Lage im Südharz. Spezialarzt. Prosp.

### *Süddeutschland.*

**Bad Nauheim** **Sanat. Kurh. Walzer.** Herz- u. Nerv.-Leid. Tabes. V. 12 M. tgl. an inkl. Bhdlg. Offiziersh. **Dr. Walzer. Villa Tielemann,** allererst. Rg. a. Kurh. u. N. Bäd. Herrl., ruh., son. Park. Abgeschloss. Wohn. u. Zim. m. u. o. Bad. Mäß. P. Eröff. 15. III. **A. Spöth.**

**Wiesbaden** **Haus Dambachtal,** Dambachtal 23 u. Neubg. 4, neuzeitlichste Pension. Jahresbetrieb. Z. m. Pens. 6,50 an. **Hotel Badhaus Goldener Brunnen.** Eig. Quelle. Pens. inkl. Bad. Trinkkur. Winterkuren. 7—10 Mark.

### *Badischer und Württembergischer Schwarzwald.*

**Freudenstadt** **Hotel Waldlust, I. R.** in herrlicher Waldlage. Wintersport. Eig. gr. Milchwirtschaft Vorzügliche Verpflegung. Prosp. d. Bes. **Ernst Luz.**

**Wildbad** **Württ. Schwarzwald. Hotel Post. I. Rg.** Pension. Zentralh., Lift. Prosp. **W. Großmann, Bes.**

### *Bayern.*

**Bad Kissingen** **Hotel Wittelsbach,** best geeignetes Haus für **Winterkuren** mit allen neuzeitl. Vorzügen.

**Lindau** **im Bodensee,** auf einer Insel schön gelegen, herrliche Alpenaussicht. **Hotel Bayerischer Hof, I. Ranges,** alle neuzeitl. Einrichtungen. **Pension.** Stets geöffnet. **Bes. W. Spaeth.**

**Partenkirchen-Kainzenbad** **Sanatorium** f. innerl. Kranke, Nervöse, Erholungsbed., Frauenleid., Moor-, u. Mineralbäd. Jahresbetr. Leit. Arzt **Dr. Behrendt.**

### *Schweiz.*

**Davos-Dorf** **Sanatorium Guardaval.** Vornehme Lungenheilanstalt. Schloßartig gelegen. Prospekt.

**Davos-Dorf** **Sanatorium Davos-Dorf.** Leit. Arzt: Dr. J. Biland. Moderne Hygiene. Illustr. Prospekt.

**Davos-Platz** **Sanatorium Turban. Leit. Arzt: Geheimer Hofrat Dr. Turban.** Prospekt. **Sanator. Dr. Dannegger** f. Lungenkr. Ruh., sonn. Lage. Mäß. Preise. Prosp.

**Dolder-Zürich** **Waldhaus Dolder.** I. klass. Famil.-Pens. u. Hotel. Prächt. erhöhte Lage. Blick a. See. Ruhe.



Druck u. Verlag von August Scherl G. m. b. H., Berlin SW, Zimmerstr. 36/41. — Für die Redaktion verantwortlich: Chefredakteur Paul Dobert, Berlin; in Oesterreich-Ungarn für die Redaktion verantwortlich: L. Wirth, Wien VI, Theobaldgasse 17, für die Herausgabe Robert Mohr, Wien I, Domgasse 4. — Für den Anzeigenteil verantwortlich: A. Bieniak, Berlin.

# DIE·WOCHE

Nummer 11. | Berlin, den 17. März 1917. | 19. Jahrgang.

## Inhalt der Nummer 11.





## Die sieben Tage der Woche.

### 6. März.

Auf dem rechten Somme-Ufer nimmt gegen Abend der Artilleriekampf große Heftigkeit an. Nach Trommelfeuer greift der Engländer östlich von Bouchavesnes erneut an. Sein Angriff wird abgewiesen, ein weiterer durch unser Vernichtungsfeuer vereitelt.

An den Osthängen des Kelemen-Gebirges im Südteil der Waldkarpathen werden mehrere russische Kompagnien, die nach lebhaftem Feuer unsere Stellungen angreifen, zurückgewiesen.

### 7. März.

An der Scarpe, beiderseits von Ancre und Somme, in der Champagne und auf dem Ostufer der Maas rege Artillerietätigkeit. Klares Wetter begünstigt die Flieger in Erfüllung ihrer Aufgaben. In zahlreichen Luftkämpfen werden fünfzehn feindliche Flugzeuge abgeschossen.

Im Mittelmeer werden acht Dampfer und sieben Segler mit zusammen über 40 000 Tonnen versenkt.

### 8. März.

Eine amtliche Meldung aus Paris berichtet die Versenkung des französischen Torpedojägers „Kassini" durch Torpedoschuß am 28. Februar im Mittelmeer.

General der Kavallerie Graf Ferdinand Zeppelin stirbt im Charlottenburger Westsanatorium an Lungenentzündung.

### 9. März.

In der Champagne greifen die Franzosen die südlich von Ripont von uns genommenen Stellungen nach Trommelfeuer an. Es gelingt ihnen, in einzelne Gräben auf Höhe 185 und die Champagne-Fe einzudringen; an allen anderen Stellen werden sie abgewiesen. Ein Gegenstoß hat die Grabenstücke auf der beherrschenden Höhe 185 wieder in unseren Besitz gebracht; das tief gelegene Gehöft hält der Gegner. Auf dem linken Maasufer richtet sich ein französischer Vorstoß gegen unsere Linien auf dem Südhang der Höhe 304; er scheitert.

Im Februar haben wir 24 Flugzeuge verloren. Unsere Gegner haben im Westen, Osten und auf dem Balkan einundneunzig Flugzeuge eingebüßt, von denen 37 in unserm Besitz, 49 jenseit der Linien erkennbar abgestürzt und 5 zur Landung gezwungen sind.

### 10. März.

In der westlichen Champagne gingen beiderseits von Prosnes Russen, geführt von französischen Offizieren gegen unsere Stellungen vor. An einzelnen Stellen eingedrungene Abteilungen werden durch Gegenstoß vertrieben.

Südlich von Ripont entspannen sich westlich der Champagne-Fe., die mehrmals den Besitzer wechselte, neue Kämpfe, die keine wesentliche Aenderungen der Lage herbeiführten.

Von zurückgekehrten U-Booten sind neuerdings wieder Dampfer und Segelschiffe von zusammen 42 177 Brutto-Reg.-Tonnen versenkt und eine Prise von 1100 Brutto-Reg.-Tonnen mit Salpeter eingebracht worden.

### 11. März.

In der Champagne erneuern die Franzosen ihre Angriffe gegen unsere Stellungen auf dem Südhang der Höhe 185 und beiderseits der Champagne-Fe. Sie sind trotz Einsatzes starker Kräfte und erheblicher Munition überall blutig abgewiesen worden.

### 12. März.

Südlich von Ripont greifen die Franzosen Teile unserer Stellungen an, sie werden abgewiesen. Durch Luftangriffe unserer Flieger verlieren die Gegner sechzehn Flugzeuge und zwei Fesselballone, durch Abwehrfeuer ein Flugzeug.

Im Mittelmeer werden versenkt: Sechs Dampfer und acht Segler mit zusammen über 35000 Tonnen, darunter am 17. Februar der bewaffnete französische, von Zerstörern gesicherte Truppentransportdampfer „Athos" (12644 Tonnen) mit einem Bataillon Senegalesen sowie tausend chinesischen Munitionsarbeitern an Bord.

## Graf Zeppelin †

Von Geh. Reg.-Rat Prof. Dr. H. Hergesell.

Als am 8. März die Todesnachricht die deutschen Gaue durcheilte, daß der unermüdliche, stets für das Vaterland tätige Heldengreis seine Augen für immer geschlossen habe, da wollte niemand, vor allem keiner seiner Freunde, die ihn noch kurz vorher in voller Rüstigkeit und Arbeitskraft gesehen hatten, glauben, daß das Unerbittliche wahr sei. Leider blieb die Bestätigung nicht aus. Eine tückische Darmkrankheit hatten den Grafen plötzlich erfaßt, eine gut geglückte Operation hatte vorläufige Rettung geschaffen, da brachte ein altes Ohrleiden Fieber mit nachfolgender Lungenentzündung, und so kam schnell das unabweisbare, sanfte Ende des alten Kämpfers und Streiters. Trauernd steht ganz Deutschland an seinem Grabe. Der Kaiser, die Fürsten, das deutsche Volk haben in ihren Beileidsbezeugungen ausgesprochen, was er uns allen war vor dem Kriege und während des Krieges. Vor dem Kriege ein Führer der Deutschen zur Eintracht, zu einem festen, hohen Ziel, ein Mahner, daß nicht die schwankenden Meinungen und die Zwietracht uns großmachen, sondern nur der Glaube an das Schöne und Hohe im Menschenstreben, in diesem Sinne ein Einer der Volksmeinungen, ein Zusammenschweißer des ganzen Volkes. Im Kriege: Ein Rufer im Streit, der stets auf die großen Ziele hinwies, die wir erreichen müssen, wenn anders das Leben nach diesem gewaltigen Völkerringen noch lebenswert sein soll, ein gewaltiger Schmied, der uns die Waffe geschmiedet hat, mit der wir zum erstenmal unsern unerbittlichsten

Feind gewaltige Wunden schlagen konnten, mit der wir zum ersten Mal dem stolzen Briten das Grauen des Krieges in die meerumschützte Insel hineintragen konnten. Mit allen Fasern seines Herzens, mit allen Windungen seines Hirns hat Graf Zeppelin den gewaltigen Kampf der Nationen verfolgt, immer tätig an der Ausbau unserer Wehr, von Front zu Front eilend, um anzuspornen bei allen Behörden, die irgendwie mit dem Kriege zu tun hatten, tätig, um neue Anregungen zu geben, um neue Ideen zu entwickeln. Wenn er stets bedauert hat, daß er als Offizier nicht selbst auf dem Platz stehen konnte, wohin ihn sein ganzes Schaffen hinzog, so können wir das aus ganzem Herzen nachfühlen. Aber anderseits müssen wir auch zugestehen, daß es vielleicht gut war, daß dem so gewesen ist. Vielleicht hat der Graf so mehr wirken und nützen können als in einer ausgesprochen militärischen Stellung, die immer von gewissen Grenzen umzogen ist.

Erst nach dem Kriege wird es möglich sein, die Tätigkeit Zeppelins zum Nutzen des Vaterlandes während des gewaltigen Kampfes voll zu würdigen, jetzt kann nur die große Bedeutung und Wichtigkeit dieses Schaffens hervorgehoben werden.

Es ist ein Jammer, daß er uns dahingestorben ist noch vor dem Siege, und auch ihm hat vor der letzten Krankheit der Gedanke Sorge gemacht, er möchte das Ende nicht mehr erleben, ein Ahnen des Todes, der ihm verwehren sollte, das Vaterland geschmückt mit dem Siegeskranze zu sehen. . . .

Die Entwicklung des Werkes des Grafen Zeppelin ist durch mannigfache Schriften in seinen Wesenheiten dem deutschen Volke bekannt geworden. In diesem Nachruf will ich, ein genauer Kenner des ganzen Werdeganges, versuchen, die Hauptpunkte der Entwicklung herauszuarbeiten, ein Versuch, der um so gerechtfertigter erscheint, als auf diese Weise die Persönlichkeit des Grafen, sein edler und vornehmer Charakter noch mehr in den Vordergrund tritt.

Die erste Phase der Zeppelinluftschiffe wird durch die drei Fahrten des Luftschiffes, das im Jahre 1900 fertig geworden war, gekennzeichnet. Das Schiff mit den heutigen verglichen war ein Embryo, die Aufstiege selbst waren nur Versuche, die die kommende Entwicklung anbahnen sollten. Wenn dieses heute noch hervorgehoben werden muß, um die Leistungen des Jahres 1900 zu würdigen, um wie viel mehr fehlte diese Erkenntnis unmittelbar nach den Fahrten. Die Aktiengesellschaft, die Graf Zeppelin gebildet hatte, löste sich auf, es blieb dem Grafen allein überlassen, die nötigen Mittel zur Fortführung seiner Arbeiten aufzubringen.

Und doch war Großes erreicht worden. Das starre System hatte bewiesen, daß es aufsteigen, daß es fliegen, daß es sich steuern und unversehrt auf eine Wasserfläche wieder zur Erdoberfläche zurückbringen lasse. Alle diese Eigenschaften aber waren von vielen Sachverständigen nicht nur bestritten, sondern zum Teil in leidenschaftlicher Weise für unmöglich erklärt worden.

Während man heute, von einem entfernteren abgeklärteren Standpunkte, diese großen Erfolge ohne Bedenken erkennt, war unmittelbar nachher eigentlich allgemeine Enttäuschung vorhanden, nicht nur beim großen Publikum, sondern auch bei den Fachleuten. Die allgemeine Erwartung, ein vollendetes Luftschiff gewissermaßen im ersten Guße zu erhalten, war nicht erfüllt.

Wir treffen hier zum ersten Mal die Erscheinung an, daß von den Zeppelinschiffen stets das Vollkommenste verlangt wurde, während jeder Fehler, der nur auf mangelhafter Erfahrung und Übung beruhte, dem ganzen System zum Schaden geschrieben wurde.

Da das Versuchschiff nach der dritten Fahrt in der Halle in geleertem Zustande durch Abreißen von den Aufhängeketten verunglückte, mußte Graf Zeppelin von neuem die saure Arbeit beginnen, die Mittel zur Fortsetzung der Versuche zusammen zu bringen, wahrlich die schwerste, die demütigenste Arbeit seines Lebens, wie ich aus eigener Erfahrung bei der Mitarbeit voll und ganz bestätigen kann. Die ganze Welt stand gegen uns, die stählerne Mauer der Urteile von Sachverständigen mußte durchbrochen, der immer wieder zusammenfließende Sandberg von Vorurteilen und vorgefaßten Meinungen der großen Menge mußte durchgraben werden.

Erst im Jahre 1904 war dieser Kampf glücklich zu Ende geführt, nachdem mehreremal die große Gefahr bestanden hatte, daß das ganze Unternehmen vom Grafen Zeppelin aufgegeben, die Werften verkauft, die Ingenieure und Arbeiter entlassen werden mußten. Am schlimmsten stand es Anfang 1903. Da schrieb der Graf die folgenden rührenden Zeilen: „Lieber Professor und Freund! Noch eine letzte Antwort steht aus — denn wenn sie verneinend ist, sterbe ich zum zweiten Mal; denn ein Leben ohne zweckvolle Arbeit ist kein Leben, und ich bin zu alt, mir nochmals, wie nach meinem Dienstaustritt, eine Aufgabe zu schaffen.

Ihnen aber danke ich von Herzen für die gute und ausdauernde Unterstützung, die Sie mir im Kampfe geboten haben. Sie sind mutvoll wie kein anderer für Ihre Überzeugung eingetreten, daß ich auf dem richtigen Wege bin. Ich hoffe nur, Sie werden nicht lange unter der weniger günstigen Beurteilung verbleiben, welche Ihnen Ihr hartnäckiges Ausharren bei mir zugezogen haben könnte.

Eigentlich wollte ich Ihnen erst schreiben, nachdem der letzte Würfel gefallen gewesen wäre. Allein die Sache schleppt sich von einem Tage zum andern, und da darf ich nicht mehr länger zögern. Das anliegende Blatt bestätigt Ihnen, daß ich zur Auflösung Friedrichshafen-Manzell genötigt bin."

Zum schlimmsten ist es doch nicht gekommen, da, besonders durch Eingreifen der württembergischen Regierung, hinreichende Mittel beschafft werden konnten, um 1904/05 ein neues Luftschiff fertigstellen zu können. Aber auch dieses Fahrzeug wurde vom Schicksal verfolgt. Die Herbstfahrt im Jahre 1905 verunglückte schon bei Beginn, und im Januar 1906 kam der Aufstieg, der das Fahrzeug von der Seefläche entfernte und mit der Landung auf festen Boden im Algäu endigte.

Dieser Versuch, so unglücklich er auch endigte, war doch von entscheidender Bedeutung für die Entwicklung des Zeppelinschiffs. Zunächst zeigte er allen Einsichtigen, daß das starre Schiff, von dem allgemein geglaubt wurde, daß es nur auf einer Wasserfläche niedergehen könne, ohne alle Gefahr auf dem festen Erdboden zu landen vermöchte. Für den Grafen selbst brachte der Aufstieg zunächst eine große Enttäuschung oder besser eine vollständige Aufgabe seiner Bauart. Die Fahrt des Schiffes erfolgte bei ruhigem klarem Wetter, über der Fläche des Sees herrschten kaum 5 Meter Wind. Da das Schiff, trotz aller Versuche gegen den Wind zu steuern und die Fläche des Sees wiederzugewinnen, immer weiter von der Luftströmung landeinwärts getrieben wurde, mußte der Graf annehmen, daß trotz der starken

# Zeichnet die sechste Kriegsanleihe.

Die Kriegsopfer für alle Völker abzukürzen, hat Kaiserliche Großmut angeregt.

Nun die Friedenshand verschmäht ist, sei das deutsche Volk aufgerufen, den verblendeten Feinden mit neuem Kraftbeweis zu offenbaren, daß deutsche Wirtschaftsstärke, deutscher Opferwille unzerbrechlich sind und bleiben.

Deutschlands heldenhafte Söhne und Waffenbrüder halten unerschütterlich die Wacht. An ihrer Tapferkeit wird der frevelhafte Vernichtungswille unserer Feinde zerschellen. Deren Hoffen auf ein Müdewerden daheim aber muß jetzt durch die neue Kriegsanleihe vernichtet werden.

Fest und sicher ruhen unsere Kriegsanleihen auf dem ehernen Grunde des deutschen Volksvermögens und Einkommens, auf der deutschen Wirtschafts- und Gestaltungskraft, dem deutschen Fleiß, dem Geist von Heer, Flotte und Heimat, nicht zuletzt auf der von unseren Truppen erkämpften Kriegslage.

Was das deutsche Volk bisher in kraftbewußter Darbietung der Kriegsgelder vollbrachte, war eine Großtat von weltgeschichtlich strahlender Höhe.

Und wieder wird einträchtig und wetteifernd Stadt und Land, Arm und Reich, Groß und Klein Geld zu Geld und damit Kraft zu Kraft fügen — zum neuen wuchtigen Schlag.

Unbeschränkter Einsatz aller Waffen draußen,
aller Geldgewalt im Innern.

Machtvoll und hoffnungsfroh der Entscheidung entgegen!

---

eingebauten Motoren das Fahrzeug nicht einmal mit 18 Kilometer Stundengeschwindigkeit in ruhiger Luft einherfahren könne, eine Tatsache, die alle Berechnungen über die Geschwindigkeit der Zeppelinschiffe über den Haufen warf und seinen größten Gegnern zu Recht verhalf. Es war wohl einer der schrecklichsten Augenblicke im Leben Zeppelins, als sich ihm die Überzeugung aufdrängte und ihm zur Gewißheit wurde, daß seine ganze Lebensart zunichte geworden sei. Bei diesem starken Charakter führte aber die Erkenntnis dieser Richtigkeit sofort zum Entschluß, zur Handlung. Sein gewaltiges Schiff lagerte noch fast völlig unversehrt auf dem Boden und hätte leicht zum See und zurück zur Halle gebracht werden können. Trotzdem kam sofort der Entschluß, die ganze Arbeit an der Luftschiffahrt aufzugeben, und fast ehern klang der Befehl an die herbeigeholten Werkleute: „Zerschlagt das Fahrzeug, wir sind fertig.“ Ein ergreifender Augenblick für alle, die neben ihm und ihm nahestanden. Und doch war er wieder der erste, der den verzweifelnden Mitarbeitern Trost und Ermutigung zusprach, schon als er noch voll von seiner irrtümlichen Anschauung umfangen war.

Denn die Annahme über die zu geringe Geschwindigkeit des Luftschiffs beruhte auf einem Irrtum oder besser gesagt auf einer Unkenntnis. Nicht gegen den Bodenwind, der allerdings nur 18 km in der Stunde betrug, mußte das Schiff ankämpfen, sondern gegen die Luftströmung von etwa 50 km in der Stunde in seiner Fahrhöhe von 600 m. Als wir ihm diese Tatsache sowohl aus einwandfreien Windmessungen als aus der Luftgeschwindigkeit des Schiffes nachweisen konnten, war bei diesem heldenmütigen und tapferen Manne der Entschluß zur Weiterarbeit sofort wieder gefaßt. Von tiefstem Niederdruck der Seelenstimmung hinauf zum tatkräftigen Handeln bedurfte es nur kurzer Zeit. Wohl war das Schiff zerschlagen, wohl stand die noch härtere Arbeit bevor, jetzt ein ganz neues Schiff zu bauen! Jedoch kein Zögern, sofort ging es an die neue und größere Aufgabe.

Das genaue Studium der Algäuer Fahrt führte vor allem zu einer wichtigen Erkenntnis und damit zu einer weiteren bedeutenden Fortentwicklung des Zeppelinsystems. Ein langgestreckter Körper, wie ein Zeppelin-Schiff, das man gut mit einem an beiden Enden zugespitzten Bleistift vergleichen kann, ist, wenn er sich in seiner Längsrichtung bewegt, unstabil, die geringste Kraft treibt ihn aus der Fahrtrichtung und stellt ihn quer zu derselben. Bei den Zeppelinschiffen sollte diesem Bestreben bisher allein durch die Seiten- und Höhensteuer entgegengetreten werden. Bei der Algäuer Fahrt fiel es den meisten Beobachtern auf, wie starke Höhenschwingungen das Schiff bei seinen Fahrten gegen den Wind ausführte, eine Tatsache, die bald die Erkenntnis brachte, daß die Steuer, wenigstens in der damaligen Form, nicht genügten, um völlige Stabilität herbeizuführen. Wenn angängig, erschien es geboten, eine selbsttätige Stabilisierung des Schiffskörpers zu bewirken. Ich schlug Messungen und Studien an einem Schiffsmodell vor, das in einen künstlichen Luftstrom zu setzen sei. Nach der Algäuer Landung wurden die noch unversehrten Schiffsmotoren benutzt; sie wurden in eine Luftstromkammer eingebaut, in deren Strömung ein etwa ein Meter langes Modell des Schiffskörpers gehängt werden konnte. Die Messungen, die Oberingeneur Dürr ausführte, brachten die festen Stabilisierungsflächen, mit denen später die Steuerflächen verbunden wurden. Erst auf diese Weise wurde ein sicheres und stabiles Fahren in der Längsrichtung ermöglicht. Während dieser Studien ging der Graf noch einmal in den Riesenkampf um die Geldmittel, um neue Schiffe nach den neuerkannten Grundsätzen zu bauen. Jetzt kam die Zeit des Verhandelns mit den Behörden, das Eingreifen des Reichs: auf Einzelheiten brauche ich hier nicht einzugehen, da sie alle bereits dokumentarisch veröffentlicht sind.

Schon das im Jahre 1906 hergestellte neue Schiff zeigte die vorzüglichen Eigenschaften, die man nach den vorher angestellten Versuchen erwarten konnte. Die Fahrten im Jahre 1907, die von Reichskommissaren begleitet und bewertet wurden, bestätigten völlig den Wert des Systems. Es kamen dann die Fahrten des Jahres 1908, von denen die Echterdinger, die bekannteste ist und jene großartige, das ganze deutsche Volk aufpeitschende Wirkung gehabt hat. Millionen wurden in kurzer Zeit gesammelt und dem Grafen zur Verfügung gestellt. Der Luftschiffbau Zeppelin bildete sich, die Werft in Frie-

drichshafen erstand und brachte immer neue Vervollkommnungen des Schiffs, wie im einzelnen in der Festschrift zum 75. Geburtstag des Grafen von der Luftschiffbau-Gesellschaft beschrieben und hier nicht näher auszuführen ist. Die eigentliche Entwicklungzeit, die Streit- und Kampfzeit des Grafen, ist im wesentlichen mit dem Jahr 1908 abgeschlossen.

Gerade im Kampf um sein Werk zeigten sich die herrlichen Charaktereigenschaften dieses Mannes, der seinen Freunden stets ein treuer Freund, seinen Feinden niemals ein Feind gewesen ist, der auch in den unglücklichsten Stunden, wenn sein Wirken von feindlichen Kräften niedergedrückt wurde, stets noch ein Wort fand, um häßliches Handeln zu entschuldigen und zu erklären. Es kann nicht meine Aufgabe sein, in diesen Zeiten auf die mannigfachen Beziehungen einzugehen, die Zeppelin mit so manchen anderen Problemen unserer Kultur verbunden hat. Nur das, was mir am nächsten liegt, seine Beziehungen zur Wissenschaft, will ich noch kurz streifen. Obwohl selbst kein Fachmann in irgendeiner ausgesprochenen Richtung, hatte er doch einen scharfen Blick für alle Probleme der Wissenschaft. Besonders für die Aufgaben der Technik hatte er gewissermaßen ein angeborenes Verständnis; wie überraschte er bei wissenschaftlichen Diskussionen manchen Fachmann durch sein einfaches und klares Urteil. Für die Fragen, welche sein eigentliches Reich, die Luft, angingen, interessierte er sich besonders. Die Untersuchung des Luftwiderstandes beschäftigte ihn selbstverständlich von jeher, hier hat er auf eigenartige Weise manches Problem gelöst.

Zu erwähnen sind in dieser Beziehung gewisse Fragen des Vogelfluges; voll Reiz sind seine Briefe, in denen er sich mit der Durchsichtigkeit der Gewässer aus großer Höhe senkrecht herab beschäftigt, endlich ist von Bedeutung sein Interesse für die Ausbildung seines Luftschiffes als wissenschaftliches Instrument. Die Untersuchungen seiner Werft über den Luftwiderstand, gemessen durch die Bewegung seiner Luftschiffe selbst; das Studium der luftelektrischen Erscheinungen in und neben dem Luftschiff sind alles Arbeiten, die von Zeppelin angeregt und eifrig verfolgt werden.

Zum Schluß nenne ich noch unsere Bestrebungen, die Zeppelinschiffe als Vermessungschiffe auszubilden. Hier standen wir vor Beginn des Krieges vor großen Aufgaben. Ich bin sicher, daß im Frieden die Luftfahrzeuge hier große Aufgaben lösen werden.

Ich komme zurück zu den Luftfahrten. Die Echterdinger Fahrt mit ihren gewaltigen Folgen habe ich bereits erwähnt.

Auf Fachkreise und auch auf die außerhalb Deutschlands befindliche Menge hat die Reise, die ein Zeppelinschiff am 1. Juli 1908 kurz vorher in zwölfstündiger Fahrt weit vom See entfernte und durch das bergige Gelände der Schweiz führte, einen ebenso gewaltigen Eindruck gemacht. Ich hatte damals das Glück, diese Fahrt mitzumachen und meinen unvergeßlichen Freund und Berater zu begleiten. Mit den Erinnerungen an diese gemeinsame Fahrt will ich schließen: Zwischen acht und 9 Uhr morgens stiegen wir auf, überflogen Konstanz, den Rheinfall bei Schaffhausen, den Vierwaldstättersee, wandten uns über den Zuger See nach dem Horgenpaß, um, diesen in schwierigem Fluge übersteigend, die weite Fläche des Züricher Sees zu erreichen. Im hellen Sonnenschein fuhren wir über Auen, Täler, Berge, Seen und volkerfüllte Städte, die uns neidlos überall einen jubelnden Festgruß emporsandten. Ich empfand es mit vollem Herzen: Was auch noch kommen mag, der Graf hat gesiegt, sein Schiff hat den Luftraum bemeistert.

Neben mir aber stand der Mann, der dies alles, man kann wohl sagen, gegen den Widerstand einer ganzen Welt geschaffen. Ein mildes Lächeln verklärte seine Züge, als er auf seine Arbeitstätte, den Bodensee, herabblickte. Die Abendsonne beschien das edle Antlitz und küßte es mit dem Hauch der Unsterblichkeit.

# Das Armenhaus von Islington.

Schilderung eines englischen Zivilgefangenenlagers. Von Carl Hans Stielow.

Wir siebenhundert und etliche Deutsche, die im Armenhause von Islington als Zivil-Kriegsgefangene zusammengepfercht saßen und trübselig auf das unabsehbare Ende unserer schweren Prüfungzeit warteten, hatten es uns nie im Leben träumen lassen, daß dieses graue Asyl für gebrochene Menschenleben das letzte Reiseziel unserer Laufbahn in England sein würde. Und doch, wie niederdrückend und sogar ehrwidrig der Name „Armenhaus“ auch klingen mag, war es ein Palast unter den Gefangenenlagern Englands.

„Wie sieht es in so einem Internierungslager eigentlich aus?“ Das ist eine Frage, die man oft hört. Nun es ist, wie ich aus eigner Erfahrung weiß, nicht leicht, sich eine Vorstellung davon zu machen — und ich hätte heut noch ein gänzlich falsches Bild davon, wenn ich nicht selbst als Gefangener darin gewesen wäre — „glücklicherweise“, hätte ich beinah gesagt. Doch das „Glück“ besteht nur darin, daß ich dem Leser ein Bild von solchem Lager geben kann, aber keineswegs in der Tatsache, daß ich unschuldig in meinem Alter von 55 Jahren ein ganzes Jahr meines Lebens dort absitzen mußte, bis mich der Austausch der über Fünfundvierzigjährigen vor wenigen Wochen befreit hat. Eine größere Grausamkeit und Unmenschlichkeit, als einen harmlosen Zivilisten, der über ein Vierteljahrhundert loyal und geachtet im Lande gelebt hat, der Freiheit und der Gemeinschaft mit seinen Lieben zu berauben, kann man sich gewiß nicht vorstellen. Wenn ich daher bei meiner Schilderung des Lagers von Islington gern zugeben will, daß man uns dort im großen und ganzen mit einer gewissen Rücksicht und Milde behandelte, so möchte ich damit keineswegs das schreiende Unrecht der Gefangenschaft beschönigen oder entschuldigen. Wir alle werden es aufs bitterste im Gedächtnis behalten!

Doch das alte, graue, mächtige, steinerne Haus mit seinen Seiten- und Hintergebäuden, gepflasterten Höfen, kalten dunklen Gängen und öden Hallen, das hatte keine Schuld an unserm Schicksal, im Gegenteil, es tat sein Bestes, es uns heimisch zu machen und uns das Dasein zu erleichtern — und wenn es auch an jenem ersten, schrecklichen Tage der Gefangenschaft die Seele erstarren machte, so ist es mir doch später fast zu einem Heim geworden, in dem ich viel, unendlich viel Schweres, Herzbewegendes, aber auch Schönes erlebt habe, so daß

ich nicht mit unfreundlichen Gefühlen daran zurückdenken kann.

Wie seltsam ragte das große, imposante und im Sommer, wenn die Bäume im Vorgarten belaubt waren, fast an ein altes Schloß erinnernde Gebäude mitten aus dem Meer von kleinen, ärmlichen Häuschen des nördlichen, unschönen Londoner Viertels von Islington hervor. Nehmen wir an, wir besuchten es mitten am Tage und hätten freien Zutritt zu allen Räumen — eine Gunst, die nur wenigen Personen je gestattet wurde. Wir treten durch eine enge Pforte in der hohen Mauer ein, die den ganzen Komplex umgibt, und über die noch Stacheldraht in beträchtlicher Höhe gezogen ist. Dicht an der Pforte ist ein kleines Stübchen mit vier oder fünf Polizisten — unserer ganzen Bewachung. Wie fast alle Londoner Polizisten sind es angenehme, freundliche Menschen: der Sergeant begrüßt uns mehr nach Art eines höflichen Hotelbeamten, als ein strenger Hüter des Gesetzes. Nun sehen wir zur Rechten vor uns die ganze wohl über 100 Meter lange Front des Gebäudes mit zahllosen Fenstern und einem Turm in der Mitte. Darunter ein schönes Portal mit einer Auffahrt — ausschließlich für den Kommandanten und Stab. Rechts und links davon durch eiserne Gitter eingezäunte Vorgärten, kaum 20 Meter breit. Hier in diesen Gärten sehen Sie, je nach dem Wetter, viele oder nur wenige Kameraden — die Gefangenen sind alle „Kameraden", hoch und niedrig — eifrig im Kreise herumlaufen, wie Tiere in einer Menagerie. Gewöhnlich zu zwei, drei oder mehr gemeinschaftlichen Wanderern in lebhafter Unterhaltung, fast immer über ein und dasselbe Thema: die neuste Kriegslage und die Aussicht auf „Herauskommen". So gehen sie um und um und um — stundenlang — jahraus, jahrein — ein schwindelerregender, seltsamer Anblick. Zuweilen sieht man auch einen Einsamen darunter — stumpf, in sich versunken, gebückt — die Gedanken wohl fern bei den Lieben, die ihn nicht pflegen oder aufheitern dürfen — dann kommt gewöhnlich bald ein Kamerad, nimmt ihn am Arm und sucht ihn zu trösten, was meistens gelingt. Diese Spaziergänge sowie alle Bewegungen im ganzen Gebäude sind ganz frei und unbewacht — rein nach Belieben der betreffenden. Innerhalb des Gebäudes finden wir viele Zimmer. Die auf ebner Erde sind die Wohnzimmer, die sogenannten „Tagzimmer", in denen man sich den ganzen Tag von der Frühstückzeit an bis zum zwangsweisen Zubettgehen aufhalten kann. Eine Anzahl von zwanzig bis zu sechzig Personen ist jedem zuerteilt — unter gesunder Mischung der Stände, wenn auch in manchem die besser gestellten, in anderen die arbeitenden Klassen vorwiegen. Es herrscht jedoch eine demokratische Gleichheit in dem sich selbst verwaltenden Lager, die viel für sich hat. Jedes „Tagzimmer" steht unter einem „Kapitän", und das ganze Lager hat einen „Chef-Kapitän" („Chief Captain") — alle selbst internierte und vom gesamten Lager gewählte Kameraden, deren Bestätigung jedoch dem Kommandanten anheimsteht. Diese bilden den Verwaltungsrat, der dem Kommandanten verantwortlich ist.

Die Tageszimmer, in die man durch Zustimmung der Inhaber aufgenommen wird, sind große, öde Räume, die aber von den Bewohnern so heimisch wie möglich gemacht werden — mit alten Teppichen, Vorhängen, Bildern usw. Tische, große, hölzerne Lehnstühle und zuweilen Bänke sind darin — und ein loderndes Kaminfeuer im Winter, um welches man im Kreise gewöhnlich rauchend sitzt. Andere spielen Karten an den Tischen oder lesen oder unterhalten sich.

So sieht es in den Tagzimmern aus — nun einen Blick in die Schlafsäle. Das sind auch meist öde Räume mit vielen schmalen, aber ganz guten eisernen Bettstellen, von sechzehn bis zu sechsunddreißig in einem Zimmer, so dicht aneinander, daß man nur gerade Platz zum Stehen und Ankleiden zwischen ihnen hat. Hier schlafen auch Leute der verschiedensten Klassen dicht nebeneinander, und es ist merkwürdig, wie sie sich dabei kennen und achten gelernt haben. Allerdings konnte man gegen Miete von etwa 30 Mark für die Woche ein Zimmer für sich allein bekommen, wenn eins frei wurde, oder es taten sich mehrere zusammen, um ein solches zu mieten. Diese Schlafstuben wurden von den Wohlhabenderen selbst möbliert und sahen dann sehr wohnlich aus.

Das alte Haus hatte viele Quergebäude, Höfe, Werkstätten und andere dem allgemeinen Wohle dienende Räumlichkeiten. Von den letzteren war der große Speisesaal am beliebtesten und wichtigsten — eine mächtige, von eisernen Pfeilern getragene Halle, die bequem 800 bis 1000 Personen faßte. An der einen schmaleren Seite befand sich ein Podium mit Bühnenszenerie — ich hätte fast gesagt „Schmierenszenerie". Aber fern sei mir das harte Wort. Hier haben uns die aus internierten Liebhabern bestehenden Theater- und Varietätengesellschaften und vor allem das vorzügliche Interniertenorchester unter dem genialen Dirigenten Herrn O. W. Bayer gar manchen schönen, unvergeßlichen Abend bereitet, so daß mir die unscheinbaren Bretter und Kulissen, welche dort für uns die Welt bedeuteten, stets in treuer und dankbarer Erinnerung bleiben werden. In jenem großen Saale fanden die drei Lichtpunkte des Tages statt: Frühstück, Mittagbrot und Tee, für die man gewissermaßen lebte. Alles andere war ja mehr wie ein halbträumendes Vegetieren. Aber „man lebte, um zu essen" — „man aß nicht, um zu leben". Und gut haben wir dort gegessen bis zuletzt, wenn auch zum Teil aus eigenen Mitteln. Man saß zwar auf Holzbänken an Holztischen ohne Tischtücher oder Servietten, aber man hatte doch wenigstens reichlich und genug zu verzehren. Neben der Pflege des Magens — wer wollte sie jetzt geringschätzen! — gab es andere höhere Genüsse, denen gesonderte Räume dienten. Da war ein Schulzimmer, in dem tagsüber Stunden in Sprachen, Stenographie, kaufmännischer Buchführung und andern Lehrfächern gegeben und abends Vorträge gehalten wurden. Ein schönes Musikzimmer zum Üben für das Orchester, eine Schnitzschule und viele Werkstätten für Schuster, Schneider, Mechaniker usw. Auch eine große Dampfwaschanstalt und eine Badeanstalt. Dem edlen Sport waren ein sehr beliebtes Billardzimmer mit vier Tischen, eine Kegelbahn, ein Krocket- und ein Tennisplatz geweiht. Sogar des Betriebs einer Bürstenfabrik erfreute sich das seltsame Armenhaus, in welcher die Bedürftigen einen Wochenlohn von 8 bis 12 Schilling verdienen konnten. Zum Empfang der Besuche — mit denen wir je an einem Tage der Woche frei in den dazu bestimmten Räumlichkeiten verkehren durften — dienten drei „Tagzimmer" und einer der Vorgärten — jener mir unvergeßliche „Garten Eden", den ich noch im Sommersonnenschein mit seinen lieben Frauen- und Kindergestalten vor meinem geistigen Augen sehe, so wie ich ihn in der Lagerzeitung zum Ergötzen der Kameraden in vielen Gedichten besungen habe.

Können Sie vielleicht, wenn Sie Ihre Augen träumerisch ins Weite richten, dieses steinerne, graue Haus

in nebelhaften Umrissen vor sich sehen? Ist es mir gelungen, Ihnen mit der Laterna magica der Phantasie ein Momentbild im Dämmerlicht hinzuwerfen? Es ist eine kleine Klippe in dem brandenden Ozean dieses Weltkrieges, auf welcher sich ein merkwürdiges tragisches Dasein des Häufleins dorthin verschlagener Schiffbrüchiger abspielt. — — —

▽ ▽ ▽

## Der Weltkrieg. (Zu unseren Bildern.)

Die Unsicherheit beim Feinde infolge unserer überraschenden Frontveränderung im Westen ist unverkennbar. Wir ließen die Engländer ins Leere stoßen und packten sie dennoch bei ihren Versuchen, uns beizukommen, unausgesetzt empfindlich an. Hindern können sie uns nicht an der Durchführung unserer Absichten, viel weniger uns Vorteile abgewinnen. Ersichtlich mühen sie sich ab, sich der neuen Lage gewachsen zu zeigen, versuchen, nach den ersten blutigen Verlusten ihr Verhalten der so unerwartet veränderten Lage anzupassen, und richten doch nichts gegen die zielbewußte Sicherheit unserer Leitung und gegen die nie versagende, stets zweckentsprechende Gattung unserer Mannschaften aus.

Einen deutlichen Beweis dafür brachten die Meldungen von den Kämpfen am St. Pierre-Vaast-Walde und bei Bouchavesnes-Moislains. Dorthin hatten die Engländer, nachdem sie die erste Bestürzung überstanden hatten, ihre Kräfte eingesetzt, in der Absicht, sich der Höhen zu bemächtigen und damit einen Stützpunkt zu gewinnen, der ihnen allerdings eine nicht zu unterschätzende Überlegenheit und eine Grundlage für weitere vorteilhafte Unternehmungen gewährt haben würde. Die Bedeutung dieser Höhen ist uns aus früheren Kämpfen geläufig genug. Wir haben denn auch nicht verfehlt, uns gegen die feindlichen Gelüste dort zu sichern. Die vom Gegner mit allen Mitteln vorbereitete und eingeleitete und mit großer Heftigkeit wiederholt in Angriff genommene Unternehmung scheiterte.

So und nicht anders steht es, wie allein dies eine Beispiel beweist, um die Neugestaltung unserer Westfront.




**Der Kriegschauplatz von Mesopotamien und Persien.**

Was in den feindlichen Heerlagern und sonst darüber gefabelt wird, was an Gerüchten über einen deutschen Rückzug ausgesprengt wird, ficht uns nicht an. Dergleichen kann auf niemand Eindruck machen, der die Ereignisse auf der Kriegskarte aufmerksam verfolgt, und was die Hauptsache bleibt, es ändert nichts an dem günstigen Fortgang der deutschen Waffenerfolge.

Ebensowenig ändern die rührigen Agenten des feindlichen Lügenfeldzuges mit noch so dreisten Fälschungen der Wahrheit und noch so geschickten Verdrehungen etwas an der inneren Festigkeit und Entschlossenheit des ganzen einigen deutschen Volkes, so brennend die Wünsche unserer Feinde auch sein mögen, unser inneres Gleichgewicht, unsere Beharrlichkeit zu lähmen. Wie unsere Feldgrauen an der Front, lassen sich unsere Heimarbeiter von ihren Aufgaben durch nichts ablenken. Es koste, was es wolle, jeder einzelne Deutsche setzt sein äußerstes daran, den Sieg erringen zu helfen, unbeirrt und treu in der Erfüllung der ihm zum Heil des Vaterlandes übertragenen Pflicht.

Die rastlose Tätigkeit unserer U-Boote hat inzwischen weiter Zeit und Gelegenheit ausgenutzt. Auch in diesem einschneidenden Gebiet unserer Kriegstätigkeit wissen wir jede Seele auf dem Posten, den Willen jedes einzelnen auf die Durchführung des Sieges gerichtet. Allmählich sind uns die neugeschaffenen Zustände auf der See vertraut geworden. Wir haben die Sperrgebiete vor Augen, von denen England, von denen Frankreich und die Mittelmeerländer umgeben sind. Wir sehen die schmalen Fahrtrinnen, auf denen allein es möglich ist, ungefährdet die wenigen freien Häfen zu erreichen. Wir verfolgen mit Genugtuung die Wirkungen unseres Unterseekrieges auf die wirtschaftlichen Verhältnisse unserer Gegner. Auch hier macht uns keiner der Winkelzüge irre, mit denen England und Genossen durch Falschmeldungen auf schwankende Stimmung hinarbeiten, um Helfershelfer zu betören, die ihnen beistehen sollen zur Abwehr des drohenden Zusammenbruchs des englischen Weltreiches.

Dagegen entgeht es uns nicht, daß Frankreich sich gegen die Aufpeitschung seiner letzten Kraft nachdrücklich widersetzt hat durch die Forderung, England möge sich tätiger an den Opfern beteiligen, die es „im Dienste der gemeinsamen Sache" von seinen Gefolgsleuten erwartet.

Im Osten, wo es in der Woche zuvor lebhafter zu werden anfing, ist unter dem Einfluß der wieder schärfer gewordenen Kälte in der verflossenen Woche eine neue Erstarrung der Kampftätigkeit nach den eingelaufenen Meldungen festzustellen. Abgesehen von der Erstürmung starker russischer Stellungen zwischen Uztal und Trotustal und der Einnahme des Höhenrückens von Magyaros sowie von blutig abgewiesenen russischen Angriffen bei Prosnes ist nichts Wesentliches von der Ostfront gemeldet worden.

X.

# Sechste Kriegsanleihe.

## 5% Deutsche Reichsanleihe.
## 4½% Deutsche Reichsschatzanweisungen,
### auslosbar mit 110% bis 120%.

Zur Bestreitung der durch den Krieg erwachsenen Ausgaben werden weitere 5% Schuldverschreibungen des Reichs und 4½% Reichsschatzanweisungen hiermit zur öffentlichen Zeichnung aufgelegt.

Das Reich darf die Schuldverschreibungen frühestens zum 1. Oktober 1924 kündigen und kann daher auch ihren Zinsfuß vorher nicht herabsetzen. Sollte das Reich nach diesem Zeitpunkt eine Ermäßigung des Zinsfußes beabsichtigen, so muß es die Schuldverschreibungen kündigen und den Inhabern die Rückzahlung zum vollen Nennwert anbieten. Das gleiche gilt auch hinsichtlich der früheren Anleihen. Die Inhaber können über die Schuldverschreibungen und Schatzanweisungen wie über jedes andere Wertpapier jederzeit (durch Verkauf, Verpfändung usw.) verfügen.

Die Bestimmungen über die Schuldverschreibungen finden auf die Schuldbuchforderungen entsprechende Anwendung.

## Bedingungen.

### 1. Annahmestellen.

Zeichnungsstelle ist die Reichsbank. Zeichnungen werden

**von Donnerstag, den 15. März, bis Montag, den 16. April 1917, mittags 1 Uhr**

bei dem Kontor der Reichshauptbank für Wertpapiere in Berlin (Postscheckkonto Berlin Nr. 99) und bei allen Zweiganstalten der Reichsbank mit Kasseneinrichtung entgegengenommen. Die Zeichnungen können auch durch Vermittlung der Königlichen Seehandlung (Preußischen Staatsbank), der Preußischen Central-Genossenschaftskasse in Berlin, der Königlichen Hauptbank in Nürnberg und ihrer Zweiganstalten sowie sämtlicher Banken, Bankiers und ihrer Filialen, sämtlicher öffentlichen Sparkassen und ihrer Verbände, jeder Lebensversicherungsgesellschaft, jeder Kreditgenossenschaft und jeder Postanstalt erfolgen. Wegen der Postzeichnungen siehe Ziffer 7.

Zeichnungsscheine sind bei allen vorgenannten Stellen zu haben. Die Zeichnungen können aber auch ohne Verwendung von Zeichnungsscheinen brieflich erfolgen.

### 2. Einteilung. Zinsenlauf.

Die Schuldverschreibungen sind in Stücken zu 20 000, 10 000, 5000, 2000, 1000, 500, 200 und 100 Mark mit Zinsscheinen, zahlbar am 2. Januar und 1. Juli jedes Jahres, ausgefertigt. Der Zinsenlauf beginnt am 1. Juli 1917, der erste Zinsschein ist am 2. Januar 1918 fällig.

Die Schatzanweisungen sind in Gruppen eingeteilt und in Stücken zu 20 000, 10 000, 5000, 2000 und 1000 Mark mit dem gleichen Zinsenlauf und den gleichen Zinsterminen wie die Schuldverschreibungen ausgefertigt. Welcher Gruppe die einzelne Schatzanweisung angehört, ist aus ihrem Text ersichtlich.

### 3. Einlösung der Schatzanweisungen.

Die Schatzanweisungen werden zur Einlösung in Gruppen im Januar und Juli jedes Jahres, erstmals im Januar 1918, ausgelost und an dem auf die Auslosung folgenden 1. Juli oder 2. Januar mit 110 Mark für je 100 Mark Nennwert zurückgezahlt. Es werden jeweils so viele Gruppen ausgelost, als dies dem planmäßig zu tilgenden Betrage von Schatzanweisungen entspricht.

Die nicht ausgelosten Schatzanweisungen sind seitens des Reichs bis zum 1. Juli 1927 unkündbar. Frühestens auf diesen Zeitpunkt ist das Reich berechtigt, sie zur Rückzahlung zum Nennwert zu kündigen, jedoch dürfen die Inhaber alsdann statt der Barrückzahlung 4%ige, bei der ferneren Auslosung mit 115 Mark für je 100 Mark Nennwert rückzahlbare, im übrigen den gleichen Tilgungsbedingungen unterliegende Schatzanweisungen fordern. Frühestens 10 Jahre nach der ersten Kündigung ist das Reich wieder berechtigt, die dann noch unverlosten Schatzanweisungen zur Rückzahlung zum Nennwert zu kündigen, jedoch dürfen alsdann die Inhaber statt der Barzahlung 3½%ige mit 120 Mark für je 100 Mark Nennwert rückzahlbare, im übrigen den gleichen Tilgungsbedingungen unterliegende Schatzanweisungen fordern. Eine weitere Kündigung ist nicht zulässig. Die Kündigungen müssen spätestens sechs Monate vor der Rückzahlung und dürfen nur auf einen Zinstermin erfolgen.

Fortsetzung nächste Seite.

Für die Verzinsung der Schatzanweisungen und ihre Tilgung durch Auslosung werden jährlich 5% vom Nennwert ihres ursprünglichen Betrages aufgewendet. Die ersparten Zinsen von den ausgelosten Schatzanweisungen werden zur Einlösung mitverwendet. Die auf Grund der Kündigungen vom Reiche zum Nennwert zurückgezahlten Schatzanweisungen nehmen für Rechnung des Reichs weiterhin an der Verzinsung und Auslosung teil.

Am 1. Juli 1967 werden die bis dahin etwa nicht ausgelosten Schatzanweisungen mit dem alsdann für die Rückzahlung der ausgelosten Schatzanweisungen maßgebenden Betrage (110%, 115% oder 120%) zurückgezahlt.

## 4. Zeichnungspreis.

Der Zeichnungspreis beträgt:

für die 5% Reichsanleihe, wenn Stücke verlangt werden . . . . . 98,— Mark,
„ „ 5% „ wenn Eintragung in das Reichsschuldbuch mit Sperre bis zum 15. April 1918 beantragt wird . . . . 97,80 Mark,
„ „ 4½% Reichsschatzanweisungen . . . . 98,— Mark
für je 100 Mark Nennwert unter Verrechnung der üblichen Stückzinsen.

## 5. Zuteilung. Stückelung.

Die Zuteilung findet tunlichst bald nach dem Zeichnungsschluß statt. Die bis zur Zuteilung schon bezahlten Beträge gelten als voll zugeteilt. Im übrigen entscheidet die Zeichnungsstelle über die Höhe der Zuteilung. Besondere Wünsche wegen der Stückelung sind in dem dafür vorgesehenen Raum auf der Vorderseite des Zeichnungsscheines anzugeben. Werden derartige Wünsche nicht zum Ausdruck gebracht, so wird die Stückelung von den Vermittlungsstellen nach ihrem Ermessen vorgenommen. Späteren Anträgen auf Abänderung der Stückelung kann nicht stattgegeben werden*).

Zu allen Schatzanweisungen sowohl wie zu den Stücken der Reichsanleihe von 1000 Mark und mehr werden auf Antrag vom Reichsbank-Direktorium ausgestellte Zwischenscheine ausgegeben, über deren Umtausch in endgültige Stücke das Erforderliche später öffentlich bekanntgemacht wird. Die Stücke unter 1000 Mark, zu denen Zwischenscheine nicht vorgesehen sind, werden mit möglichster Beschleunigung fertiggestellt und voraussichtlich im September d. Js. ausgegeben werden.

## 6. Einzahlungen.

Die Zeichner können die gezeichneten Beträge vom 31. März d. Js. an voll bezahlen. Die Verzinsung etwa schon vor diesem Tage bezahlter Beträge erfolgt gleichfalls erst vom 31. März ab.

Die Zeichner sind verpflichtet:

30% des zugeteilten Betrages spätestens am 27. April d. Js.,
20% „ „ „ „ „ 24. Mai „ „
25% „ „ „ „ „ 21. Juni „ „
25% „ „ „ „ „ 18 Juli „ „

zu bezahlen. Frühere Teilzahlungen sind zulässig, jedoch nur in runden, durch 100 teilbaren Beträgen des Nennwerts. Auch auf die kleinen Zeichnungen sind Teilzahlungen jederzeit, indes nur in runden, durch 100 teilbaren Beträgen des Nennwerts gestattet; doch braucht die Zahlung erst geleistet zu werden, wenn die Summe der fällig gewordenen Teilbeträge wenigstens 100 Mark ergibt.

Die Zahlung hat bei derselben Stelle zu erfolgen, bei der die Zeichnung angemeldet worden ist.

Die im Laufe befindlichen unverzinslichen Schatzscheine des Reichs werden — unter Abzug von 5% Diskont vom Zahlungstage, frühestens aber vom 31. März ab, bis zum Tage ihrer Fälligkeit — in Zahlung genommen.

## 7. Postzeichnungen.

Die Postanstalten nehmen nur Zeichnungen auf die 5% Reichsanleihe entgegen. Auf diese Zeichnungen kann die Vollzahlung am 31. März, sie muß aber spätestens am 27. April geleistet werden. Auf bis zum 31. März geleistete Vollzahlungen werden Zinsen für 90 Tage, auf alle anderen Vollzahlungen bis zum 27. April, auch wenn sie vor diesem Tage geleistet werden, Zinsen für 63 Tage vergütet.

## 8. Umtausch.

Den Zeichnern neuer 4½% Schatzanweisungen ist es gestattet, daneben Schuldverschreibungen und Schatzanweisungen der früheren Kriegsanleihen in neue 4½% Schatzanweisungen umzutauschen, jedoch kann jeder Zeichner höchstens doppelt so viel alte Anleihen (nach dem Nennwert) zum Umtausch anmelden, wie er neue Schatzanweisungen gezeichnet hat. Die Umtauschanträge sind innerhalb der Zeichnungsfrist bei derjenigen Zeichnungs- oder Vermittlungsstelle, bei der die Schatzanweisungen gezeichnet worden sind, zu stellen. Die alten Stücke sind bis zum 24. Mai 1917 bei der genannten Stelle einzureichen. Die Einreicher der Umtauschstücke erhalten zunächst Zwischenscheine zu den neuen Schatzanweisungen.

Die 5% Schuldverschreibungen aller vorangegangenen Kriegsanleihen werden ohne Aufgeld gegen die neuen Schatzanweisungen umgetauscht. Die Einlieferer von 5% Schatzanweisungen der ersten Kriegsanleihe erhalten eine Vergütung von M. 1,50, die Einlieferer von 5% Schatzanweisungen der zweiten Kriegsanleihe eine Vergütung von M. 0,50 für je 100 Mark Nennwert. Die Einlieferer von 4½% Schatzanweisungen der vierten und fünften Kriegsanleihe haben M. 3,— für je 100 Mark Nennwert zuzuzahlen.

Die mit Januar/Juli-Zinsen ausgestatteten Stücke sind mit Zinsscheinen, die am 2. Januar 1918 fällig sind, die mit April/Oktoberzinsen ausgestatteten Stücke mit Zinsscheinen, die am 1. Oktober 1917 fällig sind, einzureichen. Der Umtausch erfolgt mit Wirkung vom 1. Juli 1917, so daß die Einlieferer von April/Oktober-Stücken auf ihre alten Anleihen Stückzinsen für ¼ Jahr vergütet erhalten.

Sollen Schuldbuchforderungen zum Umtausch verwendet werden, so ist zuvor ein Antrag auf Ausreichung von Schuldverschreibungen an die Reichsschuldenverwaltung (Berlin SW 68, Oranienstraße 92/94) zu richten. Der Antrag muß einen auf den Umtausch hinweisenden Vermerk enthalten und spätestens bis zum 20. April d. J. bei der Reichsschuldenverwaltung eingehen. Daraufhin werden Schuldverschreibungen, die nur für den Umtausch in Reichsschatzanweisungen geeignet sind, ohne Zinsscheinbogen ausgereicht. Für die Ausreichung werden Gebühren nicht erhoben. Eine Zeichnungssperre steht dem Umtausch nicht entgegen. Die Schuldverschreibungen sind bis zum 24. Mai 1917 bei den in Absatz 1 genannten Zeichnungs- oder Vermittlungsstellen einzureichen.

*) Die zugeteilten Stücke sämtlicher Kriegsanleihen werden auf Antrag der Zeichner von dem Kontor der Reichshauptbank für Wertpapiere in Berlin nach Maßgabe seiner für die Niederlegung geltenden Bedingungen bis zum 1. Oktober 1919 vollständig kostenfrei aufbewahrt und verwaltet. Eine Sperre wird durch diese Niederlegung nicht bedingt; der Zeichner kann sein Depot jederzeit — auch vor Ablauf dieser Frist — zurücknehmen. Die von dem Kontor für Wertpapiere ausgefertigten Depotscheine werden von den Darlehnskassen wie die Wertpapiere selbst beliehen.

Berlin, im März 1917.

**Reichsbank-Direktorium.**

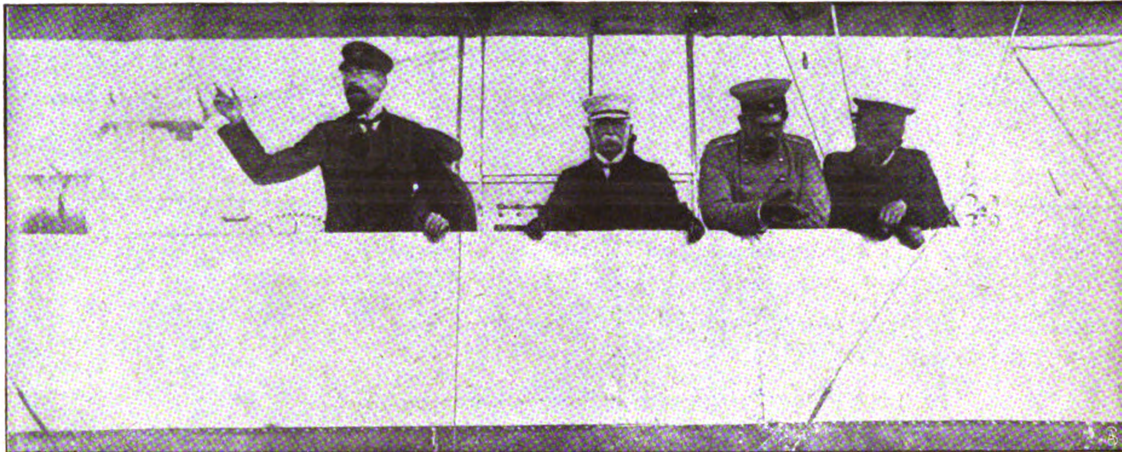
Havenstein. v. Grimm.

Nummer 11. DIE WOCHE Bilder vom Tage Seite 359.



Hofphot. F. Müller.

Graf Zeppelin †



Phot. Haeckel

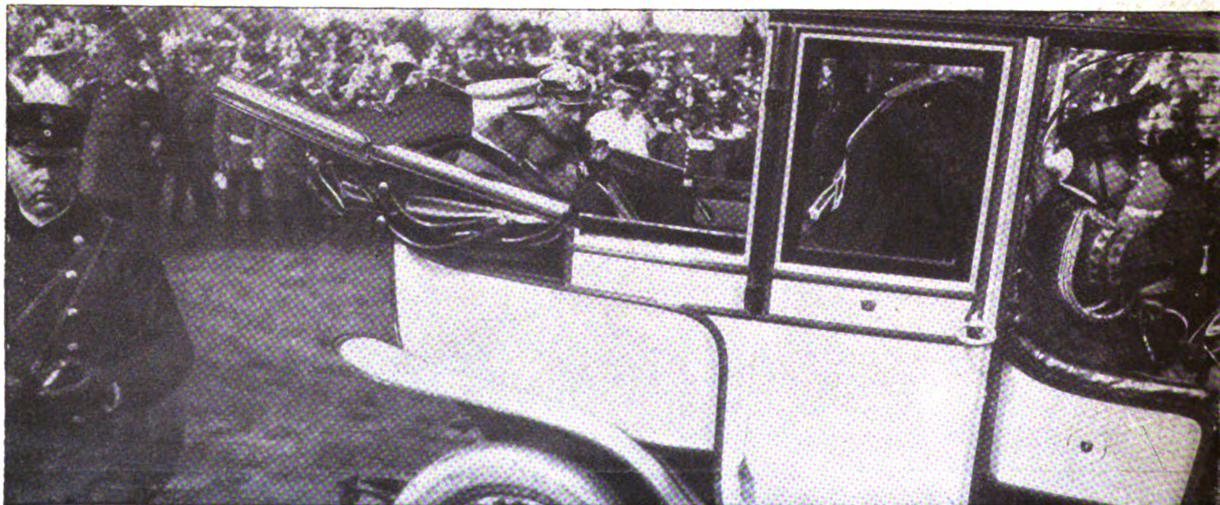
Graf Zeppelin in der Gondel eines Luftkreuzers.



Graf Zeppelin auf dem Manöverfelde.



Der König von Württemberg und Graf Zeppelin.



Phot. Haeckel.

Der Kaiser und Graf Zeppelin.



Hofphot. Niederastroth (Selle & Kunze).

**Prinzessin Joachim von Preußen mit dem Prinzen Karl Franz Joseph.**

# Straßenbilder aus Rumänien.

Phot. „Illustra".







## Aus Ploesci.

Marktplatz: 1. Kleinzeughändler. — 2. Seifenverkauf. — 3. Scherenschleifer.

## Aus Rustschuk.

Straßenbilder von Rustschuk: Türkische Einwohner und deutsche Offiziere. — Wasserwagen. Im Hintergrunde eine k. und k. 30,5-Mörserbatterie.







Phot. Sennecke.

Oben: Vom Kaiser gespendete Gemälde. Unten: Vom Kaiser gespendete Möbel.

**Ausstellung von Werken der Kunst und des Kunstgewerbes in der Akademie der Künste, die der „Nationalsammlung für die Hinterbliebenen der im Kriege Gefallenen“ zugingen.**


Phot. G. Mertens.
Major Simeon.


Hauptmann Karl Berndt.


Hauptmann Rensch.


Oberleutnant Brenschede.


Major Meyer.


Hauptmann Paul Hermes.


Oberleutnant E. Klein.


Phot. A. Meyer.
Hauptmann Gerhard Seidel.


Leutnant Phil. Keßler.


Offiz.-Stellv. Gust. Werner.


Offiz.-Stellv. Winter.


Leutnant Karl Gärtner.


Hofphot. Berger.
Offiz.-Stellv. Engelmann.


Unteroffizier August Haack.


Vizefeldwebel Alb. Meyer.


Phot. Wollesch af.
Leutnant Osw. Hönemann.


Gefreiter Friedrich Peter.


Leutnant Emil Ott.


Phot. Streit.
Gefreiter Wilh. Nigge.


Obermatrose Georg Moll.


Phot. M. Spalke.
Leutnant Erich Stein


Phot. Walter.
Oberjäger W. Rosenberger.


Gefreiter W. Zacharias.


Flugmeister Gustav Raschke.


Gefreiter Bock.


## Ritter des Eisernen Kreuzes I. Klasse.




A. J. G.

**Christo Radoslawow,**
**der älteste Sohn des bulgarischen Ministerpräsidenten, als Leutnant in der deutschen Armee.**

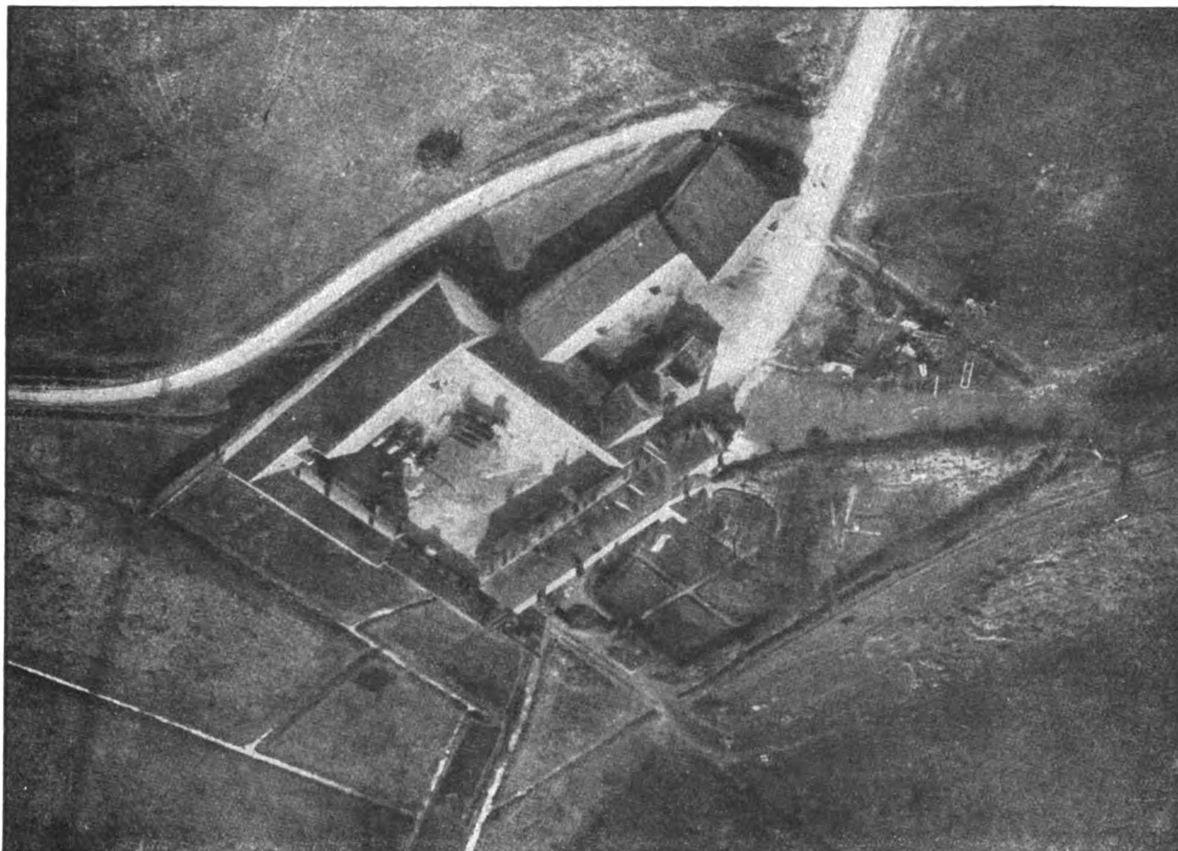


**Nikola Rizoff,**
**Subdirektor im Pressebureau des bulgarischen Ministeriums des Aeußern,** erhielt den Roten Adlerorden III. Klasse.



Spezialaufnahme der „Woche."

**Oesterreichisch-ungarischer Generalstabschef General Arz von Straußenburg in Berlin: Rückkehr vom Besuch beim Reichskanzler.**



Französischer Bauernhof, aus geringer Höhe von einem deutschen Flugzeug aufgenommen.



Pinsk mit Kathedrale.

Deutsche Fliegeraufnahmen.

## Rheinischer Kriegsfrühling.

Noch sind die Rosen nicht erblüht,
Die weiße Kastanienkerze sprüht,
Es duftet der blaue Flieder.
Ich und mein Herzallerliebster mein
Sitzen am Flusse ganz allein
Und singen rheinische Lieder.

Mein Liebster kam vom Westen her,
Der rechte Arm hängt ihm noch schwer
In einer schwarzen Binde.
Doch jetzt wird er schon bald gesund,
Er küßt mir meinen roten Mund
Im ersten Abendwinde.

Vom Eifelwalde zieht es kalt,
Und der Kanonendonner schallt
Herüber aus dem Westen.
Wir halten hoch mit stolzem Haß
Hinüber unser funkelnd Glas,
Mit Rheinwein vom allerbesten.

Mein Schatz zieht bald nach Frankreich ein,
Dort wird er in den ersten Reih'n
Als junger Reiter traben.
Und kehrt er im Triumph zurück,
So wollen wir in unserm Glück
An deutschem Wein uns laben.

Clär Pfeiffer.

# Aus einer Kriegsschreibstube.

Ein Beitrag zur Kriegsfürsorge der Vereine. Von Martha Brüning.

Kriegsschreibstube.
Sprechstunden
an allen Wochentagen von 6—8 Uhr abends, an Sonn- und Feiertagen von 5—7 Uhr, außerdem Mittwoch und Sonnabend morgens von 10—12 Uhr.

So lautet das Schild, das auf dem Bild da oben weißleuchtend über unseren Köpfen hängt. Wieviel Stunden mag das ergeben von Kriegsbeginn bis zu Neujahr 1917!? In 124 Wochen je 18 Stunden = 2232 Stunden! — Sie schließen eine Summe von Erleben in sich ein: sie haben zuckendem Leid, zagendem Warten, jubelnder Hoffnungslosigkeit Ausdruck geliehen; sie umfassen viel planmäßige Arbeit, viel treubesorgtes Mitleiden am Geschick des Nächsten. Zum drittenmal sind die Felder abgeerntet, zum drittenmal ist der Winter hereingebrochen, zum drittenmal erwarten wir sehnend vom Frühling, daß er uns den Frieden bringe. Auch in unserm Bureau, dessen Wände tabellenbehängt und regalbestanden sind, spüren wir den Wechsel der Jahreszeit: wir sitzen jeweils bei Gaslicht und bollerndem Ofen oder bei weitgeöffneten Fenstern und dem lieben Duft eines Veilchensträußes, eines Fliederbuketts.

In den vielhundert Stunden fanden vieltausend Menschen den Weg zu uns. Alphabetisch geordnet stehen in unseren Büchern ihrer aller Namen, dahinter vermerkt ihre Angelegenheit und deren Erledigung. Oftmals ist da mit denselben Worten kurz gesagt, daß eine Mutter ihren Sohn, eine Frau den Mann vermißt; nur Datum und Truppenteil lauten verschieden. Dieselben Worte — aber welch vielfältiges Leid liegt darunter! In jedem einzelnen Fall wieder so ganz persönlicher Schmerz, so ganz eigen ausgeprägtes Hoffen, so ganz besondere Kümmernis!

Ein paar Minuten vor Beginn der Sprechzeit warten schon vier, fünf Leute und mehr auf der Treppe oder im Gang, die vom großen Saal unseres Vereinshauses aus winklig, eng und dunkel zur Schreibstube hinführen. „Hier ist's fast wie in den Katakomben ....“ sagte mal einer im Scherz und hat damit die Finsternis unseres Flurs trefflich bezeichnet; seitdem wird das Anzünden der Lampe nie mehr vergessen. Im Wartezimmer tauchen dann längst gewohnte und immer neue Gesichter auf.

Die Tür zum Sprechzimmer öffnet sich. „Mit welchem Anliegen kommen Sie?“ „N' ja, ich möcht wohl für den Mann von meiner Schwester Urlaub einreichen. Die muß für ihr Kurzwarengeschäft Bestellungen machen und weiß da nicht so Bescheid drin, wie man mit den Lieferanten verhandelt . . .“ „Gut, geben Sie uns alles genau an, dann schicken wir ein Gesuch an den Truppenteil. Setzen Sie sich, Sie können's sofort mitnehmen. Ihre Schwester braucht das Gesuch nur noch zu unterschreiben und bescheinigen zu lassen.“ Die letzte Frage wehren wir ab: „Nein, nein, es kostet nichts; wir arbeiten unentgeltlich. Kommen Sie nur jedesmal wieder, wenn wir Ihnen helfen können.“

Oder es klagt uns eine Frau, ihr Junge liege im Lazarett in Bayern, so weit weg, unter lauter fremden Menschen, und er möchte so gern heimkommen in ein Lazarett seiner Heimatstadt, wo ihn die Eltern besuchen könnten und seine Braut . . . da würde er sicher rasch wieder gesund. Ob denn das gar nicht zu machen wär!? Gewiß doch! Ein Gesuch um Überweisung nach hier in die Heimat werden wir schreiben — hoffentlich hat's guten Erfolg! So gibt's eine unerschöpfliche Fülle von Gründen für Gesuche: einmal ist's die Frühjahrsbestellung, dann die Ernte, die des Bauern Anwesenheit auf dem Hof dringend erfordert; hier handelt es sich um Weiterzahlung der Löhnung eines Kriegsgefangenen an die bedürftige Familie und da um Urlaub für eine Kriegstrauung. Wer eines Gesuches wegen zu uns kommt, ist meist nur einmaliger Gast, und es können sich keine Beziehungen knüpfen, wie sie mit manchen andern uns schon lange verbinden.

Eine unserer Bekannten stammt aus den Augusttagen 14. Ihr Mann war am 2. August ausgerückt . . . ein Gruß vom Transport nach Rußland . . . dann nichts mehr . . . Eine unsichere Kunde, die Kompagnie sei in Gefangenschaft geraten, führte die Frau zu uns. „Ja, wir wollen alle Schritte tun, um Ihnen Nachricht zu



In einer Kriegsschreibstube.

verschaffen." Doch die amtlichen Stellen antworteten: „Hier liegt keine Meldung vor." Die gläubighoffende Frau wurde bang und zage. Anfragen durch persönliche Beziehungen bei Feldgeistlichen und Ärzten ergaben auch nichts. Das Material für Nachforschungen war gar zu dürftig. Da erfuhren wir nach langer Bemühung die Heimatadressen einiger Kompagniekameraden des vermißten Mannes, deren Familien schon Nachricht von ihnen hatten aus irgendwelchen russischen Lagern. So begann eine Umfrage bei den gewonnenen Kriegsgefangenenadressen. Wieder kein Erfolg: man hatte ihn beim Sturm zuletzt gesehen, weiteren Anhalt konnte niemand geben. Die Frau wurde stumpf. Da eines Tages brachte sie uns triumphierend einen Zeitungsausschnitt, demnach ein Gefangener aus Rußland nach 13 Monaten ein erstes Lebenzeichen schickte. Warum sollte nicht auch für sie das Unwahrscheinliche zur Wirklichkeit, das Märchenhafte zur Tatsache werden! Daran klammert sie sich, davon lebt sie nun. Als wir die Frau zum erstenmal sahen, trug sie ihr kleines Kind auf dem Arm, jetzt läuft das Mädelchen längst neben ihr her. Sie sucht eine schmerzliche Freude in Frage und Antwort, die das erschütternde Spiel eines zermarterten Herzens ist: „Wo ist Vater?" „Vater im Krieg!" Ist das nicht düsteres Geschick, wo in endlosem Wechsel aus jeder Verzweiflung Hoffnung lodert und jede Hoffnung vom Zweifel erstickt wird?

Schwer und hart, einem Wetter gleich einschlagend, sind die Gewißheiten. Da tritt ein alter Mann herein. Wer hat den Mut, es ihm zu sagen? „Da sind Sie ja selbst! Gerade wollten wir die Antwort vom Regiment Ihnen zuschicken. Ihr Sohn . . . ." Der Vater erriet, daß sein Sohn — tot war. Der Kompagnieführer hatte anerkennende Worte beigefügt. Ob sie dem Invaliden von 1870 wohl taten? Seine Miene blieb unbewegt; wortlos ging er, die Hand um das Schicksalsblatt gekrampft. Der würde nun nie mehr wiederkommen. Bisher war er Woche um Woche bei uns mit seinen kleinen Bitten, etwa um sich eine Adresse an seinen einzigen schreiben zu lassen, oder daß wir ihm ein Paketchen mit abgespartem Tabak gut verschnüren möchten. Währenddes zog er dann stolz bescheiden den letzterhaltenen Feldbrief aus der Tasche. Dieser Tausendkerl hatte doch wahrhaftig ganz allein 2 Gefangene gemacht, und nach einer abenteuerlichen Patrouille hatten sie ihn zum Unteroffizier befördert, was freilich bei so einem wie dem nicht zu verwundern ist . . . .! Der junge Aufrechte ist vernichtet, und dem alten Verkrüppelten bleibt das Sichabfinden mit dem Unabänderlichen. Noch ein letztes können wir für ihn tun, ihm den amtlichen Totenschein für die Rente beschaffen und die Aushändigung des geringen Nachlasses veranlassen. — — —

„Der vielgesuchte Richard ist also doch noch am Leben, liegt in einem französischen Lazarett — hier ist endlich die Nachricht!" Vielmals mußten wir die Eltern mit dem kargen „Nichts do" abfertigen. Wenn sie heute doch kämen, daß wir die Freude ihrer beglückten Augen hätten! Heute natürlich bleiben sie aus! Na, dann rasch die in ihrer einsilbigen Meldung so teure Karte eingesteckt und mit besonderer Empfindung den Stempel „Kriegschreibstube N. N., Domplatz 37" auf den Umschlag gedrückt! Morgen oder spätestens übermorgen werden die Eltern sich schon einfinden wie all die andern Väter, Mütter, Schwestern, Bräute, denen ein Feldgrauer in Feindesland gefangen ist. Ungezählte Fragen

ergeben sich da aus dem Verkehr mit ihm. Ist Tabak zu schicken erlaubt? Keks? Schuhe, Bücher? Und genügt eine gewöhnliche Pappschachtel, oder muß es eine Kiste sein? Die Schachtel vielleicht mit Sackleinen umnähen? „Aber nicht schwerer als 10 Pfund! Aber ja keinen Brief einlegen!" das ist regelmäßig unsere, schon fast automatische Warnung. Für alles müssen wir Rat wissen, müssen entscheiden, ob Lebensmittel gesandt werden oder besser nur Geld, ob Briefe richtiger sind oder Karten. Ein paar Wochen später, wenn etwa eine Bestätigung der Sendung noch nicht eintraf, müssen wir trösten, müssen vorrechnen z. B.: „Ja, sehen Sie, so ein Paket nach Rußland, das kann unmöglich schon übergekommen sein. Sie wissen doch, da sind die Verhältnisse nicht geordnet wie bei uns! Da gibt's grundlose Wege, da ist der Bahnverkehr oft unzuverlässig . . ."

Wer wegen Kriegsgefangenensendungen einmal bei uns war, der bleibt uns treu. Die französischen, englischen, russischen Wortfolgen der Adressen sind unsern „Klienten" nicht geläufig, der stets wechselnde Kurs für Postanweisungen für sie zu schwierig. Manchmal versucht sich einer doch selbst in der fremdländischen Schreibart. Aber grad die Karte, grad das Paket erreicht meist den Adressaten nicht. Am schwersten sind die russischen Aufschriften. Rußland hat ja ein anderes Alphabet als wir, und ein russischer Zensor ist am Ende imstande — fürchten wir — die Adresse mit nur lateinischen Buchstaben aus Bequemlichkeit beiseitezulegen. Da mag der arme Kriegsgefangene lange warten! Darum nehmen wir auf Adressen- und Mitteilungseite eine Zweiteilung vor: links vom Strich steht's deutsch, rechts russisch. Unsere vier „Russinnen" haben oft bis in die Nacht hinein mit diesen Übersetzungen zu tun, denn jeder Tag bringt einen Stoß von Bitten dieser Art aus der ganzen Provinz. Die Zahl dieser „Überstunden" zu den 2232 hinzugerechnet, das ergäbe ein weiteres Tausend!

Längst nicht alle Fälle lassen sich vom Schreibtisch aus erledigen. Wieviel Wege, wieviel Telephongespräche z. B. braucht es, um eine Paßangelegenheit zu ordnen! Da war beim Russeneinfall ein junges Mädchen aus Lemberg geflüchtet, war ins Münsterland verschlagen, wo sie, die Seminaristin, als Bauernmagd diente. Dann aber packte das Heimweh nach Galizien sie rüttelnd und verzehrend. Unser Bureau war erfüllt von den klangfarbigen Lauten ihrer Sprache, unser Herz mitgerissen von der Stärke südlichen Gefühls. Von Behörde zu Behörde gehend, hatten wir schließlich den Paß für sie in Händen. Befreit atmete die ganze Schreibstube auf, als Aluscha endlich im Zug saß. Und dann die alte russische Dienerin, deren Herz brechen wollte, wenn sie an Nadruska, ihre Tochter nah bei Petersburg, dachte! Und sie dachte immer an Nadruska! Ein Paß für sie wäre wohl zu beschaffen gewesen, aber 500 Mark für die Heimfahrt über Finnland, die konnte Mütterchen nicht aufbringen.

Für die Mehrzahl der Fälle bildete sich natürlich eine bestimmte Art der Erledigung heraus. Oft aber gilt es, unbekannte Wege zu gehen, neue Bahnen auszufinden. Das Leid, wie es unsere Hilfe heischt, hat eben viele Gesichter, und Hilfe am Menschen läßt sich nicht in eine Norm prägen. Das ist gut! Das bewahrt die Arbeit vor Verknöcherung, das zwingt zu immer wacher, lebenswarmer Anteilnahme, das macht den Geist rege und biegsam.

Ach ja, nicht alle Fälle lösen sich so verblüffend einfach wie jener, da uns der Feldwebel für angsterfüllte Eltern mitteilte: „Schulze ist gar nicht vermißt. Er befindet sich wohl und munter bei der Kompagnie und wird angewiesen, von nun an regelmäßig nach Hause zu schreiben."

Ist die Sprechzeit vorüber, so liegt meistens die Post noch uneröffnet da, und mit einem kleinen Seufzer reißt man einen Brief um den andern auf. Wenn wir bescheidenen Schreibstüblerinnen uns da z. B. als „Hochzuverehrende Herren" oder als „Kaiserliche und Königliche Kriegschreibstube" angeredet finden, dann löst der Seufzer sich in ein vergnügtes Lächeln auf. . . .

Ein anderes Gepräge als in diesen Abendstunden trägt unser Bureau am Mittwoch- und Sonnabendvormittag. Da ist großer Markt in der Stadt, und wir werden von unserer Landkundschaft aufgesucht. Mit Körben und Kiepen drängen sie sich durch unsern Flur. Es wird Platt gesprochen und nachher noch ein bißchen über die Butterpreise geredet. Eine Bauernfrau — trotzdem wir ihr nicht telephonisch Bescheid über ihren Jungen in Rußland holen konnten, wie sie es sich dachte — hat uns mal ein Dutzend Eier gestiftet und einen kroß gebackenen „Stuten". Das ist aber schon lange her! Das war damals, als wir noch in den guten alten Zeiten lebten!



**Kommerzienrat Ernst Sachs,**
Gründer der Schweinfurter Präzisions-Kugellager-Werke Fichtel & Sachs, wurde zum Geheimen Kommerzienrat ernannt.



**Frau Konsul Fränkel, Berlin,**



**Frau Kommerzienrat Keyling, Berlin,**

erhielten das Frauenverdienstkreuz in Silber.



**Martin Weinstein †**
Deutscher Generalkonsul, bis zum Kriegsausbruch hervorragender Vertreter der deutschen Kolonie in Lissabon.



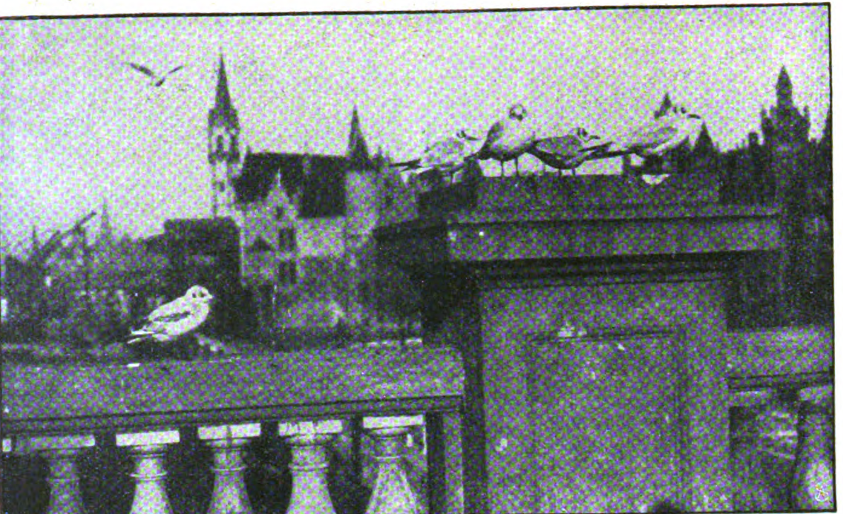
Beduinenbesuch bei deutschen Offizieren.

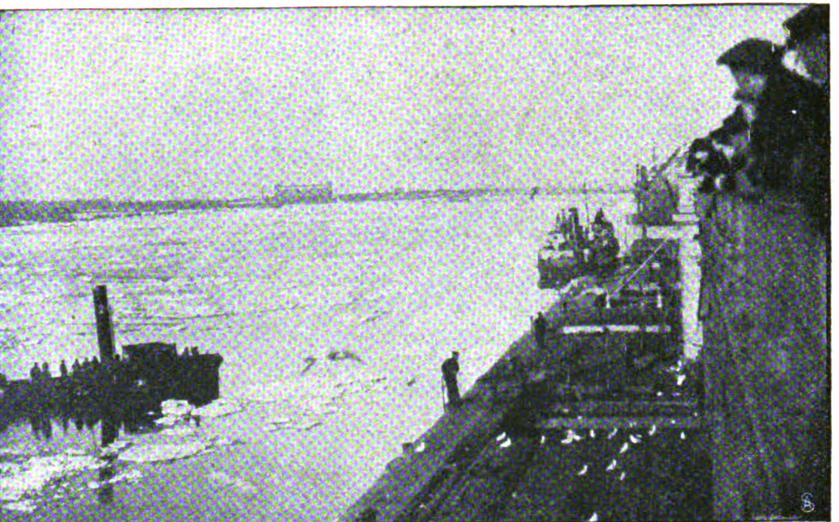


Phot. Sennecke.

Anatolischer „Landsturm“ bei der Einberufung.

**Bei unseren türkischen Verbündeten.**


Möwen im Hafengebiet.


Blick auf die Schelde vom Kai van Dyck.


Vereistes Hafenbecken.


Deutsche Soldaten an der Schraube eines eingefrorenen Dampfers.

# Winterbilder aus Antwerpen.



Blick auf die Kathedrale von Noyon, die vollständig erhalten blieb.



Photothek.

Rechts das Museum und links das neue Rathaus in Mecheln.

Architekturbilder aus den besetzten Gebieten im Westen.



Erbeutete italienische Munition.

# Die Stoltenkamps und ihre Frauen.

Roman

von

Rudolf Herzog.


2. Fortsetzung.


Zuerst erhöhte er die Größe der Tiegel. Jetzt faßte ein jeder fünfundvierzig Pfund, und die Gesamtheit ergab Güsse bis zu vierhundert Pfund. Das war doch ein Anfang. Darauf ließen sich doch Hoffnungen bauen. Jeder Nerv in ihm zog sich erwartungsvoll zusammen, wenn die Männer die Riegel von den glühenden Oefen stießen und die Zangen reckten.

Auf einem Pferdekarren wurden die gegossenen Blöcke hinausgeschafft zum Hammerwerk auf der Mühle. Aber der Hammer erwies sich zu schwach für die größeren Stücke, und die Wasserkraft hätte einen schwereren Hammer nicht zu treiben vermocht. Friedrich Stoltenkamp aber konnte auf dem eingeschlagenen Wege nicht mehr stehenbleiben, er mußte vorwärts um jeden Preis. An die Kundschaft hatte er volltönende Ankündigungen erlassen, in denen er sich zur Lieferung gegossenen Stahls jeden Gewichtes erbot, und es war genug an Aufträgen eingelaufen. Die Aufträge mußten ausgeführt, die Kundschaft erhalten werden, koste es, was es wolle. Er schloß mit fremden Hämmern der Nachbarschaft Verträge ab, ohne die hohen Fuhrlöhne in Rechnung zu stellen. Aber die fremden Hammerschmiede ahnten nichts von der Eigenseele des Gußstahls und reckten ihn wie Eisen. Da wurden die Lieferungen ungleichmäßig und fehlerhaft, und die Kundschaft schickte ihm große Posten zurück, ohne einen Groschen dafür zu zahlen. Der Gußstahl verlangte das Auge des Herrn.

Das Auge des Herrn aber irrte jetzt mitunter über die zunehmende Zahl der Gläubigerbriefe, in denen Zahlungsfristen gestellt oder mit Einstellung der Rohstofflieferungen gedroht wurde. Und Friedrich Stoltenkamp schnürte sie eines Tages zusammen und trug sie zu seiner Mutter.

„Ganz so schnell hatte ich dich nicht erwartet“, sagte die alte Frau, als ihr der Sohn in dem kleinen Kontorstübchen des Kolonialwarengeschäftes schweigend das Bündel unterbreitete. „Geh jetzt an dein Werk, nimm das Kleine zuerst vor, das du schaffen kannst, und gib den Dingen kein künstlich Wachstum. Ich werde das hier inzwischen durchsehen.“

Der Alp wich, wie er gekommen war. Die Mutter wurde schon fertig mit der Last — er kannte ja die Mutter — und er selber sah die Bahn wieder frei. Freilich, von dem Großbetrieb durfte er zuvörderst nur noch träumen. Einstweilen hieß es, dem Rat der Mutter folgen und sich mit kleineren Aufträgen über Wasser halten, bis das Wasser Tiefe genug bekam für sein Glücks- und Lebensschiff. Ah, das Leben war doch zukunftsreich.

Die Mutter aber hielt ihr bauschiges Seidenkleid noch feiner und glatter, band ihr Häubchen noch fester und bewußter über das frühgebleichte Haar, und die Bürger, die ihr ehrerbietig nachblickten, wenn sie so aufrecht über die Gasse ging, hätten es nicht geglaubt, daß diese stolze Stoltenkamp das Geld, das sie zur Zahlung der Sohnesschulden brauchte, in einzelnen Talern der täglichen Ladenkasse entnahm und ihr Brot oft trocken aß.

In dieser Zeit gelang es dem Düsseldorfer Münzwardein Noelle, dem Freunde einen größeren Auftrag an Stempeln für die Düsseldorfer Münze zu verschaffen, und der getreue Helfer, der schon aus vaterländischen Gründen dem deutschen Stahl den Vorrang vor dem englischen wünschte, ruhte nicht, bis sich auch die Berliner Münze zu Bestellungen bequemte und sich die Münzen süddeutscher Staaten anschlossen. Wind war wieder in den Segeln, wenn auch nur für einen bescheidenen Kahn. Aber Friedrich Stoltenkamp gedachte den leichten Wind bald zu einer steifen Brise zu steigern. Auch mit Kleinkram konnte ein großer Betrieb gefüllt werden, wenn man ihn in Massen herstellte. Und wieder kam seine unbändige Arbeitskraft hoch, und neben den Stempellieferungen machte er sich an die Herstellung kleiner, fertig geschmiedeter Gußstahlwalzen für Feinbetriebe und fertiger Werkzeuge für Handwerker und Kleinbetriebe. Dafür reichte auch das Hammerwerk auf der Mühle aus, nur daß jetzt der anhaltende Frost bloß einen dünnen Wasserfaden unter dem Eise durchließ und die Wege, als endlich das ersehnte Tauwetter eintrat, für den schweren Pferdekarren ganz versagten.

Der junge Fritz Stoltenkamp wußte Rat. Er schirrte den Gaul als Reitpferd und befestigte die Stahlgüsse, wie sie aus dem Schmelzbau kamen, an den Steigbügeln. Und in jeder Morgenfrühe ritt er im Schritt hinaus über die erwachende Heimaterde und fand am Amboß in der Mühle den Riesen Haniel warten, der ihn samt den Stahlblöcken vom Pferde hob.

„Na, nu wollen wir mal der Morgenstund das Gold im Mund besehen“, sagte der lange Hammerschmied und warf die Welle los. Das Amboßfeuer glühte auf dem Herd, der Hammer dröhnte und

stampfte, und während der Schmied den Stahl reckte und streckte, griff der junge Fritz zum Handhammer und schmiedete die Stücke in Form, daß die Funken stoben, Walzen und Werkzeuge jeder Art. Die Unterhaltung aber zwischen beiden forderte Lungenkraft.

„Wie lebst du eigentlich, Haniel?"

„Wie ich leb? Gut! Und bei der Frau am besten!"

„Versteh ich nicht, Haniel. Du redest mal wieder Unsinn."

„Unsinn? Sagst du? Un verstehst du nich? Schaff di mal so'n lecker lütten Dern an, un du wirst mi wohl recht verstehn. Eck segg di dat, Fritz, so'n lecker lustig Fraunsmensch is forn Arbeitsmann die reinste Erholung."

„Ich meine doch," lenkte Fritz ab, „wie du dich so einrichtest mit Lohn und Auskommen."

„Da frag du den lieben Gott", schrie der Schmied durch das Hämmergedröhn. „Dat's allein Sache vom lieben Gott, un wie der nu grad aufgelegt is, die Kartoffeln wachsen zu lassen und die Ferkel im Stall. Einmal fett, einmal mager."

„Du siehst nicht danach aus, als ob du darben müßt'st, Haniel!" schrie der Junge zurück.

„Möchst wohl mein Geheimnis kennen?" lachte der Schmied durch den Funkenregen. „Also denn paß auf, Fritz. Dat's also folgendes: Sind die Wochen fett, so freß ich dir wie ein Scheunendrescher un lieg wie ein Sack in der Sonne. Dat setzt Kraft, wie Speck beim Schwein. Sind die Wochen mager — tja, Fritz, denn wird mich leicht wie eine Feder, un ich nehm die Frau, weißt du, rundum un sag bloß: Na, wolln mer mal tanzen? Spaß is immer dabei, ob fett, ob mager, un man muß sich die Sache nur richtig einteilen."

Fritz Stoltenkamp hämmerte schweigend einen Lohgerbersalz zu Ende und griff nach einer Feile. Er arbeitete, bis ihm der Schweiß kam, und sein Gefährte schnaubte am Reckhammer. Der Mann da war also zufrieden. Und hatte acht gute Groschen Wochenlohn. Woran lag das? An der Frau, hatte der rußige Zyklop gesagt, daß das Lachen des Wortes noch durch die Schmiede schwirrte. Und plötzlich sah er den Vater und sah die Mutter und sah den Vater Sorgen und Aengste beiseitewerfen, wenn der Mutter Blumenkleid raschelte und ihre Arme sich ihm entgegenhoben: „Friedrich, bist du da? Abgespannt, Friedrich? Ach, geh her. Ein Mann wie du läßt sich nicht unterkriegen. Nun wollen wir fröhlich sein, daß wir zusammen sind, und die ganze Welt auslachen."

Und der Vater? Fritz Stoltenkamp härtete und glättete eine feine Goldschmiedwalze, bis sie glatt war wie ein Hauch. Und der Vater? Ja, der holte sich seine Spannkraft aus diesem immerwährenden Frauenfrühling, der wußte nur: so ein Kleinod darf keinen alltäglichen Mann haben. Und ob der Leib auch müde war, der Geist sprühte Funken wie der Sternenhimmel im Sommer.

Bei der ermüdenden Arbeit im Hammerwerk der öden Mühle, zur Seite des starken Haniel, lernte der junge Fritz Stoltenkamp den Wert seiner Mutter für den Vater verstehen. Und langsam spürte er, wie die Kraft ihrer Freude auch auf den Sohn hinüberglitt.

„Mutter, schöne, fröhliche Mutter — das Taschenlämpchen brennt auch bei mir."

Als er am Abend den Gaul bestieg, um heimwärts zu traben, kam er noch einmal auf seine Frage zurück.

„Du fühlst dich also wohl, Haniel? Sag es ernsthaft. Es nutzt mir."

Der Hammerschmied hatte, die Tonpfeife im Mund, vom Mühlentor aus dem Aufsitzen des Jungen zugesehen. Jetzt nahm er die zerbissene Röhre aus dem Mund und ließ die hochgezogenen Augenbrauen fallen.

„Dat Reiten lernst du, Fritz. Dat sagt dir en altgedienter Kürassier. Aufgesessen, Schenkel an un mit dem Leib liebevoll den Bewegungen des Gauls gefolgt. Bis Mann und Pferd denselbigten Willen haben. Un dat kannst du nu getrost auch auf dat Verhältnis zwischen Herr und Arbeiter anwenden. Der Schenkeldruck muß sein wegen Erzielung des Respektes. Damit man weiß, du bis in der Hand von einem sicheren Führer. Aber auch die Rücksichtnahme muß sein auf unsere Artung und Beweglichkeit in Körper un Verstand, damit wir wissen: der oben sitzt, fühlt jeden Schritt un Tritt mit uns. Dann wird man eins und kriegt denselben Willen. Un darum sag ich dir als Tagelöhner un Hammerschmied, Fritz: Ich fühl mich genau so wohl, als der Herr sich fühlt. Un geht et ihm dreckig, wie et gerad jetz den Anschein hat, so mein ich, ich säß selber im Dreck. Aber bei der Stange wird geblieben. Fett oder mager."

Da ließ der junge Stoltenkamp dem Pferd die Zügel frei, das nach dem guten Hafertag in der Mühle in Galoppsprüngen über den Acker setzte. Der Wind sauste dem Reiter um die Ohren. Schrie ihm Lieder hinein und anfeuernde Worte. In sein Hirn aber kehrte immer dasselbe Wort zurück, das der Haniel ausgesprochen hatte. „Un geht et ihm dreckig, wie et gerad jetz den Anschein hat. . ." Gerade jetzt? So fein war also das Empfinden der Arbeiterseele, daß sie die verheimlichten Sorgen des Herrn dennoch mitempfand, zur eigenen Sorge machte? Herr und Mann, jeder in seiner Art, und doch ein Leib und ein Wille. Dann mußten sich Wunder erwirken lassen, und wär der Weg ein Morast wie Erbsensuppe zäh. Ja, ja, das war wohl gut so. Aber der Mann auf der Mühle wußte schon, wie es um den Herrn stand. Er wußte es schon.

Der Junge brachte das Pferd in den Stall und

schritt zu Fuß in die Stadt hinein. Großmutter wäre vielleicht hineingeritten, dachte er. Wohl gerade jetzt geritten. Aber darin übertreibt Großmutter wohl. —

Und das Jahr kroch dahin und wurde ein schweres Jahr. Die Aufhebung der Einfuhrzölle, die jedermann beglücken und an den Schätzen der ganzen Welt teilnehmen lassen sollte, drückte die wagemutig aufgeschossenen Industrien wieder auf den Boden zurück. Getreide und Frucht aber ließen sich billiger aus den Häfen beziehen, als sie der heimische Landmann zu bauen vermochte.

Friedrich Stoltenkamp litt am schwersten unter der Zeit. Wohl hatte er seinen Stahl durch unermüdliche Verbesserungen aus den Kinderjahren herausgebracht und die Aufmerksamkeit der deutschen Fachleute und Verbraucher auf ihn gelenkt. Aber durch den Bau der noch immer unvollendeten Fabrik und die hohen Unkosten, die das Recken des Stahls auf fremden Hammerwerken erbracht hatte, waren seine Verbindlichkeiten gewachsen und gewachsen und seine Einnahmen gefallen und gefallen. Seinen heißen Lebenstraum, den Wettstreit mit dem englischen Stahl erfolgreich zu bestehen, sah er immer ferner entschwinden, ohne ihn halten zu können. Denn der englische Stahl hatte nicht nur freie Einfuhr, er hatte allerorts kapitalkräftige, feste Niederlagen, und ein Gesuch des kämpfenden Fabrikanten an die preußische Regierung, ihn in seiner vaterländischen Arbeit zu unterstützen, war in äußerst höflichen Formen, aber doch abschlägig beschieden worden.

Und aufs neue begannen die Rohstofferzeuger Schwierigkeiten zu machen.

Friedrich Stoltenkamp änderte seine Bezugsquellen. Er kaufte sein Eisen bald hier, bald dort, auf kleinen Hütten, bei Händlern, denen es darauf ankam ,ins Geschäft zu kommen. Er kaufte, wo ihm ein Kredit eröffnet wurde, und arbeitete bei Tag und entwarf bei Nacht neue Pläne. Aber die Ungleichmäßigkeit des Rohstoffes machte sich ohne weiteres in seinem Gußstahl bemerkbar, die Stempel wurden brüchig, die Walzen sprangen, die Werkzeuge erreichten den Härtegrad nicht mehr. Die Kundschaft wurde mürrisch und schickte Klagebriefe statt Bestellungen.

Ein paarmal schon hatte Friedrich Stoltenkamp seine Arbeiter feiern lassen müssen. Das drückte ihn am schwersten. Er ging im Spätherbst über Land und besuchte jeden einzelnen. Er fand Former, Gießer und Schmiede im Bauernkittel bei der Feldarbeit. Sie hackten auf den Äckern, die um ihre Häuschen lagen, die Kartoffeln auf, und die Frauen buddelten sie zusammen, füllten sie in Säcke und trugen sie auf dem Nacken heim.

„Kein gut Jahr, Poensgen", grüßte der Herr. „Das Wetterglas will mir nicht gefallen."

„Dat geht umschichtig, Herr Stoltenkamp", meinte der Angerufene, schlug seine Hacke in den Erdboden und stützte sich auf den Stiel. „Ja, wat ich sagen wollte, Herr Stoltenkamp, haben Sie schon mal so wat von Kartoffeln gesehen? Dick wie Mannsfäuste un immer zwanzig in einem Nest. Wenn Sie nich so gut sind un mir en paar Sack abnehmen, weiß ich bei Gott nich, wohin damit. Et Schwein muß doch auf alle Fälle zu Weihnachten dran glauben."

„Wenn ihr mir die Kartoffeln bringen wollt, Poensgen — die Kinder schlagen eine Klinge — na, Gott sei Dank."

„Mein ich auch: Gott sei Dank, Herr Stoltenkamp. Un die Kartoffeln bring ich morgen."

Friedrich Stoltenkamp ging weiter. Er hatte ganz vergessen, dem Poensgen ein aufmunterndes Wort in der Hoffnung auf eine baldige Arbeitsbesserung zu sagen, und er nahm sich vor, es beim nächsten zu tun.

„Fleißig, Haniel? Beim Schweinefüttern? Ja, die haben gute Zeit bei dem gesegneten Kartoffeljahr."

Der Hammerschmied zog den Kopf von den dampfenden Trögen. Er strich sich das Schweinefutter von den Händen und schüttelte den Kopf.

„Gesegnetes Kartoffeljahr? Ne, Herr Stoltenkamp, dat is nur streckenweise. Mich müssen sie gerad einen neuen Stollen unter den Acker vorgetrieben haben, dat meine Erdäpfel verschrumpelt sind wie die alten Weiber, wenn sie sich giften. Na, Herr Stoltenkamp, un davon halten wir doch alle beide nix."

Friedrich Stoltenkamp lächelte in die Ferne. Und der Mann vor ihm gewahrte es aus den Augenwinkeln und setzte seine Rede hastig fort: „En Glück, dat ich die gute Rübenernte hatt un überhaupt die Frau so fix die Schweinemast versteht mit Mehl un Kleie und allem Deubel, sons wären mich die Biester nich so fett geworden. Kucken Sie sich doch vor Spaß mal die Schinken an, Herr Stoltenkamp, un denn sagen Sie offen und ehrlich, ob Sie so wat drüben im Münsterland auch nur e i n m a l haben wachsen sehen. Die ganzen Biesters sin sozusagen Schinken, un davon muß ich Ihnen einen schicken dürfen, damit sich die Frau Stoltenkamp auch überzeugt."

Friedrich Stoltenkamp horchte auf. Das war ein Ton — ein Ton, den er schon beim Poensgen zu hören geglaubt hatte. Oder spielten ihm die empfindlich gewordenen Nerven einen Streich? Immerhin — er wollte Gewißheit haben.

„Ich komme wegen der Arbeit, Haniel. Ihr wißt schon. Die Engländer haben mir mal wieder in die Suppe gespuckt, gerad als sie gar war, und die Regierung singt Gesellschaftslieder und spielt Blindekuh. Da heißt es nun für uns im Ruhrgebiet, sich in Geduld fassen. Denn auch der dümmste Minister ist nicht unsterblich, wenn auch Dummheit unsterblich macht. Ja, Haniel, deshalb bin ich hergekommen."

„Herr Stoltenkamp," erwiderte der Mann, „so gewiß un wahrhaftig Ihr Besuch für mich eine Ehre is, aber wegen der Engelländer un ihrer Freunde in Berlin brauchten Sie sich den Weg nich zu machen."

„Das weiß ich, Haniel. Aber ich kann doch nicht einfach die Feuer unter den Öfen ausblasen und euch nach Hause schicken, bis ich euch wieder brauche, um die Feuer anzublasen. Habt ihr mich für einen so gemeinen Kerl gehalten, Haniel? Für so einen, der nur an den eigenen Nutzen denkt? Ich wollt euch nur sagen, daß keiner von euch glauben soll, hungern zu müssen, weil wir mal für ein paar Wochen Schicht gemacht haben. Der Lohn geht weiter und wird nachgezahlt. Und wer jetzt nix hat, kann zu mir kommen. Solang ich einen Groschen hab, habt ihr die Hälfte."

„Herr Stoltenkamp", sagte der Mann und kratzte sich unter der Mütze. „Sie können dat bloß schöner ausdrücken als wir. Aber im Grunde meinen wir doch ganz datselbe."

„Was meinen wir?" rief Friedrich Stoltenkamp erregt und wunderte sich selber, weshalb er so laut wurde.

„Ich meine, Herr Stoltenkamp," sagte der Mann ruhig und wandte den Blick nicht ab, „dat wir gerade so gemeine Kerls wären, wie Sie et nich sein wollen un nich sind un nie gewesen sind, wenn wir auch nur an den eigenen Nutzen dächten un nich an et Werk un den Gußstahl. Sie haben uns doch auch in schlechten Zeiten mitdurchgeschleppt. Wenn dat all keine Zusammengehörigkeit verursacht, dann könnten wir uns ja gegenseitig gerad so gut die Buxen vom Leibe stehlen."

Friedrich Stoltenkamp sah dem Mann gerade ins Gesicht. Mit den Augen, die immer wieder aufzublitzen vermochten und in jedem Sonnenstrählchen die Sonne sahen. „Ihr hattet recht, Haniel, den Weg hätt ich mir sparen können. Gebt mal eure Hand her."

„Geht nich, Herr Stoltenkamp, is dick voll Schweinsfutter."

Da haute ihm Stoltenkamp eins über die breite Schulter, und der Schmied lachte und sagte: „Faust haben Sie immer noch."

„Nu brauch ich zu den anderen wohl gar nicht erst zu gehen, Haniel?"

„Nur wenn Sie spazierengehen wollen un die Zeit totschlagen."

„Der Tag könnt achtundvierzig Stunden für mich haben. Na denn: Glückauf, Haniel."

„Glückauf, Herr Stoltenkamp. Un den Schinken, zum Ausprobieren gegen die Münsterländer, den vergeß ich nich."

„Wollt ich euch auch nicht geraten haben!" rief Stoltenkamp zurück und sprang über den Straßengraben.

Es war ein anderes Wandern heimwärts, als wie er gekommen war. Sein Stock köpfte die Disteln am Wege, und er pfiff einen friderizianischen Marsch, zu dem die Füße von selber federten. Heimwärts. Die Sonne, die da fern im Ruhrtal unterging, ging morgen wieder auf. Nur der Mensch steht nicht wieder auf, der sich selber für tot erklärt. Und er spürte den Drang des Lebens wie nie in dem müde gewordenen Körper.

Da war das Tor der Stadt, in der er im Rate saß. Hei, flogen die Mützen auf den Gassen. Und da war das Haus, in dem er im Glücke saß. Hei, flogen die Arme von Gretelein, Margaretelein. „Erdrück mich nicht! Wo sind die Kinder?"

„Bei Tisch, bei Tisch und warten auf den Rabenvater."

„Ich komme als der Rabe des Elias. Wie es in der Bibel steht. Was gibt's zu essen, Kinder? Mehl-

suppe mit geröstetem Brot? O Eberhard, der du ein Schnäuzlein ziehst, was würdest du sagen, wenn ich dir von Schinken spräche, von Schinken, rosiger und fetter als selbst der gefeierte Münsterländer, und von faustdicken Kartoffeln, in der Schale gekocht und mit einer Speckbrühe übergossen, daß man die Kartoffeln darin reinweg verankern muß. Ach, da läuft selbst dem Jüngferlein Amalie das Wasser im Mäulchen zusammen."

„Hast du wieder Arbeit gekriegt, Vater?" fragte das Mädchen. „Lohnende Arbeit?"

„Arbeit?" rief der Vater lustig. „Einen Schinken hab ich gekriegt und die Kartoffeln säckeweis. Saul aber zog aus, um eine Eselin zu suchen, und fand ein Königreich! Himmel, die ganze biblische Geschichte fällt mir ein."

Fritz Stoltenkamp sah den Vater verwundert an. Doch er freute sich, weil der Vater sich freute. Frau Margarete aber hielt dem Ehegatten die Hände vors Gesicht und rief: „Still! Nicht mehr! Das wird nachher eine lustige Beichte, und der Abend wird so schön, wie wir ihn gerade gebrauchen können."

Und als die Kinder zu Bette waren bis auf den Fritz, der in des Vaters Arbeitzimmer über einem Zeichenbrett hockte, schwang sich Frau Margarete auf des Gatten Schoß, drückte ihre Wange gegen die seine und fragte: „Was sagt dir mein Kopf?"

Er wußte es nicht und suchte ihren Mund.

„Er sagt dir, daß ich einen Mann habe, der besser ist als alle Männer und tausendmal gescheiter. Und daß ein so gescheiter Mann sich keine Sorgen um den Haushalt machen soll. Und was sagt dir mein Herz?"

Er suchte mit der Hand ihr Herz, und die Hand lag ganz still.

„Es sagt dir, daß es dich über alle Maßen liebhat, und daß selbst der Gußstahl daran nichts ändert."

„Du —!" sagte er. „Du — du —."

Und sie zog seinen zergrübelten Kopf an ihre Brust und hielt ihn ganz fest, bis der letzte Sorgengedanke daraus verschwunden war. „Wenn wir uns nur liebhaben", murmelte sie mit dem Mund in seinem Haar. Und dann waren sie beide wie in einem Märchen. — —

Der Winter kam mit krachendem Frost und mit schüttendem Schnee, und die weiten Felder lagen wie unter einem einzigen dicken weißen Wollenflausch, aus dem sich die vereinsamten Essen der Gruben und Zechen wie gespensterhafte Schneemänner hoben. Friedrich Stoltenkamp hatte im Schmelzbau die Öfen anzünden lassen. In dieser harten Zeit sollten seine Arbeiter nicht frieren und daheim die erworbene Geschicklichkeit verlieren. Er ließ den Gußstahl auf Vorrat gießen, bis sein Lager an Roheisen geräumt war und er in dem leeren Schuppen stand.

Die Arbeiter hielten sich zurück. Sie taten, als ob sie bald hier, bald dort zu schaffen hätten, um dem Herrn das Gefühl der Leere und Stille zu nehmen, und einer unterrichtete den anderen in der Handhabung der eigenen Werkzeuge. Fritz aber saß und studierte die Geschäftsbücher, die ihm der Vater übergeben hatte.

Friedrich Stoltenkamp hob den Kopf. Er hob ihn wie spähend. Und er übersah mit einem Blick die künstliche Geschäftigkeit seiner Leute und das zwecklose Studium des Sohnes. Und plötzlich fiel eine Mutlosigkeit über ihn her, die alle zähen Hoffnungskeime ertöten wollte. Leisen Schrittes, wie ein tief Beschämter, verließ er das Haus und ging mit fröstelnden Schultern zur Stadt und durch die Gassen und spähte doch wiederum, ob die Mützen flögen wie sonst, und die Mützen flogen nicht oder wurden nur mürrisch gerückt. Das aber beugte ihn am meisten.

Eine Zeit der heftigsten seelischen Schwankungen kam über ihn. Jedes gute Wort, das ihm ein Geschäftsfreund spendete, griff er begierig auf, jeder schräge Blick, den er auf der Straße gewahrte, warf ihn zurück. Oft erhob er sich des Nachts, von neuen Plänen und Entwürfen berauscht, und saß bis in den dämmernden Morgen am Zeichenbrett. Dann eilte sein scharfer Geist der Zeit wie sooft um ein Stück voraus, und er erfand auf dem Papier Werkzeugmaschinen und Hammervorrichtungen von verblüffender Eigenart und Einfachheit, daß ihm die Brust vor Jubel wogte. Und wenn er am nächsten Tag die Berechnungen aufstellte und fand, daß ihm selbst zur Verwirklichung nur einer einzigen der Erfindungen jedes Geld und jeder Kredit fehlte, stürzte er aufs neue in den Schacht dumpfer Gefühllosigkeit.

Nur Frau Margarete durfte in diesen Stunden bei ihm sein. Ihre mädchenhafte Liebe, ihr bräutlicher Stolz auf den erwählten und auserwählten Mann gab ihm den letzten Halt. „Friedrich, dummer Friedrich," sagte sie an seinem Hals, „die Welt hat den Schaden davon, nicht du."

Die Kinder spürten den Druck am wenigsten. Dafür sorgte die Mutter durch eine gründliche Einteilung des Tagewerks. Nie wurden die Schulaufgaben gewissenhafter gemacht. Die Mutter huschte in ihrem Rauscheröckchen durch die Stuben, aber ihr lächelnder Blick sah alles. Und wenn die alten Klassenkameraden zu ihrem ernsten Jungen, dem Fritz, kamen, um mit dem Frühgereiften ihre Ansichten zu tauschen über Lebensberuf und große Laufbahnen, fand sich immer noch ein Gebäck oder ein Butterbrot, um es den ewig Hungrigen hinaufzusenden und sie ans Haus zu fesseln.

Frau Jodokus Stoltenkamp saß indes in ihrem kleinen Geschäftskontor hinter dem Kolonialwarenladen und rechnete. Und jedesmal, wenn sie einen

Kunden bedient und die Ladentür sich geschlossen hatte, kehrte sie zu ihrer Rechenarbeit zurück. An dem schrägen Schreibpult saß die einsame Frau und zog aus Büchern und Schriftstücken Zahlen um Zahlen aus, bis sie einen Strich unter die Reihen setzte und langsam zusammenzählte. Ihr weißer Kopf hob sich. Ihr Blick suchte ein Bildchen an der Wand, den Schattenriß ihres längst Verstorbenen, des Mannes, der ihr in Sorgen allzufrüh ergrautes Haar bemerkt und es als eine Beleidigung betrachtet hatte. Sie sah auf das Bild, und ihr Mund war hart wie eine Linie.

„Abrechnung, Jodokus", sagte sie. „Du hast sie nie gemacht. Es war dir zu krämerhaft. Aber ich habe sie heute gemacht. Im Namen der Stoltenkamps, die da kommen, und an die du nie gedacht hast. Da liegt sie, die Abrechnung. Und wenn ich zu den Stoltenkampmännern gehörte und nicht zu den Stoltenkampfrauen, würde ich denken wie du, und für den Friedrich gäb's noch eine Herrenstunde und für den Fritz und die anderen den Bettelsack."

Noch einmal glitt ihr Blick über die Zahlenreihen und die Summe unter dem Strich. Dann erhob sie sich und strich ihr Kleid glatt.

„Dem Friedrich ist nicht mehr zu helfen. Und wenn ich alles ausschüttete. An den Kindern aber wär's ein Verbrechen, und den Kindern gehört die Zukunft."

Einen Augenblick lehnte sie noch an dem schrägen Schreibpult. Es arbeitete in dem faltigen Gesicht. Dann schrillte die Ladenklingel, und sie nahm ihre aufrechte Haltung an und schritt ruhig in den Laden, um den Kunden zu bedienen.

Auch in diesem Jahre zeigte der Kalender den Frühling an, und die Natur folgte ihm, wenn auch ein wenig widerstrebend. Tag für Tag ritt der junge Fritz Stoltenkamp mit den Stahlblöcken an den Steigbügeln durch die verschlammten Feldwege nach der Mühle, und was im Winter an Gußstahl im Vorrat gegossen war, wurde im Frühling an Stempeln, Walzen und Werkzeugen aller Art im Vorrat verarbeitet. Friedrich Stoltenkamp aber zeigte sich weder im Schmelzbau noch im Hammer mehr. Er wartete auf das Ungewisse. In dumpfer Gefühllosigkeit wartete er, bis es Gewißheit wurde.

Sein Stadthaus wurde der öffentlichen Versteigerung ausgesetzt. Die Gläubiger hielten sich für einen Bruchteil ihres Guthabens schadlos daran, da der Verkauf der Fabrikanlagen ohne den dazugehörigen Grund und Boden zwecklos gewesen wäre und nur der Anfang endloser Prozesse. Die alte Frau im kleinen Kontorstübchen hatte richtig gerechnet.

„Nun geht's aufs Land", sagte Frau Margarete zu ihrem teilnahmlos gewordenen Mann. „Die Landluft hat dir gefehlt. Nun wirst du wieder rote Backen und das rasche, rote Stoltenkampblut bekommen." Und sie packte zusammen, was sie an Ausrüstungsgegenständen mit in die Ehe gebracht hatte. Ein paar Pferdekarren genügten, um es aufzunehmen. Und an einem Abend spät, als die Bürger in den Betten lagen und der Nachtwächterspitz längst den Laternenlöscher gemeldet hatte, machten auch sie sich auf den Weg. So hatte es Friedrich Stoltenkamp gewollt. Er fürchtete sich vor dem Licht. Man sollte nicht sehen, daß er krank sei. Er ertrug kein Mitleid.

Denn noch wähnte seine vornehme Seele, daß es für einen Niedergebrochenen Mitleid gäbe.

In dem kleinen einstöckigen Haus mit den luftigen Dachkammern, das einst so stolz als Aufseherhaus neben dem Schmelzbau errichtet worden war, wurde das neue Heim notdürftig hergerichtet. Ein Arbeitzimmer für den Vater, die Wohnküche für die Familie, das Schlafzimmer für die Eltern und je eine Dachstube für jedes der Kinder. Friedrich Stoltenkamp ging hindurch. Er gewahrte die Blumen, mit denen Frau Margarete die Tische geschmückt hatte, und seine Hände krampften sich zusammen.

„Glückauf, Friedrich."

„Daran glaubst du noch, Margarete?" Er wandte sich errötend ab.

„Du hast es mich so gelehrt. Darauf leb ich und sterb ich. Und nun sag ich erst recht: Glück auf."

Aber das Glück für Friedrich Stoltenkamp ließ sich nicht mehr berufen. Es war der erste Morgen im neuen Heim, die Kinder waren frühzeitig zur Schule, denn der Weg war weiter, und der junge Fritz war längst zum Hammer hinausgeritten. Friedrich Stoltenkamp stand unbeweglich hinter dem kleinen Fenster seines Arbeitzimmers und starrte auf den Schmelzbau. Stunde um Stunde.

Ein Bote kam vom Rathaus und überbrachte ein Schreiben. Friedrich Stoltenkamp öffnete es gleichgültig und las, daß er aus der Liste der steuerpflichtigen Gewerbetreibenden gestrichen sei. Er nickte nur dazu. Wozu sollte man noch miteinander Verstecken spielen. Und am späten Abend kam ein zweiter Bote vom Rathaus und überbrachte ein neues Schreiben. Ein wenig verwundert war Friedrich Stoltenkamp, als er es entgegennahm. Nun gab es doch nichts mehr zu erledigen. Oder hatten sie doch noch Ansprüche zu stellen in der Stadt? Seine Neugier wurde rege. Eine leise Hoffnung glomm in ihm auf. Man entbehrte ihn im Rat. Man rief ihn. Mit einer hastigen Bewegung öffnete er und las. Das Bürgerratsmitglied Friedrich Stoltenkamp wurde infolge seiner zerrütteten Vermögensverhältnisse aufgefordert, seine städtischen Ehrenämter niederzulegen und auszuscheiden. Lautlos sank er in sich zusammen und rollte neben seinen Arbeitstisch auf den Fußboden. . . .

Frau Margarete fand den Ohnmächtigen auf.

Sie tat keinen Schrei. Ganz sacht nahm sie das Papier aus der erschlafften Hand, las es und zerriß es in winzige Fetzen. Dann holte sie ihr Fläschchen Melissengeist aus dem Busen, kniete nieder und rieb dem Daliegenden mit den lebenweckenden Tropfen Stirn und Schläfen. Ein paarmal horchte sie hinaus. Es kam doch keiner? Keins von den Kindern? Aus der Dachstube tönte der gleichmäßige Schritt des Ältesten, der die englische Sprache erlernte. Die Jüngeren schliefen. Da war Frau Margarete beruhigt, beugte sich in der Einsamkeit aufs neue mit ihrem Fläschchen über den geliebten Mann und brachte ihn endlich wieder zu sich.

„Bist du bei mir, Margarete?"

Sie beugte sich so tief über sein Gesicht, als müßte sie ihm jedes Wort auf den Mund küssen.

„Ich bin bei dir, Friedrich, und werde jede Stunde bei dir sein."

„Dann ist es gut", seufzte der Mann und wollte das Gesicht schlaftrunken zur Seite wenden.

(Fortsetzung folgt.)

# Der Beduine der Sinai-Wüste als Kundschafter im Kriege.

Hierzu 6 Aufnahmen.

Ein notwendiges Übel! Mit diesen wenigen Worten könnte jeder, dem auf diesem Gebiet persönliche Erfahrungen zur Verfügung stehen, die Frage nach der Zweckmäßigkeit der Verwendung von Beduinen im Kundschafterdienst im Kriege zutreffend beantworten. Allein es lohnt sich doch, die Gründe, die zu diesem Urteil führen, näher zu erläutern.

Wenn man längere Zeit hindurch an militärischen Unternehmungen in der Wüste beteiligt ist, so fallen dem Beobachter zwei Menschentypen unter der einheimischen Bevölkerung ins Auge. Es sind dies der Kameltreiber und der Beduine! Sie verkörpern gleichzeitig die großen sozialen Gegensätze des Orients, ohne daß man, wie bei uns, sofort eine einleuchtende Begründung findet.

Der Kameltreiber wird ausschließlich von der arabischen Bevölkerung gestellt. Sich in das Seelenleben eines solchen bedauernswerten Mannes zu versetzen, ist schlechterdings für einen Europäer unmöglich. Die Lehre Mohammeds muß eine gewaltige Kraft besitzen, weil sie ihren Anhängern dies Leben ermöglicht.

Betrachte man den Tageslauf eines solchen Geschöpfes. Die Kamelkolonne gelangt des Morgens an ihr Marschziel. Die Sonne brennt bereits hernieder! Eilig sucht alles schattige Plätze unter Feigenbäumen und Palmen, bis die Zelte aufgeschlagen sind, und bereitet sich sein Frühstück. Der Kameltreiber, der zwischen 30 und 40 Kilometer Fußmarsch hinter hat, darf nicht an Ruhe und Essen denken. Er hat seine 6 Kamele abzuladen, für die Offiziere die Zelte aufzuschlagen und dann seine Tiere zum Tränken zu führen. Darüber vergehen Stunden. Niemals hat er weder bei Tag noch bei Nacht ein Zelt über dem Kopf. Ständig ist sein hagerer Körper den sengenden Strahlen der Sonne ausgesetzt. Seine Nahrung besteht aus ein paar Feigen oder Datteln und einem Gerstenbrot. So erwartet er den Nachmittag, um seine Kamele erneut zu tränken und zu beladen, denn gegen 4 Uhr wird in der Regel der Weitermarsch angetreten. Mit bloßen Füßen schreitet er durch den von der Sonne glühend heißen Sand. Niemals kommt eine Klage, kaum ein Schimpfwort über seine Lippen. Eine eintönige Melodie singend, marschiert er wieder in den sinkenden Abend hinaus. Ohne Heimat, ohne Familie zieht er Tag für Tag seine Straße, bis, oft erst in hohem Alter, seinem elenden Dasein ein Ziel gesetzt wird und seine Kameraden ihm ein Grab in der Wüste bereiten.

Im Gegensatz hierzu ist der Beduine ein Herrenmensch. Arbeit, Gehorsam, Pflichten sind ihm gänzlich fremde Begriffe. Er ist der geborene Tagedieb. Alles, was zu seines Lebens Notdurft und Nahrung gehört, müssen seine Weiber, von denen er meistens ein halbes Dutzend mitführt, besorgen.

Die Beduinen sind nomadisierende Stämme, die je nach der Jahreszeit ihre Wohnplätze wechseln. Für ihre Wahl ist das Vorhandensein von Wasser ausschlaggebend. In der Wüste entsteht überall, wo sich in geringer Bodentiefe Wasser vorfindet, eine verhältnismäßig üppige Vegetation. Die Wohnplätze sind daher meist an vorhandene Palmen- oder Feigenwäldchen gebunden, in denen sich entweder bereits Brunnen befinden oder ohne große Mühe gegraben werden können.

Vieles, was dem Europäer unzweckmäßig erscheint, hat in der Wüste eine jahrhundertalte praktische Erfahrung hinter sich. So z. B. bestehen die Beduinenzelte aus einem schwarzen Wollgewebe, das trotz seiner Farbe die Sonne besser abhält als unsere weißen oder grünen Baumwollzelte.

Mit Kopfschütteln betrachtet man die Kleidung der Eingeborenen, die über ihrem Rock noch ein bis zwei Mäntel aus starkem Wollstoff tragen, bis man selbst zu der Ueberzeugung kommt, daß sie tagsüber den besten Schutz gegen Staub und Sonne, nachts gegen die oft empfindliche Kälte bieten.

An der Spitze eines jeden Beduinenstammes steht ein Scheich. In der Regel fühlt sich aber, besonders dem Europäer gegenüber, jedes ältere Familienoberhaupt als solcher. Der Scheich ist der Führer des Stammes, seinem Willen hat sich alles ohne Widerspruch zu fügen; erfolgt dennoch ein solcher, so wird er mittels einer handfesten Palmenrippe, gegen die ein spanisches Rohr ein Samtpfötchen ist, schnell gebrochen. Alles, was eine solche Beduinenfamilie mit sich führt, ist Eigentum des Scheichs. — Je nach der Größe der Familie oder des Stammes sind sie oft sehr reich.

Der Reichtum gründet sich auf den durch Aufzucht von Kamelen und Pferden erworbenen Gewinn sowie durch erfolgreichen Tauschhandel. Zu diesen Einnahmen treten kleinere Summen, die für Kundschafter- und Führerdienste gezahlt werden. Als Zahlungsmittel gilt allein Hartgeld, vorzugsweise Gold.

Welche Eigenschaften machen nun den Beduinen für Kundschafterdienste im Krieg in der Wüste unentbehrlich, und worin besteht die Gefahr seiner Verwendung?

Das ganze Wüstengebiet der Sinai-Halbinsel und der größte Teil von Arabien sind unbestrittenes Eigentum der

Beduinenstämme. Eine staatliche Oberhoheit erkennen sie nicht an, sie bilden einen Staat im Staate. Ihr Nomadenleben verschafft ihnen eine Kenntnis der Wüste und ihrer Gefahren, die für jeden anderen unerreichbar sein wird. Wohl gibt es vereinzelte Deutsche, die es ihnen gleich tun, z. B. Herr Frank in El Arisch. Dieser ist jedoch im Lande geboren, kleidet sich und fühlt wie ein Beduine, lebt ständig mit Beduinen zusammen und ist von gleichem Wandertrieb beseelt. Dies sind natürlich Ausnahmen!

Das von bisher unerforschten Ländern vorhandene Kartenmaterial ist entweder so ungenau oder geradezu falsch, daß es für die Kriegführung nur mit äußerster Vorsicht zu benutzen ist. Vermessungen sind bei den ungeheuren Landstrecken während des Krieges völlig ausgeschlossen, Lichtbildaufnahmen aus dem Flugzeug kommen aus dem gleichen Grunde nur für die Brennpunkte der kriegerischen Ereignisse in Frage. So bleibt als einzig sicherer Wegweiser nur der Beduine.

Von der Natur mit den feinsten Instinkten für Orientierung ausgestattet, weil ihr Versagen den sicheren Tod bedeutet, von Jugend auf in dieser Kunst unterwiesen und durchgebildet, ist der Beduine ein echtes Kind seiner großen Wüstenheimat. Er hat gelernt, im Buch der Natur zu lesen, er kennt die untrüglichen Anzeichen, die dem Sandsturm und Schirokko vorausgehen, auch ohne Kalender vermag er den Eintritt der Regenzeit, die trokkene Flußtäler in reißende Ströme verwandelt, zu bestimmen. Sein einziges Orientierungsmittel neben der vorhandenen tatsächlichen Ortskenntnis ist der Himmel mit seinen Gestirnen. Vor allem des Nachts findet er nach den Sternen so sicher seinen Weg, wie der Europäer nach einer Generalstabskarte. Nur des Mittags, wenn die Sonne im Zenit steht, vermeidet der Beduine es gern, zu reiten, wenn ihm nicht genaue Ortskenntnis zur Verfügung steht. Dann ist er auch zur Führung mit großer Vorsicht zu verwenden.

Für seinen persönlichen Gebrauch besitzt der Beduine ein hervorragend geeignetes Reitkamel, das Hedjin. Es macht in Wartung und Pflege etwas höhere Ansprüche als das Lastkamel, leistet aber an Schnelligkeit das Drei- und Vierfache. In starkem Mitteltrab legt der Reiter mit dem Hedjin oft über 100 Kilometer an einem Tage zurück. Für den Nachrichten- und Kundschafterdienst der Beduinen ist bei dem Fehlen jedes anderen Verkehrsmittels in die Wüste die Schnelligkeit der Übermittlung von außerordentlicher Bedeutung. Ohne irgendeine Organisation besteht in der Wüste eine ständige Relaisverbindung, denn zwei sich begegnende Kamelreiter ziehen sich bei der fast unbegrenzten Sicht auf weite Entfernungen magnetisch an. Sind sie beieinander, so wird unweigerlich abgesessen. Beide hocken sich zusammen, und der Austausch von Neuigkeiten und Nachrichten beginnt. Hierdurch ist es erklärlich, daß fast über jedes militärisch wichtige oder unwichtige Ereignis durch Beduinen die Nachricht schneller eintrifft als auf dem normalen Dienstweg, selbst mit Benutzung des Telegraphen. Der Verkehr fand natürlich in beiden Richtungen, sowohl von ägyptischen wie vom türkischen Oberkommando, statt, sofern es nicht gelingt, den Verkehr nach der unerwünschten Richtung einzuschränken. Unterbinden läßt er sich niemals.



**Beduinen als Kundschafter im Aufklärungsdienst in der Wüste.**

Bei der blühenden Phantasie des Orientalen, die noch durch das Weitererzählen von Mund zu Mund eine erhebliche Steigerung erfährt, ist es selbstverständlich, daß



Beduinen der Sinai-Wüste, die als Meldereiter verwendet werden.

Ein Palmenwäldchen in der Wüste.

eine Unzahl von Meldungen einlaufen, denen man den „Wüstenklatsch" von weitem ansieht.

Es ist für den Führer außergewöhnlich schwer, sich ein zutreffendes Bild über die oft widersprechenden Aussagen zu machen. Damit befindet man sich schon mitten in den Ursachen, die bei Verwendung von Beduinen zu militärischem Aufklärungsdienst zur äußersten Vorsicht mahnen. Nur ein monatelanger Verkehr mit den Scheichs, eine auf bestimmte Vorgänge gestützte Erfahrung vermag vor Mißgriffen zu bewahren.

An erster Stelle steht die Beurteilung der Zuverlässigkeit des betreffenden Scheichs. An sich ist ein Beduine immer unzuverlässig, falsch, mißtrauisch, feige und geldgierig. Mit diesen Eigenschaften ist also als Tatsache zu rechnen. Solange es nicht gelingt, den Beduinen nicht sparen, wenn es sich um die Erreichung eines bestimmten Zwecks handelt. Geld bindet im Orient fester als jedes unter den höchsten Beteuerungen gegebene Versprechen.

Es versteht sich von selbst, daß alle Belohnungen erst nachträglich und nach Prüfung des Ergebnisses bezahlt werden. Letzteres ist oft sehr schwierig. Es läßt sich nie genau feststellen, was der Kundschafter selbst gesehen und gehört hat, und was ihm während seines Rittes von andern erzählt worden ist. Dazu kommt, wie schon erwähnt, die blühende orientalische Phantasie, die Lust am Ausschmücken von Geschehnissen, die Übertreibung jeder Zahl auf das Doppelte und Dreifache.

So entstehen bei kritischen Wendepunkten in der Kriegführung in der Wüste die Beduinenverhöre. In



**Beduinenfrau mit ihren Kindern bei der Bereitung ihrer Mahlzeit.**

davon zu überzeugen, daß die eigene Forderung auch zu seinem Vorteil dient, ist nichts zu machen. Ihn dazu zu bringen, ist eine Macht- und Geldfrage. Ein Führer, dem Tausende von Soldaten gehorchen müssen, ist für ihn schon ein Sinbild der Macht. Überzeugt davon ist er jedoch erst, wenn er auch die praktische Nutzanwendung, mit eigenen Augen zu sehen, Gelegenheit hat. Aus diesem Grunde waren für uns die kleinen, erfolgreichen Vorexpeditionen gegen den Suezkanal von weitgehender Bedeutung, denn sie gaben den Beduinen das Vertrauen zu unserer Macht.

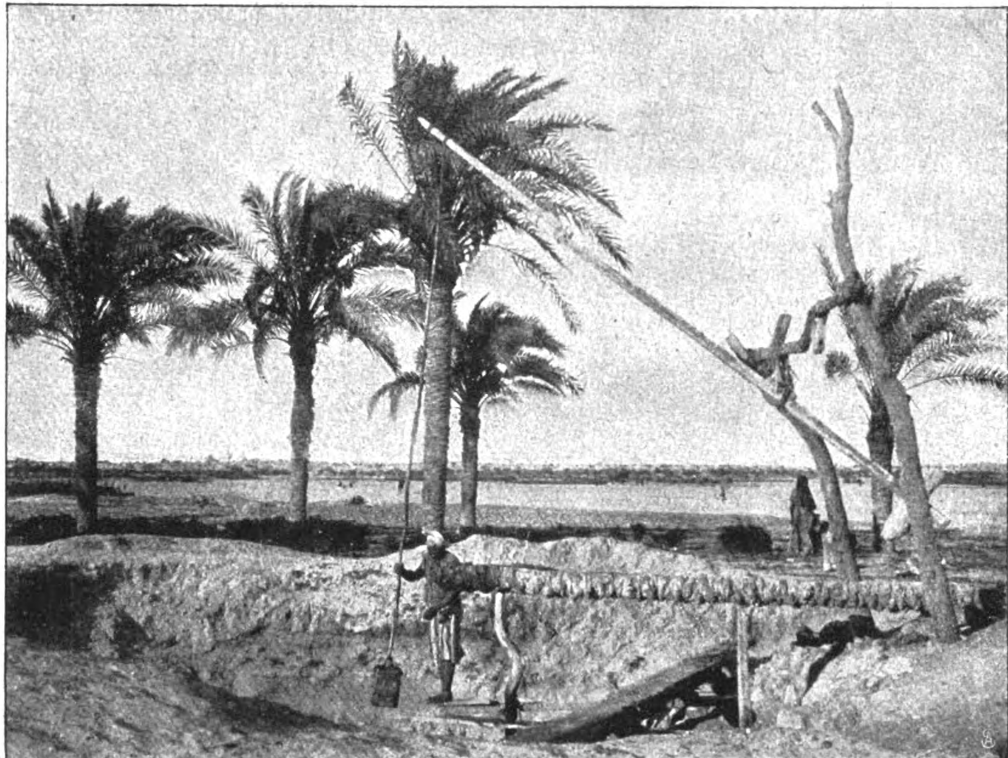
Wer im Orient Macht hat, hat auch Geld! Auch dies ist eine feststehende Tatsache, denn das letztere ist meist die Folge des ersteren. Von einem militärischen Befehlshaber als Vertreter einer mächtigen Regierung wird von den Beduinen ohne weiteres angenommen, daß er Gold in beliebiger Menge besitzt. Es heißt also hier einem Kreise versammelt der Führer die beteiligten Scheichs um sich herum, um mit Hilfe eines Dolmetschers die Nachrichten zu prüfen. Jeder muß seine Angaben machen, und der Führer muß streng darauf achten, durch seine Fragestellung nicht etwa seinerseits bestimmte Vermutungen auszusprechen. Die Folge würde sein, daß alle Scheichs ihm seine Vermutungen dick unterstrichen bestätigen würden. Nein, kühl und leidenschaftlos muß er die Erzählungen anhören, offenbare Lügen durch sofortiges Festnageln brandmarken. Hier haben die Ergebnisse der Luftaufklärung, vor allem die Lichtbildaufnahmen aus dem Flugzeug oft wie ein Donnerschlag gewirkt.

Bei allen diesen Schwierigkeiten ist zu bedenken, daß der Führer für die Nah- und Gefechtsaufklärung, wo Flugzeuge ausscheiden, auf die Mitwirkung von Beduinen unbedingt angewiesen ist. Zur Kriegführung

in der Wüste gehört eben eine ganze Persönlichkeit, ein ganzer Mann, wie wir ihn in der Person des Obersten Frhr. v. K. haben.

Noch zwei Dinge sind es, die auf den Beduinen einwirken: Die Aussicht auf reiche Beute und eine gewisse persönliche Achtung, die man ihm zollt.

Von Natur aus nur da mutig und grausam, wo er durch Zahl und Bewaffnung dem Gegner von vornherein überlegen ist und jedes Risiko für den einzelnen ausgeschlossen ist, im übrigen aber



**Brunnen am Palmenhain in El Arisch.**



**Beduinenfrau mit einem Korb voll Datteln.**

feige und vorsichtig, ist der Beduine im Gefecht, vom ersten scharfen Schuß ab, wie vom Erdboden verschwunden. Als kämpfende Truppe wird er auch niemals verwendet.

Sobald aber ein Lager gestürmt ist und die Aussicht auf Plünderung besteht, sind Scheichs wie Stammesangehörige sofort zur Stelle. Man ist versucht zu glauben, daß ihnen die Natur auch dafür eine feine Witterung verliehen hat, wo irgendein Unheil droht, denn wie aus dem Boden gewachsen tauchen sie als Hyänen des Schlachtfeldes auf, weder Freund noch Feind verschonend.

So gemein und ekelhaft dieses Treiben ist, so war ich doch geneigt, es ihnen zu vergessen, wenn sie friedlich meinem Zelte nahten, um einen Besuch zu machen. Die bestialischen Instinkte schlummern, sie sind freundliche, bescheidene Leute. Mit einem Handkuß begrüßen sie mich und nehmen eine Einladung, sich niederzusetzen — natürlich auf die Erde — dankend an. Trinken wohl auch eine Tasse Kaffee und rauchen noch lieber eine türkische Zigarette. Der Dolmetscher wird gerufen, und es entwickelt sich eine etwas einsilbige Unterhaltung, wobei wir uns gegenseitig versichern, welch vortreffliche Menschen wir sind. Meist wird jedoch schweigend geraucht. Verziehe ich ob dieser etwas eigenartigen Situation den Mund zum Lachen, so fletschen mich mit verständnisvollem Grinsen ein Paar weißer Zahnreihen an, und wir schweigen weiter. Endlich gebe ich das Zeichen zum Aufbruch. Wieder küssen mir die Scheichs die Hand und verlassen mit dem orientalischen Gruß mein Zelt, um ihre Kamele zu besteigen.

Die Mahnung, treue Muselmanen und Anhänger des Kalifen zu sein, gebe ich ihnen noch mit auf den Weg. Jedoch mit dem Bewußtsein, daß sie die erste Gelegenheit benutzen, um mich zu verraten, wenn es ihnen vorteilhaft erscheint.

# Vorfrühling.

Von Bodo Wildberg.

Unzerstörbar lebt der Glaube an das Wärmerwerden, das Besserwerden im deutschen Volksgemüt. Es ist so frühlingsgewiß wie unser kleiner goldgrüner Zeisig, der gerade in Flockenwirbeltagen liebessehnsuchtsvoll sein leises, rührend feines, süßes Ahnungslied mit fröhlicher Ausdauer dem Kommenden entgegenzirpt, eine Weise, die an Waldspaziergänge im lenznahen Tannenforst, an zartes Geknospe in Buchenalleen denken macht.

Vor einem Jahr hatten wir einen zeitlichen, raschen, man möchte sagen: einen jähen Frühling empfangen. Es ist mir noch wohl erinnerlich, wie schon Ende Februar am Südhang des Marienberges in Brandenburg die Stachelbeerbüsche grünten, am Poetensteige dort alles wie sonst in spätem März ausschlug und keimte. Unten an der Havel war's noch kühl, die weißen oder grünen Dampfer mit silberglänzenden oder schwarzen, zuweilen auch zitronengelben Schornsteinen, die farbige Streifen umgürteten, sie lagen noch winterlich zusammengedrängt an laublosem Inselwalde. Doch auf der Höhe, wie gesagt, frühlingte es schon. Zuweilen leuchteten die Saatfelder auf, ein Regenbogen spannte sich im Osten über die Wasserbreiten, denn es war viel Land überschwemmt, von dem nur Baumeilande sichtbar wurden.

Diesmal zögert der Lebenserneuerer, wenn er nicht etwa mit einem Schlage, wie ein Wunder, das wir nur dankbar anstaunen dürfen, über uns kommen will. Aber in leisesten, stummsten Zeichen hat er sich verkündigt, und man atmete ihn, man sog seinen Hauch ein, schon in jenen ersten Tagen der Februarmitte, da die Voraussage der Lenzgläubigen doch eine Woche lang Wahrheit geworden war.

Es wird über Nacht kommen, das unaussprechlich Befreiende, das Glück, das wir alle erwarten.

Inzwischen wandern wir am schmelzenden Saum der Winterweiße und haschen im Vorblick ein paar freundliche Eindrücke.

Mitten in der neu-alten Wirrnis eines in seiner Entwicklung noch ungeklärten Vorortes wird uns im Garten eines der älteren ebenerdigen Häuser, die da noch von ländlichen Zeiten erzählen, ein kühlblauer breiter Streifen der lieblichen Szilla beglücken.

An jener hohen Hauswand glänzt der Efeuvorhang frischer und satter. Irgendwo, inmitten eines öden umzäumten Flecks an der Straße, steht eine steinerne Jungfrau mit bekränztem Rechen und Blumenstrauß. Wo stand sie einst? Was war um sie her? Doch auch dies verlassene Steinbild lächelt Verheißungen.

In den Tiefen des Winters ist die Seele so arm geworden an Farbe, Luft und Schwungkraft, daß sie heidnisch zu Steinbildern irrt, die in grauen Gärten dem ersten Märzhauch entgegenfrösteln. An der kräftigen Pomona, die einem bettelnden Putto die Fülle der Äpfel zur Auswahl bietet, an der blumenkorbtragenden Flora sucht die Einbildungskraft sich aufzurichten: Es wird wieder Frühling- und Sommerzeit geben!

Das Knospengezweig der Linden verdichtet seinen Schatten um ein geringes, und ihr zarter Wipfelgang führt zur Weiße von Marmorbildern, die aus einer fernen, feinen Nebelwelt herüberzuleuchten scheinen.

Im braunroten Pappelgehölz frohlockt schon morgen die Drossel, auf den meerkühlen Seeflächen glimmen die ersten blanken Segel auf. Die Taucher, die Enten tummeln sich in graugrünen Buchten. Und die Havelschwäne kommen wieder in Sicht, spärlicher wohl an Zahl, doch leuchtend und sieghaft. Bald wird die Farbigkeit beflaggter Boote, mit roten, grünen, gelben Tupfen auf dem Schwarzweiß des Grundtons die vertrauten Fahnenbilder vervielfältigend, auf den gewundenen Kanälen des Tiergartens wieder heimisch sein.

Erwartungstill träumen die Föhrenwälder dort draußen unter taubengrauem, leise tröpfelndem Gewölbe; länglich runde, schwarzgrüne Waldseen werden unter der Eisdecke von Ungeduld und keimenden Kräften bewegt, sogar in den sandigen Schluchten regt sich's heimlich vom kecken Sprießen freudig begrüßten Unkrauts.

Und die Vorfrühlingslandschaften vergangener Jahre und Tage schimmern durch die Dunsthülle des Baumschlags, an dem eine mit dem Auge kaum noch faßbare Veränderung im Fernblick zu spüren ist. Jene Erinnerungen wecken linde Wehmut und stählen doch den Mut, die Hoffnung, die Neubegier des Herzens.

Waren es Zwiebelturmdächer und weich gerundete Kuppeln in einer östlichen Stadt, die über weiß- oder blaugestrichenen Klostermauern das Vorlenzgezweig der Linden überragten? War es der schwindende Schneefleck am Hange eines deutschen Burghügels, umschlossen von hartem Eichicht, das doch bald in maigrüner Festlichkeit aufrauschen sollte?

Diese Rückblicke verwehen, wenn einmal der neue Lenz deutlicher und entschiedener anpocht. Und er hebt schon die Freundschaftshand vor unseren Türen, im rauhesten Winde glaubt man schon seinen gütigen Gruß zu fühlen und öffnet seiner Verheißung die lang im Frost erstarrte Seele.

## Verschneit.

Weit holst du aus im Schreiten,
Schneeweiße Hänge gleiten
Dir unter raschen Sohlen hin,
Verloren hin, verstohlen hin,
Zu Unermeßlichkeiten.

Kein Hall, kein Laut, kein Schreien,
Nur leises, weiches Schneien.
Du streichst die Stirn mit banger Hand,
Von einem schneidend engen Band
Willst du dein Hirn befreien.

Schon seit geraumem steigen
Voll unheildunklem Schweigen
Dir Schatten nach mit Raubtierschritt.
Hab acht! Die Nacht schleicht hungrig mit
Und nimmt dich stumm zu eigen.

Du reckst dich hoch auf Zehen.
Was willst du noch erspähen?
Im tiefen Tal — ein letztes Licht,
Du ahnst es nur, du reichst es nicht —
Dein Herz will schlafen gehen.

Peter Gent.

Schluß des redaktionellen Teils.

# Die neusten Bücher

## aus dem Verlag August Scherl G. m. b. H. Berlin

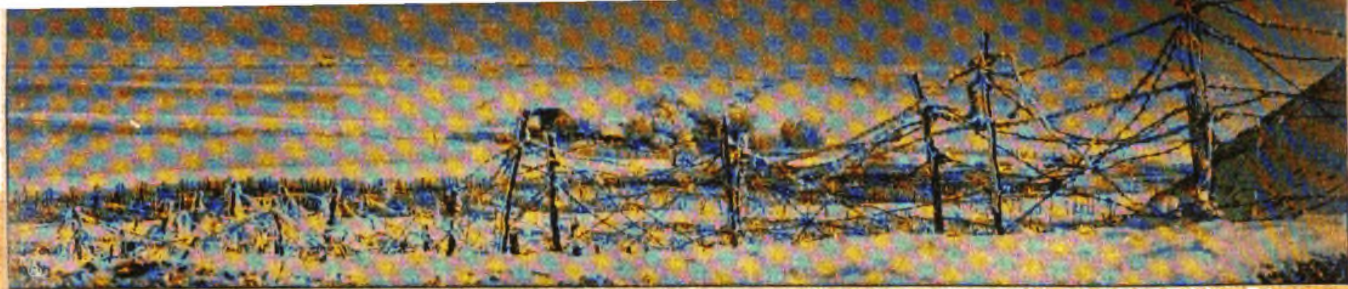






Rund um die Erde zur Front / Dem Flüchtling nacherzählt von Otto Anthes / In unserer großen Zeit ist Wirklichkeit abenteuerlicher als Dichtung / Das vorliegende Buch bringt uns die fesselnde Geschichte eines Deutschen, dem es nach zwei mißlungenen Fluchtversuchen endlich glückte, unter schrecklichen Gefahren und Entbehrungen durch Sibirien in die Mongolei und nach Peking, über Japan, Amerika, Norwegen in die Heimat zu entkommen / Mit 8 Bildern / Preis 2 Mark

U-Boot gegen U-Boot / Von Oberleutnant zur See Heino von Heimburg / Temperamentvolle Berichte von unserm Kriegspfad im Mittelmeer und in den türkischen Gewässern / Befreiung aus dem englischen Netz / Das englische U-Boot bleibt hängen / Fang eines französischen U-Boots / Stelldichein mit einem englischen U-Boot / Deutscher Torpedogruß / Kampf mit einem Russen / Silvesterfeier mit Ententebrüdern an Bord des deutschen U-Boots / Preis 1 Mark



Drahtverhaue an der österreichisch-ungarischen Ostfront im Mondenschein.

Phot. v. Rankowsky.







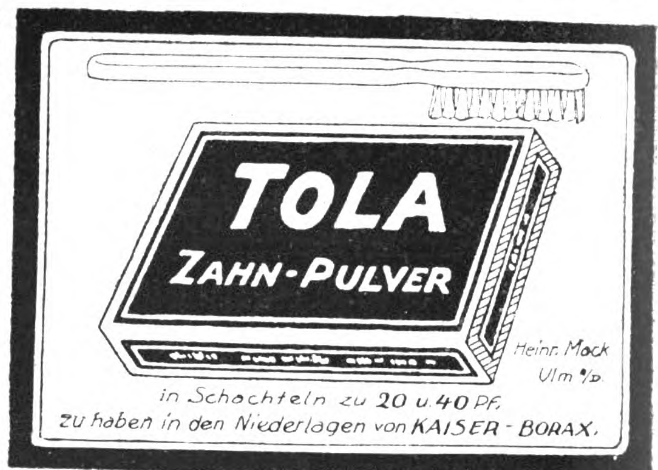
# E.L.Kempe & Co.

Aktiengesellschaft

Deutscher Cognac „Exquisit" Echter alter Cognac

Oppach i/S

† St. AFRA † DIE PERLE DER LIKÖRE




**Handgranate** durch Werfen lauten Knall gebend, ungefährlich. Granate nebst 24 Füllungen geg. Eins. v. 1 M., Nachn. 1,20. Jll. gr. Liste über andere Kriegs-, Geduld- Gesellschaftsspiele, Zauber- u. Scherzartikel gratis u. fr. **A. Maas**, Berlin 42, Markgrafenstr. 84.

**Stuhlverstopfung — Stuhlträgheit**

Ursachen, Folgen und gründliche Beseitigung dieser Leiden ohne schädliche Abführmittel. Diesbezügliche belehrende Broschüre von Dr. med. Coleman gegen Einsendung von 30 Pfennig in Briefmarken für Unkosten.

**Puhlmann & Co., Berlin 217, Müggelstrasse 25a.**

## Briefmarken

Preisliste umsonst. — Auswahl ohne Kaufzwang. — Kriegsmarken der Zentralmächte. — Weltgeschichtliche Erinnerung.

| | | |
|---|---|---|
| 25 versch. Kriegsmarken | d. Zentr.-Mächte | M. 3.— |
| 45 versch. Kriegsmarken | | „ 6.50 |
| 75 versch. Kriegsmarken | | „ 15.— |

Obige Zusammenstellungen enth. nur selt. Marken. Ankauf v. Briefm. zu hoh. Preisen. **Faludi, Berlin,** Friedrichstr. 47/W.



**GNOM**

**Neuverbesserter Abziehapparat für alle Rasierklingen wie Gilette usw.**

Patentamtlich geschützt, ermöglicht in einfachster Weise ohne jede Übung d. Schärfen u. Abziehen der Rasierklingen. Der Apparat hat verstellbare Walze, mechanischen Verschluß u. durch Druckknopf regulierbar, ist anerkannt vorzüglich u. sehr beliebt, i. Etui Preis **M. 5.—**. Vorzügl. Rasierapparat mit 6 Klingen M. 3.50, extra fein, schwer versilberter Rasierapparat mit 6 Klingen M. 5.—. Gute Rasierklingen per Dtz M. 2.50. Beste Klingen per Dtz. M. 3.50 Versand gegen Voreinsendung od. Nachn Ins Feld Nachnahme nicht zulässig.

Alleinvertrieb durch

**M. Winkler & Co., München,**
**Sonnenstraße 10/B. W.**

Echte **Briefmarken** billigst.— Preisliste A für Sammler gratis. **August Marbes, Bremen.**

## Damenbart

und lästiger Haarwuchs kann **einzig** und **allein** nur durch Anwendung der neuen amerikanischen Methode, ärztlich empfohlen, **radikal** und **für immer** beseitigt werden. **Deutsches Reichspatent Nr. 196 617.** Prämiiert **Goldene Medaille** Paris, Antwerpen. **Sofortiger** Erfolg durch Selbstanwendung und Unschädlichkeit wird garantiert, sonst Geld zurück. Preis M. 5,— geg. Nachn. Nur echt durch den alleinigen Patentinhaber und Fabrikanten **Herm. Wagner, Cöln 24,** Blumenthalstr. 99.

## Chr. Tauber
**Photo-Haus Wiesbaden W.**

**Beste und billigste Bezugsquelle für solide Photogr. Apparate in einfacher bis feinster Ausführung u. sämtl. Bedarfsartikel. Jllustr. Preisliste Nr. 7 kostenl. Direkter Versand nach allen Weltteilen.**

# Tod..?

In der schweren Zeit der Gegenwart, wo der Todesengel überall anklopft, wo es fast kein Haus mehr gibt, das von der Gewalt der Schicksalsstunde verschont geblieben ist, legen wir Menschen uns des öfteren und unvermittelt die Frage vor:

## Was wird aus unseren Toten? Gibt es ein Wiedersehen?

Wo finden wir die ersehnte Antwort? — Auf Grund umfassender, jahrelanger Studien zur Ergründung dieses Problems bin ich zu ganz bestimmten Resultaten gekommen, und habe ich in dem Buche

„Gibt es ein

# Fortleben

nach dem

# Tode?"

an Hand von zahllosen Begebenheiten aus der Vergangenheit und Gegenwart den Nachweis erbracht, daß unsere Toten weiterleben und wir überzeugt sein dürfen, sie einst wiederzusehen.

**Aus dem Inhalt:**

**Vorwort: Den Trauernden zum Trost!** — Die Entstehung der Erde und das Rätsel der Menschwerdung. — **Wer schuf die Menschen?** — War es Gott? — **Wie müssen wir uns Gott vorstellen?** — Welchen Sinn hat unser Leben? — **Der Weltkrieg. — Der Heldentod.** — Schicksal oder Fügung? — Wie läßt sich unsere Unsterblichkeit beweisen? — **Die Entdeckung der menschlichen Seele.** — Die Trennbarkeit der Seele vom Körper im Experiment. — Der organische und der geistige Leib. — Sonderbare Vorkommnisse. — **Ein merkwürdiges Erlebnis Goethes.** — Mystische Erscheinungen. — Das zweite Gesicht. — Gedanken sind Seelenkräfte. — **Rätselhafte Erscheinungen bei Sterbenden.** — Was ein Seher der jenseitigen Welt über den Vorgang des Todes sagt. — Gibt es Geistererscheinungen? — Der Spiritismus. — Justinus Kerner und die Seherin von Prevorst. — **Können Verstorbene vom Jenseits zurückkehren?** — Ist ein Verkehr mit ihnen möglich? — Die Gefahren des Spiritismus. — Wirtschaftliche und gesundheitliche Schädigungen. — **Wo sind die Toten?** — Himmel oder Hölle? — **Es gibt ein Wiedersehen:**

Das Werk ist zu beziehen zum Preise von M. 2 portofrei, bei Nachnahme 30 Pf. mehr, durch den

**Zentral-Verlag, Stuttgart B, Eberhardstr. 4c.**

## Erneuern Sie Ihre Gesichtshaut mit Schröder-Schenke's Schälkur

Aerztlicherseits als das

**Ideal aller Schönheitsmittel**

empfohlen. Unmerklich, d. h. ohne Mitwissen Ihrer Umgebung, beseitigen Sie durch meine Schälkur d. Oberhaut m. all. Unreinheiten u. sämtl. Teintfehlern, wie:

**Mitesser, Pickel, großporige Haut, Röte, Sommersprossen, gelbe Flecken etc.**

Die neue Haut erscheint

**in wunderbarer Reinheit,**

jugendfrisch und elastisch, wie man sie sonst nur bei Kindern antrifft. Sie ist straffer und elastischer als die frühere, weshalb meine Schälkur vorzügl. auch dort angewandt wird, wo es sich um schlaffe, welke Gesichtspartien und dadurch entstandene Altersspuren, wie: Falten, Runzeln etc., handelt. Preis M. 12.—. Porto 60 Pf. Versand diskret gegen Nachnahme oder Voreinsendung.

**Schröder-Schenke**
**Berlin W 14, Potsdamer Str. 0.26b.**
In Wien Wollzeile O. 15.

## Vom Mädchen zur Frau.



Ein Ehebuch von Frauenärztin Dr. Em. Meyer. 65. Tausend. Erörtert: Kindererziehung, Ehe, Gattenwahl, Brautzeit, Sexualleben in der Ehe Mutterschaft usw. Schönstes Geschenkbuch! Pappb. 2.40 M. Fein geb. 3.30 M., mit Goldschnitt 3.80 (Porto 20 Pf.) Von jeder Buchhandl. u. geg. Voreinsend. des Betrages von **Strecker & Schröder**, Stuttgart W.

## Die kritischen Jahre der Frau.

Bedeutung, Hygiene und Behandlung der Wechseljahre. Von Dr. G. **Boeckh.** Kart. M 1,80, Leinenb. M 2,60 (Porto 20 Pf). Von jed. Buchhdl. u. geg. Voreinsendg. d. Betr. **v. Strecker u. Schröder, Stuttgart W.**

## echte billige Briefmarken

Alle verschieden'

**100** Asien, Afrika, Australien M. **2.25**

| | |
|---|---|
| 25 alte Montenegro M. 3.— | 5 gest. Warschau M. 2.— |
| 30 versch. Türkei „ 1.50 | 25 versch. Persien „ 1.50 |
| 1000 verschied. nur 12.— | 2000 verschied. nur 40 — |

100 verschied. Kriegsmarken der Zentralmächte nur **17.50**

**Max Herbst,** Markenh., **Hamburg A.**
Jllustr. Markenliste auch über Alben kostenl.

Deutscher Cognac

Bingen a/Rh.

# Cognac Scharlachberg Marke Auslese

**Ein famoser Tropfen!**

---

## Senfs Briefmarken-Journal

Verbreitetste u. einzige illustr. Brfm.-Zeitung der Welt, die in jeder Nummer eine Marke gratis bringt u. **monatlich zweimal erscheint.** Halbjährlich (12 Hefte) M. 1.50 (Ausland M. 1.75), unter Streifband 50 Pfg. mehr. **Probe-Nr.** mit Markengratisbeigabe nur gegen Einsendung von 15 Pfg. (25 Heller) in Postmarken. — Große illustrierte Satz- und Albumpreisliste dazu kostenlos.

25 Verschiedene nur M. 1.— · 50 „ „ 2.75 — **Kriegsmarken** — 75 Verschiedene nur 5.50 · 100 „ „ 10.—

**Deutsche Post in Belgien,** II. Ausg. — Von 6 Mark an portofrei
3, 5, 8, 10, 15, 25 u. 40 Cent. ungebr. zus. . . . . M. 1.10
**Deutscher Postverkehr im belg. Etappengebiet**
3, 5, 8, 10, 15 und 25 Centimes, ungebr. zus. . . . M. —85
3–75 C. (9 Werte) ungeb. M. 2.50 1 Fr., 1 Fr. 25 u. 2 Fr. 25 c, ungeb. 4.50
**Deutsche Post in Russisch-Litauen**
2½, 3, 5, 7½, 10, 15, 20 u. 40 Pfg. ungebr. zus. M. 1.30
**Deutsche Post in Russisch-Polen**
3, 5, 10, 20 u. 40 Pfg. mit Aufdr. Russisch-Polen, ungbr. zus. M. 1.—
2½, 7½ u. 15 Pfg. „ „ „ Gen. Gouv. Warschau, „ „ M. —35
**Stadtpost (Bürger-Post) in Warschau**
2, 6 und 10 Groszy ungebr. 75 Pfg., gebr. . . . . M. 1.—

**Senfs großer Briefmarken-Katalog** mit 65.000 normalen Preisen, 6000 Abbildgn. ist für jed. denkenden Sammler unentbehrlich. Preis in Halbleinen geb. M. 3.80 portofrei. Nachtrag dazu 1 Mark.

**Kriegsmarken-Katalog** über die Postwertzeichen des Weltkrieges mit zahlreichen verkleinerten Abbildungen. Preis M. 1.10 portofrei

Gebrüder Senf in Leipzig. Wo.

## Damenbart

Bin gern bereit anzugeben, wie lästige Haare durch ein unschädliches Verfahren **dauernd** zu beseitigen sind. Frau **F. Ulke, Köln-Nippes 44, Neusserstr. 171.**

## Das neue Haarnetz

„Haubennetz“ umschließt v. selbst die ganze Frisur, ohne sichtbar zu sein. Preis p. Stck. 60 Pf., bei 6 Stck. 50 Pf. (garantiert echt. Menschenhaar). Dazu gratis mein neues Lehrbuch Nr. 63 mit vielen Abbildungen zum Selbstfrisieren. **Haarnetz - Fabrik Wörner, München 63, Färbergraben 27.**

## Sie spielen Klavier

oder Harmonium **ohne jede Vorkenntnis** nach der preisgekrönten, sofort les- und spielbaren Klaviatur-Notenschrift **RAPID.** Es gibt keine Noten-, Ziffern- oder Tastenschrift, die so viele Vorzüge hat, wie RAPID. Seit 12 Jahren weltbekannt als **billigste und erfolgreichste aller Methoden.** Anleitung mit verschied. Stücken und Musikalien-Verzeichnis **nur 3,15 M.** Aufklärung umsonst. **Verlag Rapid, Rostock 1.**

**Neu! Neu! Neu!**

## „Maxÿd“

das hervorragende neue Mittel gegen Erkrankungen des Blutes und des Magens. Jeder ist es seinem leidenden Mitmenschen schuldig, ihn auf dieses **neue, glänzend bewährte** Mittel aufmerksam zu machen.

**Preis 1,— Mk. pro Originaldose.**

Vorrätig in unseren Niederlagen u. Apotheken od. direkt von

**A. Wasmuth & Co., Hamburg 39 W.**

## H. W. Voltmann

**Bad Oeynhausen 9**

**Spezialfabrik f. Handbetriebsfahrräder (Invalidenräder).**

**Krankenfahrstühle** für Straße und Zimmer. Kataloge gratis.

## Bettnässen

Befreiung sofort. Alter und Geschlecht angeben. Auskunft umsonst. **Gg. Englbrecht, sanit. Versandgesch., Stockdorf 364 b. München.**

## Echte Briefmarken

15 versch. **Deutsche Kriegsmarken** 3 Mark
75 verschiedene **Balkan** „ „ „ nur 2 Mark
30 verschiedene **Altdeutsche** nur 2 Mark
24 verschiedene **Deutsche Kolonien** 2 Mark
1000 g. gem. aller Erdteile „ nur 1 Mark
Preisliste gratis
**Paul Siegert, Hamburg 36.**

## Stellen-Angebote

Inserate unter dieser Rubrik kosten M. 1.— für die einspaltige Nonpareillezeile.

**Vertreter** für Neuheiten sucht **P. Holfter, Breslau, Hp. 181.**

## Köhlersohlen.

**General-Vertreter gesucht.**

Wir suchen an allen Plätzen, an denen die „Woche“ gelesen wird, General-Vertreter eventl. auch Damen für unsere überall bekannten Köhlersohlen u. für eine epochemachende Neuheit — Muster gratis. **Köhlersohlenfabrik Neu-Isenburg.**

## Wollen Sie

**elegant u. billig gekleidet gehen?**

Dann verlangen Sie kostenlos unseren Katalog No. 3 für wenig getragene Kavaliersgarderoben. **Risiko ausgeschlossen! Diamand,** MUENCHEN, **Buttermelcherstr. 5.**

**SCHÖNSTER SCHMUCK** für Veranda, Balkon, Fensterbretter sind unstreitig meine

## Gebirgs-Hänge-Nelken

Versand überallhin. Prosp. gratis u. franko. **Gebhard Schnell,** Hängenelkengärtnerei, **Traunstein 36,** Oberb.

**Jetzt beste Pflanzzeit.**

**Dr. Möller's Sanatorium** Dresden-Loschwitz — **Diätet. Kuren** — Herrliche Lage. Wirks. Heilverf. i. chron. Krankh. — Zweiganst. tägl. 6 M. — Prosp. u. Brosch. fr.

## Unterricht

Lehrpläne und Prospekte der hier angezeigten Unterrichtsanstalten vermittelt kostenlos die Anzeigenabteilung der „Woche“, Berlin SW 68.

**Thüringisches**
## Technikum Ilmenau

Maschinenb. u. Elektrotech. Abt. für Ingenieure, Techniker u. Werkmstr.

**Dir. Prof. Schmidt**

**Technikum Hainichen i. Sa.** Masch.-Elektro-Ing., T., Werkm. Lehrfabr. Prog. fr.

**Institut Boltz Ilmenau i. Thür.** Einjähr.-Abitur. Pr. fr.

**75 Einjährige bestanden** Ostern 1914/15 in **Dr. Kramers Institut, Harburg** (Elbe). Prospekt mit Refer. frei.

## Dr. Fischer'sche Vorbereitungsanstalt

Leit. Dr. Schünemann, **Berlin W 57,** Zietenstraße 22-23, **für alle Militär- u. Schulprüf., auch für Damen. Hervorragende Erfolge. Bis 1. Februar bestanden 4727 Zöglinge,** u. a.: **3076 Fahnenjunker,** 647 Einjährige usw. Bereitet zu all. **Notprüfg.,** namentl. Beurl. od. Kriegsbeschädigte zur **Reifeprüfung** vor.

Von der Regierung genehmigte **Münchner Schauspiel-Schule, Otto König,** Kgl. B. Hofschauspieler, Ludwigstraße 17b. Zweigschule: Berlin W., Augsburger Straße 11.

## WEIMAR Harthstr. 30

**Prakt. Töchterbildungs-Institut mit Lehrprogramm einer Frauenschule** gegr. 1874, staatl. beaufsichtigt.

Ergänzung des Schulunterrichts. Verbindung mit hauswirtschaftl., gewerbl. u. künstl. Ausbildg. Gediegene Erzieh. zu tüchtig. Persönlichkeit in fröhl. Gemeinschaftsleben. Großer Besitz mit Park. Waldnähe. Satzungen durch den Direktor Dr. phil. Curt Weiß u. Frau.

## Technikum Bingen a. Rh.

Maschinenbau — Elektrotechnik
Automobilbau — Brückenbau

**Direktor: Prof. Hoepke.**

## Militär-Vorbereitungs-Anstalt für die Fähnrichprüfungen.

Nimmt nur Fahnenjunker und Kriegsfreiwillige, die übertreten. Jede sachkundige Auskunft. — 1916 bestanden 498, seit Kriegsbeginn 1055. **BERLIN W 57,** Bülowstr. 108, **Dr. Ulich.**

Sachsen-Altenburg.
## Technikum Altenburg

**Ingenieur-, Techniker-, Werkmeister-Abteilungen. Maschinenbau, Elektrotechnik, Automobilbau. 5 Laborat.**

**Programm frei.**

## Stottern

jetzt radikal z. beseitig. Aber **wie?** Ausk. g. **Hausdörfer, Breslau,** Wilhelmsruh A. 53.

## Praktikanten

finden in unserm Betriebe Aufnahme zwecks Ausbildung im Maschinenbau und in Elektrotechnik. Bedingungen auf Anfrage. — **Maschinenbaugesellschaft m. b. H., Ilmenau i. Th.**

**Das Vorlesungsverzeichnis** der

## Universität Marburg

für das **Sommerhalbjahr 1917**

ist durch das **Sekretariat der Universität kostenlos** zu beziehen.

## Ingenieurschule zu Mannheim

**Städtisch subventionierte höhere technische Lehranstalt für**

**Maschinenbau, Elektrotechnik, Gießerei und Hüttenkunde.**

**Programme kostenlos.**

## Verschiedene Mitteilungen.

— 400000 Stück Salem Aleikum-Zigaretten wurden mit Genehmigung des Chefs des Admiralstabes der Marine von der Orientalischen Tabak- und Zigarettenfabrik „Yenidze" (Inhaber Hugo Zietz), Dresden, den Besatzungen unserer braven U-Boote gespendet. Jeder Schachtel wurde eine poetische Widmung beigefügt.

— Durch den Weltkrieg ist der Kreis der Briefmarken-Liebhaber groß geworden. Wir verweisen auf die in dieser Nummer abgedruckte Anzeige der weltbekannten Briefmarkenhandlung Gebrüder Senf in Leipzig, deren bereits im 43. Jahrgang stehendes illustriertes Briefmarken-Journal bestens empfohlen werden kann.

— Wer an Hautjucken und anderen Hautkrankheiten leidet, tut gut, sich vom Apotheker Lauensteins Versand in Spremberg L. Prospekte und Anerkennungen über bewährte Mittel hierfür kostenfrei kommen zu lassen. Wir verweisen auch auf die in unserem Blatte erscheinenden Anzeigen.



**Annahme von Anzeigen** bei **August Scherl G. m. b. H., Berlin SW. 63**, Zimmerstr. 36-41 und in den Geschäftsstellen: **Breslau**, Ohlauer Straße 87, **Dresden-A.**, Prager Straße 35, **Düsseldorf**, Oststraße 105, **Frankfurt a. M.**, Kaiserstraße 10, **Hamburg**, Neuerwall 2, **Hannover**, Georgstraße 20, **Kassel**, Königsplatz 53, **Köln a. Rh.**, Wallrafplatz 2, **Leipzig**, Petersstraße 22, **Magdeburg**, Breite Weg 184, **München**, Theatinerstraße 3, **Nürnberg**, Karolinenstraße 51, **Stuttgart**, Königstraße 11. — Der Preis für die viergespaltene Nonpareille-Zeile oder deren Raum beträgt 3,50 Mk., unter der Rubrik „Stellen-Angebote" Mk. 1.—, unter der Rubrik „Stellen-Gesuche" Mk. 0,80. — Anzeigen müssen spätestens vierzehn Tage vor dem Erscheinungstage aufgegeben werden. — Chiffre-Briefe, die innerhalb vier Wochen nicht abgeholt sind, werden vernichtet, nachdem die etwa darin enthaltenen Originalzeugnisse, Photographien usw. den Einsendern wieder zugestellt sind.




Prospekte der nachstehend aufgeführten Inserenten sind kostenlos entweder direkt zu beziehen oder durch das Reise-Auskunfts-Bureau des „Berliner Lokal-Anzeigers“, Berlin SW 68, Zimmerstr. 36—41, sowie durch die Geschäftsstellen von August Scherl G. m. b. H. in Berlin und in den größeren deutschen Städten, ferner in Wien u. Zürich

**Die Reihenfolge der einzelnen Inserate gibt keinen Anhalt über Rangverhältnisse der betreffenden Hotels etc.**

### Norddeutschland.

**Bad Polzin** (Moorbad in Pommern). **Kaiserbad Sanatorium,** physikalisch-diätische Heilanstalt. **Sanitätsrat Dr. Hölzl**

### Nordseebäder.

**Südstrand-Föhr** **Dr. Gmelin Nordsee-Sanatorium** m. Zweiganst. **Jugendheim** u. **Pädagog.** (Einj. Ber.)

### Brandenburg.

**Berlin** Pension Steinplatz **Rudolf Sendig jr., Charlottenburg, Steinplatz 4, am Zoo.**

**Buckow** **Kr. Lebus** (Märk. Schweiz). **Sanatorium u. Erholungsheim Waldfrieden.** Vorzügliche Verpfleg. Gelegenheit zu phys. diät. Kur u. ärztl. Leitg. Dtsch. Offiz.-Ver. 1916 Tel. Nr. 55.

**Eberswalde** **Dr. Seele's Sanatorium „Drachenkopf“ f. Nerven-, Innere-, Stoffwechselkr., Entziehungsk. u. Erholungsbedürftige.**

**Falkenhagen** **Seegefeld-A. bei Berlin.** Sanatorium **8—11 M.** **San.-Rat Dr. Straßmann.** (Einzelzimmer 9—11 M.)

### Schlesien.

**Blitzengrund** (560 m) b. Görbersdorf, Schles. Kl. Lungensanat. f. d. Mittelstand. Anwend. sämtl. mod. Heilfakt. Arzt im Hause.

**Reinerz** **Sanatorium Reinerz i. Schl. Dr. Schoen,** f. d. gebild. Mittelstand. Chron. Erkrank. d. Atmungsorg. Leit. Arzt: **Dr. Spiro.**

### Westdeutschland.

**Bad Neuenahr** **Heilanstalten für Zuckerkranke,** Sommer- u. Winterkuren. Prosp. d. **Dr. Külz.**

**Godeshöhe** **bei Godesberg a. Rh.,** gegenüb. d. Siebengeb., Höh.-**Kuranst. f. Nervöse u. Erholungsbed. (Kriegsbeschädigte),** m. all. mod. Einricht. Stundenl. gesch. Wälder dir. a. Hause. Prosp. fr.

### Teutoburger Wald.

**Bad Lippspringe** unübertr. gegen Lungen- u. Halsleiden
Arminiusbad Frequenz 8000. Kriegsteiln. Vergünstig. Prosp. d. d. **Brunnen-Administration.** (Man beachte d. Adresse.)

**Bad Pyrmont** **San.-Rat Wichmann.** ★ Sanatorium, Saline f. Nervenleiden. Erholungsheim. Geöffnet.

### Mitteldeutschland.

**Bad Wildungen** **für Nieren- und Blasenleiden.** Fürstliches **Badehotel I. Ranges.** **„Der Quellenhof“** bisher **„Hotel Quisisana“.** Vornehmst. Haus. Im Kurpark. Reelle Preise. Das ganze Jahr offen. Prosp. postfr. **M. Möbus.**

### Sachsen.

**Bad Elster** Sanatorium **Geh.S.-R. Köhler** Vorn. Einr., Moor- u. Stahlbad, Zanderinst., **Diätkuren.**

**Bad Reiboldsgrün** **i. Vogtl.** 700 m. Heilanst. f. Lungenkr. Vorzugspr. f. Offiz. **Hofrat Dr. Wolff.**

**Elsterberg** **Sanatorium** für Nerven- u. Stoffwechselkranke, Herz- u. Nierenleiden, Entziehungskuren u. Erholungsbedürftige. Prospekte frei. **San.-Rat Dr. Römer.**

**Leipzig** Hotel Stadt Rom — am Hauptbhf. **Ausgang links.**

**Leipzig** Fürstenhof neu erbaut, für längeren Aufenth. bestens geeign. Zim. M. 3,00, mit Bad M. 6,00.

**Tharandt** **Sanatorium f. Nerv., innere Stoffwechselkranke u. Erholungsbedürftige. San.-Rat Dr. Haupt. Dr. H. Haupt.**

**Zöbisch** Haus Vogtld. Ideal. Aufenth. f. Erholbed. Hot. u. Villen. Prosp. d. **Bad Reiboldsgrün i. V.**

### Harz.

**Bad Harzburg** **Badekommissariat** sendet frei ill. Führer m. all. Preis. Kriegsteilnehmer Vergünstigungen.

**Hahnenklee** **Sanatorium Hahnenklee,** Oberharz, **600 m. Prosp.** San.-Rat Klaus, Nervenarzt u. Arzt f. in. Krkheit.

**Hasserode** **Villa Daheim, Erholungsh. u. Sanator.** Diät. Bäd.-, Liegek. Ia. Ref. Mäß. Preise. — **Haus Clara,** Heim für Alleinstehende. **C. Giraud. Dr. Morgenroth.**

**Sülzhayn** (Süd-Harz), **Heilanst. f. Leichtlungenkranke, Sanatorium „Hohentanneck“.** Som. u. Wint. geöffn. m. gleich gut. Erfolg. Schöne, geschützte Lage. sol. Preise. Eig. Anstaltsarzt. Prosp. fr.

### Thüringen.

**Friedrichroda** **Thür. Wald.** 430-710 m. **Bel. Som.- u. Winterkurort. Nachkur.** Konz., Theater, Sport. **Kurverw.**

**Tannenfeld** **Kurhaus** für Nerven- und Gemütskranke, bei Nöbdenitz S.-A. Prospekt durch **Dr. Tecklenburg.**

**Tannenhof** **in Friedrichroda. Dr. Bieling's Sanatorium. Gewährleist. sorgfält. ärztl. Behandlung u. vorzügl. Verpfleg.**

### Süddeutschland.

**Bad-Nauheim** **Eleonoren-Hospiz,** Benekestr. 6-8. Familienh. I. R. in best. Lage. Mäß. Preise. Jahresbetr. **A. Hanke,** Direktor.

**Wiesbaden** **Hotel Adler Badhaus** mit dem Adlerkochbrunnen am Badhausplatz. Winterkuren, Lift, Zentralheizg. Anerkannt g. Küche. Offiz. Ver. Man verl. Preisblatt.
**Hotel Schwarzer Bock,** Bäder v. Kochbrunnen, beste Kurgelegenheit, 150 Zimmer. Prospekt.
**Hotel Alleesaal,** I. Rgs., beste Südlage a. Kochbrunnen. Bes. **Wilh. Scheffel.**

### Badischer und Württembergischer Schwarzwald.

**Freudenstadt** **Hotel Waldlust, I. R.** i. herrl. Waldlage. Wintersport. Eig. gr. Milchwirtschaft. Vorzügliche Verpflegung. Prosp. d. Bes. **Ernst Luz.**

**St. Blasien** **Pension Waldeck, f. Leichtlungenkr., gedeckte Liegehalle. Währ. d. Krieges geöffn. Mäß. Preise. A. Peltz.**

### Bayern.

**Königssee** **Oberb. Hotel u. Pension Schiffmeister.** Beste Lage am See. Schöne Räume. Angenehmer Aufenth. Gute Verpflegung. Zentralheizung. Prosp. d. d. Bes. **I. Moderegger.**

**Mittenwald** 920 m. **Familienpension Hoffmann,** behagl. Aufenth. f. jede Jahreszeit, a. f. Rekonvalesz., anerk. gute Verpfl., best. empf. Mäßige Preise, el. Licht, Bad. Dtsch. Offiz.-Ver. 1916.

**München** — Hotel Leinfelder —

**Partenkirchen** **Dr. Wigger's Kurheim.** Klin. geleit. Sanator. **für innere, Stoffwechsel-, Nervenkranke** und Erhol.-Bedürft. **Gute Verpflegung u. ungestörter Dauerbetrieb gesichert. 4 Aerzte. Auskunftsbuch. Wintersport.**

### Schweiz.

**Inner-Arosa** **Arosa Kulm.** Erstkl. Familienhaus. Neubau 1915. Eig. Orchester. Keine Lungenkranke.

**Davos-Platz** **Waldsanatorium.** Leitender Arzt: Prof Dr. Jessen. Näheres d. Prospekt.

**Zürich** **Grand Hotel Eden au Lac.** I. Ranges, modern. Familien-Hotel. Mäß. Preise. Pens.-Arrangement. **Ed. Kleber.**

**Dolder-Zürich** **Waldhaus Dolder.** I. klass. Famil.-Pens. u. Hotel. Prächt. erhöhte Lage. Blick a. See. Ruhe.



Druck u. Verlag von August Scherl G. m. b. H. Berlin SW, Zimmerstr. 36/41. — Für die Redaktion verantwortlich: Chefredakteur Paul Dobert, Berlin; in Oesterreich-Ungarn für die Redaktion verantwortlich: B. Wirth, Wien VI, Theobaldgasse 17, für die Herausgabe Robert Mohr, Wien I, Domgasse 4. — Für den Anzeigenteil verantwortlich: A. Pieniak, Berlin.

# DIE·WOCHE

Nummer 12. Berlin, den 24. März 1917. 19. Jahrgang.


## Inhalt der Nummer 12.





## Die sieben Tage der Woche.

### 13. März.

Südlich von Ripont greifen die Franzosen nach Trommelfeuer wiederum unsere Stellungen an. In zäher Gegenwehr wird die heiß umstrittene Höhe 185 gegen überlegene Kräfte gehalten; eng begrenzten Raumgewinn am Südwesthang erkauft der Feind mit blutigen Opfern.

Über Schweden treffen Mitteilungen von Unruhen in Petersburg ein. Brotmangel und die Aufhebung der Sitzungen der Reichsduma und des Reichsrats seien die Beweggründe der revolutionierenden Massen.

### 14. März.

In der Champagne dauern die Kämpfe südlich von Ripont mit wechselndem Erfolg an.

An der Narajowka stürmen unsere Stoßtrupps Teile der russischen Stellung und zerstören ausgedehnte Minenlager.

Mehrere französische Vorstöße zwischen Ochrida- und Prespa-See bleiben ergebnislos; auch starke feindliche Angriffe nordwestlich und nördlich von Monastir schlagen fehl.

In Petersburg ist die Revolution ausgebrochen. Ein aus zwölf Dumamitgliedern bestehender Exekutivausschuß ist im Besitze der Macht. Die Garnison der Hauptstadt hat sich mit den Revolutionären vereinigt. Der Deputierte Engelhardt ist vom Ausschuß zum Kommandanten von Petersburg ernannt worden.

### 15. März.

In der Champagne kommen französische Angriffe auf dem Nordwesthang der Höhe 185 südlich von Ripont in unserem Vernichtungsfeuer nicht zur Entwicklung.

### 16. März.

Die Petersburger Telegraphen-Agentur veröffentlicht ein kaiserliches Manifest, in dem der Zar erklärt, um dem Volke die enge Vereinigung und Organisation aller Kräfte für einen raschen Sieg zu erleichtern, in Übereinstimmung mit der Duma die Krone niederzulegen und, um sich von dem geliebten Sohne nicht zu trennen, die Nachfolge dem Großfürsten Michael Alexandrowitsch zu übergeben.

Der Exekutivausschuß veröffentlicht folgendes Namensverzeichnis der neuen nationalen Regierung: Fürst Lwow, Vorsitzender des Semstwobundes, Premiermeister und Minister des Innern; Miljukow Minister des Äußern; Kerenski Justizminister; Nekrasow Verkehrsminister; Konowalow Handels- und Industrieminister; Manuilow Unterrichtsminister; Gutschkow, Kriegsminister; Schingareff Landwirtschaftsminister; Tereschenko Finanzminister.

### 17. März.

Im Monat Februar sind insgesamt 368 Handelschiffe mit 781 500 Br.-Reg.-To. infolge kriegerischer Maßnahmen der Mittelmächte verlorengegangen; davon sind 292 feindliche Schiffe mit 644 000 Br.-Reg.-To. und 76 neutrale Schiffe mit 137 500 Br.-Reg.-To.

Großfürst Michael erklärt seinen Entschluß, die höchste Macht nur unter der Bedingung anzunehmen, daß dies der Wille des Volkes ist, indem das Volk durch ein Plebiszit, ausgedrückt durch seine Repräsentanten in einer konstituierenden Versammlung, die Regierungsform und die neue Verfassung des russischen Staates festsetzen muß.

### 18. März.

Zwischen Arras und der Oise haben die Engländer und Franzosen in dem von uns planmäßig aufgegebenen Geländestreifen unsere früheren Stellungen und mehrere Ortschaften, darunter Bapaume, Péronne, Roye und Noyon besetzt.

In der Nacht vom 16. zum 17. März hat ein Marineluftschiffgeschwader trotz heftiger Gegenwehr durch feindliche Flieger und Abwehrgeschütze London in halbstündigem Angriff und die südöstlichen Grafschaften Englands erfolgreich mit Bomben belegt. Die Luftschiffe sind wohlbehalten zurückgekehrt, bis auf „L 39“, das nach französischer Meldung bei Compiègne (nordöstlich von Paris) in einer Höhe von 3500 Meter durch das Feuer französischer Abwehrgeschütze zum Absturz gebracht ist.

In der Nacht vom 17. zum 18. März brachen Teile unserer Seestreitkräfte erneut in die Straße von Dover—Calais und die Themse-Mündung ein. Von der südlichen Angriffsgruppe wurde ein feindlicher Zerstörer der Kanalbewachung im Nahkampf versenkt, ein zweiter Zerstörer schwer beschädigt.

Das französische Ministerium Briand tritt zurück.

### 19. März.

Ein Landteil zwischen der Gegend von Arras und der Aisne wird von uns plangemäß geräumt.

Durch unsere U-Boote sind neuerdings 116 000 Tonnen versenkt worden.

## Der Umsturz in Rußland.

Wenn es richtig ist, daß eine jede Revolution bereits in ihren Anfängen die ersten Keime zur Reaktion birgt, so trifft solches auf die russische Revolution, deren Zeugen wir im gegenwärtigen Augenblick sind, ganz gewiß zu. Wer die revolutionäre Bewegung des Jahres 1905 miterlebt hat, von der Bebel gesagt haben soll, sie sei keine Revolution, sondern eine planlose Kinderei gewesen, und wer Zeuge des bald darauf einsetzenden reaktionären Umschwungs gewesen ist, weiß, wie in Rußland sich solche Bewegungen leicht über Nacht in ihr Gegenteil wandeln. Wie Rußland das Land der Extreme ist, so neigt auch sein Volk wie kein anderes zu extremen Idealen, deren einer Pol in der blinden Anbetung zarischer Macht und Heiligkeit, deren anderer in fast anarchistischer Auflehnung gegen jede staatliche Autorität zu liegen kommt. Ausschlaggebend ist nur die Frage, wie lange sich diese beiden Endpunkte zueinander wie Feuer und Wasser, also wie feindliche Gegensätze, verhalten,

oder, wie der gegenwärtige Moment zeigt, sie sich miteinander freundschaftlich berühren und ergänzen. Heute scheint es in der Tat so weit gekommen zu sein, daß in den Straßen Petersburgs und Moskaus Monarchisten und Sozialisten, Zarenanbeter und Zarenverächter Arm in Arm marschieren und der Stunde ihre Gesetze aufzwingen. Denn Hunger und Frost haben die feindlichen Brüder miteinander enger zusammengeschlossen, als es je eine politische Idee vermocht hätte. Aber morgen, wenn es gelingen sollte, dem Volk wieder die erforderlichen Nahrungsmittel zuzuführen, es gegen Frost und Entbehrungen zu schützen, mit einem Wort: den äußeren Anlaß zu Unzufriedenheit und Mißmut zu beseitigen, kann es ebensogut wieder bereit sein, unter Vorantragung des Zarenbildes und Absingen der Kaiserhymne zur Kasanschen Kathredale zu pilgern und für ein langes Leben ihres Väterchen Zaren zu beten. Es kommt, wie gesagt, nur alles darauf an, wie die überzeugungslosen großen Massen hinter der Kulisse geleitet werden, und was die Leute sind, die die Schnüre des Marionettentheaters in Händen halten.

So viel heute aus dem Wust des unter englischer Zensur erscheinenden Nachrichtenmaterials zu erkennen ist, scheint eins bereits festzustehen: daß die Leitung der ganzen Bewegung den Händen der bürgerlichen Linken mehr und mehr entschwindet und in die Reihen der sozialistischen Volkshelden hinübergleitet. Wer den Verfassungsentwurf des revolutionären Ausschusses gelesen hat, kann darüber nicht mehr im Zweifel sein. Möge Miljukow, der Führer der sogenannten Kadetten, auch jedes doktrinären Wahnsinns fähig sein, daß die Idee vom Streikrecht der Truppen oder der Einführung einer gewählten Milizpolizei nicht seinem Professorenkopf entsprungen ist, kann nicht bezweifelt werden. In diesen und ähnlichen Ideen, die der Welt seit einigen Tagen von der Newa her kundgegeben werden, steckt eben nicht mehr der Geist der bürgerlich-demokratischen Anstifter des ganzen Putsches, deren Ziel ja weniger die Beseitigung der Monarchie als die ihrer reaktionär gesinnten Regierungsorgane war, sondern aus ihnen spricht breits mit nicht mißzuverstehender Deutlichkeit das Programm der russischen Sozialrevolutionäre älteren Datums, das mit wenigen Ausnahmen der Französischen Revolution entliehen ist. Wie 1905, so streben diese Elemente unter geschickter Ausnutzung der Stunde die Abschaffung der Monarchie und die Einführung der Volksregierung an. Daß sich besonders unter dem Proletariat der größeren Städte ein nur zu williges Publikum für derlei extreme Ideen findet und weiter finden wird, ist nach dem, was man von dort schon gehört hat, nicht weiter überraschend. Aber Petersburg ist noch nicht Rußland, wenn sich dort zurzeit auch der Pulsschlag des gewaltigen Reiches am stärksten fühlbar macht. Das übrige Rußland, vor allem das Rußland des zarentreuen Bauern mit seinen 85 Prozent der ganzen Bevölkerung des Landes, scheint noch nicht erwacht zu sein, verharrt noch in Lethargie und weiß vielleicht noch nicht einmal, daß der verhaßte „Städter" es wieder einmal auf die Krone des Zaren abgesehen hat, die ihm ebenso heilig ist wie das Wunderbild der Muttergottes in Kiew. Acht Tage später zieht er vielleicht auch wieder mit Sense und Dreschflegel gegen den reichen Gutsbesitzer aus oder wütet in Judenprogroms als gegen die vermeintlichen Feinde des Zaren. Aber sein Schlachtruf wird vielleicht wieder heißen: „Es lebe der Zar", und er wird wieder in die Kirche gehen, um seinen Gott zu bitten, er möchte Väterchen von seinen inneren Feinden befreien. So war es 1905. Heute aber, wo die Fesseln gelöst sind, wird noch ein anderer Ruf das russische Gebiet vom Eismeer bis zur Krim durchfliegen, ein Schrei, in dem sich die große Not und das schreckliche Elend des Volkes ausdrückt: „Gebt uns endlich Frieden." Es gibt aber keine Regierung in Rußland, sei sie reaktionär, sei sie revolutionär, die sich solchem Schrei nach Frieden gegenüber taub stellen kann, ohne Gefahr zu laufen, selbst niedergeschrien zu werden. Das wird sich der Kadettenführer Miljukow ebenso gesagt haben wie sein englischer Mitverschworener Mr. Buchanan, Seiner britischen Majestät Botschafter an der Newa. Und darum erscheinen die englischen Meldungen, der Petersburger Umsturz bedeute eine schärfere Akzentuierung des russischen Kriegswillens, genau so wenig glaubwürdig, wie die Nachricht aus der gleichen Quelle, der Zar habe sich aus eigenen Stücken entschlossen, der Krone für sich und seinen Sohn zu entsagen.

Das wenig beneidenswerte Schicksal Nikolaus II., dessen tragische Schuld wohl aber gerade darin bestanden hat, daß er auf die immer lauter werdenden Friedenstimmen seines Volkes mehr hingehorcht hat, als solches den Machthabern in Petersburg, London und Paris genehm gewesen ist, ist aber ganz besonders dazu angetan, die Haltung der monarchisch gesinnten breiten Volksmassen entscheidend zu beeinflussen. Damit wäre aber, wie eingangs angedeutet, bereits der erste Keim zu einer reaktionären Bewegung gelegt, die diesmal in der Richtung vom Lande zu den Städten in die Erscheinung treten würde. Die Welt erlebte damit nicht zum erstenmal das Schauspiel des innigen Zusammenschlusses zwischen Zar und Bauer gegen die Feinde von Thron und Kirche.

Die nächsten Wochen oder Monate werden lehren, ob Rußland noch über Männer verfügt, die entschlossen sind, die wahren Stimmungen des einfachen Volkes für Kaiser und Reich für den Kampf gegen seine Feinde zu verwerten und in die Wagschale zu werfen. Wie wenig dazu in Rußland gehört, besonders wenn der Kampfruf richtig abgetönt und die Fahne entschlossen vorangetragen wird, hat das Jahr 1905 gelehrt. So können wir es vielleicht über kurz oder lang erleben, daß wieder ein Orlow als Gardekavalleriegeneral sich an die Spitze seiner Truppen setzt und ohne viel Federlesens sich mit Militärzügen mitten ins Aufstandsgebiet begibt und in acht Tagen bis zur Provinzhauptstadt durchdringt, um hier von der Bevölkerung, als Held und Befreier aus terroristischem Willkürregiment gefeiert zu werden. Auf halbem Wege dorthin an einem Bahnknotenpunkt angelangt, ließ er sich den revolutionären Stationschef holen und befahl ihm „im Namen Seiner Majestät", einen Militärzug für eins seiner Regimenter zu formieren. „Ich pfeife auf Seine Majestät", antwortete dieser dem General im Vollgefühl seiner revolutionären Würde und kehrte ihm den Rücken. Orlow begnügte sich angesichts solchen Widerstandes mit einer Handbewegung, und drei Minuten später baumelte der selbstherrliche Beamte am Pfahl der Bahnsteigglocke, während Tausende von Zuschauern es in ihrer Verblüffung nicht wagten, auch nur einen Finger für ihren Führer zu heben. Als sich aber unter den Landsleuten die Mär von diesem kurzen Vorgang verbreitet hatte, versammelten sie sich und zogen in hellen Haufen zur Kirche, um Gott dafür zu danken, daß die starke Hand ihres Zaren wieder im Lande regiert.

Ob sich heute wieder ein Orlow finden wird, der

der russischen Wirrnis so schnell steuert wie vor zwölf Jahren, wird erst die nächste Zeit lehren. Nach Gemütsanlage und Temperament ist das russische Volk nun einmal dafür geschaffen, von einer harten Hand angefaßt zu werden. Für westeuropäische Theorie von Gleichheit und Brüderlichkeit wird es aber auch kaum in hundert Jahren reif sein.

Wie weit aber die gegenwärtigen Vorgänge in Rußland geeignet sind, über Krieg oder Frieden zu entscheiden, kann natürlich heute noch nicht gesagt werden. Man sollte aber meinen, daß es über die natürlichen Kräfte eines Staates gehen muß, nach außen einen Weltkrieg zu führen und zu gleicher Zeit innerlich von den Fiebern einer Revolution geschüttelt zu werden.

# Offensivgeist.

Unsere Kriegslasten stehen erst dann im rechten Licht, wenn wir sie in Vergleich setzen mit unseren Kraftquellen und den Lasten der Feinde. Unsere Geldwirtschaft hat den Stürmen des Krieges getrotzt, sie wird auch den künftigen Anforderungen standhalten.

Zwar steht dahin, ob Begeisterung und Opferfreude der ersten Kriegszeit, das trutzige Zusammenstehen aus der Stunde der Gefahr hinüberzuretten seien in die Zeit des Friedens. Aber was zweifellos als Gewinn aus schwerer Heimsuchung uns bewahrt bleiben wird, das ist der geläuterte Ernst der Lebensauffassung, die Arbeitsamkeit und Betriebsamkeit, die gespornte deutsche Erfindungsgabe und Organisationskunst, das deutsche Volksvermögen mit seinen reichen Einkommensquellen, von denen freilich manche neu erschlossen und neu gefaßt werden müssen.

Eine ausreichende Kriegsentschädigung wird uns die Neuordnung der wirtschaftlichen Dinge erleichtern. Mit ihr werden wir reicher, ohne sie ärmer, aber nicht wirtschaftsunfähig sein. Die Aussichten für eine solche Entschädigung steigen natürlicherweise in dem Maße, als wir unsere Überlegenheit, unseren Sieg vollständig machen, indem wir zu den militärischen Erfolgen den geldwirtschaftlichen Sieg fügen. Können wir das? Die neue englische Anleihe war als Kraftprobe gedacht; sie schließt, wobei nichts verkleinert werden soll, jedenfalls nicht so ab, daß sich die Hoffnungen jenseit des Kanals auch nur halbwegs erfüllt hätten. Das neue Geld deckt knapp den Bedarf von 5 bis 6 Monaten, die ersehnte Umwandlung der schwebenden kurzfristigen Schulden in eine langfristige Anleihe aber ist so gut wie völlig mißlungen. Und das, obwohl der englische Markt eine Schonzeit von mehr als 1½ Jahren genossen hatte! Dabei ist England, dessen Schwierigkeiten sich häufen (U-Boot-Krieg, Ernährungsorgen, Beeinträchtigung der Einfuhr und der Ausfuhr), eine Hauptstütze der Entente, oder sollte sie doch sein. Daß die Stütze brüchig wird, ist um so beachtlicher, als das Zusammenraffen langfristiger Kapitalien im eigenen Lande der Bundesgenossen nachgerade auf bedrohliche Schwierigkeiten stößt. Zudem wachsen die Verschuldungen ans Ausland (Amerika übte von Anfang an eine zärtlich wohlwollende Neutralität, während es für uns nur Neutralität-„Ersatz“ hatte), und die Kriegsaufwendungen geldlicher Art sind ungefähr doppelt so hoch wie die unsrigen.

Demgemäß ergibt sich beim Abmessen der beiderseitigen Widerstandskraft ein mehrfaches Mißverhältnis zuungunsten der Feinde. Also wird der Sieg auf dem Gebiete der Finanzen unser sein, wenn die Einsicht in die eigene Kraft und die Erkenntnis der feindlichen Lage bei uns daheim jenen hochgemuten Offensivgeist wecken, den Hindenburg kündet: „Das deutsche Volk wird seine Feinde nicht nur mit den Waffen, sondern auch mit dem Gelde schlagen.“ Und einmal muß da drüben die Erkenntnis aufdämmern, daß ein Weiterkämpfen nur die Opfer — und den deutschen Vorsprung steigert.

# Die Vielfältigkeit des Bevölkerungsproblems.

Von Professor Dr. Wygodzinski (Bonn).

Unter dem Sammelwort des Bevölkerungsproblems, das in der Presse, in gelehrten wie in gemeinnützigen Vereinigungen, in der Wissenschaft zurzeit immer wieder erörtert wird, verbergen sich eine Reihe verschiedener Fragen, deren Gesamtheit erst jenes Problem ausmacht. Will man aber die Bevölkerungsfrage — für Deutschland nunmehr eine Lebensfrage im eigentlichsten Sinne des Wortes — wirklich begreifen und dadurch ihrer Lösung näher bringen, so muß man sich über diese Vielfältigkeit klar sein.

Da wäre denn zunächst daran zu erinnern, daß schon rein quantitativ die „Bevölkerungsfrage“ im Laufe der letzten Jahrzehnte für uns eine ganz verschiedene Gestaltung angenommen hat. Es ist noch gar nicht lange her, daß wir zuviel Menschen hatten, oder vielleicht noch klarer ausgedrückt, daß Deutschland Auswanderungsland war. In erster Linie bedeutet eine starke Auswanderung, wenn nicht ganz schlimme politische Verhältnisse vorliegen, stets, daß die Auswanderer in der Heimat nicht genügenden Nahrungsspielraum finden, wie die rund drei viertel Millionen Menschen, die Italien alljährlich aussendet. Ein solches Auswanderungsland war Deutschland in den achtziger Jahren; der erste Höhepunkt war im Jahre 1881 mit 220 902 Auswanderern erreicht, der zweite 1891 mit 120 089. Damals sprach Caprivi in der Reichstagsrede vom 10. Dezember 1891 die viel angeführten Worte aus: „Wir müssen exportieren: entweder wir exportieren Waren, oder wir exportieren Menschen.“ Die seitdem immer stärker einsetzende Industrialisierung in Verbindung mit dichterer Siedlung auf dem Lande hat nunmehr zu dem umgekehrten Verhältnis geführt; die Auswanderung ist auf ein Minimum gesunken (1912: 18 545, 1913: 25 843), wie es für ein Volk von 70 Millionen nicht zu vermeiden ist, da Schicksal, Abenteuerlust, Familienzusammenhänge immer Menschen in die Ferne treiben werden.

Die Bevölkerungsfrage in Deutschland bedeutet nicht mehr einen Menschenüberschuß, sondern einen Menschen-

mangel. Auf einer verhältnismäßig schmalen Basis schafft deutsche Intelligenz und deutscher Gewerbefleiß Werte, zu deren Herstellung die stark gewachsene Bevölkerung nicht mehr hinreicht. Ungefähr eine Million fremder Arbeiter und Arbeiterinnen wurden vor dem Kriege in der deutschen Volkswirtschaft beschäftigt.

War dies Mißverhältnis von Nachfrage und Angebot von Arbeitskräften schon vor dem Kriege drohend genug, so ist es durch diesen überaus verschärft. Wir werden, um die Kriegsschäden einigermaßen auszugleichen und zugleich unsere alte Stellung auf dem Weltmarkt wieder zurückgewinnen zu können, mehr produzieren müssen als jemals vorher. Auch bei der schärfsten Heranholung aller Arbeitskräfte, bei einer freiwilligen Verlängerung eines vaterländischen Hilfsdienstes im Frieden wird der Bedarf nach Händen wie nicht minder nach Köpfen immer dringender werden, wenn wir unseren Rang im Kreise der Völker behaupten wollen.

Schon vor dem Kriege haben wir, wie in den Westländern bereits lange vorher, ein Sinken der Geburtenziffern feststellen müssen. Der Krieg hat eine blutige Ernte in unserem Volk gehalten, und zwar gerade in der Generation, die für die Arbeit wie für die Kindererzeugung in den nächsten Jahrzehnten zunächst in Betracht kommt. Zugleich ist es im höchsten Grade zweifelhaft geworden, inwieweit wir noch auf Wanderarbeiter aus dem Auslande rechnen können.

Man hat sogar das Bevölkerungsproblem als Kapitalsproblem ansehen wollen und die Befürchtung ausgesprochen, daß der Mangel an Kapital, d. h. an Beschäftigungsmöglichkeit, ein Anwachsen der Bevölkerung hemmen werde. Dagegen ist jedoch zu sagen, daß die Beschäftigungsmöglichkeit in erster Linie von der Nachfrage abhängt; gerade in Deutschland mit seinem wunderbar durchgebildeten Kreditsystem ist Kapital, dessen nutzbare Anlage feststeht, fast immer auf dem Wege des Kredits zu beschaffen. Eher könnte man sagen, daß die Lebenshaltung infolge des zu erwartenden Steuerdrucks auf eine geringere Stufe sinken wird und dadurch Hemmungen entstehen werden, die der Vermehrung der Kinderzahl entgegenstehen. Im ganzen aber lehrt die Erfahrung, daß eine Einschränkung der Kindererzeugung nicht eine Folge geringen, sondern gerade umgekehrt eines hohen Einkommens ist. Die wirtschaftliche Energie, die Hoffnung auf ein „Sichdurchbeißen" der Kinder läßt mit steigendem Wohlstand nach.

Die Nachfrage nach Waren aller Art (Lebensmitteln, Rohstoffen, Industriewaren) wird aber in den ersten Jahren nach dem Krieg schon deshalb eine sehr große sein, weil die Lücken ausgefüllt werden müssen und darüber hinaus alle Völker in mehr oder minder großem Umfange Vorräte aufzuspeichern gezwungen sein werden. Sind aber erst einmal mehrere Jahre vergangen, so wird die Friedenswirtschaft sich in Richtung und Umfang von der vor dem Kriege kaum mehr unterscheiden.

Das Bevölkerungsproblem zeigt sich also zunächst unter drei Gesichtspunkten: Wie hindern wir ein weiteres Sinken der Geburtenziffern? Wie füllen wir möglichst rasch die durch den Krieg geschlagenen Lücken an Menschenmaterial aus? Wie erreichen wir eine für uns günstige „Wanderungsbilanz"?

Jede dieser drei Fragen ist für sich besonders zu betrachten. Wir können dabei im ersten Falle von einer inneren, in den beiden anderen von der äußeren Bevölkerungspolitik sprechen.

Der Geburtenrückgang ist eine internationale Erscheinung, die zum Teil wohl aus dem Nachlassen gewisser ethisch-religiöser Antriebe, zum Teil — wie schon angedeutet — aus Furcht vor materieller Belastung, endlich aber aus physischen Gründen zu erklären ist. Jede einseitige Deutung, wie sie öfters vorgetragen worden, trifft niemals alle Fälle. Bezüglich der beiden ersten Punkte zeigt sich das Bevölkerungsproblem als tief verankert in allgemeine Kulturentwickelungen, denen gegenüber es „Mittel" nicht gibt; nur eine völlige und tiefgreifende Änderung des Lebenstils kann auch die Auswirkungen auf die Bevölkerungsbewegung beeinflussen. Anders liegt es bezüglich der physischen Voraussetzungen, die eine Einwirkung nicht nur gestatten, sondern dringlichst erfordern.

Die Erscheinung des Geburtenrückgangs zeigt sich bei allen Völkern höherer Lebenshaltung. In Promille belief sich die Ziffer der Lebendgeborenen im Durchschnitt

| | 1871-80 | 1913 |
|---|---|---|
| in Deutschland . . . | 39,1 | 27,5 |
| „ Frankreich . . . . | 26,1 | 18,9 |
| „ England . . . . . | 35,4 | 23,9 |

während das europäische Rußland jetzt auf einer Geburtenziffer von 43,9, Rumänien auf einer solchen von 42,1 stehen. Allerdings ist zu berücksichtigen, daß für die Bevölkerungsbilanz nicht bloß die Zahl der Geborenen, sondern auch die der Gestorbenen in Betracht kommt. Der hohen Geburtenziffer Rußlands steht eine nicht minder hohe Sterblichkeit gegenüber, so daß der Zuwachs sich auch nur auf 15 Promille beläuft gegen 12,4 in Deutschland. Immerhin ist ein größerer Überschuß, wenn auch teuer erkauft, vorhanden. Vor allem ist zu bemerken, daß die Sterblichkeitziffer zwar auch bei uns noch heruntergedrückt werden kann, d. h. die Durchschnittslebensdauer verlängert werden; daß aber die Grenze dieses Sinkens schließlich einmal erreicht werden muß, während die Geburtenziffer bis auf Null sinken könnte. In Frankreich ist bekanntlich der Zustand einer fast völligen Aufzehrung des Geburtenzuwachses durch die Sterblichkeit schon erreicht. In Deutschland ist beispielsweise in einer unter so günstigen hygienischen Bedingungen stehenden und ausgezeichnet verwalteten Stadt, wie Düsseldorf, von 1898 bis 1912 zwar die Ziffer der Sterbefälle in Promille von 19,1 auf 11,9 gesunken, die der Geburten aber im gleichen Zeitraum von 40,7 auf 26,3, so daß der Bevölkerungzuwachs von 21,6 auf 14,6 zurückging.

Die deutlichste Sprache sprechen hier die Fruchtbarkeitziffern der städtischen und ländlichen Bevölkerung. Eine scharfe Trennung ist nicht möglich, da immerhin nicht wenige industrielle Unternehmungen auf dem Lande ihren Sitz haben und umgekehrt manche kleine, von der Statistik als Stadt bezeichnete Orte in Wirklichkeit nur Ackerbürgerstädte sind. Für den Durchschnitt wird sich das freilich ungefähr ausgleichen. Es entfielen nun nach der preußischen Statistik auf je 1000 weibliche im Alter von 15 bis 45 Jahren stehende Personen durchschnittlich jährlich an Lebendgeborenen:

| | in den Städten | auf dem Lande |
|---|---|---|
| 1867-80 . . . . | 160,6 | 182,9 |
| 1896-1900 . . . | 136,6 | 183,1 |
| 1911-13 . . . . | 102,2 | 153,3 |

Das Land bleibt also unbedingt überlegen, sei es, daß die Lebensverhältnisse, sei es, daß die Beschäftigung dieses günstige Ergebnis zeitigen. Ein weiteres Sinken der Geburtenziffer wäre also nur dadurch zu verhindern,


**Geheimrat Prof. Dr. Karl Frey †**
Der bekannte Berliner Kunsthistoriker.


B. J. G.
**Baumeister Otto Brückwald †**
Erbauer des Bayreuther Festspielhauses


**Kommissionsrat Otto Wenghöfer †**
Früher Direktor des Kgl. Schauspielhauses zu Potsdam

daß man in den drei angedeuteten Richtungen (ethisch-religiöse Antriebe, Furcht vor materieller Belastung, bessere hygienische Lebensbedingungen) Durchschlagendes zu erzielen imstande wäre. Die schwerste Aufgabe ist natürlich die erste, weil sie eine völlige seelische Umstimmung verlangt; auch bei der zweiten liegen schwierige psychologische Komplikationen vor. Die Wohnungsfürsorge und die innere Kolonisation sind die großen materiellen Mittel, die neben den ideellen für die Hebung des Geburtenstandes in Betracht kommen.

Das aber ist ein Wechsel auf lange Sicht. Wir müssen rascher die Reihen auffüllen und werden dabei in erster Linie an die Auslandsdeutschen zu denken haben, die jetzt in die alte Heimat zurückzukehren gewillt sein könnten. Gewöhnlich werden dabei zuerst die Deutsch-Russen genannt; und die fast zwei Millionen durch die berüchtigten Februar-Ukase von 1915 recht- und landlos gemachten deutschen Bauern Rußlands bilden in der Tat die Hauptmasse für die in Betracht kommende Rückwanderung. Man ist bei uns denn auch schon fleißig an der Arbeit, soweit es die jetzige Zeit gestattet, die Rücksiedelung vorzubereiten. Eine eigene Zeitschrift, die „Heimkehr", die der vortreffliche Fürsorgeverein für deutsche Rückwanderer ins Leben gerufen hat, dient diesem Ziel. Aber es sind doch auch sonst noch in der Welt genug Deutsche, die jetzt gegenüber den feindlichen Gefühlen nicht nur unserer Gegner, sondern auch mancher Neutralen sich nach Deutschland zurücksehnen. Wie groß ihre Zahl ist, läßt sich natürlich nicht sagen; immerhin darf die Gesamtziffer der dafür in Betracht kommenden nicht gering eingeschätzt werden. So spielt z. B. unter den fremdbürtigen Landarbeitern Nordamerikas das deutsche Element bei weitem die größte Rolle, ganz zu schweigen von Farmern oder Industriearbeitern. Sicherlich fände sich unter diesen Auslanddeutschen eine nach Hunderttausenden zu zählende Menge von „erwünschten" Elementen für die Rücksiedelung. Vorausgesetzt nun, daß diese Leute dazu bereit wären, erheben sich zwei Schwierigkeiten. Die eine ist materieller Art; es würde sich fragen, ob Deutschland in der Lage wäre, diesen seinen zurückkehrenden Söhnen Existenzbedingungen zu bieten, die hinter denen im Dollarlande nicht zurückstehen. Dazu gehört aber nicht bloß die augenblickliche Verdienstmöglichkeit, sondern noch viel stärker die Hoffnung, auf der sozialen und wirtschaftlichen Stufenleiter emporzusteigen. In dieser Beziehung sind die Vereinigten Staaten immer noch das Land zwar nicht der unbegrenzten, aber doch der großen Möglichkeiten. Nichts hat so sehr angezogen wie das „cheap land", die Gelegenheit, einen Bauernhof umsonst oder doch gegen billiges Geld zu erwerben, die gleiche Hoffnung, die jetzt neue Scharen nach Kanada lockt. Unsere innere Kolonisation aber, so vortrefflich sie auch sonst ist, kostet außerordentlich viel Geld. Das Land in seinem alten Kulturzustand und mit seinen durchschnittlich viel besseren Absatzmärkten ist freilich viel mehr wert als der Prärieboden jenseit des Ozeans; aber diese Erkenntnis ändert nichts an der Tatsache des hohen Preises. Vielleicht könnten wir die Anforderungen an die Wohnung sowie die Wirtschaftsgebäude, die in unserer Kolonisationspraxis recht hoch geschraubt sind, doch ein beträchtliches Stück heruntersetzen. Es ist doch besser, der Kolonist wohnt zuerst in einer Blockhütte oder selbst im Erdunterstand, wie in Amerika oder Kurland, als daß er in der Stadt oder jenseit des Meeres sitzenbleibt; ist er tüchtig, so folgt das Ziegelhaus schon nach. Die Schilderungen der deutschen Bauernkolonisation in Kurland, wie sie uns Brödrich und andere Kurländer gegeben haben, zeigt die Gangbarkeit dieses Weges, der gerade tüchtige, zähe Naturen lockt. Freilich müßte unsere Baupolizei wie überhaupt unser Beamtentum seinem Herzen einen Stoß geben; aber schließlich sind doch die Beamten der Bürger halber da und nicht umgekehrt. Wie unser Beamtentum seine unvergleichliche Leistungsfähigkeit dadurch gezeigt hat, daß es sich auf den Krieg und seine Bedürfnisse bewunderungswürdig einzustellen verstanden hat, so wird es auch den Anforderungen des „neuen Deutschland" nach dem Kriege sich anzupassen vermögen.

Denn dies ist die zweite Schwierigkeit, die sich einer Rückverpflanzung von Auslanddeutschen entgegenstellt: sie kommen nun doch einmal aus einer anderen Welt, von der Wolga oder vom Mississippi, oder wo sie sonst

hausten; aus einer Welt, die nicht so wohldiszipliniert, reglementiert und poliziert ist wie die unserige. Es ist eine unendlich schwierige Aufgabe, die Seelenkunde, Takt und Festigkeit zugleich erfordert, den erwünschten Neubürgern den Übergang aus der relativen Ungebundenheit ihres früheren Zustandes in den fester gefügten Verband des deutschen Staatsbürgertums zu erleichtern. Viele sind ja gerade deshalb übers Meer gegangen, weil sie sich bei uns beengt fühlten, politisch, religiös, wirtschaftlich; vielen haben die Eltern oder Großeltern, die schon vor Menschenaltern herübergingen, das gleiche erzählt. Die vielberedete „Neuorientierung“, der „Aufstieg des Tüchtigsten“ ist im Grunde das gleiche Problem, nämlich der Vereinigung der alten Ordnung mit einer neuen Freiheit, welche die Entfaltung aller produktiven Kräfte gestattet. Hier mündet die Bevölkerungsfrage durchaus in Fragen der allgemeinen Kulturpolitik.

Deutschland aber bietet endlich auch in Zukunft für seine eigenen Kinder noch Ursachen der Abwanderung, für Fremde solche der Anziehung. Neben den individuellen Gründen der Abwanderung, die wir bereits erwähnten, wird vor allem möglicherweise der Wunsch bestehen, den erneuten Kriegsdrohungen der Zukunft und den materiellen Lasten der nächsten Zukunft nicht nur Deutschlands, sondern Europas auszuweichen. Dabei ist noch zu berücksichtigen, daß die nachlassende Einwanderung der „erwünschten“ Nordwesteuropäer nach den Vereinigten Staaten und ihre Ersetzung durch Südosteuropäer und Asiaten dort schon in der Zeit vor dem Kriege schwere Besorgnis erregt hat und sicher nunmehr alle Mittel aufgeboten werden, um die versiegende nordwesteuropäische Einwanderung neu zu beleben. Das gleiche gilt von Kanada, auch wohl von Südafrika, die (namentlich das erstere) ohnehin menschenhungrig, nun auch schwere Kriegslücken auszufüllen haben. Nach den Erfahrungen, die insbesondere Österreich-Ungarn mit der von der kanadischen Regierung unterstützten Propaganda von Auswanderungsagenten machen mußte, ist die Gefahr einer in den Mitteln in keinerlei Weise wählerischen Verlockung zur Auswanderung größten Stils zu befürchten. Zwar wird man niemand mit Gewalt zurückhalten dürfen, der auswandern will; wohl aber wird man im eigensten Interesse der Auswanderungslustigen wie nicht minder des Heimatstaates selbst unbedingt dafür einzutreten haben, daß eine solche Verlockung unkundiger und hilfloser Menschen unter keinen Umständen erfolgt. Das Treiben der amerikanischen Agenten hat ein Engländer, der freilich ein großer Dichter und ein wirklicher Menschenfreund war, Charles Dickens, in „Martin Chuzzlewit“ unübertrefflich geschildert; es ist noch heut dort wie in Kanada, wo die österreichischen Auswanderer in die Schneewüsten des Nordens gelockt worden sind, genau das gleiche. Europa wird sich gegen die Absaugung seiner Menschenkräfte mit allen Mitteln zu wehren haben; wir haben wahrhaftig genug „Kulturdünger“ hinausgeschickt.

Gegenwärtig hat oder besser hatte vor dem Kriege Deutschland bereits eine Arbeiterhilfsarmee von über einer Million Menschen aus anderen Ländern beschäftigt. Diese Fremdarbeiter waren in erster Linie österreichische und russische Polen, auch Ruthenen, Ungarn, Italiener, in kleinerer Zahl Holländer. Wie wird es mit diesen? Werden wir sie behalten, und noch mehr, werden wir sie behalten wollen? Es liegt auf der Hand, daß, wenn irgendwo, hier eine Nationalisierung am Platze ist, zum mindesten für die lebenswichtigen Gewerbe. Daß wir in unserer Landwirtschaft, unserer Kohlen- und Eisenindustrie von dem Zufluß ausländischer Arbeitskräfte abhängig bleiben, widerspricht den ersten Anforderungen der nationalen Sicherheit. Aber diese Forderung ist leichter zu stellen, als zu erfüllen; es ist sehr fraglich, ob wir in den nächsten Jahren, selbst Jahrzehnten den Stand unserer Bevölkerung so gehoben haben, daß wir wirklich die gesamte Arbeit mit eigenen Kräften zu leisten imstande sind. Zum mindesten die nicht lebenswichtigen Handleistungen, wie etwa Erd- oder Bauarbeiten, werden wir wohl zunächst ohne solche fremde Hilfe nicht bewältigen können, wenn wir jene anderen ganz mit Deutschen besetzen wollen. Dabei erhebt sich nun ein Dilemma: wir müssen einerseits diesen Fremdarbeitern, solange wir sie brauchen, Bedingungen anbieten, die sie anziehen; wir dürfen aber auf der anderen Seite keinesfalls eine Konkurrenz gegen unsere heimischen Arbeiter, die diesen schädlich sein könnte, möglich machen. Haben doch jetzt auch die deutschen Arbeiter, und zwar zunächst die Maurer, begonnen, ihre bisherige großzügig-kosmopolitische Haltung aufzugeben und Schutz gegen diese Konkurrenz für die Zukunft zu verlangen. So sehen wir ein sozialpolitisches Problem mit einem solchen der äußeren Politik bezüglich dieser Fremdarbeiter zusammengekoppelt; denn es steht keineswegs fest, wie in Zukunft die Regierungen der in Betracht kommenden Länder (namentlich Österreich, Polen, Rußland, vielleicht auch Italien) sich mit dem Erstarken ihrer eigenen Wirtschaft zu der Deutschlandgängerei ihrer Arbeiter stellen werden.

Die Bevölkerungsfrage hat sich bei unserem kurzen Überblick also als ungemein vielgestaltig herausgestellt. Dieser Vielfältigkeit der Problemstellung muß eine ebensolche der Lösungsversuche entsprechen. Es ist ganz unmöglich, sie mit einer Formel zu erledigen, sei diese auch noch so weit gespannt. Und ebenso ist es nicht etwa der Volkswirt allein, der diese Aufgabe auf sich zu nehmen hat, sondern auch der Staatsmann, der Hygieniker, der Geistliche und der Lehrer, der Kulturpolitiker. Jeder einseitige Lösungsversuch ist Dilettantismus, der die Schwere der Frage verschleiert und dadurch zur Gefahr wird. Menschen sind der größte Reichtum; der Schaffung, Erhaltung und Mehrung dieses Reichtums hat die Arbeit der nächsten Jahre vor allem zu gelten.

# Gemeinsame nordische Bestrebungen.

Von Erik Lie.

Die Jahrhunderte hindurch ist die nordische Geschichte erfüllt von Berichten über Kriege zwischen den drei skandinavischen Ländern. Bald lagen Norwegen und Schweden einander in den Haaren, bald bekriegten sich Dänemark und Schweden oder Dänemark und Norwegen. Ein einziges Mal waren sie vereint. Es war während der kalmarischen Union unter der Königin Margarete. So hatten wir vier Jahrhunderte lang die Verbindung zwischen Dänemark und Norwegen und später während eines Jahrhunderts jene Union zwischen Norwegen und Schweden, die, wie bekannt, im Jahr 1905 in Scherben ging.

Alle diese staatlichen Zusammenschweißungen schufen unter den Ländern lediglich Haß und Bitterkeit.

Erst in dem Jahrzehnt 1850—60 erwuchs jene Bewegung, die den Namen „Skandinavismus“ führt, und die ihre Wurzeln zunächst und zumeist in dem Bedürfnis nach einem nordeuropäischen Zusammenschluß hatte. Alle drei Reiche waren ja Zweige desselben Volkstammes. Und was war natürlicher, als daß sie gemeinsam ihre Laubkronen über die drei Nationen ausbreiteten? Die Bewegung wurde eine der eingreifendsten, die der Norden erlebt hat. Die Dichter, wie Grundtvig, Karl Ploug, Björnson und Jonas Lie, übernahmen die Führung. Eine beträchtliche Anzahl Volkshochschulen wurde errichtet, und sie sollten von der allergrößten Bedeutung werden. Die Studenten schlossen sich an, sie veranstalteten zahlreiche Versammlungen, und die Politiker wurden zur Parteinahme genötigt. Über der Bewegung waltete eine festliche, gewissermaßen lyrische Stimmung. Die Einheit des Nordens war der große und schöne Traum, der den Gedanken aller voranleuchtete.

Aber der Traum sollte verschwinden. Im Jahre 1864 brach der Deutsch-Dänische Krieg aus. Und jedermann erwartete, daß die Jugend der drei nordischen Völker brüderlich und fest zusammenstehen werde. Als die Frage praktisch wurde, erwartete Dänemark den aus Norwegen und Schweden gehofften Beistand vergebens.

Tatsächlich brach damit der Skandinavismus in Trümmer. Die Enttäuschung beherrschte alle Gemüter. In tiefem Mißmut über die Haltung seiner Landsleute hüllte Henrik Ibsen sich in seine Dichterkappe und verließ Norwegen. Unter denen, die den skandinavischen Gedanken wieder aufnahmen, war Jonas Lie einer der ersten. Er schrieb eine Reihe von Artikeln, in denen er für einen Zusammenschluß der nordischen Länder das Wort nahm und auf einen später möglichen Anschluß an das Pangermanentum verwies. Und Björnson veröffentlichte seine berühmten Artikel „Zeitsignale“, in denen er die Frage aufwarf, „ob der Norden seine Zukunft an der Seite von Frankreich oder von Deutschland zu suchen habe“.

Der Krieg von 1864 gab dem Skandinavismus den Todesstoß.

Dennoch hat seitdem der Gedanke unter der Asche gelegen und weiter geglimmt.

Auch jetzt ist er aufs neue ernstlich aufgetaucht. Der Ernst dieser Zeiten hat die drei Brudervölker zu engerem Zusammenschluß genötigt. Aber diesmal beruht er nicht nur auf blauen Träumen und Festlyrik. Jetzt gründet er sich auf Wirklichkeiten — einerseits auf der unbestreitbaren Kulturgemeinsamkeit, die trotz alledem die drei nordischen Reiche zu einer geistigen Einheit verbindet, anderseits auf der pflichtgemäßen Sorge für die politische Selbständigkeit des Nordens. Während Norwegen, Schweden und Dänemark jedes für sich keine allzu große militärische Bedeutung besitzen, dürften sie immerhin bei gemeinsamem Auftreten nach außen hin eine Macht vorstellen, die nicht leicht übersehen werden kann.

Dieses sind wirkliche Tatsachen, auf die man bauen kann. Und wer die Verhältnisse der skandinavischen Länder kennt, wird wissen, daß bei einer Reihe hervorragender Männer und Politiker starke Stimmung für eine neue praktische Umgestaltung des skandinavischen Einheitsgedankens vorhanden ist.

Der erste bedeutungsvolle Ausdruck, den der neue Skandinavismus sich gegeben hat, war die Dreikönigzusammenkunft in Malmö, zu welcher der schwedische König die Veranlassung gab. Es zeigte sich, daß seine Initiative überall im Norden mit dem wärmsten Interesse aufgenommen wurde als ein weithin sichtbares, erfreuliches Zeugnis für den Anbruch neuer sozialer und politischer Zeiten.

Der Traum von 1850 ist somit im Norden noch lebendig. Aber diesmal ist der Traum kein bloßer Traum. Jeden Tag gewinnt er greifbarere Gestalt. Nicht zum kleinsten Teil wird er von Tag zu Tag durch die politischen Begebenheiten gefördert. Und er wird durch eine große Anzahl von des Nordens bedeutendsten Männern unterstützt.

# Der Weltkrieg.

(Zu unsern Bildern.)

Die Meldungen der verflossenen Woche aus dem westlichen Abschnitt brachten Belege für die Wirkung der Frontveränderung, mit der wir unsern Feinden eine so gründliche Überraschung bereiteten. Aus den laufenden Berichten ist ersichtlich, und das ist einer der ersten Vorteile über den Gegner, den wir zu unsern Gunsten buchen können, daß er in kraft- und zeitraubende Schwierigkeiten geraten ist, um sich in die von uns herbeigeführte und von uns in vollem Umfange beherrschte Neuordnung der Linienführung hineinzufinden.

Die Engländer und Franzosen haben, so heißt es in einem Bericht unserer Obersten Heeresleitung, in dem von uns planmäßig aufgegebenen Geländestreifen unsere früheren Stellungen und unsere Ortschaften, darunter Bapaume, Péronne, Roye und Noyon, besetzt. Aus weiteren Berichten geht hervor, wie wenig Freude sie an diesem ihm überlassenen Gebiete erleben. Einmal machten es ihnen unsere geschickt manövrierenden Sicherungstruppen nicht leicht, sich zurechtzufinden. Ferner war mit Sorgfalt von uns dafür gesorgt, daß sie so gut wie nichts vorfanden, was ihnen den Aufenthalt erleichtern könnte. Die einfachsten Bedingungen für Unterkunft, Verpflegung und nun gar für den Kriegsdienst werden sie neu schaffen und das Nötigste dazu von rückwärts heranbringen müssen. Und diese Aufgaben traten an sie heran zu einem Zeitpunkte, in dem sie zu einem Schlage ausholen wollten. Monatelang hatten sie daraufhingearbeitet, die Lage im Sommeabschnitt nach bestimmten Wünschen zu gestalten. Eine liebevoll angelegte Offensive sollte ihnen eine Erweiterung ihrer Stellungen eintragen. Nun haben sie ihre Erweiterung, aber wie!

Wir dagegen haben, soviel ist heute schon zu erkennen, uns dort eine neue Front ausgearbeitet, die uns eine Vereinfachung unserer Kampftätigkeit gewähren wird, sowohl durch ihre Anlage wie durch ihre Verkürzung. Natürlich werden für uns nicht unbeträchtliche Kampfkräfte dadurch frei.

Es wird sich erweisen, wozu die Maßnahme unserer Leitung gut ist, die so verheißungsvoll eingesetzt hat.

In Verfolgung der Mitteilungen über die Wirkungen des Unterseekrieges erscheint als das wesentlichste die Wahrnehmung, daß die Zahl der neutralen Schiffe, die an der Versorgung unserer abgesperrten Feinde sonst arbeiteten, auffallend schnell auf eine sehr geringe Ziffer gesunken ist. Die scharfe Anwendung unseres wirksamen Kampfmittels bringt also nicht nur dauernd Zerstörung feindlicher Zufuhren ein, sie wirkt auch lähmend auf die Unterstützung durch fremde Hilfsmittel. Englands Zufuhrstraßen leeren sich unerbittlich.

Im Rückblick auf die in dieser Woche bekanntgegebenen Ergebnisse der Februarbeute unserer Unterseeboote erfahren wir eine erfreuliche Überraschung. Die für diesen Zeitraum in Anschlag gebrachten Erwartungen sind weit übertroffen. Fachmännische Bewertung der zugrunde liegenden Statistik, die sich aus unzweifelhaft bestätigten Tatsachen ergibt, darf den sicheren Schluß ziehen, daß die Verminderung des Schiffsraumes, über den England verfügt, im Monat Februar etwa dreißig Prozent beträgt.

Die Statistik berechtigt zu der Annahme, daß der Schiffsraum unserer Feinde sich mit jedem Tage vermindert. Die Wirkungen müssen sich in steter Zunahme unsern Feinden fühlbar machen.

Die Ereignisse gehen ihren Gang, eilen der Stunde entgegen, in der wir unsere Abrechnung mit unsern Feinden halten werden.

Auch jene Stunde wird schlagen, in der die irregeleiteten Völker mit ihren Führern abrechnen werden, von denen sie gegen uns angetrieben worden sind. Noch klingen ringsum die Fanfaren der trügerischen Zukunftsmusik in der alten Tonart, nach der die wunderbarsten Prophezeiungen deutscher Niederlagen ausposaunt werden. Wie lange noch?

Gesammelt und in uns fest geschlossen sehen wir dem blutigen Ernst der Entscheidung entgegen. Von dem Brüderlichkeitswahn nach dem Dichterwort: „Diesen Kuß der ganzen Welt!" dürfte auch der anmaßendste Fremdling heute kaum etwas spüren. Wer jetzt noch meinen sollte, daß deutsche Treue und Redlichkeit zur Schwäche wird gegenüber der gewissenlosen Vernichtungswut neidischer Fremdlinge, für den haben wir ganz andere Zitate aus deutschem Dichtermunde bereit.

Wir wissen in der großen Weltkrisis, die wir zu durchkämpfen haben, daß Deutschland als ackerbautreibendes Land im Vorteil ist gegen das Handelsvolk der Engländer, das auf Zufuhr angewiesen ist. Wir wirtschaften eben unter den gegenwärtigen Absperrungzuständen in einen großen Topf. An sein eigen Bißchen denken, gilt nicht. Auf andre Art ist es nicht zu machen, also machen wir's. Und so bleibt unser Volk bei Kräften, bis den andern ringsum der Atem ausgeht.

Die jähe Nachricht, daß Rußland in Aufruhr und Unruhen steht, ließ die Welt aufhorchen. Für unsere Kriegführung ergab sich fürs erste aus den inneren Erschütterungen dieses uns feindlichen Volkes keine Veränderung. Militärisch ist es gleichgültig, ob wir gegen Truppen kämpfen, die unter dem Befehl des Zaren oder sonst einer Regierung stehn. Eine Aufbesserung der russischen Mißwirtschaft, des Mangels an Lebensmitteln, der Transportschwierigkeiten und all der andern Übelstände, unter denen die russischen Armeen zu leiden haben, ist nicht abzusehen. Eher das Gegenteil. Wir werden nicht verfehlen, jede Schwäche unserer Gegner auszunutzen.

Lächerlich ist Englands erheucheltes Prahlen mit angeblichen Vorteilen, die ihm und seinem sonstigen Gefolge fremder Völker durch die russischen Wirren entstanden sein sollen. Viel eher scheint es, als ob der englische Sauerteig durchaus nicht nach Englands Wunsch treibend wirkt, als ob er vielmehr Gärungen bewirkt, durch die in seinem Sinne recht unerwünschte Elemente entfesselt werden.

X.

Nummer 12.

# DIE·WOCHE
## Bilder vom Tage

Seite 393.



Phot. Sennecke.

Zur Rückkehr des deutschen Botschafters in den Vereinigten Staaten:
Graf Bernstorff in Berlin auf dem Wege zum Auswärtigen Amt.

# Männer des alten und neuen Rußland.



**Miljukow,**
der neue Minister des Auswärtigen.



**Michael Rodzjanko,**
Präsident der Duma und Vorsitzender des revolutionären Vollziehungsausschusses.



**Fürst N. D. Golitzin,**
der letzte Ministerpräsident des Zaren.



**P. Bark,**
der bisherige Finanzminister.



**B. W. Stürmer,**
früherer Ministerpräsident



**A. D. Protopopoff,**
der bisherige Minister des Innern.



Der Bruder des Zaren
**Großfürst Michael Alexandrowitsch,**
zu dessen Gunsten der Zar abdankte.



**Zar Nikolaus II.**
**Zu seiner Abdankung.**



**Großfürst Nikolai Nikolajewitsch.**
Vom Zaren vor der Abdankung zum Oberbefehlshaber der russischen Armee ernannt.



Hofatelier Elvira.

**Großfürst Kyrill,**
Kommandant der Gardematrosen, stellte sich dem Vollziehungsausschuß zur Verfügung.



**George W. Buchanan,**
britischer Botschafter in Petersburg.



**Zarin Alexandra Feodorowna, geb. Prinzessin Alix von Hessen.**



Hofphot. Skowronnek.

**Freifrau von Bissing**



Spezialaufnahme der „Woche“.

**Frau Wild von Hohenborn (×)**

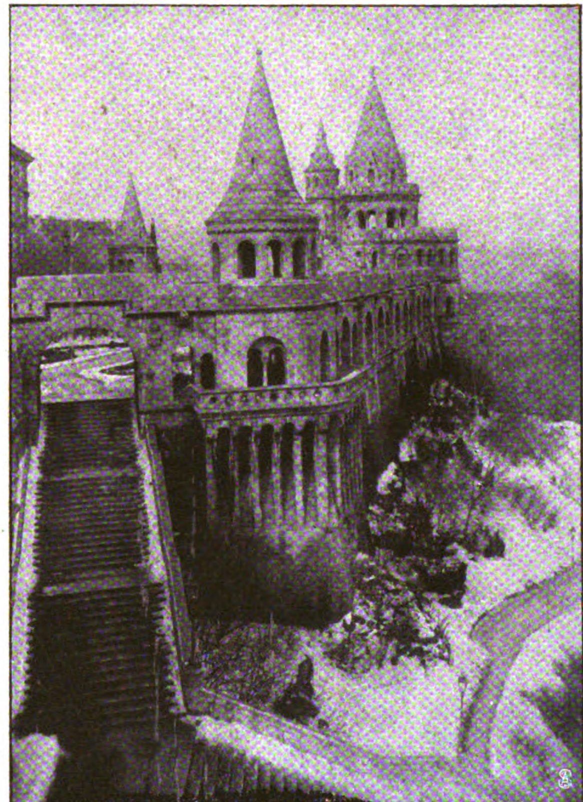
erhielten die erste Klasse der zweiten Abteilung des Luisenordens mit der Jahreszahl 1865.



Die Kaiserin, gefolgt von der Hofdame Frau von Kallay und dem Obersthofmeister Grafen Esterhazy, verläßt die Augenklinik des Professors Groß, in der sie die Kriegsblinden besucht und beschenkt hat.

**Vom jüngsten Aufenthalt des Kaiserpaares in Budapest.**





Phot. Planer.

**Die schönsten Partien des Schlosses in Budapest.**

## Vom jüngsten Aufenthalt des österreichischen Kaiserpaares in Budapest.


Hauptmann Arndt.


Leutnant Graf Heinze-Rothkirch.


Phot. Zacharias.
Hauptmann Ludwig Hierl.


Leutnant Rabenhorst.


Hofphot. Höffert.
Leutnant Rudolf Simon.


Hofphot. Werkmeister.
Hauptmann Anton Grimm.


Phot. Rübartsch.
Oberleutnant Ernst Rust.


Hauptmann Naese.


Leutnant Halbeisen.


Hauptmann v. Malortie.


Unteroffizier Franz Schönfeld.


Vizefeldwebel Konder.


Oberleutnant A. Hentschel.


Vizefeldwebel Max Richter.


Leutnant W. Nohl u.


Unteroffizier August Meyer.


Phot. Hempel.
Reservist Wald. Kluge.


Unteroffizier Georg Dülz.


Unteroffizier Schreiber.


Unteroffizier Hillemacher.


Leutnant Max Ambos.


Phot. Balg.
Vizefeldwebel Joh. Balg.


Phot. Laforth.
Feuerwerkslt. Osk. Rudolph.


Vizefeldwebel Prüsewitz.


Offiz.-Stellv. Alb. Bohrer.

 **Ritter des Eisernen Kreuzes I. Klasse.** 



Hofphot. Steinacker.

**Georg Kaiser,**
dessen Komödie „Die Sorina" in Berlin aufgeführt wurde.



Phot. Binder.

**Josef Groenen,**
Mitglied der Berliner Hofoper.



**Flores Spiria,**
eine Liedersängerin aus Griechenland.



**Gisella Selden-Goth,**
erntete als Komponistin Erfolg.



Phot. Luck.

**Landschaftsmaler Max Clarenbach,**
als Lehrer an d. Düsseldorfer Kunstakademie berufen.



**Edwin Fischer,**
hervorragender Klavierspieler.



**Professor Hugo Rüdel,**
Direktor des Kgl. Dom- und Opernchors, der künftige Chormeister des Berliner Lehrer-Gesangvereins.



**Kapellmeister Hermann Henze,**
hervorragender Dirigent.

## Aus dem deutschen Kunstleben.



Von links: Rudi Hammer-Königsberg: Mutter und Kind, Professor Stanislaus Cauer-Königsberg: Marmorbüste von Generalfeldmarschall von Hindenburg, Max Liebermann: Mann in den Dünen, Cauer: Marmorbüste von Generaloberst von Eichhorn, dem Protektor der Ausstellung, Professor Karl Storch: Auf der Kurischen Nehrung, Professor Dr. Ludwig Dettmann: Friesische Frauen verlassen den Kirchhof, Professor Karl Albrecht: Fähre auf der Oste.

**Deutsche Kunstausstellung in Wilna: Der Hauptsaal der Ausstellung.**




**Das am 22. März eingeweihte Hindenburgtor im Exerzierhaus des 3. Garderegiments zu Fuß in Berlin.**



Phot. Binder.

**Wirkl. Geh. Oberbaurat Veith †**
hervorragender Marinebautechniker.



Phot. Urbahns.

**Marinebaurat Werner, Kiel,**
wurde von der Technischen Hochschule in Danzig zum Ehrendoktor ernannt.

# Der Wald und die deutsche Forstwirtschaft in der Kriegszeit.

Von Oberforstrat Gretsch, Karlsruhe.

Mars regiert die Stunde. Der deutsche Kriegsgott ist aber mit den Gaben der Weisheit und Klugheit, der Wissenschaft und Stärke ausgestattet und läßt darum auch andere Götter neben sich gewähren und sie unter seinem Schutze bei der heimatlichen Arbeit sich entfalten. Ein solcher Bund ist ersichtlich mit jenen guten Geistern geflochten, die über unseren Fluren und unseren Wäldern walten. Sehen wir doch, daß in Nord und Süd, im Osten und Westen unseres Reiches trotz langer Kriegszeit allüberall unsere Felder bestellt sind und die Ernte geborgen wird, obschon Hunderttausende wehrhafter Landwirte, ihrem Friedensberuf entzogen, der kriegerischen Beschäftigung obliegen. Und wenn es dabei neben den daheimgebliebenen Männern zumeist unsere braven Frauen und deren Kinder draußen auf dem Lande sind, die frühmorgens und spät abends die Tagesarbeit strecken, um den Betrieb aufrechtzuerhalten, und auch Eltern und Großeltern, die sich bereits auf ihren Altenteil zurückgezogen hatten, ihre geminderte Arbeitskraft wieder zur Verfügung stellen, so erfüllt es uns doch mit Genugtuung, wahrzunehmen, wie zur notwendigen Arbeitsergänzung in großer Zahl auch die feldgrauen Urlauber von Zeit zu Zeit, zumal für die Einbringung der Ernte, ihrer heimatlichen Scholle zurückgegeben werden. Aber auch viele fremde Kriegertypen mit dem Abzeichen ihrer Gefangenschaft, recht zahlreich die breitschulterigen, blaßgelben, schwerfälligen Vertreter der slawischen Rasse, daneben auch die körperlich meist schwächeren, in Auge und Geste viel lebhafteren und anstelligeren Franzmänner, sind jahraus, jahrein in den Dienst unserer Landwirtschaft gestellt. Und sie alle — es sind in dieser bunten Mischung viele Millionen Menschen — wirken unter Mitbenutzung vieler maschineller Einrichtungen erfolgreich zusammen an dem einen Ziele, die landwirtschaftliche Erzeugung für all die vielen Menschen und Tiere, die die deutschen Lande bevölkern, auf ein möglichst hohes Maß zu steigern, um den schändlichen britischen Aushungerungsplan nach Tunlichkeit zu vereiteln. Schade nur, daß Batocki und Wermuth noch nicht jene einfachste, freilich schwierige Formel gefunden haben, bei der die Verteilung der erzeugten Nahrungsmittel auf Stadt und Land ihren besten und gerechtesten Ausdruck findet.

Ganz anders geartet, aber weit weniger in die Erscheinung tretend, darum wohl auch weniger beachtet und gewürdigt sind die Vorgänge, die sich jenseit der Feldmarken, mehr in der Stille unserer Wälder, unter der Herrschaft des Krieges vollziehen.

Suchen wir uns deshalb ein Bild davon zu geben, welch besondere Rolle in der heutigen Kriegswirtschaft dem Walde und der in ihm betätigten Forstwirtschaft zugewiesen ist.

Die deutsche Forstwirtschaft befand sich, von der noch jungen Wissenschaft und auch durch eifrige forstliche Vereinsbetätigung gefördert, in den langen Friedensjahren im Zeichen eines raschen, da und dort der Stetigkeit dieses Zweiges der Bodenwirtschaft vielleicht nicht ganz angemessenen, zu raschen Aufstiegs, wozu die gewaltige Entwicklung von Deutschlands Handel und Industrie — die tiefste Ursache des Weltkrieges — kräftigen Anstoß gegeben hatte. Zwar konnte auch für die auf 70 Millionen Menschen angewachsene Bevölkerungsmenge neben reichlichem Kohlenverbrauch der Brennholzbedarf durch den Holzeinschlag noch größtenteils im Lande selbst gedeckt werden. Aber der Bedarf an Nutzholz war in den letzten drei Jahrzehnten derart gestiegen, daß zuletzt reichlich ein Dritteil des Verbrauchs im Werte von beiläufig 350 Millionen Mark jährlich aus dem Auslande eingeführt werden mußte. Rußland zumal und Österreich-Ungarn, daneben die nordischen Königreiche und Finnland sowie Amerika waren die Länder, aus denen der fehlende Bedarf gedeckt werden mußte.

Und nun fast mit einem Schlage im August 1914 Sperrung der meisten Grenzen und Zufuhren nach Deutschland. Aber auch fast völliger Stillstand der nutzholzverbrauchenden privaten und öffentlichen Bautätigkeit. Gleichzeitig auch erhebliche Schwächung der Arbeitsquelle im Walde selbst, weil an vielen Orten gleich mit Beginn der Mobilmachung bis zur Hälfte der Waldarbeiter, deren Zahl etwa eine Million männlicher Personen beträgt, unter die Fahne gerufen wurden. Diese inneren und äußeren Hemmungen bedeuteten zunächst, wenn auch nicht Stillegung, doch empfindliche Einschränkung der forstlichen Betriebe, zumal der Kriegsausbruch in eine Jahreszeit fiel, in der die holzverarbeitenden Werke ihren Bedarf für das kommende Jahr schon größtenteils eingedeckt hatten. Auch traten in den Reihen der zurückgebliebenen Waldarbeiter zu Kriegsbeginn insofern noch weitere Lücken und Störungen ein, als diese im Spätjahr 1914 und dann im Frühjahr 1915 für die Bergung der Ernte und die Bestellung der Felder dringend benötigt waren, wogegen die Arbeit im Walde zurücktreten mußte.

Drei wichtige Absatzquellen indessen blieben bei der uns aufgezwungenen Eigenwirtschaft dem Walde in weitestem Umfange erhalten: Die Deckung des Brennholzbedarfs und die Befriedigung des Gruben- und Papierholzmarktes. Gerade die auf diese beiden Rohstoffe — schwächere Sortimente — angewiesenen Industriezweige hatten zuvor ganz erhebliche Holzmengen aus dem Ausland, meist aus Rußland, daneben aus Österreich-Ungarn, benötigt und waren nun nach Aufzehrung ihrer Vorräte, die bereits in der zweiten Hälfte des ersten Kriegsjahres merklich zu schwinden begannen, ganz auf den inländischen Bezug angewiesen. Durch diese Absatzumstellung und den dadurch verstärkten Einschlag von Gruben- und Papierholz wurde es glücklicherweise auch vermieden, daß der gewaltige Rückschlag im Absatz des Bau- und Sägholzes, der Haupthandelsware des Holzmarktes, für die Waldbesitzer sich nicht in voller Schärfe geltend machte.

Daneben aber oblag den Forstverwaltungen im Winter 1914-15 die ernstliche Verpflichtung, für genügenden Einschlag an Brennholz zu sorgen, welche Aufgabe meist befriedigend gelöst werden konnte.

Die Nachfrage nach den heimischen Gruben-, Papier- und Zellulosehölzern, wozu später noch die Versorgung mit Holzwolleholz kam, erfuhr sodann im Laufe des zweiten Kriegsjahres bis in die neueste Zeit eine

solche Steigerung, daß der heutige Jahresbedarf von beiläufig zehn Millionen Festmeter nur mit Mühe gedeckt werden kann.

Aber schon im Frühjahr 1915 traten gegenüber der Forstwirtschaft ganz neue Bedürfnisse hervor, die in der Befriedigung der knapper gewordenen Gerbstoffmittel sich geltend machten, in deren Beschaffung man sich zuvor fast gänzlich vom Auslande abhängig gemacht hatte, weil sie dort billiger erhältlich waren. Der zollpolitisch schutzlos gewordene und deshalb dem Untergang geweihte Eichenschälwald, in den warmen Gebieten des Rheines und seiner Nebenflüsse immer noch eine Fläche von etwa 300 000 Hektar (gleich 2,2 Prozent der gesamten Waldfläche) einnehmend, lebte so wieder auf und mußte zur Steuerung der Gerbstoffnot nun wieder seine fast wertlos gewordene Eichenlohe spenden. Gar manche Schälwaldfläche, die ihr Besitzer bereits in stiller Resignation durch langjährigen Verzicht auf eine Nutzung zur Umwandlung in erst eine späte Ernte gebenden Hochwald bestimmt hatte, wurde so wieder ihrer ursprünglichen Bestimmung zugeführt, und die ergiebige Ernte der letzten beiden Jahre hat aus vieler finanzieller Bedrängnis befreit. Durch die umfangreichen Schälwaldhiebe wurden überdies große Flächen geschaffen, die man durch Anbau mit Getreide und Raps auch der heimischen Ernährung dienstbar machte.

Doch auch die wertlos im Walde verbliebene Fichtenrinde wurde ihres Gerbstoffgehaltes wegen nun wieder in großen Mengen begehrt, wie auch die Erfindung der Gerbstoffgewinnung aus Eichen- und Kastanienhölzern einen stark erhöhten Einschlag in jüngeren Eichen- und Kastanienwäldern bewirkte.

Das Kriegsschicksal hat so manch erlittenen Schaden wieder geheilt; solcher Segen ist aber auch zum Heile der Allgemeinheit, nicht zuletzt unserer Feldgrauen ausgeschlagen, deren Versorgung mit wasserdichtem Schuhwerk nicht hoch genug zu veranschlagen ist.

Wem kommt dabei nicht der Gedanke, daß uns die Aufgabe erwächst, nach dem Kriege wieder mehr auf den Schutz unserer eigenen Gerbstofferzeugung bedacht zu sein und gewisse Einzelinteressen dagegen zurücktreten zu lassen?

Die einschneidendste und belangreichste Wendung für die Waldwirtschaft aber ergab sich aus den rasch gesteigerten Bedürfnissen des Stellungskrieges mit dem zweiten Kriegswinter, der zum Schutze unserer Schützengrabenkrieger große Mengen stärkeren Nadelholzes beanspruchte und seither in steigendem Maße in Anspruch nimmt, obschon die Heeresverwaltung selbst in großzügiger Organisation alles aufbietet, ihren Bedarf in den okkupierten Gebieten so viel als möglich auch durch eigenen Betrieb zu decken. Schon manch feindliche Kugel hat an diesen hölzernen Schutzwehren ihr Ziel gefunden. Auch die Ergänzung und Vermehrung der zahlreichen Kriegsmittel hat seit langem wieder eine Belebung des Marktes der verschiedenen Laubnutzhölzer, besonders von Eschen, Erlen, Rot- und Weißbuchen und Eichen, herbeigeführt, wie auch die Erstellung neuer Fabrikanlagen für Kriegsbetriebe und die örtliche Wiederaufnahme der öffentlichen Bautätigkeit wieder größere Bauholzmengen erheischt.

So sehen wir, wie der Nutzholzeinschlag mit der Fortdauer des Krieges in wachsendem Umfange auf die Erfordernisse der Heeresverwaltung und der heimischen Kriegswirtschaft eingestellt wurde, wobei auch unsere hochentwickelte Holzindustrie und der Holzhandel sich der durch den Kriegzustand veränderten Lage rasch und mit Erfolg anzupassen vermochten.

Noch sei der weitere Gang auf dem anderen großen Gebiete der forstlichen Erzeugung, der so wichtigen Versorgung unserer Bevölkerung mit Brennholz, mit einigen Strichen gezeichnet. Auch für das zweite Kriegsjahr konnte der nötigste Bedarf an solchem, zwar ortweise in den Grenzen einer gewissen Knappheit, befriedigt werden, wennschon größere, sonst als Brennholz gekaufte und genutzte Holzmengen nun auch als Gruben-, Papier- und Holzwolleholz hinzugekauft werden. Aber die allenthalben über das Reich hin recht kaufkräftig gewordene Landbevölkerung, deren Kaufkraft sich in den namhaften Zeichnungen zu den Kriegsanleihen deutlich kundgibt, nahm den ihr dadurch erwachsenen Wettbewerb kräftig auf; und wenn dazu noch das Gespenst einer Brennholznot, das letztmals vor hundert Jahren in deutschen Landen umging, an einzelnen Orten sich der Bevölkerung bemächtigte, so ist es nicht zu verwundern, daß die Brennholzpreise heute eine Höhe erreicht haben, wie sie nie zuvor, selbst nicht in den Gründerjahren nach dem Feldzug 1870-71, erzielt wurden.

Freilich ist diese allgemein günstige Preisgestaltung für Nutz- und Brennholz auch von einer merklichen Steigerung der Arbeitslöhne begleitet. Gleichwohl lassen es auch die Forstverwaltungen nicht daran fehlen, der verteuerten Lebenshaltung entsprechend, ihren Arbeitern Teuerungszulagen zu gewähren und die Familienangehörigen der im Felde stehenden ständigeren Arbeiter durch Beihilfen zu unterstützen.

Soweit aber die Waldbesitzer der Nachfrage nach Holz aller Art einigermaßen genügen können, fließen ihnen durch die guten Holzerlöse erhebliche Einnahmen zu, so daß die Waldkassen meist mit günstigen Bilanzen abschließen.

Als ein Glück dürfen wir es für unser Vaterland bezeichnen, daß die Bestände des deutschen Waldes all die genannten Holzarten und Sortimente zumeist in reichlicher Menge aufweisen und wir jetzt nur zuzugreifen brauchen, um sie den Zwecken der Kriegswirtschaft dienstbar zu machen. Diese Erfahrung mag ein Fingerzeig dafür sein, die wirtschaftlichen Grundsätze nicht, wie es neuerdings da und dort geschehen ist, zu einseitig auf die Forderungen des Tages aufzubauen und aus diesem Grunde den Anbau und die Nachzucht einiger weniger Holzarten zu sehr zu begünstigen (reine Fichtenwaldungen). Denn die verantwortungsvolle Aufgabe des Forstmannes ist zu einem wesentlichen Teile darauf gerichtet, auch für unsere künftigen Geschlechter zu sorgen. Die Gegenwartstätigkeit muß also mit einem gewissen Weitblick gepaart sein, soll das natürliche Gleichgewicht zwischen Erzeugung und Verbrauch des Holzes auf die Dauer nicht eine unerwünschte Störung erleiden. Wissenschaft und Erfahrung befestigen immer mehr die Erkenntnis, daß wir der Erfüllung dieser Aufgabe waldbaulich und volkswirtschaftlich am meisten gerecht werden, wenn wir nach Tunlichkeit gemischte Bestände durch natürliche Verjüngung begründen und die Betriebe so regeln, daß tunlichst Bestände aller Altersklassen in angemessener Verteilung vorhanden sind.

Doch kehren wir von dieser Allgemeinbetrachtung wieder zum kriegswirtschaftlichen Betriebe zurück, und beantworten wir noch die eine Frage, wie die geschil-

derte Steigerung der Nutzung sich ermöglichen ließ, obschon die Einberufung der Waldarbeiter zum Heeresdienste naturgemäß ihren weiteren Fortgang nahm. In Beantwortung dessen sei gesagt, daß man dem Grundsatz der Anpassung in weitem Umfange Geltung zu verschaffen sucht, um mit den noch vorhandenen Arbeitskräften eine größtmögliche Leistung zu erzielen. Arbeitsersparnis sucht man dadurch zu erreichen, daß man die Hiebführung vereinfacht, indem man die Hiebe mehr konzentriert, sie in die Nähe der Wege verlegt und solche Hiebe einstweilen zurückstellt, die einen erhöhten Arbeitsaufwand verursachen. Aber auch durch Zurückstellung von neuen Weganlagen und geplanten Aufforstungen sowie durch Einschränkung der Wegunterhaltung und des Kulturbetriebes wird manche Arbeitskraft für die dringlichere Holzhauerei freigemacht. Äußerste Sparsamkeit in jeder Hinsicht ist es also, die dem forstlichen Betrieb heute das Gepräge verleiht. Daß daneben die oben geschilderten Vorgänge des Arbeitererſatzes auch für die Waldarbeit nach Möglichkeit zur Anwendung gebracht werden, braucht nicht besonders hervorgehoben zu werden. Unsere Jungmannschaft im Alter von 15 bis 19 Jahren zeigt neben den Alten löblichen Eifer bei der Arbeit im Walde, um die Lücken auszufüllen, selbst Frauen beteiligen sich an einzelnen Orten an leichteren Holzhauereigeschäften. Großes Entgegenkommen betätigen aber auch die militärischen Behörden durch Zurückstellung, Beurlaubung und zeitweilige Entlassung entbehrlicher Mannschaften und Überlassung von Kriegsgefangenen. Mit so vereinten Kräften ist es vielen Forstverwaltungen und Waldbesitzern gelungen, im zweiten Kriegsjahr einen erheblichen Teil des geordneten Einschlags zu bewältigen, sofern nur die Waldungen dem Verkehre genügend erschlossen und nicht zu abgelegen sind. Ohne diese Voraussetzung erleidet allerdings die Marktgängigkeit des Holzes, wie namentlich in einzelnen abgelegenen, menschenleeren Gebirgsforsten, eine erhebliche Einschränkung. Der fleißige Ausbau des Wegnetzes, wie er in den meisten Staats-, Gemeinde-, Körperschafts- und größeren Privatwaldungen in den letzten Jahrzehnten stattgefunden hat, erweist sich so als ein besonderer Segen der jetzigen Kriegzeit. Ohne Zweifel wird diese Kriegserfahrung für manchen Waldbesitzer ein Ansporn sein, in dieser Hinsicht Versäumtes nach dem Kriege bald nachzuholen.

Mit der Holzversorgung von Heer und Heimat ist die Rolle jedoch nicht erschöpft, die dem Walde während des Krieges zugewiesen ist. Waren infolge der Kriegslage doch Verhältnisse eingetreten, unter denen auch der Wert der mannigfachen Erzeugnisse des Waldbodens zu vermehrter Geltung gelangte, da in diesem eine Fülle organischer Stoffe angehäuft ist. Vor allem mußte bei Kriegsbeginn die Forstwirtschaft ihrer Schwester Landwirtschaft beispringen, die in einige Bedrängnis geriet, weil die Landwirte gleich mit dem Aufmarsch unserer Heere veranlaßt waren, große Mengen Heu und Stroh an die Militärverwaltung abzuliefern, und es deshalb galt, den erheblichen Ausfall an Streu-, Dünge- wie auch an Kraftfuttermitteln zu decken, die in Friedenzeiten teilweise auch aus dem Auslande bezogen worden waren. — Inzwischen hat Professor Habers geniale Erfindung der Stickstoffherstellung aus der Luft auch den Landwirten in der Beschaffung des unentbehrlichen Stickstoffdüngers wieder aufgeholfen. — Man war darum bei Ausbruch des Krieges keinen Augenblick im Zweifel darüber, daß jetzt der Waldbesitz mit seinen großen Vorräten an Streumitteln und Waldgras zur Hilfeleistung und zu besonderem Entgegenkommen gegen die Landwirtschaft verpflichtet und durch die Nachhaltigkeit gebotene Rücksichten jetzt fallen gelassen werden müssen. Auch die Gestattung der Nutzung von Futterlaub, Laubheu und Futterreisig, die man seit dem landwirtschaftlichen Notjahr 1893 kaum mehr kannte, diente dem gleichen Zwecke, und man öffnete den Wald auch für die Ausübung der Waldweide, ohne daß indessen von dem Eintrieb von Rindvieh und Schweinen ein ausgiebiger Gebrauch gemacht wurde. Die gütige Mutter Natur hat sich hierbei insofern als eine Helferin in der Not erwiesen, als die von alters her bekannten beiden Mastbäume, die Eiche und die Rotbuche, die glücklicherweise noch eine größere Verbreitung besitzen, während der Kriegzeit reichlich Samen trugen. Das warme Jahr 1914 brachte eine Eichelmast, wie dies seit Menschengedenken nicht mehr der Fall war, und im Jahr 1915 trugen die Rotbuchen in einzelnen Gebieten von Norddeutschland, im Jahre 1916 dagegen in einzelnen südwestdeutschen Gegenden Samen (Bucheckern) in einer Menge, die den mittleren Ertrag übersteigt. Viele tausend Zentner Eicheln wurden vom Spätjahr 1914 bis in das Frühjahr 1915 hinein für die Schweinemast gesammelt, und die Gewinnung der Bucheckern wie auch der Haselnüsse bot einen willkommenen Anlaß, unsere knappen Ölbestände zu ergänzen. Das waren echte Kriegsgeschenke, zumeist für unsere ländliche Bevölkerung. Aber auch den Städtern wurde durch den Krieg wohl mehr als je in früherer Zeit offenbar, daß in den zahllosen Beeren und Pilzen ein reicher Nahrungschatz im Walde geborgen ist, den zu heben man jetzt in weitesten Kreisen als eine vaterländische Pflicht und als ein Gebot der Selbsterhaltung erkannte. Zu Hunderttausenden sind sie, zumal an Sonntagen, mit Rucksack und Kanne hinausgezogen in unsere Wälder, um die durch Fleisch-, Brot- und Eierkarte gemessenen Nahrungsvorräte die Woche über angemessen zu ergänzen. Und die Waldbesitzer haben dieses große Ausschwärmen über die Kulturen und Jungwüchse hin meist ohne Beschränkungen stillschweigend gestattet und dadurch den alten deutsch-rechtlichen Grundsatz, daß der Wald in gewissem Grade Allgemeinbesitz sei, mit nicht zu unterschätzender Selbstverleugnung zur Geltung gelangen lassen, obschon auch das an Ruhe gewöhnte Wild durch häufige Beunruhigung und lärmende Geräusche in seinen Lebensgewohnheiten gestört wird und dem Jagdbetriebe dadurch Nachteile erwachsen. Solch weites Entgegenkommen sollten die vielen Pilz-, Beerensammler und alle jene, die die Wanderlust hinaustreibt, dankbar würdigen und alles vermeiden, was einem Mißbrauche dieses Gastrechtes gleichkommt. Darum sei der Wald eindringlich dem Schutze des Publikums empfohlen. Diese Mahnung erstreckt sich auch auf den Schutz und die Erhaltung aller jener gemeinnützigen, die Heimatliebe fördernden Einrichtungen, die unsere Forstverwaltungen und Wandervereine in den langen Friedensjahren geschaffen haben. Wir schulden diese Rücksicht auch unseren Feldgrauen draußen in der Front, durch deren Tapferkeit unsere Wälder vor Einfall und Zerstörung bewahrt worden sind. Denn diesen vor allen sollte es vergönnt sein, bei der Rückkehr sich wieder mit vollem Genuß unserer Waldesschönheit hinzugeben.

Wenn soeben einem gewissen Schutze des Wildes das Wort geredet wurde, so bedarf dies noch einer kurzen Begründung, da der Wildabschluß im Zusammenhange mit der Volksernährung eine in der Tagespresse viel umstrittene Frage ist. Wald und Wild gehören, wie schon der Name andeutet, zusammen. Das Wild trägt viel zur Belebung des Waldbildes und zur Erhöhung der Waldesschönheit bei. Fast möchte man einen wildleeren Wald mit einer Familie vergleichen, der der Kindersegen versagt ist. Es wäre deshalb sehr zu beklagen, wenn infolge des Krieges der Wald des Wildes verlustig ginge. Freilich: ein Übermaß ist auch hier von Übel, weil dadurch die Wald- und Feldkulturen zu großen Schaden leiden. Wo daher heute noch ein übermäßiger Wildstand gehegt wird, wie dies für einzelne kleinere Gebiete anscheinend noch der Fall ist, muß die Forderung nach einem weiteren verstärkten Wildabschuß im öffentlichen Interesse als berechtigt anerkannt werden. Das sind aber Ausnahmen, die nicht verallgemeinert werden dürfen. Für die meisten Gebiete haben vielmehr die bundesstaatlichen Anordnungen bereits eine solche Verminderung der Wildstände herbeigeführt, daß eine weitere Verstärkung des Abschusses eine Ausrottung des Wildes zur Folge hätte. Es kommt dazu, daß die Ungunst der vorjährigen Witterung den Bestand einzelner Wildarten, wie Hasen, Fasanen und Rebhühner, bereits in einem Maße vermindert hat, daß wir für eine Reihe von Jahren nur mit geringen Jagdergebnissen an diesem Kleinwild rechnen müssen. Im allgemeinen wird die Bedeutung des Wildes für unsere Fleischernährung weit überschätzt, da dieses kaum mehr als etwa ½ Prozent der gesamten Fleischversorgung ausmacht, wenn auch für einzelne Gegenden dieses Verhältnis etwas günstiger liegt.

Unser Kriegsbild würde eine Lücke aufweisen, wollten wir schließlich nicht noch erwähnen, daß die unterbundene Zufuhr auch dazu geführt hat, einzelne technische Hilfsstoffe aus dem Walde zu gewinnen. In dieser Hinsicht ist namentlich auf die Harznutzung hinzuweisen, welcher Rohstoff seit langer Zeit ausschließlich aus dem Auslande, meist aus Nordamerika, teilweise auch aus Südfrankreich, bezogen wurde. Der Ersatzstoff ist nun ein sehr kohlenstoffhaltiges Pflanzenharz, ein Baumharz, aus dem Kolophonium, Terpentinöl und Harzöl herausdestilliert werden und als solche in verschiedenen Industriezweigen, so bei der Papierfabrikation, in der Seifenindustrie, bei der Lack- und Farbenindustrie, bei der Herstellung von Buchdruckfarben u. a., Verwendung finden. Die Träger dieses Baumharzes sind unsere beiden Holzarten: Kiefer (pinus silvestris) und Fichte oder Rottanne (Picea excelsa). Freilich nur in geringeren Mengen als die ausländischen Harzbäume (Schwarzkiefer, Seestrandkiefer). Um den Harzgehalt unserer Bäume nutzbar zu machen, müssen Rinde und äußerer Holzkörper verletzt werden. Die wiederholte Verwundung erzeugt unter der Einwirkung von Sonnenschein und Wärme vermehrten Harzfluß. So sehen wir diesen durch die Tätigkeit des Rotwildes (Edelhirsch) entstehen, das die Eigenschaft hat, die Fichtenstangenhölzer zu schälen. Solches Wildharz wird jetzt durch Abscharren von den Schälstellen gewonnen. Weit größere Mengen werden aber durch ein planmäßiges Verwunden der ein wertvolleres Harz liefernden Kiefer genutzt, wobei man sich besonderer Geräte bedient. (Grandelverfahren). Leider hat die Ungunst der Witterung des vorigen Sommers den Harzfluß beeinträchtigt. Auch mußten erst Erfahrungen gesammelt werden, da es an solchen gänzlich fehlte. Um eine Beschädigung des Holzkörpers tunlichst zu vermeiden, wurden nur solche Stämme und Bestände angeharzt, die in den nächsten fünf Jahren voraussichtlich sicher zum Hiebe gelangen.

Daß auch die verachtete Brennessel als wertvoller Faserstoff zum Ersatz der Baumwollfaser zur Geltung gelangte, sei gleichfalls erwähnt.

Auch sind wir auf dem Wege, den Nährwert des Holzes durch entsprechende chemische Bearbeitung auszunützen (Untersuchungen von Haberlandt u. a.), wie auch die Herstellung von Spiritus aus Holz statt aus Kartoffeln, eine schon ältere Erfindung von Classen, als bedeutsames Problem der menschlichen und tierischen Ernährung durch den Krieg vielleicht der Lösung näher gebracht wird. Und aus dem weitverbreiteten Heidekraut (Calluna vulgaris) ist, von gröberen Holzteilen befreit, getrocknet und gemahlen, ein Futtermehl hergestellt worden, das dem Werte mittleren Wiesenheus gleichstehen soll.

So sind wir durch den Krieg in der Erkenntnis bereichert worden, daß der Wald für uns nicht bloß die Bedeutung hat, das unentbehrliche Bedürfnis der Versorgung mit Holz aller Art zu befriedigen, vielmehr auch eine Menge Nährstoffe und technischer Hilfsstoffe zu liefern, für deren wirtschaftliche Ausnutzung sich vielleicht noch ungeahnte Aussichten eröffnen.

Möchte darum über der Zukunft unseres Waldes ein glücklicher Stern walten, auf daß er die den reichen Naturkräften entspringende Erzeugung auch fernerhin zur vollen Entfaltung bringen kann. Diese Hoffnung wird aber nur dann in Erfüllung gehen, wenn in der kommenden Friedenzeit die Beanspruchung des Waldes jenes Maß nicht überschreitet, bei dem das natürliche Gleichgewicht zwischen möglicher Leistung und Nutzung bis zu einem gewissen Grade aufrechterhalten bleibt.

Im vorigen Jahre habe ich den Kapitalwert des deutschen Waldes zu 26,36 Milliarden Mark ermittelt und die derzeit erwirtschaftete reine Waldrente zu höchstens 450 Millionen Mark jährlich veranschlagt. Sollte nach dem Kriege nun aber das Vorratskapital des Waldes selbst erheblich angegriffen werden, so würden wir damit auch die Henne schlachten, die die goldenen Eier legt. Nach den napoleonischen Kriegen mußte freilich der deutsche Wald so gewaltig bluten, daß es fast ein Jahrhundert dauerte, bis er sich von jener Schwächung wieder erholt hatte. Aber heute verfügt das deutsche Volk neben seinem Waldvermögen über viele andere und viel bedeutendere Vermögens- und Einkommensquellen, — 400 Milliarden Vermögen und 40 Milliarden Einkommen — daß ein solcher „Rhythmus der Weltgeschichte" im allgemeinen Staatsinteresse nach Möglichkeit verhütet werden sollte!

Aus jener reichen Eichelmast des ersten Kriegsjahres sind über die deutschen Lande hin zahlreiche Eichenjungwüchse hervorgesprossen. Pflegen, behüten und inventarisieren wir diese Jungwüchse, damit sie dereinst, zu mächtigen Eichbäumen herangewachsen, als Sinnbilder deutscher Kraft und Stärke unseren Nachkommen eindringlich ins Gedächtnis zurückrufen, wie der Weltkrieg ein großes deutsches Geschlecht gefunden, das eine Welt von Feinden besiegt hat.



**Der Bevollmächtigte der deutschen Irakgruppe, Generalmajor Großmann, in Bagdad mit seinem Stabe.**




1. Hofrat Julius Otto-Bremen, Direktor. 2. Vzfdw. Steger, Leiter des Liller Deutschen Theaters. 3. Willy Bader (Waffenschmied) 4. Clara Rodiger (Maria) 5. Josef Degler (Graf von Liebenau). 6. Mendsen (Ritter Adelhof).

**Gastspiel des Stadttheaters Bremen in Lille: Nach der Aufführung des „Waffenschmied“ von Albert Lortzing.**



Eingang zu dem als Feldlazarett eingerichteten Lyzeum.



Verbandwechsel in dem als Feldlazarett eingerichteten Lyzeum.



Deutsche und türkische Verwundete auf Notlagern im Korridor des Lyzeums.



Phot. Illustra.

Verwundete rumänische Offiziere und rumänische Schwestern im Lazarett.

Verwundetenpflege in Ploesci (Rumänien).

# Die Stoltenkamps und ihre Frauen.

Roman

von

Rudolf Herzog.


3. Fortsetzung.



Frau Margarete schob ihrem Mann die flachen Hände unter den Kopf und richtete ihn auf. Wie blaß er war, und die Stirn wie verheert von den heißen Streifzügen der Gedanken.

„Nun hast du mich so oft zu Bett gebracht in all den Jahren," sagte sie und fand ein Lächeln für seine verwunderten Augen, „daß du es dir auch einmal von mir gefallen lassen mußt. Leg nur den Arm um meinen Hals. Du bist wohl vor Müdigkeit vom Stuhl geglitten, Mann. Siehst du, ich habe Kraft. Ich kriege dich hoch. Und nun wollen wir gehen und ausschlafen."

„Ausschlafen", lallte er ihr nach, die Arme um ihren Hals. Und sie straffte in ihrem feingliedrigen Körper alle Kräfte zusammen und schlang den Arm fest um seinen Leib und brachte ihn, Schritt für Schritt, in die Schlafkammer hinüber und zu Bett.

„Bist du bei mir?" seufzte er noch einmal und tastete auf der Decke nach ihrer Hand.

Da schmiegte sie ihren warmen Körper ganz dicht an den seinen und breitete die Arme um ihn wie um ein krankes Kind. Friedrich Stoltenkamp schlief ein. Seit Jahren hatte er nicht so ruhig geschlafen.

Frau Margarete aber wachte die ganze Nacht hindurch. Kein Atemzug entging ihr, den sie nicht prüfte. Sie wollte keinen Arzt an seinem Bette, wenn es nicht die Notwendigkeit erforderte. Keiner sollte ihren stolzen, heiteren Friedrich Stoltenkamp als Kind sehen. Keiner! Erst sollte er wieder Herr seiner selbst sein, Herr seiner armen, gemarterten Sinne.

Als die erste Dämmerung kam, hörte sie Fritz sich erheben. Der Junge war behutsam wie immer, um keinen im Hause zu stören. Wie wohl das tat, den Jungen in seiner Sorgsamkeit belauschen zu können. Jetzt kam er leise die Stiege herab. Jetzt holte er sich aus dem Küchenschrank einen Topf Milch und schnitt das Brot. Jetzt räumte er das gebrauchte Geschirr auf den Küchenstein und schritt unhörbar fast hinaus. Nun vernahm sie eine Weile nichts mehr von ihm. Bis ein vorsichtiger Huffschlag über den Fabrikhof klappte und sich draußen auf dem Feldweg verlor.

Wieder gingen zwei Stunden hin. Die Morgensonne strich breit und lustig an den Fenstervorhängen her. Da zeigte von den Dachstübchen her ein Trappen, Rücken und Schieben an, daß Amalie und Eberhard sich für den Schulgang rüsteten. Heute bekamen die Kinder keinen Morgenkaffee. Sie konnte den Schlafenden nicht aus den Armen lassen.

Amalie kam als erste die Stiege hinab und betrat die Wohnküche. Sie staunte, daß sie die Mutter nicht vorfand, und näherte sich horchend der Kammertür. „Amalie", rief Frau Margarete leise. — „Ja, Mutter?" — „Vater schläft noch. Nehmt die Milch und das Brot. Auf Wiedersehen, Kinder."

Dann waren auch die Kinder gegangen, und in dem kleinen Arbeiterhaus war Frau Margarete mit ihrem Kranken allein. Keiner, keiner hatte von dem Zusammenbruch erfahren. Auch die Kinder nicht. An ihn geschmiegt lag sie, wie sie die ganze Nacht gelegen hatte. Ihre Arme waren gelähmt. Ihre Sinne horchten und horchten.

Um die zehnte Morgenstunde erwachte Friedrich Stoltenkamp und sah die Augen seiner Frau über sich.

„Mein Gott," sagte er staunend, „habe ich in deinen Armen gelegen? Du Ärmste, du. Aber es hat gutgetan."

Da lachte Frau Margarete aus tiefstem Herzen.

„Nun willst du wohl Morgenkaffee? Warte, ich koch ihn schnell!" Und sie schlüpfte aus dem Bett.

„Aufstehen will ich, aufstehen." Er richtete sich auf und fiel in die Kissen zurück. „Was ist denn das, Margarete? Ich habe wohl schlapp gemacht? Ja, was war denn nur — gestern abend?" —

„Liegenbleiben. Gehorsam sein", gebot Frau Margarete. „Du hattest einen Zettel in der Hand, den ich aus Zorn vernichtet habe. Es genügt, daß die Schreiber des Zettels allein an ihrer Torheit tragen. Du stehst turmhoch darüber. Hörst du: turmhoch. Und die Kinder wissen nichts. Nur du und ich. Wie es sich gehört."

Sie stand im Mieder und weißen Röckchen, hob die schönen nackten Arme und kämmte und flocht hastig das Haar. Seine Augen folgten ruhig ihren Bewegungen. Dann sagte er leise: „Ich danke dir sehr."

„Ich zieh mich später fertig an", rief sie über die Schulter und huschte hinaus. Er hörte sie am Herd hantieren und wartete ganz ruhig. Er hatte plötzlich so viel Zeit zu warten. . .

Friedrich Stoltenkamp stand nicht wieder auf. Es war, als ob seine überspannten Kräfte nur darauf gewartet hätten, durch Gewalt auf ein Lager hingestreckt zu werden, um langsam auszulöschen. Nichts anderes konnte auch der Arzt feststellen als eine

völlige Erschöpfung. **Schmelzbau und Hammerwerk** lagen in einem fernen Nebel. Friedrich Stoltenkamp verwandte keinen Gedanken mehr darauf. Nur, was ihm dicht vor Augen stand, nahm sein Denken in Anspruch. Seine Frau — und ihre Liebe. Und ob er ihr genug getan. Auch er. —

Die Kinder gingen auf den Zehenspitzen, wenn sie zu Hause waren. Sie wußten aus ihren Kinderkrankheiten, wie gut es tat, wenn die Mutter sorgte. Nur Fritz sah mehr. Er sah, daß die Mutter nicht gestört sein durfte in ihrem Tun, weil sie dem Vater — den Abschied verschönen wollte. Und schweigend nahm er der Mutter jede Arbeit aus der Hand, denn eine Magd war nicht mehr im Hause, zündete in der Frühe das Herdfeuer an, holte Lebensmittel aus der Stadt herein, war zu jeder Minute, die ihm die Fabrik freiließ, zur Stelle. Nur zuweilen tauschten Mutter und Sohn einen langen Blick. Sie verstanden sich wortlos.

Friedrich Stoltenkamp wußte, daß er sterben würde. Der Gedanke machte ihn nicht bange. Oft, wenn er seiner Frau nachblickte, wie sie, nur für ihn, im Zimmer waltete, Blumen auf die Fensterbank trug und jedem lustigen Sonnenstrahl den Vorhang öffnete, lachte er heimlich in sich hinein. O du, dachte er, Liebe, Süße, du willst dich aufopfern, aber ich werde mich heimlich davonmachen. Blühen sollst du, blühen, blühen.

Einmal kam der alte Stadtpfarrer heraus, bei dem Amalie zur Konfirmationstunde ging. Er hatte von seiner Schülerin über das seltsame Befinden des Vaters gehört und sich sein Teil gedacht. Er fand, was er vermutet hatte, und saß lange am Bett des immer noch geistig so Regsamen und sprach mit dem Erfreuten über irdische und himmlische Dinge.

„Religion," sagte Friedrich Stoltenkamp, als ob er sich das Wort erst zurechtlegen müßte, „Religion ist bei der Mehrheit die Furcht vor der Todesstunde. Der Mensch kann nicht einsam sein. Sein Anlehnungsbedürfnis treibt ihn, sich seinen Gott zu schaffen mit den vielen Tausenden. Und doch wird Gott immer nur das Erleben des einzelnen sein."

„Wurde Ihnen dies Erleben?"

Friedrich Stoltenkamp schwieg. Seine Frau ging leise aus dem Zimmer, und er sah ihr mit großen Augen nach.

„Mir wurde es", sagte er mit tiefem Atemzug. „Mir wurde es überreich."

Der alte Stadtpfarrer drückte ihm die Hand. Er hatte den Blick bemerkt und war zufrieden. „Ich komme wieder," versprach er, „und ich schicke auch einmal meinen Vikar." Denn er dachte, es könne für seinen jungen, allzu eifrigen Gehilfen von Nutzen sein, einmal einen Sterbenden — fröhlich zu sehen.

Und der Vikar kam und saß am Bette Friedrich Stoltenkamps, der den Eifernden staunend betrachtete.

„**Wie wir sündigen Menschen in Gottes Wald hineinrufen, so ruft er heraus. Gott läßt sich nicht spotten. Er will, daß wir ihn bei Lebzeiten suchen und in sein Haus kommen, damit er uns in unserer Sterbestunde sucht und in unser Haus kommt. Sie aber haben den Stein der Weisen gesucht, und es blieb Ihnen nichts. Gehen Sie in sich, Herr Stoltenkamp. Nicht das bißchen Geld zum letzten Gang blieb Ihnen. Wie wollen Sie in den Schoß der Erde kommen.**"

Immer erstaunter hatte Friedrich Stoltenkamp zugehört. Jetzt spielte der alte Schalk um seine Lippen.

„Ich verlaß mich," erwiderte er schmunzelnd, „ich verlaß mich auf die Vorschriften der städtischen Polizei: Ich habe sie — selbst mitentworfen, Herr Vikar, als ich noch — im Bürgerrate saß. Drei Tage darf ein Toter im Hause sein. Bei Strafe — nicht länger."

„Herr Stoltenkamp!" rief der Vikar und erhob sich drohend.

„Die Polizei — duldet's nicht."

Und der Sterbende drehte sein fröhlich Gesicht zur Wand und kehrte dem Verdutzten den Rücken.

### 4. Kapitel.

An dem Tage, an dem sein ältester Sohn sechzehn Jahre alt geworden war, starb Friedrich Stoltenkamp. In der Frühe hatte die Mutter Fritz zum Vater gerufen. Der lag mit einem ganz schmalen, vergeistigten Gesicht in den Kissen und winkte dem Sohn mit den Augen zu. Fritz spürte das Wasser an den Wimpern, als er sich über ihn beugte, aber er hielt sich tapfer. Und Friedrich Stoltenkamp tastete nach der arbeitsharten Hand seines Jungen.

„Glück auf, Fritz", sagte er mühsam. „Führ's vorwärts. Grüß die Leute. Auf dich ist Verlaß."

Er konnte nicht weiter. Die Worte kamen wie gehackt. Und Fritz Stoltenkamp sah dem Vater mit aller Willenskraft fest in die Augen, beugte sich tiefer und küßte den Sterbenden auf die hohe, schneeweiß gewordene Stirn.

„Ich versprech's dir, Vater. Und auch der Mutter. Sorg dich nicht."

Er richtete sich auf und drückte die schwankenden Knie durch. Und da er in den Augen der Mutter ein leises Warten las, nickte er dem Vater mit zusammengebissenen Zähnen und einem langen, leuchtenden Blick noch einmal zu und ging.

Frau Margarete saß neben dem Bette, und es war ganz still in dem Zimmer. Die Minuten rannen, und sie wußte nicht, ob eine Stunde vergangen war oder mehr. Da bewegte der Sterbende die Lippen, und Frau Margarete schob ihm weich den Arm unter den Kopf und sah ihm erst auf die Augen und dann auf den Mund.

„Margarete," sagte der Sterbende, und die Worte flatterten wie ein Hauch, „bist du wirklich — wirklich ein wenig glücklich — mit mir gewesen?"

„Nein, Friedrich, nicht ein wenig. Ueber alle Maßen. Leib und Seele sind bei dir glücklich gewesen. Denn dein Herz und dein Verstand haben immerzu nur gegeben und gegeben. Reicher kann eine Frau nicht werden.“

„Margarete,“ begann der Sterbende noch einmal nach einer versonnenen Weile, „ich wollte dir nur sagen — daß ich doch — ein Glückskind — gewesen bin. Ich hatte — die rechte Frau, die nicht fragte und immer nur glaubte. Das hat — so gutgetan. Leute wie ich — brauchen das und viel — viel Frauenliebe. Damals hast du mich — aus dem Strom — immer wieder wie in einen Hafen — hineingezogen. — Ich hab dir viel — zu danken — viel zu danken. . . . “

„Ich lieb dich heute wie am ersten Tage, Friedrich, und kein Tag war anders.“

„Dann ist's gut — Margarete. Dann soll wohl — alles andere — einerlei sein.“

Er schloß die Augen und bewegte in ihrem Arm den Kopf auf ihre Brust zu. Ganz sacht schob sie ihn tiefer in ihren Arm. Und als er die Wärme und Weiche spürte, kuschelte er sich hinein wie ein Kind, streckte sich, lag ganz still und schlummerte in ihrem Arm hinüber. An dem Herzen seiner Frau, die sein wirres und kühnes Wesen allein verstanden hatte, löschte er aus.

Da ließ Frau Margarete zum erstenmal seit seinem Niederbruch ihren Tränen freien Lauf, und das Antlitz des Toten war wie von einem Schleier bedeckt. — —

Draußen hörte sie die Kinder flüstern. Da bettete sie das Haupt des Toten in die Kissen, trocknete ihm Gesicht und Hände, strich ihm mit ganz langsamer Bewegung das Haar zurecht und ging, die Kinder zu holen.

Eberhard stürzte zuerst herein, sah das regungslose Gesicht des Vaters, schlug die Hände vor die Augen und taumelte, wilde Schmerzenschreie ausstoßend, auf einen Stuhl. Leise und unaufhaltsam vor sich hinweinend, stand Amalie neben ihm. Und Fritz kam hinter ihnen drein, blaß bis in die Zähne, aber mit allen Kräften bemüht, die Haltung zu bewahren. Er ging auf die Mutter zu und ergriff ihre Hand.

Und diese männlich feste Hand gab auch Frau Margarete die wankende Haltung wieder.

„Kinder,“ sagte sie, „wir wollen ein Vaterunser für unseren lieben Toten beten. Er war ein Auserwählter, Kinder. Das wollen wir nie vergessen.“ Und sie stand mitten zwischen den Kindern und sprach das Gebet.

Fritz legte dem immer noch fassungslosen Bruder Eberhard die Hand auf die Schulter und führte ihn freundlich hinaus. Schwester Amalie folgte auf den Fußspitzen. Und Fritz Stoltenkamp kehrte mit einem bittenden Blick zur Mutter zurück.

„Mutter,“ bat er und dämpfte die Stimme, „nun nimm du die paar Tage, die wir den Vater noch unter unserm Dach haben, als deine Feiertage. Hörst du, Mutter? Ganz allein für dich. Ich gehe jetzt und sorge für alles, was nun besorgt werden muß.

Und er ging zunächst hinüber in den Schmelzbau, um es den Leuten mitzuteilen und einen Mann zur Mühle hinauszuschicken, der es dem Haniel sagen sollte. Und die Leute ließen ihr Arbeitsgerät sinken, zogen die rußigen Kittel aus, wuschen sich die Hände und zogen schweigend ihre Straßenjacken über. Sie warteten noch auf den Hammerschmied, und als Haniel in eilendem Schritt über die Felder gekommen war, schritt das kleine Häuflein über den Hof, betrat das Häuschen und pochte sacht an die Kammertür. Auf einen leisen Zuruf öffneten sie die Tür und gingen hinein, nickten schweigend Frau Margarete zu und standen mit mahlenden Kiefern am Bette des Toten. Lange war nichts zu vernehmen als das Rascheln der

Mützen, die sie unablässig in den schweren Händen drehten. Dann sagte der Hammerschmied Haniel aus tiefer Brust: „Er war ein Meister."

Und der Schmelzer Poensgen sprach: „Das war er. Und eine Seele von Mensch."

„Das walte Gott", murmelten die anderen, und nach einem festen Abschiedsblick auf ihren toten Herrn wandten sie sich um, reichten, einer hinter dem anderen schreitend, schweigend Frau Margarete die Hand und schritten aus dem Sterbehaus in den Schmelzbau und zu ihrer Arbeit zurück.

„Hast du es gehört, Friedrich?" sagte Frau Margarete, als sie gegangen waren. „Deine Leute haben dich begriffen. Nun brauchst du dich um keinen anderen Nachruf mehr zu sorgen, Friedrich. Der hält stand."

Fritz Stoltenkamp hatte inzwischen die Stadt erreicht, hatte den Tod des Vaters auf dem Rathaus gemeldet und beim Pfarrer und dem Totengräber, war am Posthaus vorgegangen, um den Postillion zu bitten, die Todesnachricht dem Münzwardein Noelle in Düsseldorf zu überbringen, und hatte dann die Großmutter aufgesucht.

Gefaßt nahm die Weißhaarige den Bericht entgegen. Nur ihr Blick schien irgendwo in der Ferne zu schweben, dem gleitenden Schatten des Sohnes nach. Und dann schritt sie langsam zu den Ladenfenstern, legte die Schutzläden vor, verschloß die Tür und verließ mit ihrem Enkel durch die Hoftür das Haus.

Noch immer saß Frau Margarete bei ihrem Toten, als die Großmutter eintrat. Sie erhob sich sofort und bot der Aelteren den Stuhl. Und Frau Jodokus Stoltenkamp saß neben ihrem Sohn und legte seine kalte Hand in ihre harten Hände und sprach kein Wort. Aber sie saß so lange, daß Frau Margarete wohl empfand: es ist eine Zwiesprache, die die Mutter mit dem Sohne hält, und sie gibt ihm für manches im Leben Unausgesprochene die Erklärung.

Als Frau Jodokus Stoltenkamp sich nach einer langen Weile zu ihrer Schwiegertochter wandte, war die herbe Strenge um ihren Mund geschwunden. „Margarete," sagte sie, und dieAngeredete wunderte sich, wie weich der Ton aus diesem Munde kommen konnte, „er stak mit einem Fuß noch in der Vergangenheit, die für ihn nicht mehr hätte leben sollen, und mit einem Fuß schon in der Zukunft, für die die Menschen noch nicht lebten. Möge der Fritz die Erfüllung werden. Das ist in seinem Sinne."

„Ja, Mutter."

Und die alte Frau ging hinaus zu den Kindern, strich jedem über den Kopf und ging in ihrem aufrechten Gang zur Stadt zurück und in ihren Laden, dessen Tür und Fenster sie wieder dem Tage öffnete.—

Drei Tage lag Friedrich Stoltenkamp aufgebahrt in dem kleinen Haus, das er einst so stolz zum Aufseherhaus seines Werkes bestimmt hatte. Seine Frau und sein Aeltester hielten abwechselnd bei ihm die Totenwacht. Und am Morgen des vierten Tages nagelte der Tischler den Sargdeckel zu. Draußen rauschte ein warmer Sommerregen in Strömen nieder und wuchs zu einem Landregen aus.

Der alte Stadtpfarrer war trotz des Regens gekommen. Er stand wartend auf dem Hof, und von seinem Regenschirm troff das Wasser auf seinen Ornat. Neben ihm harrte der Münzwardein Noelle aus, der die Nachtpost von Düsseldorf benutzt hatte, und der Vetter Grote war auch erschienen trotz des noch nicht gut gemachten Auftritts in seinem Hause und hatte seinen Sohn Walter mitgebracht, der gleichen Alters wie Fritz Stoltenkamp war. Sonst aber war keiner gekommen aus dem großen Verwandten- und Freundeskreis von einst.

Fritz Stoltenkamp hatte damit gerechnet. Aber er freute sich, als er seine fünf Schulkameraden anrücken sah, die nun auch schon lange ihre Laufbahn erwählt hatten: Max Schlachtendahl, den Buchhändlerlehrling, Karl Schulte und Robert Hüttemann, die im Eisen- und Kohlenfach lernten, Jan Kröger, der bei einem Malermeister stand, und Felix Moldenhauer, auf Urlaub aus seiner Düsseldorfer Garnison.

Die Arbeiter, sieben an der Zahl, standen zu einem Häuflein der Tür am nächsten. Fritz Stoltenkamp trat zu ihnen. „Ihr seid sieben, ich bin der achte. Wir Arbeiter der Firma Friedrich Stoltenkamp werden es uns nicht nehmen lassen, den Sarg des toten Herrn zum Friedhof zu tragen. Haniel, Poensgen, Frowein — und ich. Wir vier machen den Anfang."

„Jawoll, Herr Stoltenkamp."

Eine Sekunde horchte Fritz Stoltenkamp auf. Nie hatten ihn die Leute anders als beim Vornamen gerufen. Dann betrat er mit den dreien das Sterbezimmer. „Mutter wir sind soweit. Wenn du jetzt willst?"

Einen Schritt trat Frau Margarete zurück. Sie ließ den Sarg nicht aus den Augen. Die beiden jüngeren Kinder hatte sie rechts und links an der Hand. Und die Großmutter stand aufrecht hinter ihr.

„Angefaßt", befahl Fritz Stoltenkamp mit unterdrückter Stimme. Die Bahre schwankte empor. Einen der Vordergriffe hielt Fritz Stoltenkamp in der Faust. Und vor dem Haus setzten sich die vier in gleichmäßigem Schritt in Bewegung, und neben jedem schritt der Begleitmann zum Auswechseln.

„Nanu?" knurrte Wilhelm Grote und puffte seinen Sohn an. „Das ist doch der Fritz? Schwerebrett, der Sohn trägt seinen Vater."

„Guter Schlag", bewunderte der Sohn.

„Und ob das guter Schlag ist, Junge. Ich kenne seine Handschrift."

Auf dem Gesicht des Münzwardeins Noelle aber blieb auf dem ganzen Weg ein so strahlender Ausdruck, als ob es zu einer Hochzeit und nicht zu einem Friedhof ginge. Er fühlte, seine Freundschaft war bei den Stoltenkamps an die rechten Männer gekommen.

Über die Felder schwebte der Sarg, über die Felder, in deren Schoß die Kohle und das Eisen wuchs, die Freunde des Toten. In die Stadt bog er ein, in der die Menschen sich scheu an die Häuser drückten, die Menschen, die den Toten heute wieder grüßten, weil sie den lebenden Sohn gewahrten, der mit seinen Leuten selber die Bahre trug. Und weiter ging es zum Friedhof hinaus, und im strömenden Regen folgte das Trauergeleit wie ein schwarzer, fest zusammengeballter Knäuel. — — —

Die Trauergäste hatten sich verabschiedet. „Sie wissen, Fritz Stoltenkamp, daß ich immer für Sie zu haben bin", hatte der Münzwardein Noelle gesagt, und der Oheim Grote hatte wie er dem Neffen die Hand geschüttelt und geäußert, daß er sich wohl in den nächsten Tagen wieder einfinden würde. Die jüngeren Kinder saßen in der Wohnküche und aßen einen schnell bereiteten Haferbrei. Fritz Stoltenkamp war mit Mutter und Großmutter im Arbeitzimmer des Vaters allein.

Frau Jodokus Stoltenkamp hatte ein Schriftstück vor sich entfaltet mit Namen und Zahlen. „Eine lange Vorbesprechung ist nicht vonnöten", äußerte sie in das lastende Schweigen hinein. „Die Zahlen hier reden für sich. Es sind lauter unbestreitbare Forderungen an die Firma Friedrich Stoltenkamp. Die meinen sind nicht darunter. Sie sollen nur — was Gott verhüten möge — für den Letztfall heran, um gegen die anderen die Wagschale zu halten. Die Frage ist: Wollt ihr die Forderungen übernehmen, oder — oder —"

„Sie können sich das Wort ersparen, Mutter", sagte Frau Margarete. „Der Letztfall — das wäre also der Bankrott. Und Sie äußerten vorhin selbst: ‚was Gott verhüten möge'. Gott wird es verhüten und unsere Arbeit. Sag du, Fritz."

„Es ist nicht darüber zu reden, Mutter."

„Sie hören es, Mutter."

„Gut," erwiderte Frau Jodokus Stoltenkamp, „ich hatte es auch nicht anders erwartet. Der erste Schritt der Firma muß Vertrauen erwecken. Und wenn die Lieferanten erst das Vertrauen gewonnen haben, werden sie mit sich reden lassen. Wer soll die Firma zeichnen?"

„Mein Sohn Fritz für mich", sagte Frau Margarete, als sagte sie etwas Selbstverständliches.

„Er ist eben sechzehn, Tochter. Sein Wille ist stark, aber die Schultern sind noch jung. Wird er die Last tragen können? Es ist die Last einer ganzen Familie, die er auf sich nehmen soll. Die Verantwortung ist riesengroß, Margarete."

Margarete Stoltenkamp sah den Sohn an, und der Sohn die Mutter.

„Wirst du es können, Fritz?"

„Frage die Arbeiter, Mutter."

„Ich brauche die Arbeiter nicht zu fragen, wenn ich meinem Sohn in die Augen sehe. Und wenn ich nicht wüßte, wen ich so klar und deutlich in dir sehe, würde ich meinem Kinde vor allem nicht solch eine verfängliche Frage vorlegen."

„Dann bedarf es keiner weiteren Überlegung, Mutter", sagte Fritz Stoltenkamp. „Ich will. Und will gern. Und bin stolz darauf, es zu dürfen. Mehr weiß ich nicht."

Und Frau Margarete Stoltenkamp antwortete: „Es genügt. Und ich nehme dich hiermit in die Firma auf. Ich bin und bleibe deine Mutter, aber du wirst von heute an das Familienoberhaupt sein."

„Mutter," erwiderte Fritz, „ich will mich lieber daran halten, daß ich dein Sohn bin."

Mit wachsendem Erstaunen hatte Frau Jodokus Stoltenkamp der Unterhaltung beigewohnt. Mit wachsendem Erstaunen betrachtete sie die Schwiegertochter. Aber sie sagte nichts. Im Grunde gefiel ihr die entschiedene Art, mit der hier die eigenen Angelegenheiten geregelt wurden. Und Entschiedenheit tat dem Hause am meisten not.

Nur eins erwähnte sie, als sie den regennassen Umhang um die Schultern legte und nach der Türklinke griff.

„Die Fabrik wird alles fordern, was sie einbringt. Bis sie darüber hinaus abwirft, bezieht ihr von mir, was ihr für den eigenen Unterhalt braucht. Ich verstehe mein Geschäft. Nun versteht das eure."

Da ging Frau Margarete auf die Mutter ihres Mannes zu und drückte ihr die harte Hand. „Wir danken dir alle, Mutter. Und wir wollen das unsere recht verstehenlernen, damit wir uns vor dir und deiner zähen Arbeitskraft nicht zu lange zu schämen brauchen."

Und nun waren Mutter und Sohn ganz allein. Am Schreibtisch des Toten. Eine Weile saßen sie und schauten in alle Ecken und jeder am andern vorbei, weil jeder den anderen zu schonen dachte. Dann griff Fritz Stoltenkamp nach den Briefbogen mit dem Firmendruck.

„Laß uns den Tag damit beschließen, Mutter, daß wir ein Schreiben an die Lieferanten richten und ein Schreiben an die Kundschaft. Das Schwerste soll man zuerst abmachen, sonst hängt es sich an die Arbeit, und wir können keine Überfracht mehr gebrauchen."

Er entwarf die beiden Anzeigen in kurzen, knappen Worten. Den Lieferanten teilte er mit, daß die Firma für alle Geschäftschulden des verstorbenen Herrn

Friedrich Stoltenkamp aufkommen würde und ihr Vertrauen in die Ehrenhaftigkeit der nunmehrigen Firmeninhaber erbäte. Der Kundschaft schrieb er, daß die Firma trotz des Ablebens des bisherigen Inhabers fortbestände, da das Geheimnis der Gußstahlbereitung auf den Sohn vererbt worden sei, und sich verpflichte, Gußstahl in Stangen und gewalzten Platten sowie in Stücken nach jedem Modell und jeder Zeichnung zu liefern unter Garantie erstklassiger Güte.

Frau Margarete las die Briefe. Sie wußte nichts dazu zu sagen und kam sich mit einem Mal so hilflos vor, daß sie den Kopf auf die Arme legte. Nur einen Augenblick. Dann schnellte sie empor. „Verzeih, Fritz, es sah nur so aus wie Müdigkeit. Aber es ist keine."

„Ruh dich aus, Mutter. Das übrige kann ich nun allein machen."

„Willst du die Rundschreiben nicht drucken lassen?"

„Nicht doch, Mutter. Der Empfänger muß den Eindruck gewinnen, daß ich mich persönlich an ihn wende. Und den erhält er nur durch die Handschrift." Er lächelte ein wenig, um die Besorgnis der Mutter zu zerstreuen. „Es sind nur ein paar Dutzend Briefe, Mutter. Die Kundschaft ist klein geworden, und die Lieferanten haben sich auch nicht um uns gerissen. Das werd ich schon bis zur Nacht schaffen."

„Du hast recht," sagte die Mutter, „und der Schreibtisch ist zweisitzig. Gib mir das Anschreiben an die Lieferanten. Nicht widersprechen, Fritz. Das Abendessen besorgt heute Amalie, und später wird es ja besser, wenn erst der Geschäftsgang geregelt ist."

Da reichte ihr der Sohn wortlos den einen der Entwürfe über den Tisch, und sie saßen sich gegenüber und schrieben Brief auf Brief, bis der letzte erledigt war. Und sie unterschrieben sie gemeinsam.

Das war ihr erstes Tagewerk, und sie aßen ein paar Bissen und legten sich todmüde zu Bett. In der Nacht aber merkte Fritz, daß seine Kammer geöffnet wurde und die Mutter mit einem Licht eintrat, das sie mit der Hand abblendete. Er rührte sich nicht und behielt die gleichmäßigen Atemzüge bei. Und die Mutter stand lange an seinem Bett und betrachtete ihn und ging dann leise wieder hinaus. Er schlug die Augen auf. Ihm war, als ob das Licht noch in seiner Kammer wäre. Und dann schlief er fest und ruhig weiter.

Am andern Morgen waren die Arbeiter mitsamt dem Haniel von der Mühle im Schmelzbau versammelt. Frau Margarete Stoltenkamp ging mit ihrem Ältesten über den Hof zu ihnen hinüber und dankte ihnen für das Geleit.

„Ich wollte euch mitteilen, daß ich meinen Sohn Fritz zum Teilhaber und Geschäftsführer genommen habe, und euch fragen, ob ihr damit zufrieden seid?"

„Das sind wir gewißlich", sagte der lange Haniel, und die anderen murmelten es ihm nach.

„Er ist noch jung," fuhr Frau Margarete Stoltenkamp fort, „aber er war in seines Vaters Lehre. Und darum, mein ich, müßt ihr nicht auf seine Jahre sehen, sondern auf seine Leistungen."

„Wer jung ist," antwortete der Schmelzer Poensgen, „hat lange Schaffenzeit vor sich, un die hat noch keinem Menschen geschadet. Im übrigen kennen wir uns ineinander aus, der Herr Fritz un wir."

Fritz Stoltenkamp trat unter sie. „Also dann wär's abgemacht. Jeder gibt her, was er kann."

„Jawoll, Herr Stoltenkamp." Und der Arbeitstag nahm seinen Anfang. —

Fritz Stoltenkamp bestieg seinen Gaul. Er brachte die Tiegelgüsse zur Mühle wie an jedem Tage. Auf den aufgeweichten Feldwegen holte er den Hammerschmied Haniel ein, der durch die Wasserlachen stapfte und den Rauch seiner Tonpfeife nach allen Windrichtungen blies, um die Mücken fernzuhalten. „Das Kraut können sie nämlich nich vertragen, Herr Stoltenkamp. Un ich vertrag's auch selber nur aus Heimtücke auf die Biesters."

„Wie geht's zu Hause, Haniel? Ist die Frau immer noch so munter?"

„Die Frau hat einen kleinen Kürassier gekriegt. Da muß sie verdammt schonend behandelt werden.

„Da gratuliere ich, Haniel. Meine Mutter wird dann wohl herauskommen. Wie fühlst du dich denn als Vater?"

„Gar nich, Herr Stoltenkamp. Ich bin in die Reserve gerückt, müssen Sie wissen. Der Schreihals geht vor."

Fritz Stoltenkamp ritt eine Weile schweigend neben dem Betrübten her. Seit gestern verwunderte ihn etwas.

„Weshalb nennst du mich plötzlich ‚Sie' und ‚Herr Stoltenkamp', Haniel?" fragte er unvermittelt. „Hab ich dir was angetan?"

Der Hammerschmied nahm vor Erstaunen seine Pfeife aus dem Mund.

„Herr Stoltenkamp — na, dat is stark. Unsereins hat doch auch seine Lebensart un weiß, wat sich gehört. Dat wär ja noch schöner, wenn dat nu so alle Tage weiter hieß: Fritz hier un Fritz da. Sie sind jetz die Firma un sind der Herr. Dat is abgemacht un verlangt seine Achtung."

„So, so. Das versteh ich. Und nun muß ich mir euch gegenüber auch das Du abgewöhnen, Haniel."

„Fritz," sagte der lange Haniel und blieb mitten in einem Tümpel stehen, „dat riskier nur einmal. Dat wär en Kündigungsgrund auf den sofortigen Entlassungsfall. Also verstehen wir uns, oder verstehen wir uns nich mehr, Herr Stoltenkamp?"

„Natürlich verstehen wir uns, du alter Grobschmied. Wenn du willst, bis ans Lebensende."

(Fortsetzung folgt.)



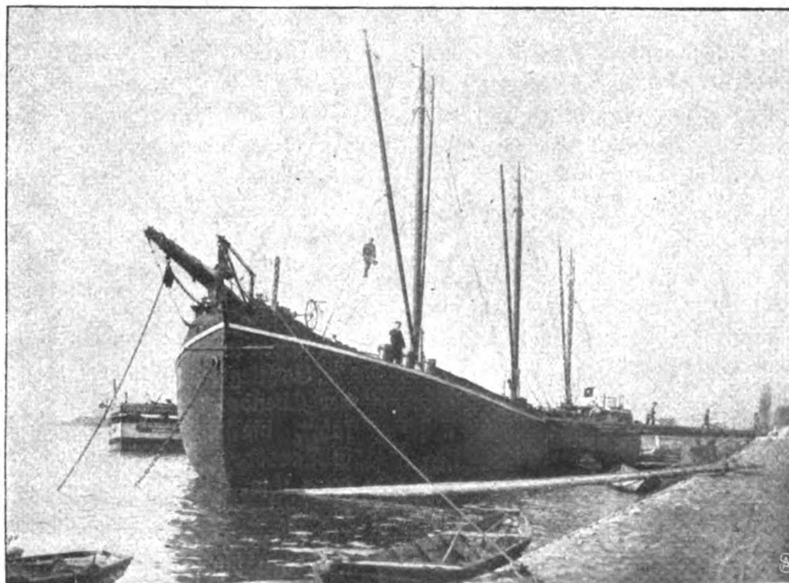
Holländische Segelschiffe im Hafen.

# Aus den Rheinhäfen.

## Die Rheinschiffahrt im Dienste der Kohlenversorgung.

Von Oberingenieur C. E. Heymann. — Hierzu 9 Aufnahmen des Verfassers.

Dem Transport der Ruhrkohle dient der überwiegende Teil der Rheinschiffahrt. Mindestens 18 Großreedereien mit 110 Schleppdampfern und 350 Schleppkähnen befördern ausschließlich Ruhrkohlen, rheinaufwärts bis Straßburg und mainaufwärts bis Frankfurt. Die bekannteste, älteste und größte Kohlenreederei Matthias Stinnes in Mülheim an der Ruhr besitzt allein einen Fahrpark von 24 Schleppdampfern und über 70 Kähnen mit einer Tragfähigkeit von insgesamt fast 100000 Tonnen. Die Transportleistung dieser 18 Kohlenreedereien allein belief sich in den Jahren vor dem Kriege auf über 6 Milliarden Tonnen jährlich von der Ruhr bergwärts. Also eine sehr ansehnliche Leistung.

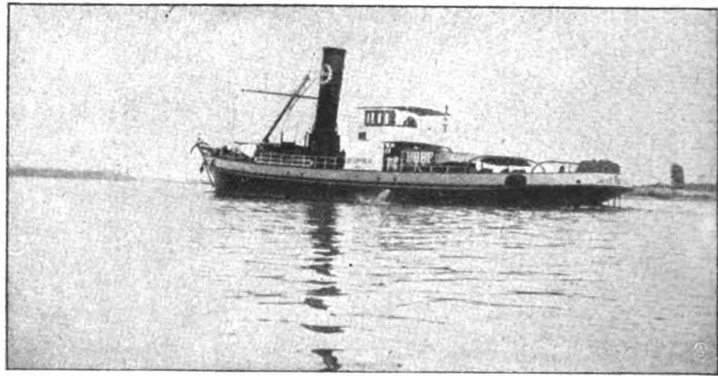


Ein Schleppkahn von 1500 Tonnen.

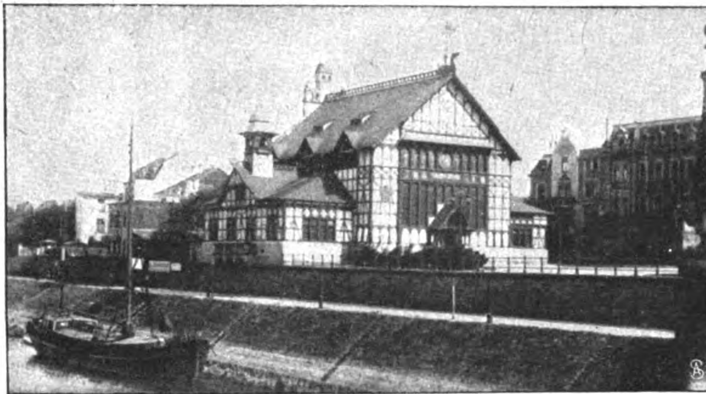
Daneben gibt es jedoch noch mindestens ebenso viele große deutsche Reedereien, die ebenfalls Kohlen außer anderen Massen- und Schwergütern befördern, und Tausende sogenannter Partikulierschiffer, die nur je ein Schiff oder einen kleineren Schleppdampfer besitzen und hauptsächlich Kohlen damit befördern. Der größere Teil davon fährt unter holländischer Flagge und dementsprechend auch von der Ruhr mit Ruhrkohlen abwärts nach Rotterdam, Amsterdam, Antwerpen und Gent, um früher bergwärts englische

oder belgische Anthrazitkohlen zurückzubringen. Von der Ruhr abwärts verkehren auch noch viele, meist holländische Segelschiffe. Vor 10 Jahren gab es davon gegen 3800 hölzerne, aber über 5000 eiserne, meist unbesegelte Schleppkähne.

In der Gegenwart dürfte die Zahl von 10000 Segelschiffen und Schleppkähnen mit insgesamt über 4 Millionen Tonnen Tragfähigkeit und 1100 Güter- und Schleppdampfern mit etwa 250000 Pferdestärken schon überschritten sein. Unter deutscher Flagge bzw. unter denjenigen der Bundesstaaten, wie dies in der Binnenschiffahrt üblich ist, fahren davon an 650 Dampfer und 4000 Schleppkähne.

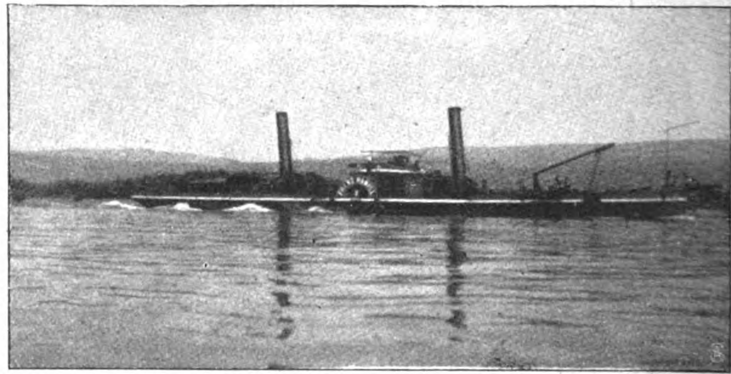


**Moderner großer Schraubenschleppdampfer.**



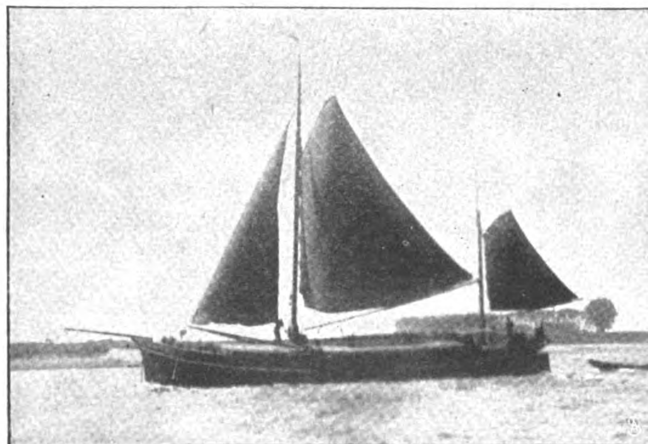
**Schifferbörse in Ruhrort.**

Ebenso wie auf dem Rhein unter allen Strömen Europas die meisten Binnenschiffe verkehren, so hat er auch die größten Schiffsgefäße und die stärksten Flußdampfer aufzuweisen. Von den Personendampfern der Köln-Düsseldorfer Gesellschaft ist dies allgemein bekannt. Aber auch die Güter- und Schleppdampfer suchen ihresgleichen. Der gegenwärtig größte Rhein- und damit Flußdampfer Europas ist der Güterdampfer „Amsterdam XI.", der 85 Meter lang, 9 Meter breit ist, voll beladen 2,40 Meter tief geht und 975 Tonnen laden kann. Er wird jedoch von den größten Schleppkähnen von 100 Meter Länge, 12 Meter Breite und 2,75 Meter Tiefgang bei einer Ladung von 2340 Tonnen Gewicht erheblich übertroffen. Ein solches Schiff allein kann die Kohlenladung von 234 Eisenbahnwagen oder 4 bis 5 vollständigen Güterzügen aufnehmen. Die stärkeren Radschleppdampfer der Großreedereien Matthias Stinnes und Franz Haniel und Co., die 76 Meter lang und 9 Meter breit sind und bis 2000 Pferdekräfte entwickeln, ziehen in 4 Kähnen 5000 Tonnen (also die Ladung von 500 Eisenbahnwagen oder 5 Güterzügen) mit einer Stundengeschwindigkeit von 4,5 bis 5 Kilometer zu Berg und legen die Strecke von Duisburg-Ruhrort bis Mannheim = 355 Kilometer ohne Nachtfahrt in durchschnittlich 4 Tagen zurück. Aber auch die größeren Schraubenschleppdampfer von 35 bis 40 Meter Länge, 7 bis 7,5 Meter Breite und bis zu 2,75 Meter Tiefgang ziehen mit 750 bis 1000 Pferdekräften noch bergwärts bis zu 4000 Tonnen, hauptsächlich auf dem Niederrhein, da niedriger Wasserstand sie von der Strecke oberhalb St. Goar ausschließt.



**„Franz Haniel X", moderner großer Radschleppdampfer.**

Es liegt auf der Hand, welche Überlastung der Eisenbahnen sich ergibt, wenn die Rheinschiffahrt, die mit den Kohleneinfuhrhäfen Mainz-Gustavsburg, Frankfurt a. M., Mannheim, Straßburg usw. Hessen, Bayern, Württemberg, Baden, also ganz Süddeutschland, ferner Elsaß-Lothringen, die Schweiz fast vollständig, ja sogar Frankreich über den Rhein-Rhone-Kanal teilweise mit Kohlen versorgte, durch den jahrelangen Krieg einen großen Teil ihres deutschen schwimmenden Materials, we-



**Modernes eisernes Segelschiff.**

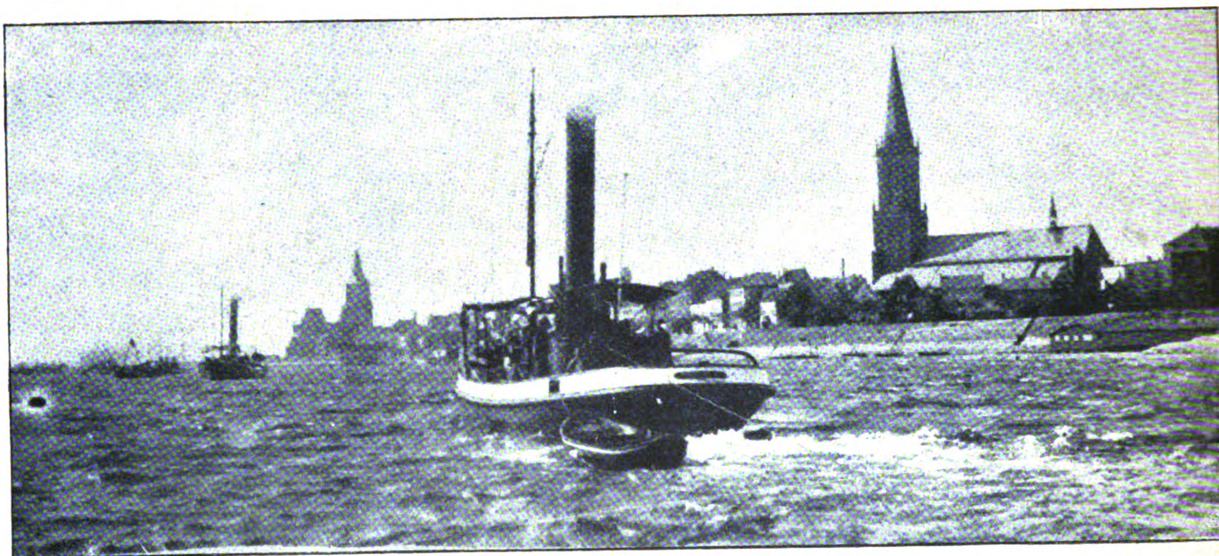


Holländische Hafeneinfahrt.



Getreidespeicher im Duisburger Hafen.

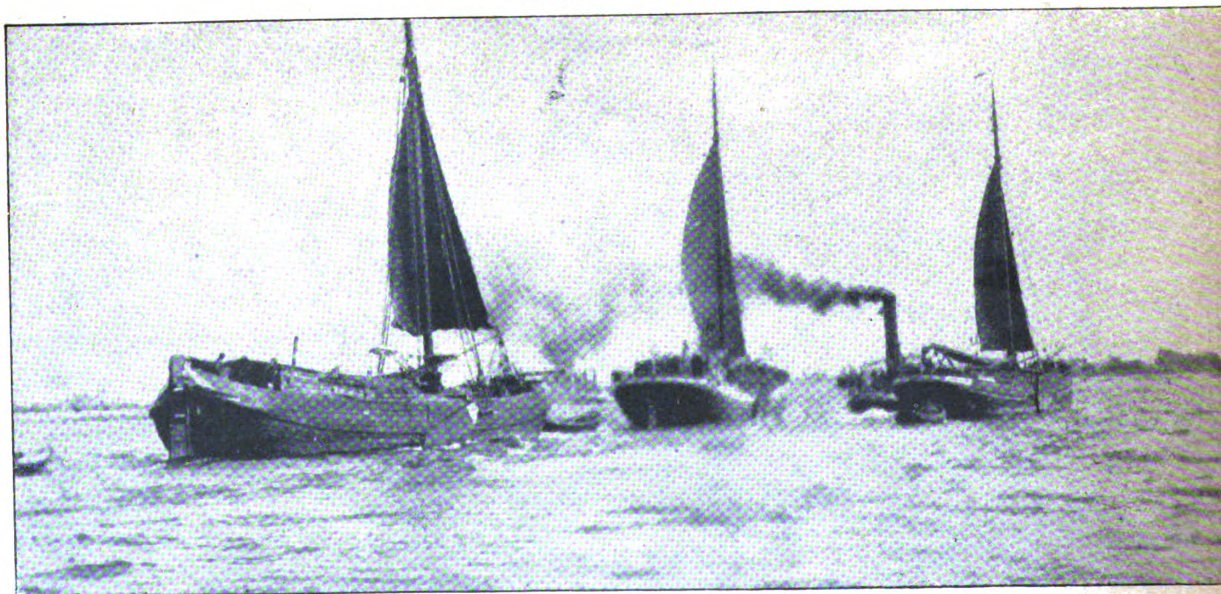
Die Rheinschiffahrt im Dienste der Kohlenversorgung.



Emmerich, Zollstation für die Rheinschiffahrt.



Kaiserhafen in Ruhrort.



Holländischer Schleppzug.

gen Mannschaftsmangels stillegen muß, die holländischen Schiffe mangels geeigneter Schleppkraft nicht bis zum Oberrhein gelangen können und schließlich wie in diesem Winter in den Monaten Januar und Februar die gesamte Rheinschiffahrt wegen Eisgangs volle vier Wochen lang völlig eingestellt werden muß. Die Dringlichkeit der Wiederaufnahme des möglichst vollen Betriebes der Schleppschiffahrt durch den Vaterländischen Hilfsdienst folgert sich daraus für die gesamte Volkswirtschaft von selbst.

Hauptausfuhrhäfen der Ruhrkohle sind Duisburg und Ruhrort, welche Häfen auf dem direkten Wege von Westfalen nach dem Rhein und nach dem Meere liegen, so daß die beiden Plätze sich zu Konzentrations- und Durchgangspunkten für die Massentransporte rheinauf- und rheinabwärts entwickelt haben und zu den wichtigsten und größten Binnenhäfen des europäischen Kontinents gehören. Von der gesamten Güterbewegung in den deutschen Rheinhäfen entfällt annähernd die Hälfte und diese bei weitem überwiegend in Kohlen auf die Häfen an der Ruhrmündung.



Altes hölzernes Rheinschiff.

In der Rheinischen Kohlenhandels- und Reederei-Gesellschaft in Mülheim an der Ruhr, kurzweg Kohlenkontor genannt, sind 42 Reedereien und Kohlengroßhandlungen mit rund 9 000 000 Tonnen Beteiligung am Kohlenhandel vereinigt. Den Transport regelt ein besonderes Transportkontor in Ruhrort und den Verkauf in Holland die Steinkohlen-Vereenigung in Utrecht, während für Süddeutschland in Mannheim eine Verkaufsfiliale errichtet ist.

Die Schifferbörse in Ruhrort gibt täglich einen Frachtenkurszettel heraus und unterhält einen Arbeitsnachweis für Schiffs- und Hafenpersonal.

Entsprechend der Art der zu verladenden Massengüter sind in den Kohlenhäfen die Verladevorrichtungen besonders zweckentsprechend. Die vollkommensten sind die sogenannten Kohlenkipper, zu welchen die von den Zechen beladenen Eisenbahnwagen auf Anschlußgleisen über Drehscheiben gelangen.

In den großen Einfuhr- und Umschlagshäfen Mainz-Gustavsburg, Frankfurt a. M., Worms, Mannheim, Maxau-Karlsruhe, Lauterburg und Kehl-Straßburg geschieht die Entladung der Rheinschiffe oder Umschlag in Eisenbahnwagen mittels Dampfkran, Greifbagger und Drahtseilbahnen. Nur an den kleinsten Plätzen, die Teilladungen von Schiffskohlen beziehen, werden die schwarzen Diamanten noch in Körben in die Fuhrwerke ausgetragen.

Der Wert der Kohle ist uns in diesem Kriege wieder voll zum Bewußtsein gekommen. Die Kohlenverschiffung aber gehört zu dem imponierenden Verkehr auf unserem Rheinstrom von alters her, und wenn sie längere Zeit stockt, erleidet seine Romantik eine unverkennbare Einbuße durch den Ausfall der Fahrten eines hochentwickelten prächtigen, vortrefflich gepflegten Schiffsmaterials jeglicher Art, das dem schönsten deutschen Strom unstreitig zur Zierde gereicht.

---

# Der Unbekannten.

**Von Hans von Kahlenberg.**

An die Unbekannte.

„Zwischen den Liebesgabenpäckchen, die zur Verteilung gelangten, befand sich eins: Für den Unbekannten. Von der Unbekannten. — Das Päckchen enthielt folgendes: drei kleine Bücher — oh, ganz kleine! Vom Sterben eines Künstlers im gestorbnen Venedig handelt eins, das andere sind Verse, Musik des Einsamen, und das letzte, das weiseste und holdeste, stellt den heiligen Bettler an die weltgeschichtliche, prunkvolle Totenbahre des größten Papstes. Eine Glasflasche mit Parfüm: Weißer Fliederduft — diese Flasche war golden, und die Essenz darin funkelte wie flüssiger Smaragd. Drei Stück edelster Seife, ein seidener Halsschal, zehn Taschentücher aus feinstem Batist und die besten türkischen Zigaretten in einer Schachtel, die so hübsch und so kostbar ist, daß ich fast zögere, sie anzunehmen. Dazu gehörte ein kleines Bild im schmalen, dunkelroten Rahmen — und lachen Sie nicht, meine Unbekannte! Aber Sie werden nicht lachen — ich wußte, was dieses Bild darstellen mußte. Einen Moment hielt ich es in seinem Umschlag, mit geschlossenen Augen. „Ihre Photographie? Die der Unbekannten?" fragte ein neugieriger Kamerad. Ich sagte: „Die Toteninsel von Böcklin!" — Es war die Toteninsel.

„Bravo!" riefen sie nun. „Das beweist, daß das Paket Dir gehört! Aber wir wußten alle von Anfang an, daß es Dein war! Deine Unbekannte hat's Dir geschickt."

„Meine Unbekannte! Ich danke Dir, Unbekannte, die den Mut hatte zu wagen, diese zarte, unpersönliche, unaufdringliche Sendung hinauszuschicken in die Weite — in den Krieg. Und die mich gekannt und gefunden hat. Fürchte nichts, Unbekannte, ich werde niemals versuchen zu erfahren, wie Du heißest, wo Du wohnest, ob Du — was die lustigen Kameraden am meisten interessiert — verheiratet oder Mädchen bist? Für mich bist Du eine Frau — ein Mädchen besäße weniger Sanftheit und Ergebung, kein junges Mädchen liebte wie Du die drei Bücher vom Tod und von der Einsamkeit. Denn diese, gerade diese schicktest Du hinaus, weil sie Deine Lieblinge sind. Und Du weißt, daß es vornehm ist, nur Geliebtes und Adeliges zu verschenken. Nicht Ramschware oder

Massengut. Wir bekommen Wollstrümpfe, Würste und Basarbücher — vor allem Humoresken, man schickt uns Lustiges. Du aber schickst die Büchlein vom Sterben und die Toteninsel — Du würdest nichts „Zeitgemäßes“ schicken — in unsere Zeitlosigkeit nicht! Keine prahlerische Selbstverhimmlung oder die gutgemeinten Erziehungsversuche weltfremder Schulmeister nicht. — Ein klügerer Meister, der weiseste, zieht uns! Auch für müßige Stunden sorgtest Du nicht, obgleich Du weißt, daß die Stunden hier lang sind. Hohle Stunden und flüchtige — Du sendest mir, was die Stunde kostbar und köstlich macht. Dem Unbekannten sandtest Du Eigenstes und Vertrautes. Es ist Dein Duft — Duft Deiner Kleider, Deines Hauses, nicht wahr, den ich rieche? Dergleichen wunderfeinen Batist, frischer und weicher als Seide, handhabst Du — und manchmal in dämmrig verdämmernden Stunden entzündest Du eben diese Zigaretten — Du, neben der, über der, irgendwo sicher, die Toteninsel hängt! Sie hängt so, daß Du sie immer, wenn Du die Augen hebst, siehst. Du siehst sie an des Morgens und des Abends. Und so, gerade so, in diesem Augenblick, möchtest Du sterben.

„Nun wünschest Du Dir, daß er, den Du grüßt, der Dein Freund ist, ebenso, im gleichen Schauen, sterben sollte. Nicht das schöne, das reiche oder das fröhlische Leben wünschest Du ihm — alle, jeder Gruß, jeder Kalendervers, jede Ansichtspostkarte wünscht es uns nach hier draußen — — Du aber sprichst und träumst vom schönen Sterben, vom Sterben in Schönheit!

„Wie schön Du sein mußt, Wunderschöne! Ich weiß, daß Du schmale, lange Füße hast und zarte, ein wenig verzehrte und durchsichtige Hände. Du liebst das Laute nicht, das Blendende und Erfolgreiche. Aber Du liebst die stillen, die kleinen, feinen und reinlichen Dinge, sie, von denen Goethe, der Greis, spricht. Ein wenig schwermütige und reife Menschen liebst Du; sie wissen, daß selbst der Erfolg Enttäuschung und daß gerade Reichtum schmerzliches und banges Entbehren ist. Fast liebst Du den Tod, den die meisten fürchten, denn Dir ist er Freund, Lehrer und Erfüllung. Du liebst das Rätsel und rätselst gern, Du Rätselhafte! Es wäre nur schade, Dich aus Deiner Verschwiegenheit zu reißen, Dir einen Namen, Eigenschaftsworte zu geben. „Man hat den Poststempel, ihre Schrift, den Duft des besonderen feinen und starken Papiers“ — drängt mein Freund, der ein Jäger und ein Übermütiger ist. Ich bin kein Jäger, auch übermütig bin ich nicht; Du errietest mich gut, die Du mir Deine Bücher schicktest. Denn sie sind Deine; ich erkenne die allerzartesten Spuren des Gebrauchs, einer Handhabung — es macht sie mir wertvoller, Du wolltest Wertvolleres als Neuheit dadurch geben, Deinen vertrauten Duft sandtest Du, etwas, das Du gern fühlst, wie Du es fühlst, nicht praktischer und nicht fester. Zu dem Bild, das Du täglich siehst, dem Ausblick, dem Du entgegengehst — mit mir. Denn Du gehst meine Hand in Deiner Hand, meine Seele neben Deiner Seele, der Schwesterseele. Woher wußtest Du von meiner Müdigkeit? Nur Du wußtest! Und sandtest dem Unbekannten ins Feld weder Eßwaren noch billige Heiterkeit noch Jahrmarktschönheit — Du sandtest das Schönste, was Bescheidung ist.

„Ich frage nicht, ich suche nicht. Die Worte, die Du wolltest, daß ich sie hören sollte, lasse ich zu mir sprechen, schwere Worte, seltne Worte und kunstvoll gestellt. Ich liebe solche Worte, wie Du sie liebst, und kein Gramm prunkvoller, deutlicher oder lauter möchte ich sie haben. Es ist möglich, daß viele unsere Worte nicht verstehen, oder sie sagen ihnen nichts. Weil sie leise, fein und weich sind. Ein wenig müde — das Ende der Dinge, wie Du und ich. Du hättest mir den Ritter, der auf Abenteuer ausreitet, oder das brennende Schloß senden können — Du schicktest die Toteninsel. Dieser erste Maler der anderen Dinge ist nicht unser Maler, meiner und Deiner nicht. Als sein trunkener und kühner Blick jene Felsen und jenen Hain sah, wurde er's, wurde er der unsere — Bote und Vereiner! Du — wie Du doch stark bist — klug! Ich entferne den geschliffenen Glaskolben, und gleich ist etwas in der Luft, in unserer Luft hier, die nach Jodoform, Pulver und Raubtier riecht, das die anderen sehnsüchtig und tatlos macht. „Dies riecht wie eine Frau!“ sagt der erste. „Wie eine Dame!“ Jeder denkt an die Frau, die Dame, die Eine, die er gekannt hat, die nicht seine Frau oder nicht seine Geliebte ist. — „Daß es Dinge gibt, die so riechen!“ Sie schließen die Augen, die verbrannt und brennend die Gegenwart beleidigt. „Korke das Ding zu! Es ist Gift.“ — „Gift! Süßes Gift!“ Du und ich, wir wissen, daß die süßesten Dinge in der Welt Gift und Betäubung sind, Verse, in Form gefaßte Träume der Bildner, gefangener Blumenatem. Wir wissen es. Und es war im Paket, in dem einen der wunderfeinen, leichten Tücher noch etwas, von dem kein Mensch weiß; sie wußten's nicht, die das Paket der Unbekanten auslosten, oder meine Augen nicht, als sie es vor ihren Augen öffneten. Meine Hände fühlten, — und sie wurden behutsam und verschwiegen — die winzige Goldtafel einer Madonnina an dünnem Kettenring — der Talisman für mich, schützender Zauber!

„So gut verstehe ich Dich! Sie aber hätten Dich nicht verstanden. Sie hätten gelacht oder gespottet. Jedenfalls hätten sie gefragt.

„Ich frage nicht. „Du bist undankbar!“ schilt der Dragoner. — „Er ist's nicht wert“, schmollt mein Fähnrich, der süße Junge. Ein anderer, ein ebensolcher neunzehnjähriger Knabe, der mit offnen Augen träumt, sagt: „Sie hat ihn gekannt. Solche Zufallsgeschenke treffen immer den Rechten.“

„Bin ich undankbar? Nein, ich bin glücklich. Weißt Du, was es besagen will, hier im Stahlherz der Maschine, während die Maschine fortschreitet und das eigene Klopfende und Schmiegsame mit zerreißt, langsam, unmerklich — bis nichts übrigbleibt — nun, als das Rohe eben, Stumpfheit oder die Rastlosigkeit? Du schicktest mir Ausruhen, Überfluß, Güte.

„Wie sehr ich Deine Gütigkeit ahne — sinnende, tapfere und vornehme Güte.

„Du bist gut.

„Ich danke Dir, Unbekannte! Und meine Lippen, die zu beten und zu lächeln verlernt haben, suchen scheu und ehrerbietig das Goldplättchen unserer lieben Frau.

„Unsere liebe Frau . . . .

„„Domitz spinnt!“ meldet einer. „Ist kein Kognak dabei? Eine Kognakpulle wäre mir lieber!“

„Der kleine Fähnrich antwortet nicht. Er träumt. Süße Dinge, die es nicht gibt und gegeben hat, sind für ihn noch Wirklichkeit.

„Wir kennen die Wirklichkeit, Du und ich. Wir besiegen sie.

„Wir zwei — niemals nebeneinander, namenlos jeder für den zweiten, Du und ich, Unbekannter der Unbekannten.“

---

**Schluß des redaktionellen Teils.**

# Unübertroffen an Formenschönheit

ist Paechtner's ges. gesch. **Korsettersatz** „Lupa“ mit **regulierbarem Busenformer** und **Rückenhalter in einem Stück vereint.** Es läßt sich mit **keinem** Korsett eine solch **formvollendete** Figur erzielen wie mit meinem Korsettersatz „Lupa“, nachdem er gleichzeitig **volle Büste** erzeugt. **Nicht nur für sehr schlanke** Damen eignet sich „Lupa“ vorzüglich, sondern auch für **starkleibige** Damen. Der Hüftformer **flacht starke Hüften** ab und hält den Leib zusammen. Durch den **regulierbaren Busenformer** wird eine korrekte Figur erzielt. Keine Stahlschienen. Kein Druck auf Magen und Weichteile. Stramme graziöse Haltung. „Lupa“ ist eine **absolute Neuheit** auf dem **Gebiete der hygienischen Figurenverbesserung. Die Träger sind abknüpfbar,** und zum leichteren Waschen des Korsettersatzes sind sämtliche Stäbe herausnehmbar.

**Modell 3013** komplett mit verlängertem Hüftformer, 4 Strumpfhaltern, Spitzen und Stickereigarnitur wie Abbildung **oder** mit **ausgeschnittenen Hüften. Nur** aus **Brokatdamast** in weiß oder champagnefarbig. Sehr elegant, dauerhaft und leicht waschbar . . . . . . . . . . . . . **M. 29.50**

Bei Bestellung **Taillenweite über dem Kleide** angeben. — Versand gegen Nachnahme.

——— **Ich tausche Waren um oder zahle Geld zurück!** ———

Eine Dame schreibt **unaufgefordert:** *Ich bin außerordentlich zufrieden mit Ihrem Korsettersatz „Lupa“ und habe bisher **nichts Gleichwertiges** gesehen noch eine derartig glückliche **Vereinbarung gesundheitlicher Rücksichten** und **schöner Formen** gefunden.* — Hunderte von ähnl. Anerkennungen liegen vor.

**Nur** von **Ludwig Paechtner, Dresden 388,** Bendemannstr. 15.




**Marke „Lupa“**
ges. gesch.
prospekte kostenlos

# Meisterwerke religiöser Kunst

## in vornehmer Wiedergabe.



*E. Simonet.* **Christus weissagend**
522 Kupferätzung, 18 : 35 cm M. 5.—



*Carlo Dolci.* **Und er nahm das Brot**
83 Kupferätzung, 33 : 27 cm M. 5.—, Folio M. 3.—



*E. Simonet.* **Gethsemane**
523 Kupferätzung, 18 : 35 cm M. 5.—



*Karl Storch.* **Morgengebet**
7508 Kupferätzung
33 : 25 cm M. 10.—, koloriert M. 15.—
Folio M. 3.—, Kabinett M. 1.—

Die Maße bezeichnen die Bildgröße ohne Papierrand. **Bei Bestellungen bitten wir um genaue Angabe der Verlagsnummer, des Titels und des Preises.** Der Bezug kann durch jede Buch- und Kunsthandlung erfolgen oder auch gegen Voreinsendung des Betrages bzw. Nachnahme direkt von der Verlagshandlung

***August Scherl G. m. b. H.***
*Abteilung Kunstverlag*
BERLIN SW 68, Zimmerstr. 36-41



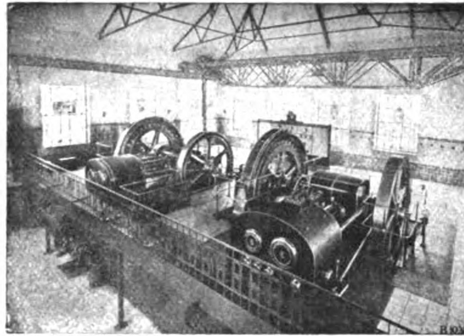
*Karl Storch.* **Abendgebet**
7509 Kupferätzung
33 : 25 cm M. 10.—, koloriert M. 15.—
Folio M. 3.—, Kabinett M. 1.—

**Katalog „Religiöse Bilder“ mit 60 Abbildungen kostenlos und postfrei.**

## Lanz'sche Heißdampf-Lokomobilen.

Deutschland darf für sich das Verdienst in Anspruch nehmen, einen Betriebsmaschinentyp, den es seinerzeit von England in der bescheidensten Form übernommen hat, bis zur höchsten Vollkommenheit ausgebildet zu haben: Es ist die Dampfmaschine im Zusammenbau mit dem Kessel: „Die Lokomobile“.

Als Betriebskraft für elektrische Zentralen wird nach wie vor die altbewährte Dampfkraft als wirtschaftlich und betriebstechnisch unersetzbar angesehen und geschätzt. Sind doch ihre Vorteile zu bedeutend und einschneidend für die Aufrechterhaltung eines rentablen und insbesondere unter allen Umständen zuverlässigen Betriebes. Daß für kleine und mittlere Zentralen und sonstige Betriebsanlagen die Lokomobile ein so ausgedehntes Anwendungsfeld gefunden hat, ist vor allem durch ihre außerordentliche Wirtschaftlichkeit infolge des Wegfalls der Rohrleitungs-Wärmeverluste zwischen Kessel und Maschine begründet. Weiterhin spielen jedoch auch die Einfachheit und Uebersichtlichkeit der ganzen Anlage bei Zusammenhang von Kessel und Maschine sowie die Verringerung der Anlage-, der Bedienungs- und der Betriebskosten eine nicht unwesentliche Rolle bei der Wahl der Lokomobile als Betriebskraft für elektrische Zentralen.



**Lokomobil-elektrische Fabrikzentrale der Präzisions-Kugellager-Werke Fichtel & Sachs in Schweinfurt a. M.**
Neues Maschinenhaus (als Erweiterung der bisherigen Kraftanlage) mit 2 Lanz'schen Heißdampf-Verbund-Lokomobilen mit Ventilsteuerung „System Lentz“. Leistung 500—650 PS bzw. 580—750 PS. Direkte und starre Kupplung mit Wechselstromgeneratoren.

Es darf als ein wertvoller Vorzug der Lanz'schen Heißdampf-Verbund-Lokomobilen (mit Ventilsteuerung System Lentz) angesprochen werden, daß die spezielle Art ihrer Kurbelwellenlagerung auf besonderen Lagerstützen (bzw. bei Maschinen über 400 PS Leistung auf besonderen Lagerständern) ohne weiteres die direkte, starre Kuppelung von Maschine und Generator gestattet. Es ist also bei den Lanz'schen Lokomobilen nicht erforderlich, zwischen Generator und Maschine eine elastische Kuppelung einzuschalten. Dadurch wird das ganze Aggregat wesentlich billiger und kürzer, außerdem kann das Gesamt-Schwungmoment von Dampfmaschine einschl. elektr. Generator für die Regulierung voll ausgenutzt werden.

Die Heinrich-Lanz-Werke in Mannheim, die 5000 Arbeiter und Beamte auf einem geschlossenen Fabrikareal von 410,000 qm beschäftigen, liefern jährlich über 2000 Lokomobilen für alle Betriebszweige. Der Gesamtabsatz Lanz'scher Lokomobilen beträgt bereits über 1,400,000 PS.

# Kräfteverfall, Erschöpfung, Ermattung

**nach langen Krankheiten oder nach schweren Anstrengungen behebt**

# Maltocrystol

**Unsern zur Genesung auf Heimatsurlaub weilenden Kriegern bestens empfohlen.**

**Maltocrystol ist erhältlich in allen Apotheken oder direkt beim Fabrikanten Dr. Chr. Brunnengräber, Rostock i. M.**

---

**Photo-Apparate & Zubehör.**
Riesenauswahl. Sehr billige Preise. Fordern Sie kostenlos unsern Photo-Spezialkatalog.
M. Liemann A.G. Berlin C. 25. Prenzlauerstr. 46.

---

**Briefmarken**
Auswahlen nach Fehllisten.
Vorzugspreisliste gratis.
**Paul Kohl, G. m. b. H., Chemnitz 33 W.**

---

Marke. Gegr. 1824.
**Carl Gottlob Schuster jun.**
Bedeutende Musikinstr.-Firma
**Markneukirchen Nr. 387.** Katalog gratis.

---




---

## Wollen Sie

**elegant u. billig gekleidet gehen?**
Dann verlangen Sie kostenlos unseren Katalog No. 3 für wenig getragene Kavaliersgarderoben. **Risiko ausgeschlossen!**
**Diamand,** MUENCHEN, Buttermelcherstr. 5.

---

## Photographieren Sie?

liefere nach einges. Negativen Photo-Postkarten in unübertroffener gar. haltbarer Ausführ. billigst in 24 Stund. **M. Becker, Jlmenau i. Thür.**

---

**Ueber ½ Million im Gebrauch!**

## Haarfärbekamm

(gesetzl. geschützte Marke **„Hoffera“**) färbt **graues** od. **rotes** Haar **echt blond, braun** oder **schwarz.**
Völlig unschädlich! Jahrelang brauchbar. Diskrete Zusend. i. Brief. Stück M. **3.00.**
**Rud. Hoffers,** Kosmet. Laboratorium, **Berlin 6, Koppenstr. 9.**

---

## Rote Nasen! Ordos Nasenbad

Morgens u. Abends 5 Min. ein „Ordos-Nasenbad“, lässt die Nasenröte allmählich ganz verschwinden. Gleichviel, ob durch Kälte, Temperaturwechsel, erweit. Poren übermäss. Blutandrang od. Verdauungsstörungen. Das „Ordos-Nasenbad“ hat auf die Blutzellen eine zusammenziehende Wirkung, wodurch d. Blutandrang eingeschränkt wird, die Nasenröte also verschwindet. (Abs. unschädl.) Wissenschaftl. einz. anerk. Mittel. Preis mit all. Zubehör. M. 3 u. 5. von **Ordos Comp. Berlin W. 57, Abt. A. 2.**

Ordos Nasenbad

---

Dr. Ernst Sandow's
Künstliches

## Emser Salz

bei **Erkältung altbewährt.** — Man verlange ausdrücklich **Sandow's** Salz.

---

## Kaufmännisches Personal

Stellengesuche und Stellenangebote für männliches und weibliches Personal haben im „Berliner Lokal-Anzeiger“ — dem Offiz. Publikationsorgan der Aeltesten der Kaufmannschaft zu Berlin u. der Zulassungsstelle der Berliner Börse — stets den gewünschten Erfolg. Auch während des Krieges.

---

## Damenbart

Bin gern bereit anzugeben, wie lästige Haare durch ein unschädliches Verfahren **dauernd** zu beseitigen sind. Frau **F. Ulke, Köln-Nippes 44, Neusserstr. 171.**

---

**SCHÖNSTER SCHMUCK**
für Veranda, Balkon, Fensterbretter sind unstreitig meine

## Gebirgs-Hänge-Nelken

Versand überallhin. Prosp. gratis u. franko. **Gebhard Schnell,** Hängenelkengärtnerei, **Traunstein 36,** Oberb.

Jetzt beste Pflanzzeit.

---

## Hämorrhoiden?

Verlangen Sie Gratis-Prospekt von
**Apoth. Lauensteins Vers., Spremberg L. 8**

---

**Flechtenleiden** **Dauerbeseitigung!** Reichspatent. Prosp. gratis. **Sanitas-Depot, Halle S. 240.**

---

**Fort mit dem**
Beinverkürzung unsichtbar, Gang elastisch und leicht. Jeder Ladenstiefel verwendbar. Gratis-Broschüre senden
**Extension G.m.b.H. Frankfurt a. M., Eschersheim Nr. 234.**

---

# Dörflinger-Bein

bestes Kunstbein der Welt!

Verlangen Sie Katalog W gratis!

**F. L. Fischer**
**FREIBURG i. Breisgau**

Zweigniederlassung: Berlin NW 6, Luisenstraße 64.

---

## Lästige Haare

im Gesicht und am Körper beseitigen Sie sofort schmerzlos **mit der Wurzel** mit meinem Enthaarungsmittel **„Rapidenth“.** Die haarbildenden Papillen werden zum Absterben gebracht, so dass die Haare nicht wiederkommen. Keine Reizung der Haut. Weit besser als Elektrolyse. Aerztlich empfohlen.
Preis **M. 5.50.**
Versand diskret gegen Nachnahme oder Voreinsendung.
**Institut Schröder-Schenke,**
**Berlin W 14, Potsdamer Straße O. 26 b,**
in **Wien: Wollzeile O. 15**

---

## Briefmarken

Katalog gratis.
**Kassa-Ankauf v. Sammlung.**
**Philipp Kosack & Co., Berlin C 2**
Burgstr. 13, am Königl. Schloß.
Berl. Briefm.-Zeitg. Probeheft gratis.

---

**Der Mensch** in körperlicher, geistiger und sexueller Beziehung (Entstehung, Entwicklung, Körperbau, Fortpflanzung) wird besprochen in „Buschans Menschenkunde“. **83 Abbildg.** Gegen Voreins. von M. 3.— zu bez. von **Strecker & Schröder, Stuttgart W.**

---

**Volkstypen** in nur allerbester Originalphotographie (keine gewöhnliche Lichtdrucke) Serie 4, 54 verschied. Karten zu M. 3.50 franko gegen Voreins nd. d. Betrages. Nummernverzeichnis kostenl. **Martin Stein Nachfl., Jlmenau 20.**

---

## Krankenfahrstühle Krankenmöbel

jeder Art liefert die Spezialfabrik
**Richard Maune**
Dresden-Löbtau 8
Katalog gratis.
in jed. größ. Stadt w. Verkaufst. nachgew.

---

## Kriegs-Briefmarken!

30 versch. der Zentralmächte M. 3.—
Jllustr. Liste, auch üb. Albums kostenl.
**Bar-Ankauf von Sammlungen aller Erdteile, als auch einzel Seltenheit**
**Max Herbst,** Markenhaus, **Hamburg A.**

---

## „Welt-Detektiv“

**Auskunftei Preiss-Berlin W 1,** Kleiststraße 36 (Hochbahnhof Nollendorfplatz). Beobachtungen (a. **Reisen,** i. **Badeort.** pp.), Ermittlung., spez. i. Zivil- u. **Strafprozessen!** **Heirats-Auskünfte** (Vorleb., Lebenswand., Vermög. pp.) **an allen inländischen, österreichischen u. neutralen Plätzen.** Diskret. Größte Praxis! — Zuverlässigst!

# Büchertafel.

Besprechung einzelner Werke vorbehalten. Rücksendung findet in keinem Falle statt.

Hans Geh: „Homer im Felde." Wilna, Zeitung der 10. Armee.
Ludwig Thoma: „Heilige Nacht." München, Albert Langen.
Henriette v. Meerheimb: „Ich gab mein Leben!" Dresden, Max Seyfert.

# Verschiedene Mitteilungen.

— Hygienische Zahnpflege. Durch die außerordentliche Verteuerung von Spiritus und Glyzerin, sind die meisten der zur Zahnpflege gebräuchlichen Fabrikate sehr rar und teuer geworden; es empfiehlt sich daher, als Ersatz gute Zahnpulver zu verwenden. Als eines der wirksamsten und preiswertesten kann das seit Jahren bewährte und beliebte Tola-Zahnpulver warm empfohlen werden. Dasselbe besitzt zufolge seines Boraxgehalts hervorragende hygienische Eigenschaften und hat außerordentliche Reinigungskraft. Es wirkt fäulniswidrig und heilend auf die Mundschleimhäute und ist dadurch das beste Vorbeugungsmittel gegen das Hohlwerden der Zähne und gegen das Zahnweh. Das von der bekannten Firma Heinrich Mack in Ulm a. D. hergestellte Tola-Zahnpulver ist in den Niederlagen von Kaiser-Borax erhältlich.

**Annahme von Anzeigen** bei **August Scherl G. m. b. H., Berlin SW. 68**, Zimmerstr. 36-41 und in den Geschäftsstellen: **Breslau**, Ohlauer Straße 87, **Dresden-A.**, Prager Straße 35, **Düsseldorf**, Oststraße 105, **Frankfurt a. M.**, Kaiserstraße 10, **Hamburg**, Neuerwall 2, **Hannover**, Georgstraße 20, **Kassel**, Königsplatz 53, **Köln a. Rh.**, Wallrafplatz 2, **Leipzig**, Petersstraße 22, **Magdeburg**, Breite Weg 184, **München**, Theatinerstraße 3, **Nürnberg**, Karolinenstraße 51, **Stuttgart**, Königstraße 11. — Der Preis für die viergespaltene Nonpareille-Zeile oder deren Raum beträgt 3,50 Mk., unter der Rubrik „Stellen-Angebote" Mk. 1.—, unter der Rubrik "Stellen-Gesuche" Mk. 0,80. — Anzeigen müssen spätestens vierzehn Tage vor dem Erscheinungstage aufgegeben werden. — Chiffre-Briefe, die innerhalb vier Wochen nicht abgeholt sind, werden vernichtet, nachdem die etwa darin enthaltenen Originalzeugnisse, Photographien usw. den Einsendern wieder zugestellt sind.

# GOERZ ANSCHÜTZ KLAPP-KAMERA ANGO

Unübertroffen für Kriegs- und Sport-Zwecke.

Älteste bestens bewährte Schlitzverschluß-Kamera, regulierbar bis 1/1000 Sekunde.

Bezug durch alle Photohandlungen. Preislisten kostenfrei

**Optische Anstalt C. P. GOERZ, Aktiengesellschaft, Berlin-Friedenau.**

---

## Starke Büste

durch das echte **Lenclos-Busenwasser**, das die Plastik der Formen zur höchsten Entfaltung bringt und schönen ebenmäßigen Halsansatz bewirkt. Vergrößert kleine unentwickelte Büste, welke, erschlaffte Brust wird durch natürliche, äußerliche Kräftigung wieder gefestigt, ohne Taille und Hüfte zu beeinträchtigen. Höchste Anerkennungen. In Wirkung einzig. Fl. M. 4,50. Otto Reichel, Berlin 76, Eisenbahnstraße 4

---

Echte **Briefmarken** billigst. — Preisliste A für Sammler gratis. **August Marbes, Bremen.**

---

## Reines Gesicht



rosige Frische verleiht rasch und sicher **„Krem Haifa“**. Unübertroffen gegen **Sommersprossen, Mitesser, Pickel, Röte, Rauheit** und alle Hautunreinigkeiten. — Tausendfach erprobt! Sich. Wirkung! Preis 2,50 Mark. **H. Wagner, Cöln 24,** Blumenthalstr. 99.

---

## Stuhlverstopfung — Stuhlträgheit

Ursachen, Folgen und gründliche Beseitigung dieser Leiden ohne schädliche Abführmittel. Diesbezügliche belehrende Broschüre von Dr. med. Coleman gegen Einsendung von 30 Pfennig in Briefmarken für Unkosten.

**Puhlmann & Co., Berlin 217, Müggelstrasse 25a.**

---

## Solche Nasenfehler

und ähnliche können Sie mit dem orthopäd. **Nasenformer „Zello“** verbessern. **Modell 20** übertrifft an Vollkommenheit alles und ist soeben erschienen. Besondere Vorzüge: Doppelte Lederschwammpolsterung, schmiegt sich daher dem anatomischen Bau der Nase genau an, so daß die beeinflußten Nasenknorpel in kurzer Zeit normal geformt sind. (Angenehmes Tragen.) 7fache Verstellbarkeit, daher für alle Nasenfehler geeignet (Knochenfehler nicht). Einfachste Handhabung. Ill. Beschreibung umsonst. Bisher 100000 „Zello“ versandt. Preis M. 5.—, M. 7.— und M. 10.— mit Anleitung und ärztlichem Rat. Spezialist **L. M. Baginski, Berlin W 125,** Winterfeldtstraße 34.

---

## Briefmarken

Preisliste umsonst. — Auswahl ohne Kaufzwang. — Kriegsmarken der Zentralmächte. — Weltgeschichtliche Erinnerung.

| | | |
|---|---|---|
| 25 versch. Kriegsmarken | d. Zentr.-Mächte | M. 3.— |
| 45 versch. Kriegsmarken | | „ 6.50 |
| 75 versch. Kriegsmarken | | „ 15.— |

Obige Zusammenstellungen enth. nur selt. Marken. Ankauf v. Briefm. zu hoh. Preisen. **Faludi, Berlin,** Friedrichstr. 47/W.

---

**Seifen**fabrik fertigt mir feines ovales Toilettewaschstück, 31jährige Praxis. Probepostpaket guter Waschmittel M. 3.95 frei Nachn. **P. Holfter, Breslau S 100.**

---

## H. W. Voltmann

**Bad Oeynhausen 9**

**Spezialfabrik f. Handbetriebsfahrräder (Invalidenräder).**

**Krankenfahrstühle** für Straße und Zimmer.

Kataloge gratis.



---

# Selbstversorgung!

Wer in unserer ernsten Zeit neben der Berufspflicht seine Kraft einsetzt, um auf eigenem Boden oder auf Pachtland durch Obst- und Gemüsebau, durch Geflügel- und Kleintierzucht seine Familie selbst zu versorgen, der bedarf dauernd eines erfahrenen Ratgebers, damit er durch planmäßiges Schaffen nutzbringenden Erfolg erzielt. Auf allen diesen und den verwandten Gebieten gibt ihm der „Praktische Wegweiser“ fachmännische Ratschläge. Die in Würzburg aus dem Verlag August Scherl G. m. b. H. erscheinende Wochenschrift besteht im 25. Jahr und hat in ganz Deutschland unter mehr als hunderttausend Familien Verbreitung gefunden. Das beweist ihren hohen Wert für die Selbstversorgung. Bezug nur durch die Post. Zur Probe bestellt man den „Praktischen Wegweiser“ bei seinem Postamt für April, Mai und Juni für 54 Pf., mit Zustellung durch den Briefträger für 66 Pf.

---

# RUND UM DIE ERDE ZUR FRONT

VON OTTO ANTHES

Die Flucht eines Deutschen kreuz und quer durch Rußland, Sibirien, und Mongolei China, Japan, Amerika und Norwegen



Soeben als Buch erschienen 2 Mk.

VERLAG AUGUST SCHERL G·M·B·H BERLIN



# Reiseführer für Frühling und Sommer

Prospekte der nachstehend aufgeführten Inserenten sind kostenlos entweder direkt zu beziehen oder durch das Reise-Auskunfts-Bureau des „Berliner Lokal-Anzeigers", Berlin SW 68, Zimmerstr. 36—41, sowie durch die Geschäftsstellen von August Scherl G. m. b. H. in Berlin und in den größeren deutschen Städten, ferner in Wien u. Zürich

**Die Reihenfolge der einzelnen Inserate gibt keinen Anhalt über Rangverhältnisse der betreffenden Hotels etc.**

### *Norddeutschland.*

**Bad Kleinen** (Mecklbg.) am Schweriner See. Sanatorium für innere u. Nerv.-Leid. San.-Rat **Dr. A. Steyerthal.**

**Bad Polzin** (Moorbad in Pommern). **Kaiserbad Sanatorium,** physikalisch-diätische Heilanstalt. **Sanitätsrat Dr. Hölzl.**

### *Brandenburg.*

**Buckow** Kr. Lebus (Märk. Schweiz). **Sanatorium u. Erholungsheim Waldfrieden.** Vorzügliche Verpfleg. Gelegenheit zu phys. diät. Kur u. ärztl. Leitg. Dtsch. Offiz.-Ver. 1916 Tel. Nr. 55.

**Falkenhagen** Seegefeld-A. bei Berlin **Sanatorium 8—11 M.** San.-Rat Dr. Straßmann. (Einzelzimmer 9—11 M.)

**Wald-Sieversdorf** (Märk. Schweiz). **Märk. Sanat.** Prosp. durch **Leiter u. Bes. Dr. med. Friedrich.**

### *Westdeutschland.*

**Bad Aachen** Palasthotel „Aachener Quellenhof". Eröffnet Juni 1916. Deutschlands vollkommenste Hotelanlage.

**Godesberg** a. Rhein. **Kurfürstenbad „Godesberg".** Für Nervöse u. Erholungsbed. San.-Rat Dr. Stähly. Direktor Butin.

**Godeshöhe** bei Godesberg a. Rh., gegenüb. d. Siebengeb., **Höh.-Kuranst. f. Nervöse u. Erholungsbed. (Kriegsbeschädigte),** m. all. mod. Einricht. Stundenl. gesch. Wälder dir. a. Hause. Prosp. fr.

### *Teutoburger Wald.*

**Bad Lippspringe Kurbad** a. Teutoburg. Wald. Bahnstation.
**Kurbrunnen: radioaktive Heilquelle. Bestbewährt bei Lungen- und Halsleiden. Bäder und Inhalationen. Ermäßigung für Kriegsrekonvaleszenten. Briefadresse: Kurbad Lippspringe.**

**Bad Lippspringe** unübertr. gegen **Lungen- u. Halsleiden**
**Arminiusbad** Frequenz 8000. Kriegsteiln. Vergünstig. Prosp. d. d. **Brunnen-Administration.** (Man beachte d. Adresse.)

**Sanatorium Lippspringe** Priv.-Heilanst., für alle Erkrank. der Atmungsorgane. Eig. mod. Inhalat. Erstkl. komf. Einricht. Prosp. fr. Bes. u. Leit. **Dr. Brackmann,** Badearzt.

### *Mitteldeutschland.*

**Bad Wildungen für Nieren- und Blasenleiden.** Fürstliches **Badehotel I. Ranges.** „Der Quellenhof" bisher **„Hotel Quisisana".** Vornehmst. Haus. Im Kurpark. Reelle Preise. Das ganze Jahr offen. **Prosp.** postfr. **M. Möbus.**

### *Sachsen.*

**Bad Elster Sanatorium. Geh. S.-R. Köhler.** Vorn. Einr., Moor- u. Stahlbad. Zanderinst. **Diätkuren.** Eig. Grundbesitz.

**Bad Reiboldsgrün i. Vogtl.** 700 m. Heilanst. f. Lungenkr. Vorzugspr. f. Offiz. **Hofrat Dr. Wolff.**

**Leipzig Hotel Astoria** Neu eröffnet! **Am Hauptbahnhof.**

**Leipzig Fürstenhof** neu erbaut, für längeren Aufenth. bestens geeign. Zim. M. 3,00, mit Bad M 6,00.

**Zöbisch Haus Vogtld.** Ideal. Aufenth. f. Erholbed. Hot. u. Villen. Prosp. d. **Bad Reiboldsgrün i. V.**

### *Sächsisches Erzgebirge.*

**Aue** i. Erzgeb. **San.-Rat Dr. Pillings Sanatorium f. Nervenkranke. Herz-, Magen-, Darmleid-, Stoffwechselkr. Hydrotherapie, Diät., Massage. Elektr. Luft-Lichtk., Heilgymn. Röntgenkabinett.**

### *Harz.*

**Bad Harzburg Badekommissariat** sendet frei ill. Führer m. all. Preis. Kriegsteilnehmer Vergünstigungen.

**Sülzhayn Süd-Harz,** Sanatorium **„Otto Stubbe"** für Leichtlungenkranke. Beste Lage im Südharz. Spezialarzt. Prosp.

### *Thüringen.*

**Friedrichroda Dr. Lippert-Kothes Sanatorium Friedrichroda.** Unvergl. herrl. Lage. Mustergült. Einrichtungen.

**Tannenhof in Friedrichroda. Dr. Bieling's Sanatorium. Gewährleist. sorgfält. ärztl. Behandlung u. vorzügl. Verpfleg.**

### *Süddeutschland.*

**Bad Nauheim Sanat. Kurh. Walzer.** Herz- u. Nerv.-Leid. Tabes. V. 12 M. tgl. an inkl. Bhdlg. Offiziersh. **Dr. Walzer. Villa Tielemann,** allererst. Rg. a. Kurh. u. N. Bäd. Herrl., ruh., son. Parkl. Abgeschloss. Wohn. u. Zim. m. u. o. Bad. Mäß. P. Eröff. 15. III. **A. Spöth.**

**Bad Salzschlirf Sanatorium Dr. M. Schirmer. Gicht, Rheuma, Ischias, Diätetische Behandlung** neben den Kurmitteln des Bades. Röntgenuntersuchungen. Auf Wunsch Prospekte.

**Wiesbaden Hotel Badhaus Goldener Brunnen.** Eig. Quelle. Pens. inkl. Bad. Trinkkur. Winterkuren. 7—10 Mark.

### *Badischer und Württembergischer Schwarzwald.*

**Wildbad Württ. Schwarzwald. Hotel Post. I. Rg.** Pension. Zentralh., Lift. Prosp. **W. Großmann, Bes.**

### *Bayern.*

**Bad Kissingen Hotel Wittelsbach,** best geeignetes Haus für **Winterkuren** mit allen neuzeitl. Vorzügen.

**Lindau im Bodensee,** auf einer Insel schön gelegen, herrliche Alpenaussicht. **Hotel Bayerischer Hof, I. Ranges,** alle neuzeitl. Einrichtungen. **Pension.** Stets geöffnet. Bes. **W. Spaeth.**

**Partenkirchen-Kainzenbad Sanatorium** f. innerl. Kranke, Nervöse, Erholungsbed., Frauenleid., Moor-, u. Mineralbäd. Jahresbetr. Leit. Arzt **Dr. Behrendt.**

### *Schweiz.*

**Davos-Dorf Sanatorium Guardaval.** Vornehme Lungenheilanstalt. Schloßartig gelegen. Prospekt.

**Davos-Dorf Sanatorium Davos-Dorf.** Leit. Arzt: Dr. J. Biland. Moderne Hygiene. Illustr. Prospekt.

**Davos-Platz Sanatorium Turban. Leit. Arzt: Geheimer Hofrat Dr. Turban.** Prospekt.

**Sanator. Dr. Dannegger f.** Lungenkr. Ruh., sonn. Lage. Mäß. Preise. Prosp.

**Dolder-Zürich Waldhaus Dolder.** I. klass. Famil.-Pens. u. Hotel. Prächt. erhöhte Lage. Blick a. See. Ruhe.

**Der „Berliner Lokal-Anzeiger" ist am besten informiert**

Druck u. Verlag von August Scherl G. m. b. H., Berlin SW, Zimmerstr. 36/41. — Für die Redaktion verantwortlich: Chefredakteur Paul Dobert, Berlin; in Oesterreich-Ungarn für die Redaktion verantwortlich: B. Wirth, Wien VI, Theobaldgasse 17, für die Herausgabe Robert Mohr, Wien I, Domgasse 4. — Für den Anzeigenteil verantwortlich: A. Pieniak, Berlin.

# DIE·WOCHE

Nummer 13. Berlin, den 31. März 1917. 19. Jahrgang.

## Inhalt der Nummer 13.





## Die sieben Tage der Woche.

### 20. März.

In dem feindlicher Besetzung preisgegebenen Gebiet zu beiden Seiten der Somme und Oise verlaufen mehrere Gefechte von Infanterie- und Kavallerieabteilungen verlustreich für die Gegner. Die Vorbereitung des in jener Gegend ausersehenen Kampffeldes machte es zur militärischen Notwendigkeit, alles unbrauchbar zu machen, was dem Feinde später für seine Operation von Vorteil sein könnte.

Der seit neun Tagen währende Kampf zwischen Ochrida- und Prespa-See sowie auf den Höhen nördlich des Beckens von Monastir hat wiederum den Franzosen keinen Erfolg gebracht. In unserem Feuer, an einzelnen Stellen im Nahkampf, sind alle Angriffe gescheitert.

Eines unserer Unterseeboote, Kommandant Kapitänleutnant Morath (Portr. S. 428), hat am 19. März im westlichen Mittelmeer ein durch Zerstörer gesichertes französisches Großkampfschiff der Danton-Klasse durch Torpedoschuß versenkt.

Die russische provisorische Regierung ordnet durch einen Erlaß an, daß der Oberbefehl über das Heer nicht in den Händen eines Mitgliedes der Familie Romanow ruhen dürfe.

### 21. März.

An der mazedonischen Front in Feindeshand verbliebene Höhen nordöstlich von Trnova und bei Tregovo werden von uns im Sturm zurückgewonnen.

### 22. März.

S. M. Hilfskreuzer „Möwe", Kommandant Burggraf und Graf zu Dohna-Schlodien, ist von seiner zweiten mehrmonatigen Kreuzfahrt im Atlantischen Ozean nach einem heimischen Kriegshafen zurückgekehrt. Das Schiff hat zweiundzwanzig Dampfer und fünf Segler mit 123100 Br.-Reg.-To. aufgebracht und 593 Gefangene gemacht.

Die von unseren Truppen gewonnenen Höhen nördlich von Monastir sind das Ziel starker französischer Angriffe, die sämtlich fehlschlagen.

### 23. März.

Französische Truppen, die beiderseits von St. Simon über Somme- und Crozat-Kanal gegangen waren, sind durch Angriff gegen und über diese Abschnitte zurückgeworfen worden. Der Feind erlitt blutige Verluste und büßte 230 Gefangene sowie mehrere Maschinengewehre und Fahrzeuge ein.

### 24. März.

Beiderseits von Somme und Oise spielen sich täglich Gefechte unserer Sicherungen mit Vortruppen der Gegner ab, die nach den häufigen verlustreichen Zusammenstößen nur zögernd vorfühlen, vielfach schanzen und in ihrer Bewegungsfreiheit durch die von uns getroffenen Maßnahmen stark behindert sind.

Die Kämpfe zwischen Ochrida- und Prespa-See und bei Monastir scheinen einen vorläufigen Abschluß gefunden zu haben.

Vom 12. bis zum 21. 3. wiederholen sich täglich die Angriffe der Franzosen, die dazu beträchtliche Teile ihrer 76., 156. und 57. Division sowie mehrere Kolonialregimenter eingesetzt haben. Die beherrschenden Höhen im Berggelände westlich und nördlich des Beckens von Monastir, die das Ziel der Franzosen waren, sind fest in unserer Hand. Die verbündeten Truppen haben in zähem Ausharren in schwerem Feuer und in kraftvollem Angriff sich vortrefflich bewährt.

Den fremden Regierungen ist mitgeteilt worden, daß künftig in dem Gebiet des Nördlichen Eismeers, östlich des 24. Grad ö. Länge und südlich des 75. Grad n. Breite mit Ausnahme der norwegischen Hoheitsgewässer, jedem Seeverkehr ohne weiteres mit allen Waffen entgegengetreten werden wird.

Amtlich wird französischerseits jetzt der Verlust des „Danton" zugegeben. 806 Mann der Besatzung werden gerettet. 296 Mann ertrinken.

### 25. März.

Der Berliner chinesische Gesandte bittet im Auftrage seiner Regierung um Aushändigung seiner Pässe.

### 26. März.

An der mazedonischen Front nimmt die Kampftätigkeit nordwestlich von Monastir wieder zu.

## Die sechste deutsche Kriegsanleihe.

Von Leo Jolles.

Das deutsche Volk empfindet das Erscheinen der Kriegsanleihen nicht als ein überraschendes oder sensationelles Ereignis. Es hat sich mit der Notwendigkeit der finanziellen Abwehr ebenso vertraut gemacht, wie es von jeher mit dem Gedanken der militärischen Dienstpflicht vertraut war. Heute weiß jeder, daß ein Krieg nicht nur durch den Glauben an die gute Sache und durch die Gewalt der Waffen gewonnen werden kann, sondern daß auch die Macht und Bereitschaft des Geldes dazu nötig sind. Die Erneuerung des Kapitals vollzieht sich in Deutschland mit der gleichen Folgerichtigkeit und Regelmäßigkeit, mit der die Abwicklung der Kriegsanleihen erfolgt. Daß das deutsche Kapitalvermögen lebendig geblieben ist und alle Voraussetzungen guten Gedeihens besitzt, konnte man, abgesehen von den Lebensäußerungen der Industrie, aus dem Steuerkurszettel vom 31. Dezember 1916 ersehen. Verheerungen, die ein langer Krieg unter den Wertpapieren anzurichten pflegt, sind in der erwähnten amtlichen Kursliste nicht zu finden gewesen. Wohl hat es Gruppen von Papieren gegeben, bei denen eine Fortentwicklung fehlte, und andere Gruppen, die mehr oder minder große Verluste trugen; aber der Gesamteindruck bestätigte die schon früher gewonnene Überzeugung, daß im deutschen Betriebskapital die Kraft der Selbstheilung und Selbsterneuerung steckt. Und wenn man nun bedenkt, daß für die Kriegsanleihen gewissermaßen jede Arbeitsleistung des deutschen Volkes haftet, so kann man niemals auf den

Gedanken kommen, als wären diese Anleihen nicht mit unbedingt sicheren Eigenschaften ausgestattet. Wenn der deutsche Kredit nicht mehr hergeben würde als die Summe der für die Kriegführung notwendigen Gelder, so wäre es schlecht um ihn bestellt. Würde aber das verfügbare Geld rasch erschöpft sein, so ließe sich eine Weiterentwicklung der Spartätigkeit kaum feststellen. Es gibt kein besseres Kennzeichen für die Elastizität des deutschen Volksvermögens als die Ausweise der öffentlichen Sparkassen. Von den Spareinlagen sind für die fünf ersten Kriegsanleihen etwa 7500 Millionen Mark entnommen worden. Außerdem haben die Sparkassen selbst aus eigenen Mitteln für mehr als 400 Millionen Mark Kriegsanleihe gezeichnet. Trotz dieser bedeutenden Mitwirkung an den Erfolgen der Anleihen hat sich der Gesamtbestand der Einlagen bei den deutschen Sparkassen seit Kriegsanfang nicht verringert, sondern um mehr als 500 Millionen Mark vergrößert, so daß die Ziffer von rund 21 000 Millionen Mark noch immer als Beweis der ungeschwächten Sparkraft des deutschen Volkes dient. Auch bei Banken ist eine ständige Zunahme der fremden Gelder zu beobachten. Es ist schon längst nicht mehr wahr, daß die Industrie Schuldnerin der Banken sei. Der Krieg hat eine Aenderung in diesem Verhältnis bewirkt. Aus den Schuldnern sind Gläubiger geworden, die ihre Guthaben bei den Banken stehen lassen können und in der Lage sind, die Summen, die sie nicht für den eigenen Betrieb brauchen, in Kriegsanleihe anzulegen. Bei solchen Voraussetzungen ist der sichere Erfolg jeder Emission gegeben. Und die materielle Grundlage wird verstärkt durch die Einsicht, daß je näher die Entscheidung des Krieges rückt, desto mehr die Bereitschaft gesteigert werden muß. Welche Nation könnte es verantworten, den Sieg der Waffen durch ein Versagen von Geld in Frage zu stellen? Das deutsche Volk ist vor keiner Belastung seiner Kraft zurückgeschreckt. Es hat ungeheure Opfer gebracht und sich jeder neuen Anforderung gefügt, weil ihm der Glaube an den Sieg, das heißt die Zuversicht in die eigene Kraft, den Mut immer wieder stählte.

Diese Eigenschaften sind unverändert geblieben. Die sechste Kriegsanleihe findet sie als Stützen wieder vor, und wir brauchen nicht daran zu zweifeln, daß die Ziffer, die bis zum 16. April zusammengebracht werden wird, sich ebenbürtig den Zahlen der fünf ersten Kriegsanleihen anreiht. Es sind im ganzen mehr als 47 000 Millionen Mark, die mit Hilfe regulärer Anleihen aufgebracht wurden. Man vergleiche damit die „Erfolge", die in Frankreich und England mit einem Riesenaufwand von Reklame hergestellt worden sind. Der französische Finanzminister hat zwei große Kriegsanleihen aufnehmen können, die im ganzen höchstens 23 000 Millionen Frank baren Geldes brachten, während der englische Schatzkanzler, der mit der dritten Kriegsanleihe die gesamte schwebende Schuld tilgen wollte, den größten Teil dieser Schuld, nämlich 20 000 Millionen Mark, weiterschleppen muß. Dabei hat die Bank von Frankreich die Höchstgrenze für die Notenausgabe auf 20 000 Millionen steigern müssen, weil ihr Notenumlauf schon mehr als 18 000 Millionen beträgt. Außerdem ist die Bank mit einem Vorschuß von 9000 Millionen an den Staat belastet. In Deutschland ist weder eine sehr erhebliche schwebende Schuld vorhanden, noch hat die Reichsbank unter einer übermäßigen Beanspruchung durch das Reich zu leiden. Das ist eben nur möglich gewesen, weil die Finanzierung des Krieges auf dem üblichen Wege erfolgen konnte, und weil man niemals zu irgendeiner Aufnahmebestimmung gezwungen war. Der englische Schatzkanzler hat mit einer Zwangsanleihe drohen müssen, um das Resultat der letzten Anleihe nicht zu einem vollständigen Mißwachs werden zu lassen. Die deutsche Regierung dagegen kann ihre sechste Kriegsanleihe zu gleichem Preis anbieten, zu dem sie die fünfte Anleihe auf den Markt gebracht hatte. Die Ausgabekurse sind nur unwesentlich voneinander verschieden. Zwischen der ersten Anleihe und der sechsten besteht eine Kursdifferenz von ½ Prozent zugunsten der letzten Emission. Es ist charakteristisch, daß der Verkaufspreis der ersten Kriegsanleihe der niedrigste geblieben ist. Das Reich hat am fünfprozentigen Anleihetypus festgehalten. Daß diese Form der Schuldverschreibung den Neigungen des Publikums am besten entspricht, geht aus den Summen hervor, die in diesen Papieren angelegt wurden. Die Schatzanweisungen, die, außer bei der dritten Anleihe, neben den fünfprozentigen Schuldverschreibungen zur Wahl standen, haben nur den kleineren Teil der Zeichner auf sich gelenkt, obwohl sie ihrer Qualität und ihrer Verzinsung nach keineswegs schlechter sind als die 5prozentigen Reichsanleihen. Diesmal hat man mit 4½prozentigen Schatzanweisungen, die mit 110 bis 120 Prozent ausgelost werden, eine neue, reizvolle Form geschaffen. Diese Papiere kosten gleichfalls 98 Prozent, was sich durch die vorteilhaften Auslosungsbedingungen rechtfertigt. Die Schatzanweisungen werden in Gruppen ausgelost, und zwar zum erstenmale schon im Januar 1918. Unter Umständen kann also ein Zeichner, der heute ein Stück zu 98 Mark erwirbt, am 1. Juli 1918 110 Mark dafür zurückbekommen. Das würde einen Kursgewinn von 12 Mark bedeuten. Die nicht ausgelosten Schatzanweisungen dürfen durch das Reich bis zum 21. Juli 1927 nicht gekündigt werden. Frühestens bis zu diesem Zeitpunkt darf das Reich sie zur Rückzahlung zum Nennwert kündigen. Man würde dann also, wenn man die bare Rückzahlung haben will, für ein Stück von 98 Mark den Nennwert von 100 Mark erhalten. Stattdessen kann sich der Inhaber der Schatzanweisung ein neues 4½prozentiges Papier, das zu 115 Mark ausgelost wird, geben lassen. Für diese neuen Schatzanweisungen besteht aber abermals ein Zeitraum der Unkündbarkeit von 10 Jahren. Dann kommt von neuem die Wahl zwischen der Barzahlung und dem Austausch in eine neue Schatzanweisung, die 3½prozentig ist und mit 120 Mark zurückgezahlt wird, in Frage. Die ursprünglichen Bedingungen bleiben natürlich unverändert, wenn das Reich von seinem Kündigungsrecht keinen Gebrauch macht. Das heißt also, die 4½prozentigen Schatzanweisungen, die zu 110 Prozent zurückgezahlt werden, bleiben immer weiter in Kraft. Ob man sich für die 5prozentige Reichsanleihe oder für die 4½prozentigen Schatzanweisungen entscheidet, ist Geschmacksache. Das eine Papier ist so gut wie das andere, und die Verzinsung unterscheidet sich gleichfalls nicht. Bei der 5prozentigen Reichsanleihe besteht wiederum die unbedingte Sicherheit, daß bis zum 1. Oktober 1924 keine Veränderung hinsichtlich des Zinsfußes vorgenommen werden darf. Die Zusicherung der Unkündbarkeit bis zu dem genannten Tage bedeutet also, was wiederum ausdrücklich festgestellt sein soll, nichts anderes, als eine Verpflichtung des Reiches, den Charakter der Anleihe völlig unverändert zu lassen. Diese Verpflichtung hat nichts mit der Verwertbarkeit der Anleihestücke zu tun. Diese sind, sofern sich der Zeichner nicht einer Sperre bis zum 15. April

1918 unterwirft, jederzeit verkäuflich oder verpfändbar. Die Sperre, die bei der Eintragung der Zeichnungen in das Reichsschuldbuch in Betracht kommt, bietet den Vorteil, daß der Preis, zu dem man die 5prozentige Reichsanleihe erwerben kann, sich um 20 Pfennig für je 100 Mark Nennwert ermäßigt. Nach dem 1. Oktober 1924 kann das Reich eine Herabsetzung des Zinsfußes vornehmen. In diesem Fall muß es die Schuldverschreibungen kündigen und dem Inhaber die Rückzahlung zum vollen Nennwert anbieten. Auf die Bedingung der Unkündbarkeit muß man achten, um nicht der völlig irrigen Meinung zu verfallen, daß eine willkürliche Herabsetzung des Zinsfußes etwa möglich sei. Davon ist keine Rede: Das Reich wird die Bedingungen, zu denen es seine Anleihen unterbringt, unter allen Umständen erfüllen.

Den Zeichnern der 4½prozentigen Schatzanweisungen ist es gestattet, Stücke der früheren Kriegsanleihen zum Umtausch anzumelden. Jedoch mit der Beschränkung, daß jeder Zeichner höchstens doppelt soviel alte Anleihen (nach dem Nennwert) zum Umtausch anmelden darf, wie er neue Schatzanweisungen gezeichnet hat. Die 5prozentigen Reichsanleihen werden ohne weiteres gegen die neuen Schatzanweisungen übernommen; für die 5prozentigen Schatzanweisungen der ersten Emission wird eine Zinsvergütung von 1,50 Mark, für die der zweiten Kriegsanleihe eine solche von 0,50 Mark für je 100 Mark Nennwert gewährt. Dagegen haben die Einlieferer von 4½prozentigen Schatzanweisungen der vierten und fünften Kriegsanleihe 3 Mark für je 100 Mark Nennwert zuzuzahlen.

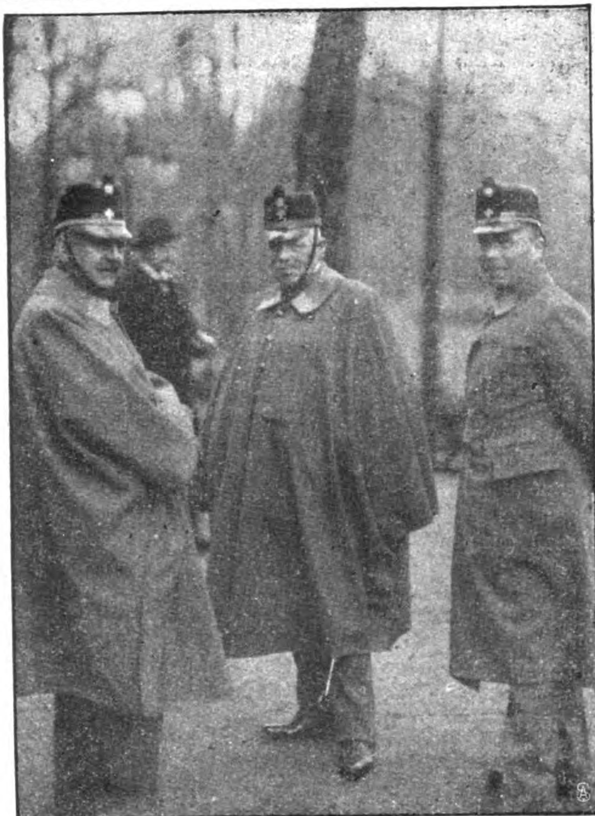
Der Anleiheprospekt enthält alle wesentlichen Angaben, die bei der Zeichnung der Kriegsanleihe zu beobachten sind. Es ist anzunehmen, daß diese einfachen Modalitäten heute jedermann geläufig sind, da wohl kein Deutscher, der nur einigermaßen die Möglichkeit dazu besitzt, sich bisher noch an keiner Kriegsanleihe beteiligt haben wird. Auch über die Garantien, die das Reich für seine Anleihen bietet, herrscht kaum noch irgendein Zweifel. Das gesamte deutsche Volksvermögen, das neben dem politischen Ansehen des Reiches die Grundlage des Kredites bildet, dient als Sicherheit für die Kriegsanleihen. Wir wissen, daß das Einkommen des deutschen Volkes sich zwischen 40 und 50 Milliarden im Jahr bewegt. Sollten die 6 Kriegsanleihen eine Summe von 60 000 Millionen ergeben, so würde ein Zinsaufwand von 3 Milliarden im Jahr erforderlich sein. Das wären 7 bis 8 Prozent des Gesamteinkommens. Gewiß kein Zahlenverhältnis, das zu irgendwelchen Bedenken Anlaß gibt. Die Anhäufung einer Kriegsschuld ist eine erzwungene Folge des Krieges, die sich nur dann abwenden läßt, wenn die Geneigtheit zum Frieden besteht. Das Deutsche Reich hat seinen Feinden diese Bereitwilligkeit gezeigt. Es hat ihnen die Hand zum Frieden geboten. Sie wurde zurückgestoßen, und damit war die Fortsetzung des Krieges zu einem Willensakt der Feinde geworden. Das deutsche Volk hat jetzt nur noch die Aufgabe, den Wunsch seiner Gegner, den Krieg in die Länge zu ziehen, so rasch wie möglich zunichte zu machen. Die Mittel, die durch die sechste Kriegsanleihe aufgebracht werden, sind also in hervorragendem Maße dazu bestimmt, das Kriegsende zu beschleunigen. Daraus ergibt sich von selbst die Notwendigkeit, eine letzte gewaltige Kraftanstrengung zu machen, um jedes Hindernis, das dem Ziel im Wege steht, zu beseitigen. Überall ist die Erkenntnis von der Macht des Geldes gewachsen, aber noch keine der feindlichen Nationen hat es fertiggebracht, einen praktischen Erfolg zu erzielen, welcher der Größe der Erkenntnis entsprochen hätte. Nur das deutsche Volk ist seiner Überzeugung treu geblieben; und die sechste Kriegsanleihe wird wiederum ein Dokument eherner Überzeugungstreue sein.

# Helvetia benigna.

Von Gustav H. Eckhardt. — Hierzu 6 Aufnahmen von Fohr auf Seite 422, 423, 428 und 429.

Helvetia benigna — gütiges Schweizerland! Wie eine einsame Insel ragst du inmitten des wild aufbrandenden Ozeans des Weltkrieges. Der Friede, nach dem die kämpfenden Völker so sehnlich verlangen, liegt über deinen herrlichen Fluren und Tälern gebreitet, an den mächtigen Wänden deiner schneebedeckten Bergriesen bricht sich der tobende Lärm des Kampfes, der da draußen die Welt erschüttert. Wohl horchst auch du oft bang und schmerzlich auf, wenn manchmal an klaren Tagen oder in der stillen Nacht der dumpfe Donner der Geschütze von fernher über deine Berge herübergrollt und schrill die Stille deiner lieblichen Alpentäler zerreißt. Aber nicht Angst und Furcht machen dich lauschen; weißt du doch, daß deine Söhne treue Grenzwacht halten, auf daß kein fremder Fuß feindlich deinen heiligen Boden betrete. Reinstes, tiefstes Mitgefühl ist es vielmehr, das dich erfüllt, und das dem Urgrund edelster Menschlichkeit entsprießt. So hast du dir in dieser Zeit des Hasses und wild aufgepeitschter Leidenschaft den edelsten Beruf erwählt: Liebe zu üben an allen denen, die da leiden, und hast dir in den Herzen der Völker ein Denkmal aufgerichtet, das für alle Zukunft unvergänglich und leuchtend bestehen wird!

Wer wollte alle die kleinen und großen, offenen und verborgenen Hilfeleistungen nennen, die zahllosen Werke der Liebe und Barmherzigkeit, die von dem herrlichen kleinen Bergland ihren Ausgang nahmen, und die so manchem siechen Körper Gesundung, manch zerschlagenem Herzen Trost und neuen Lebensmut zu bringen vermochten? Es darf nur an die Heimschaffung der bei Ausbruch des Krieges im feindlichen Auslande weilenden Zivilbevölkerung, an den über die Schweiz erfolgenden Austausch der Schwerverwundeten und Invaliden sowie der Sanitätsmannschaften erinnert werden, es sei der hingebungsvollen Tätigkeit der zahlreichen Hilfsorganisationen für die Kriegsgefangenen und der so dankenswerten Vermittlung der Kriegsgefangenenpost gedacht. Welch gewaltigen Umfang gerade diese Vermittlungstätigkeit angenommen hat, davon macht sich der Fernstehende wohl kaum einen richtigen Begriff. Sind doch in der Zeit seit Kriegsbeginn bis 31. Dezember 1916 von der Schweizer Postverwaltung nicht weniger als insgesamt 1 97 983 063 Briefe und Karten für die Kriegsgefangenen der verschiedenen Staaten befördert worden, davon allein 84 892 277 für deutsche Kriegsgefangene. Nicht minder gewaltig ist die Gesamtsumme der den Ge-

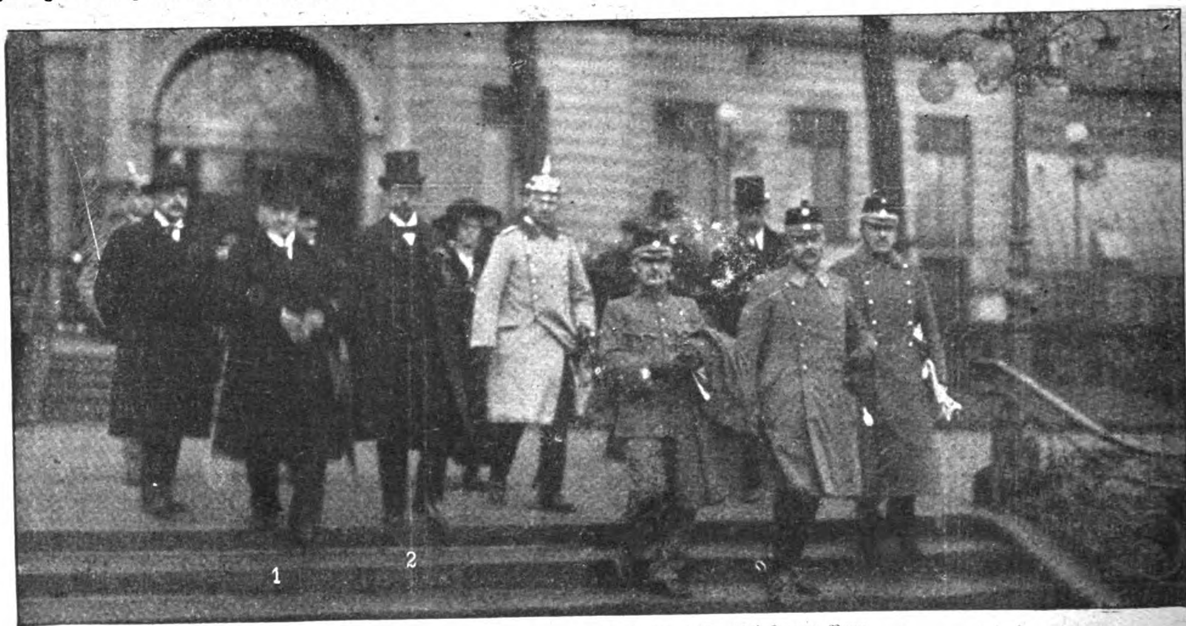


**Schweizer Sanitätsoffiziere,**
die zum Besuch der Ausstellung eingetroffen waren.

fangenen übermittelten Gelder mit 84087313 Frank. Im Paketverkehr wurden 11 075 740 kleine Päckchen zu 1 Kilo und 41 389 946 Pakete zu 5 Kilo, das sind 20 695 Eisenbahnwagen von 10 000 Kilo, befördert. Auch der Besuch der Gefangenenlager durch schweizerische Abordnungen muß hier Erwähnung finden, und so viele andere Werke blieben noch zu nennen, deren Aufzählung im einzelnen zu weit führen würde.

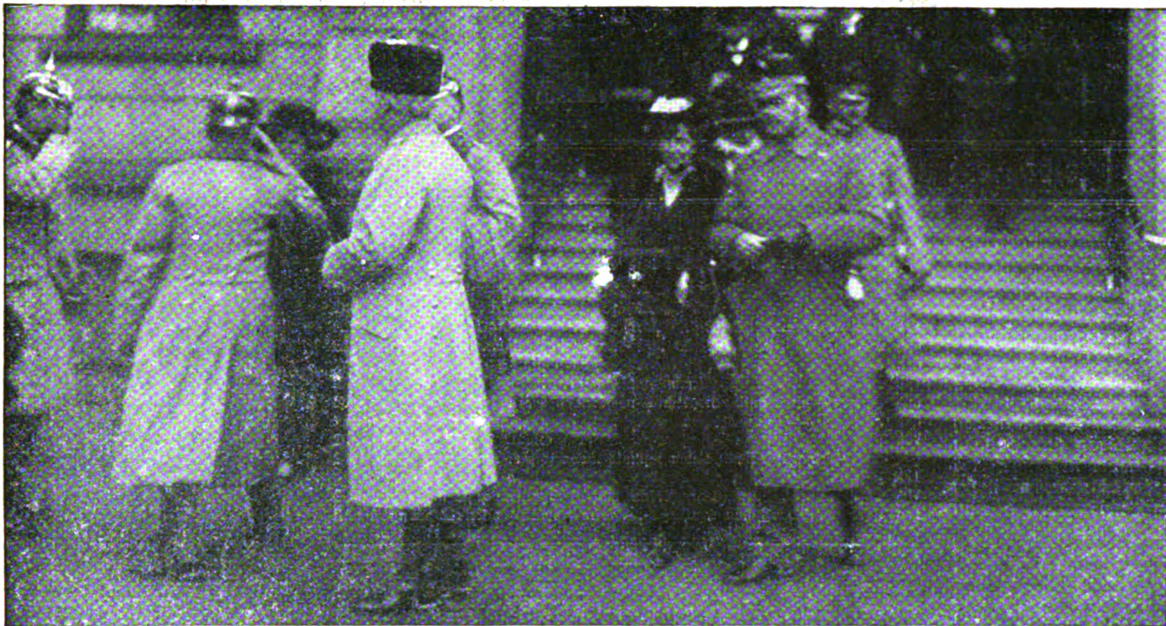
Als eine der edelsten Blüten in dem reichen Kranze dieser Liebeswerke aber muß die Hospitalisierung kranker und verwundeter Kriegsgefangener in schweizerischen Kurorten und Sanatorien bezeichnet werden, die dank den unermüdlichen Bemühungen des Eidgenössischen Bundesrats sowie Sein r Heiligkeit des Papstes Benedikt XV. zu Anfang des Jahres 1916 zum erstenmal erfolgen konnte. Seit dieser Zeit haben Tausende kranker und verwundeter Soldaten, die tapfer für ihr Vaterland gekämpft und gelitten haben, auf dem gastlichen Boden des schönen Landes Aufnahme gefunden, und viele verdanken diesem Aufenthalt in der reinen Luft der Schweizer Berge ihre Wiedergenesung von schweren Leiden. Je mehr die Zahl dieser Hospitalisierten anwuchs, desto dringlicher wurde auch das Problem, ihnen eine zweckdienliche Beschäftigung für die Dauer ihres Aufenthaltes auf Schweizer Boden zu schaffen, eine Aufgabe, die sowohl im Interesse der Schweiz selbst, wie auch der Heimatstaaten der Internierten lag. Dank dem einmütigen Zusammenwirken der mit der Hospitalisierung betrauten eidgenössischen Behörden mit der der deutschen Gesandtschaft in Bern angegliederten Abteilung für Interniertenangelegenheiten sowie den zahlreichen deutschen Hilfsvereinen gelang es, diese Frage einer alle Teile befriedigenden Lösung entgegenzuführen ungeachtet aller Schwierigkeiten und Hindernisse, die sich zu Anfang in den Weg stellten.

Ein übersichtliches Bild dieser in mannigfachster Weise erfolgenden Beschäftigung unserer Hospitalisierten bot die Ausstellung von Arbeiten der in der Schweiz internierten deutschen Kriegsgefangenen, die unter der Schirmherrschaft Ihrer Königlichen Hoheit der Frau Prinzessin Friedrich Karl von Hessen sowie der Heeresverwaltung in der Zeit vom 14. bis 18. März vom Frankfurter Ausschuß für deutsche Kriegsgefangene in der alten ehrwürdigen Mainmetropole veranstaltet wurde. Die Ausstellung, die am Eröffnungstage durch den Besuch Ihrer Majestät der deutschen Kaiserin eine besondere hohe Ehrung erfuhr, gestaltete sich zugleich zu einer




1. Konsul, Picard Frankfurt a. M. 2. Prof. Roethlisberger Bern.

**Die offiziellen Vertreter der Schweiz beim Verlassen der Ausstellung.**

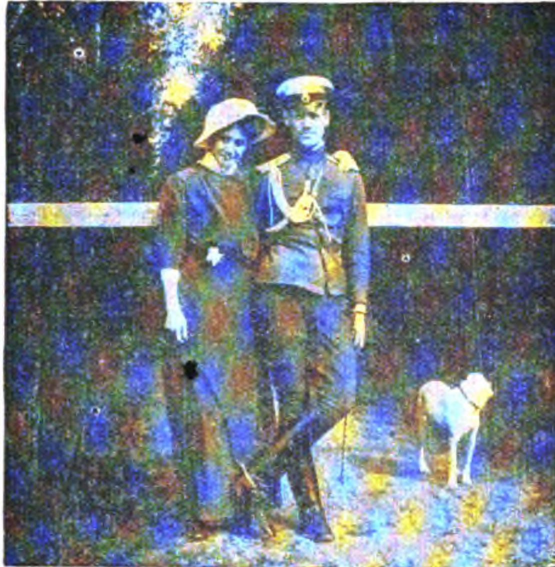


**Der schweizerische Armeearzt Oberst Hauser, der Leiter des Interniertenwesens,**
verläßt mit seiner Gemahlin die Ausstellung.

schlichten, aber herzlichen Huldigung und Danksagung an die Schweiz, deren Vertreter in stattlicher Anzahl erschienen waren, an ihrer Spitze die Vertreter des Eidgenössischen Bundesrats, Professor Roethlisberger, Bern, und Konsul Picard, Frankfurt, sowie der schweizerische Armeearzt Oberst Hauser, dem das gesamte Interniertenwesen untersteht. Nach seinen im Einverständnis mit dem politischen Departement der Schweiz erlassenen Vorschriften ist auch die Beschäftigung der Internierten für das ganze Gebiet der Schweiz einheitlich geregelt und erstreckt sich auf Arbeiten in großen Werkstätten und Interniertenbetrieben, Fortbildungs- und Studienkursen in besonderen Fächern und Berufen sowie Studien an höheren Lehranstalten, Universitäten und




**Ein Blick in die Sonderausstellung des Frankfurter Ausschusses für deutsche Kriegsgefangene:**
**In der Schweiz verfertigte Liebesgaben, die von dem Hilfsdienst Bern in die französischen Kriegsgefangenenlager gesandt werden.**



B. J. G.

**Großfürst Michael Alexandrowitsch von Rußland**

und seine Gemahlin Gräfin Brassow im Park ihres Schlosses in Gatschina (Rußland).

Hochschulen. Es zeugt von der Tüchtigkeit und dem Arbeitsgeist unserer deutschen Internierten, daß innerhalb einer verhältnismäßig kurzen Zeit die allerorten eingerichteten Betriebe und Werkstätten eine bemerkenswerte Entwicklung genommen haben, und daß ihre Arbeitsleistung nach Umfang und Beschaffenheit der Erzeugnisse eine gewaltige Steigerung erfahren hat.

Der allgemeinen Fortbildung, sowie der weiteren beruflichen Ausbildung dienen Unterrichtskurse, die in fast allen Internierungsorten eingerichtet sind, kaufmännische Fachkurse machen mit den verschiedenen Arten der Buchführung, fremden Sprachen, Stenographie usw. vertraut, und handwerkliche Kurse bereiten, neben Vermittlung einer Allgemeinbildung, auch diejenigen vor, die die Gesellen- und besonders die Meisterprüfung in einem Fache ablegen wollen. Schließlich ist noch eine Reihe von praktischen Kursen eingerichtet worden, um die Internierten während ihrer Mußestunden nutzbringend zu beschäftigen und auch die, die an anderen Unterrichtsstunden nicht teilnehmen, vor Müßiggang zu bewahren. Wir finden da Kurse in Brandmalerei, Gartenbau, Hausschuhmacherei, Korbflechterei, Papparbeiten, Tischlerarbeiten, kunstgewerblichen Metallarbeiten und Zeichnen. Auch den Angehörigen freier Berufe, Wissenschaftlern und Künstlern, wie auch den Studierenden ist reiche Gelegenheit zu geistiger Anregung und Erweiterung ihrer Kenntnisse sowie zur Wiederaufnahme unterbrochener Studien durch besondere wissenschaftliche und künstlerische Lehrgänge und den Besuch gewisser höherer Lehranstalten sowie der schweizerischen Universitäten und Hochschulen geboten. Das reizend gelegene Schloß Hard in Ermattigen bei Konstanz ist von zwei Gönnern angekauft und zu einer land- und forstwirtschaftlichen Studienanstalt für deutsche Internierte eingerichtet worden. Die deutsche Bergschule in Chur endlich vermittelt eine gründliche Spezialausbildung nach dem Vorbild der heimischen Bergschulen.

Mit der Leitung der Interniertenbetriebe hat man grundsätzlich geeignete Personen aus den Reihen der Hospitalisierten selbst, Kaufleute, Werkmeister, fachmännisch ausgebildete Arbeiter usw., betraut, und auch bei der Auswahl der Lehrkräfte für die Kurse hat dieses Prinzip nur da eine Durchbrechung erfahren, wo keine geeigneten Lehrer unter den Hospitalisierten sich fanden. In diesem Falle haben dann die Leiter der schon in Friedenzeiten in der Schweiz bestehenden deutschen Schulen den Unterricht übernommen.

Die Frankfurter Ausstellung, die vor allem den Zweck verfolgte, für die Arbeit unserer Internierten Liebe und Verständnis in möglichst weiten Kreisen zu erwecken und ihr einen dauernden Absatz in der Heimat zu sichern, vereinigte eine stattliche Anzahl von Erzeugnissen jeder Gattung aus allen Interniertenbetrieben und — Werkstätten. Da sah man Spielwaren aller Art, vor allem bemaltes Holzspielzeug, Soldaten, Puppenstuben, Pferdeställe, Tiersilhouetten usw., wie sie aus den nationalen Großbetrieben in Vitznau und Davos sowie aus den Betrieben der schweizerischen Oberleitung der Beschäftigungsstellen hervorgehen. Daran schlossen sich die bereits mehr auf praktische Verwendbarkeit gearbeiteten Gegenstände der Werkstätten Gersau, Sisikon, Beckenried, Heiden, Trogen, Herisau, Walzenhausen, Chur, Thusis, die mit geschnitzten und gedrechselten Holzartikeln des täglichen Bedarfs wie auch mit Flechtereien und Metallarbeiten reich vertreten waren. Einen breiten Raum nahmen die praktischen Gegenstände für Geschäftsräume, Haushaltung und Küche auf der Ausstellung ein. Geht doch das Bestreben vor allem dahin, die internierte Arbeitskraft dem heimischen Markte dienstbar zu machen. Man staunte über die vortrefflichen Erzeugnisse der nationalen Werkstätten am Vierwaldstätter See, in denen rund 1000 Mann beschäftigt werden, und die vom Fleischbrettchen an bis zur vollständigen Wohnungseinrichtung alles in guter, gediegener Ausführung herstellen, was zum Bedarfe des Lebens gehört. Es ist erfreulich, feststellen zu können, daß ein gesunder kaufmännischer Geist hier allenthalben obwaltet und der Wert der Artikel dem dafür geforderten Preise durchaus entspricht.



Phot. Gennecke.

**Enver Pascha begibt sich zur Audienz zum Reichskanzler.**

Besuch des türkischen Vizegeneralissimus Enver-Pascha in Berlin, nach seiner Rückkehr aus dem Großen Hauptquartier.

Das Unterrichts- und Bildungswesen für die Internierten war auf der Ausstellung in einem eigenen Raume durch reichliches Tabellenmaterial, Lehrmittel und Unterrichtswerke, Schülerarbeiten usw. zur Darstellung gebracht, und schließlich bot noch der Frankfurter Ausschuß für deutsche Kriegsgefangene, dessen Leiter, die Herren Heinrich und Rudolf Lismann sowie Wulf von Flotow die Vorarbeiten und Durchführung der Veranstaltung geleitet hatten, in einer Sonderausstellung einen Überblick über das gesamte Kriegsgefangenenwesen und die Gefangenenfürsorge. An Hand von graphischen Darstellungen, Tabellen, Abbildungen, Photographien usw. wurde die Vermißtennachforschung, die Liebesgabenversorgung, die Unterstützung der Kriegsgefangenen und alle sonstigen Zweige der umfangreichen Tätigkeit des Ausschusses veranschaulicht.

Es darf als ein erfreuliches Zeugnis für den gesunden Sinn der Heimat angesehen werden, daß die Frankfurter Internierenausstellung mit einem vollen Erfolge abschließen konnte und daß nahezu die gesamten ausgestellten Waren unserer Kriegsgefangenen verkauft wurden. Auch für die Zukunft gelang es, nennenswerte Abschlüsse mit Großabnehmern zu treffen, die unseren Internierten einen dauernden Erwerb verheißen. Möge der Tag nicht ferne sein, da die reiche Saat der Liebe, die du, Helvetia, in Sturm und Wetter gestreut hast, im Sonnenscheine einer besseren Zukunft tausendfältig Früchte tragen wird, da die Friedensglocken über deine Alpenberge herüberschallen und unsere Brüder — dank deiner Fürsorge — als sittlich starke, körperlich und seelisch aufgerichtete Menschen in unsere Volksgemeinschaft zurückkehren werden. Was du an dem Geringsten unter ihnen getan hast, das hast du fürwahr an uns allen getan!




# Warum man Kriegsanleihe zeichnet.

Die Gründe sind verschieden. Man zeichnet:

aus dem natürlichen Gefühl heraus, daß es einfache Bürgerpflicht ist, die Mittel für den Schutz der Grenzen in geldwirtschaftlich richtigster Form aufzubringen;

weil die Krieger Anspruch darauf haben, daß die Zurückgebliebenen wenigstens wirtschaftliche Leistungen vollbringen, wenn sie mit ihrer Person nicht an der Verteidigung des Vaterlandes teilnehmen können;

weil die Nichtkämpfer ihre eigene Person, ihr eigenes Vermögen, ihr Haus, ihre Felder, ihre Hypotheken, Effektenanlagen, ihr Geschäft kurz, ihre wirtschaftliche Existenz und das eigene wie das Leben ihrer Angehörigen am besten schützen, wenn sie der Streitmacht die nötigen Geldmittel (auf die geldwirtschaftlich gesundeste Weise) verschaffen helfen;

weil im Ausland die trügerische Hoffnung restlos zerstört werden muß, daß das Wollen und Können in Deutschland irgendwann erlahmen werde;

weil es innere Befriedigung gewährt, für die Leistungen unserer herrlichen Armee und Flotte Dank und Gruß zu senden;

weil man sich vorahnend über den Jubel freut, den Kraft und Einsicht der Zurückgebliebenen in den Reihen der kämpfenden Brüder wieder auslösen werden;

weil eine bessere und höher verzinsliche Anlage bei gleicher unbedingter Sicherheit nicht zu finden ist;

weil es sich um eine Anlage von Spargeldern handelt, die man jederzeit wieder flüssig machen kann;

weil es mit den wirtschaftlichen Kräften der Gegner zu Ende geht und die Entscheidung zu unseren Gunsten also nicht mehr lange auf sich warten lassen kann; zum andern, weil, wenn dem Einsatz aller Waffen (U-

Boote!) der Einsatz aller Geldmittel entspricht, die Entscheidung erzwungen wird;
um gern und freudig dem einfachsten vaterländischen Gefühle zu folgen;
um nicht beschämt zu sein, wenn das Gespräch auf Beteiligung und Nichtbeteiligung kommt;
der Landwirt, weil Besitz und Arbeit unter einem siegreichen Deutschland am meisten gesegnet sind;
der Arbeiter, weil auch seine Lebensbedingungen aufs engste sich mit dem Wohlergehen des Vaterlandes verknüpfen;
der Industrielle, der des Schutzes der Heimat und zufriedener Arbeiter bedarf;
der Rentner, der seine Einkommenquellen vom siegreichen Vaterland beschirmt haben will;
das Alter, das am Ende seiner Tage sein Lebenswerk nicht bedroht sehen mag;
die Jugend, aus dem vorwärtsstrebenden Drange zu allem, was groß und edel ist;
sie alle, nun, weil sie eben Herz und Verstand zugleich haben.

▽ ▽ ▽

## Der Weltkrieg. (Zu unseren Bildern.)

Es ist in dieser Zeit der Entscheidungen gut, sich mitunter Rat zu holen aus der Geschichte früherer Kriege. Da merkt man, wie erträglich man trotz allem in Deutschland lebt. Die schwere Not ist an uns nicht herangekommen, auch nicht annähernd, die in vergangenen Kriegszeiten ertragen werden mußte und ertragen wurde. Die Grenzen unserer Leistungsfähigkeit sind nicht abzusehen.

Die fremde Welt ringsum erscheint uns wie die moderne Drehbühne. In schnellem Szenenwechsel erleben wir Ereignis auf Ereignis, die sich auf stark bewegten Schauplätzen abspielen. Der Inhalt einer jeden neuen Woche bringt Fortschritte in der Handlung.

Unzugänglich für alle offenen und versteckten Bestrebungen, uns fremde Anschauungen beizubringen, behalten wir unsern Endzweck im Auge. Unbeirrt stehen wir Schulter an Schulter. Unser Kraftgefühl, unser Vertrauen, unsere Hingabe wachsen von Woche zu Woche.

Während zu Beginn der verflossenen Woche der Engländer, der große Handelsmann, seinen Weltkredit durch allerhand Kundgebungen zu behaupten suchte, um den Eindruck zu erwecken, daß ihm alle Dinge zum besten dienen, auch die russische Revolution, während er sich Mühe gab, die Wirkungen unseres Meisterstreiches an der Westfront abzuleugnen, mußte er einige sehr reale Tatsachen hinnehmen, die kaum geeignet sind, sein Selbstgefühl zu heben.

Ein deutsches Marineluftgeschwader griff London an und die südöstlichen Grafschaften Englands. Dover wurde von einem Marineflugzeug bombardiert. Gleichzeitig erfolgte ein Einbruch deutscher Seestreitkräfte über die Straße Dover—Calais und ein Vorstoß weiterer deutscher Seekräfte gegen die Themsemündung. Der Hafen von Margate wurde beschossen. Ein englischer Zerstörer wurde im Kanal vernichtet, Bewachungschiffe und Handelsdampfer bei North-Foreland.

Dazu kam die Meldung, daß im westlichen Mittelmeer ein französisches Großkampfschiff inmitten seiner Schutzbekleidung, die aus einer Anzahl von Zerstörern bestand, von einem deutschen Unterseeboot torpediert wurde. Aus dem fernen Osten ist das Auftreten eines deutschen Hilfskreuzers gemeldet.

Ferner wurde bekannt, daß der Sieg eines französischen Torpedobootes über ein Unterseeboot in der Bucht von Marseille, der als die erste Vernichtung eines deutschen U-Bootes vom Feinde gefeiert wurde, sich als schwere Enttäuschung erwies. Die tapferen Franzosen hatten eines ihrer eigenen U-Boote versenkt.

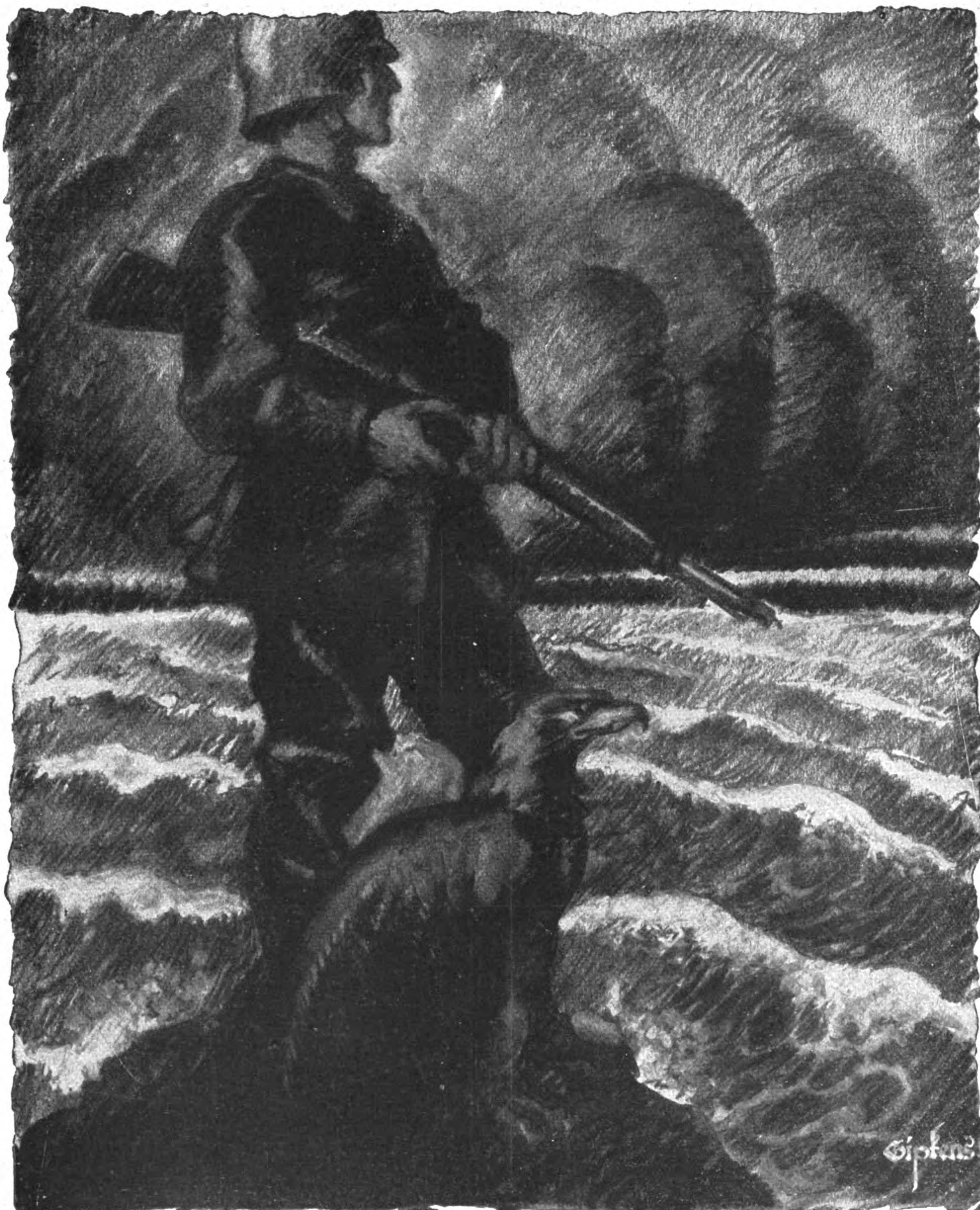
Obenein machte Italien nicht ohne eine abfällige Anspielung auf die Erschütterung des „englischen Prestige“ darauf aufmerksam, daß in den letzten vier Wochen in Saloniki zehn Dampfer überfällig seien.

Vor allem aber brachte diese Woche die Rückkehr des Hilfskreuzers „Möwe“ in einen deutschen Hafen, die unter Graf Dohna wiederum monatelang die offene See zum Schaden der Feinde ausgebeutet hat. Die hohe Ziffer von zwanzig Dampfern und fünf Seglern, die in den Grund gebohrt, und dazu zwei Dampfer, die aufgebracht sind, legt mit allen Nebenumständen Zeugnis ab von der Ueberlegenheit des deutschen Seemannsgeistes.

Als weitere Probe der Tüchtigkeit unserer Marine verzeichnen wir, daß deutsche Schiffe wiederholt die englischen Sperrlinien durchbrochen haben, und daß es ihnen gelang, unsern afrikanischen Schutztruppen Zufuhren an Kriegsmaterial und Vorräten zu bringen, die ihnen die Fortsetzung ihres Widerstandes ermöglichten.

Von der mazedonischen Front kamen Meldungen vergeblicher Anläufe Sarrails. Diese Anläufe haben etwas Verzweifeltes an sich. Man gewinnt den Eindruck, als ob Sarrail ein Ende mit Schrecken dem Schrecken ohne Ende vorzuziehen sich entschlossen habe.

Zu denken gibt die Nachricht, daß griechische Freischaren den Truppen der Entente zu schaffen machen. X.




# Zeichnet Kriegsanleihe!



Atelier Eberth.

**Prinz Friedrich Carl von Preußen.**

Generalstabsbericht vom 22. März: „Das von Prinz Friedrich Carl von Preußen geführte Flugzeug ist von einem Fluge über die feindlichen Linien zwischen Arras und Péronne nicht zurückgekehrt."



Phot. Urbahns.

**Kapitänleutnant Moraht,**

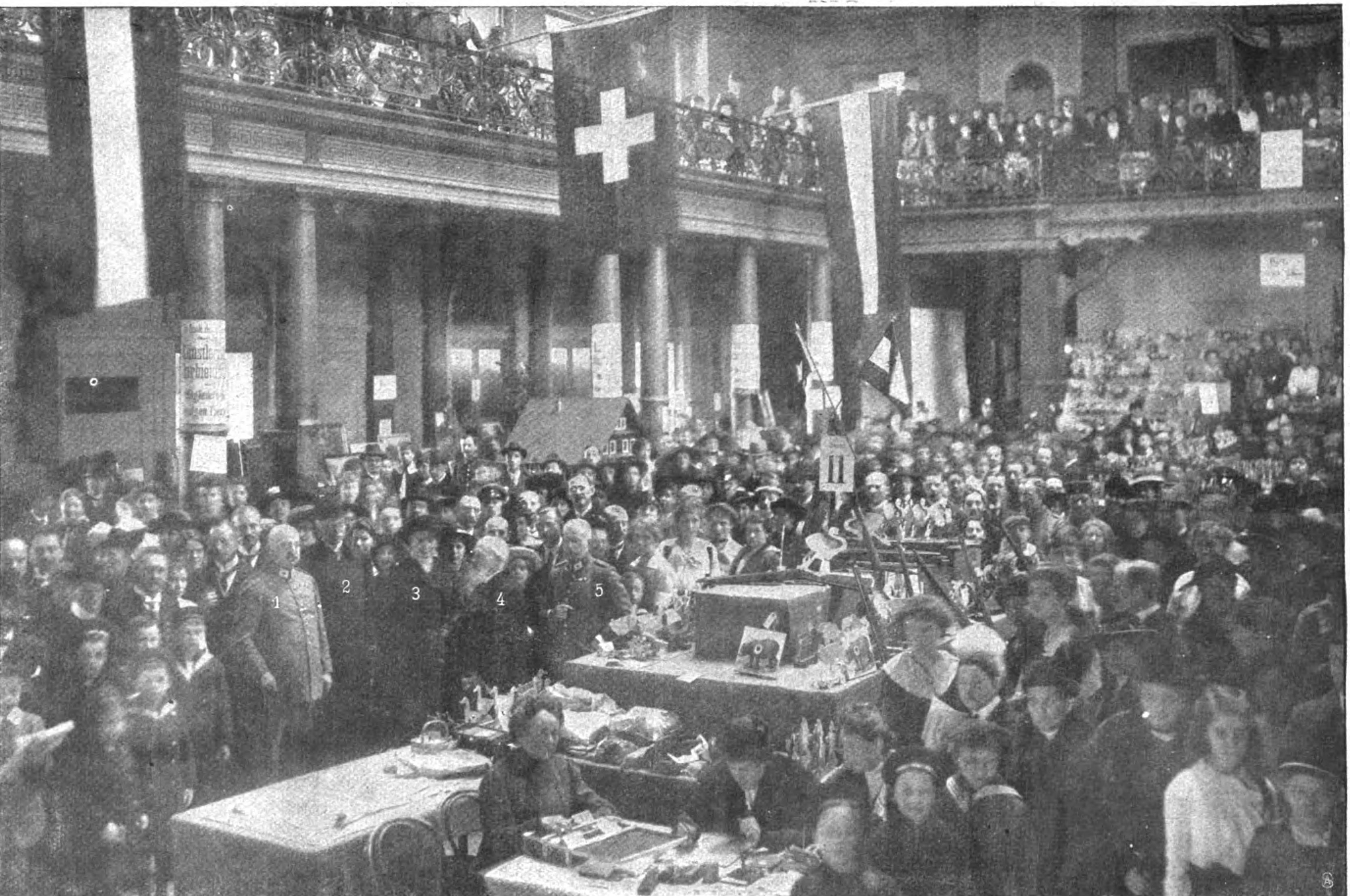
Kommandant des U-Bootes,
das im Mittelländischen Meer das französische Großkampfschiff „Danton" durch Torpedoschuß vernichtete.



Die deutsche Kaiserin besucht die Ausstellung.

Phot. Fohr.

**Ausstellung von Arbeiten der in der Schweiz internierten deutschen Kriegsgefangenen in Frankfurt a. M.**



Phot. Fohr.

Delegierte. Heinrich Lismann, 2. Polizeipräsident Rieß von Scheurnschloß, 3. Frau Rieß von Scheurnschloß, 4. Geh. Rat Dr. L. Gans, Vorsitzender des Frankfurter Ausschusses für deutsche Kriegsgefangene, 5. Delegierter Rudolf Lismann.

Der große Ausstellungsaal im Palmengarten mit den Verkaufsständen.

**Ausstellung von Arbeiten der in der Schweiz internierten deutschen Kriegsgefangenen in Frankfurt am Main.**


Der Südhang der Höhe 185 ist durch die Beschießung der Artillerie vollständig zerstört.

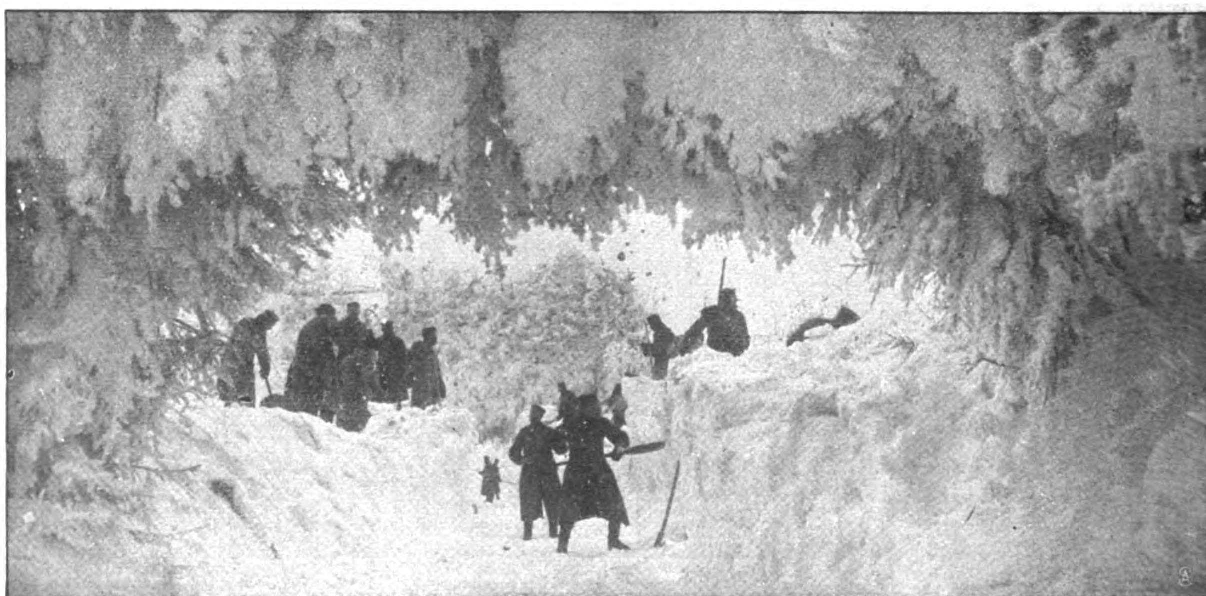

Aus dem Kampf um die Höhe 185: 21-cm-Geschütz zum Abfeuern bereit.


Aus dem Caurières-Wald:
Ueberraschend genommene französische Stellungen.


Aus dem Caurières-Wald:
Bergung Verwundeter.

## Von der Westfront.

Phot. Hanns Eder.


Deutsche Winterwacht in den Vogesen: Schneegassen in den tiefverschneiten Gebirgswäldern.



B. J. G.

**Geheimrat Prof. Dr. Hans Virchow,**
ein Sohn Rudolf Virchows, wurde zum ordentlichen Honorarprofessor an der Berliner Universität ernannt.



Phot. Urbahns.

**Ihre Exzellenz Frau Admiral Bachmann,**
erhielt die erste Klasse der zweiten Abteilung des Luisenordens mit der Jahreszahl 1865.



**Geh. Bergrat Prof. Dr. Wilh. Branca,**
der hervorragende Berliner Geologe, tritt von seinem Lehramt zurück.



Phot. Kruse & Carstensen.

**Reichsbankdirektor Felix Ortel,**
Leiter der Landesfinanzverwaltung Rumäniens.



Hofphot. Richter.

**Direktor Dr. Robert E. Schmidt,**
Neues Mitglied der Kaiser-Wilhelm-Gesellschaft.



**Gräfin Charlotte von Normann-Ehrenfels,**
erhielt das Ehrenkreuz für freiwillige Wohlfahrtspflege.



Hofphot. E. Bieber.

**Fabrikbesitzer und Standesherr Johann Abraham von Wülfing.**



**Rittergutsbesitzer Dr. Alfred Berliner.**

**Neue Mitglieder der Kaiser-Wilhelm-Gesellschaft.**


Hauptmann Otto Fabian.


Hauptmann Rudolf Hentzen.


Leutnant Glatt.


Flugzeugmeister F. C. Meyer.


Phot. Hübner.
Hauptmann Fitzer.


Leutnant Hans Beese.


Hauptmann Heidrich.


Phot. Benque & Kindermann.
Kapitänleutnant Klaus Hirsch.


Phot. Thiel.
Leutnant Walter Bohné.


Fliegerleutnant Gust. Bohné.


Offiz.-Stellv. A. Kroepel.


Vizefeldwebel Creutzburg.


Phot. Kranskopf.
Leutnant M. L. von Printz.


Vizefeldwebel Ed. Pilz.


Vizeflugmeister B. Majewski.


Offiz.-Stellv. Kellermann.


Phot. Zirkel.
Offiz.-Stellv. Heinr. Heitmüller.


Unteroffizier Bauer.


Phot. Automatic Union Leipzig.
Kriegsfreiw. Eug. Gandert.


Phot. Bastian.
Ob.-Masch.-M. Kleinelanghorst.


Unteroffizier Wilhelm.


Unteroffizier Felix Lepp.


Phot. Kindler.
Offiz.-Stellv. H. Wittrock.


Unteroffizier K. Kittel.


Phot. Lutze.
Gefreiter Köller.


## Ritter des Eisernen Kreuzes I. Klasse.




**Suzanne Joachim-Chaigneau,**
Violinkünstlerin.



**L. v. Rosycki,**
Komponist der in Breslau aufgeführten Oper „Eros und Psyche“.



**Paul Wittgenstein,**
Kriegsbeschädigter einarmiger Klavierspieler.



**Stefan Stefanoff,**
bulgarischer Dirigent und Komponist.



**Paula Werner-Jensen,**
Sängerin.



**Dr. Rudolf Siegel,**
Orchesterleiter.



**Hildegard Felisch,**
Violinkünstlerin



Phot. N. Perscheid.

**Jakob Schaffner,**
Schweizer Schriftsteller.

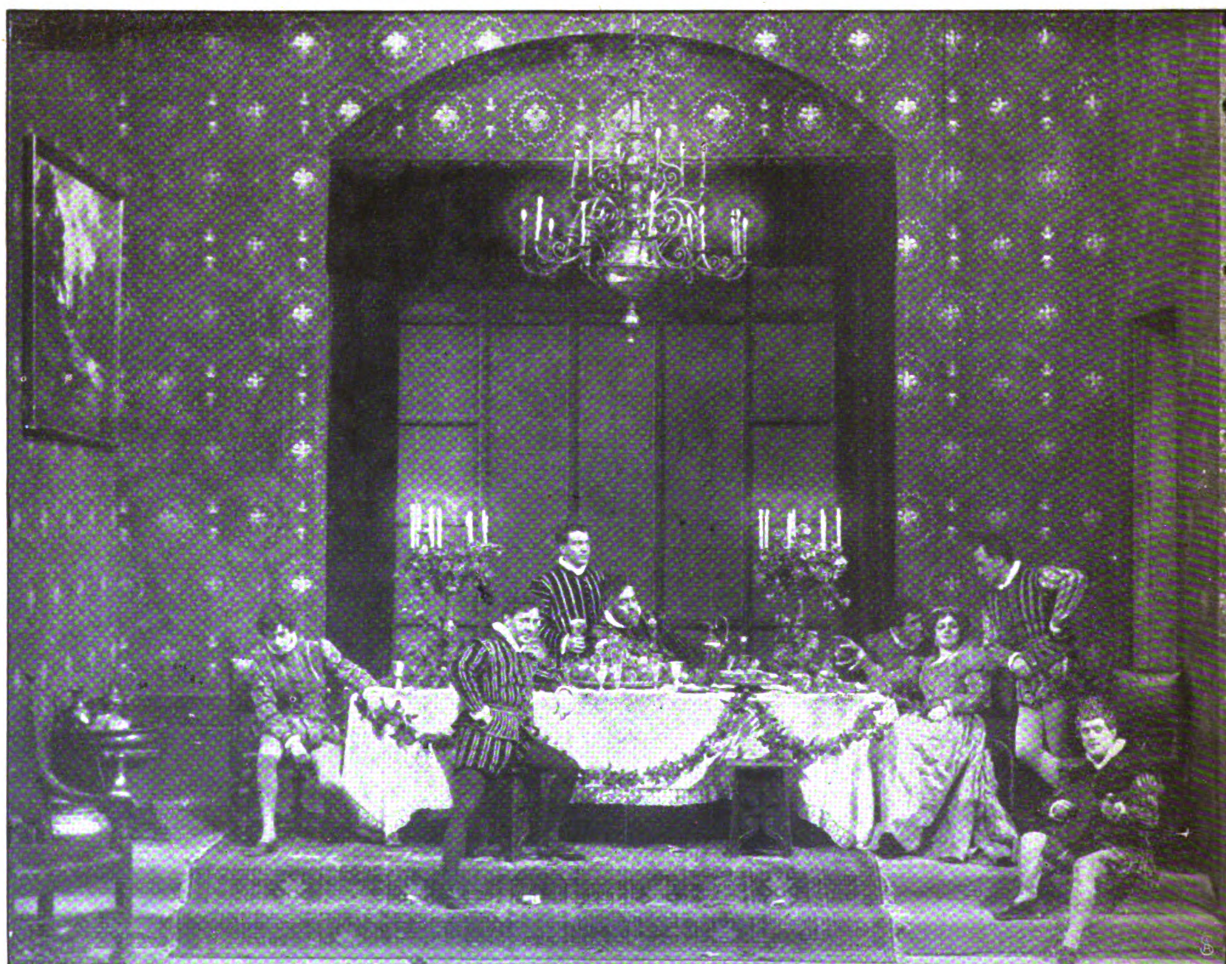
# Aus dem deutschen Kunstleben.



**Erna Klein,**
Klavierspielerin.



**Bergliot Ibsen, die Tochter Björnsons und Gattin des Staatsministers Dr. Sigurd Ibsen,**
wirkte in einem Sinfoniekonzert des Berliner Philharmonischen Orchesters als Sängerin mit.



Von links: Elisa Stünzner, Ludwig Ermold, Richard Tauber, Rob. Burg (Don Juan), Rudolf Schmalnauer, Elisabeth Rethberg (Cornelia), Robert Büssel, Hans Rüdiger.

**Erstaufführung der Oper „Don Juans letztes Abenteuer", Musik von Paul Graener nach der Dichtung von Otto Anthes, im Kgl. Opernhaus in Dresden.**

# Das Lichtbild im Dienste der öffentlichen Sicherheit.

Von Hans Hyan.

Daß Verbrecher photographiert werden, und daß man sie an Hand solcher polizeilich registrierten Photogramme später wiedererkennt, ist bekannt; seltener ist schon, daß sie sich selbst typen lassen und so der Behörde den Anhaltspunkt für ihre Festnahme geben. So hatten vor einiger Zeit zwei kaum dem Knabenalter entwachsene Einbrecher, die in einem bekannten Berliner Café die Kavaliere spielten, sich beim Sekt von dem sogenannten Hausphotographen auf die Platte bringen lassen, hatten die Bilder dann an ihre Freunde geschickt und waren daraufhin gefaßt worden.

Es ist nun aber nicht einzusehen, warum man die Dienste, die hier und schon anderswo der Detektiv „Zufall" geleistet hat, fest umschrieben und in ein System gebracht, nicht ein für allemal von der so vielseitigen Kunst des „bildenden Lichtes" erwarten sollte. Man denke nur daran, wie nützlich sich auf diesem Gebiet oft der so viel geschmähte „Kientopp" gemacht hat durch seine bis in den entferntesten Provinzwinkel und über die Meere hinwegreichenden bildlichen Veröffentlichungen!

Auch die Kriminalpolizei und noch mehr die Kriminalanalyse verdanken der Photographie sehr viel. Von der Tatbestandsaufnahme an, die die grausam verstümmelte Leiche des Ermordeten in ihrer charakteristischen Lage mit jedem Detail der Tatumstände genau zeigt, bis zu der vergrößerten Stoffaser vom Anzug des Mörders, der sich unter dem Fingernagel des Getöteten fand; von der mit allem Raffinement vorgenommenen Testamentsfälschung bis zu dem auf der glatten Spiegelfläche haftenden Druck der Fingerlinien des Verbrechers verrät die Kunst der Lichtbildnerei alles; und während menschliche Beobachtung, und sei sie noch so exakt, dem Zweifel immer Spielraum läßt, kann die Photographie nicht irren. Von dem, der auf ihr „sonnenklares" Zeugnis hin verurteilt wurde, hat der Richter die unumstößliche Gewißheit, er ist gerecht gerichtet.

Nun ist es aber kein Zweifel, daß, wenn wir vorausschauend auf die Friedenzeit hinsehen, wir mit einer gegen heute wesentlich erhöhten Kriminalität rechnen müssen. Der in so vielen Tausenden notwendig erweckte Wille zur Gewalttat kann bei an sich exzessiv veranlagten Personen leicht ein Maß erreichen, das sich nicht so ohne weiteres wieder auf das normale, dem allgemeinen Interesse untergeordnete Handeln zurückschrauben läßt. Zudem wird teilweise Arbeitslosigkeit und durch die jahrelange Entwöhnung gewachsene Arbeitsunlust die Kriminalität steigern, während wir auf der andern Seite nicht sofort mit dem früheren Stand einer durchgebildeten Sicherheitsbehörde rechnen können; haben doch viele unserer Kriminalbeamten und darunter von den besten welche die Treue zu ihrem Lande mit ihrem Blute besiegelt.

Da erscheint es wohl angebracht, neue Methoden zu ersinnen und schon Bestehendes weiter auszuformen, um die Sicherheit des Bürgers auch fernerhin zu gewährleisten. Und mir scheint, daß wir in dieser Hinsicht der Photographie noch weit mehr als bisher verdanken könnten.

Als s. Z. der Kassenbeamte Brüning mit einer Viertelmillion Mark das Weite suchte, dauerte es einige Zeit, bis man sein Bild auftrieb. Und der auf dem Schafott geendete Raubmörder Hennig war trotz mannigfacher, in der Provinz begangener Straftaten überhaupt nicht getypt worden, selbst auf den Polizeiämtern nicht, was seine Festnahme so erschwerte, daß diese nachher nur einem Zufall zu danken war. In einem andern mir bekannten Fall hatte ein Schneiderehepaar jahrelang Einbrüche vollführt, war überall gesehen worden, konnte aber auch nur durch einen Zufall dingfest gemacht werden, weil naturgemäß keine Behörde Bilder der noch nicht Vorbestraften besaß.

Es wäre nun zweifellos eine große Erleichterung der kriminalpolizeilichen Tätigkeit, wenn jeder Einwohner mit seiner Meldekarte zugleich eine Photographie abgeben müßte, die in Händen der Behörde zu verbleiben hätte, und die, für den Fall, daß der Gemeldete kriminell würde, ohne weiteres zum wirksamsten Hilfsmittel zu seiner Auffindung werden müßte. Doch sind die hiergegen mit Recht geltend gemachten Bedenken zu groß, als daß man sich zu einer solchen Maßregel leicht entschließen dürfte. Die Schwierigkeiten und notwendig eintretenden Unzuträglichkeiten liegen da besonders in der sogenannten Rekognition. Denn die praktische Verwendbarkeit derart beigebrachter Photogramme besteht doch darin, daß den Personen, die entweder selbst verbrecherisch geschädigt sind oder aber die zufälligen Zeugen einer solchen Schädigung waren, die Bilder der Verdächtigen vorgelegt werden. Nun haben aber die wenigsten Menschen die Fähigkeit, nur einmal und obenein flüchtig gesehene Gesichter wiederzuerkennen. Legt man ihnen gar eine Anzahl Photographien vor, so raten sie einfach drauflos, bezeichnen den oder jenen, der dann natürlich mit dem Zeugen konfrontiert werden muß, und sind ohne eigenes Risiko schließlich gezwungen, einzugestehen, daß sie sich geirrt haben. Sieht man also selbst von der Niederträchtigkeit beabsichtigt falscher Denunziationen ab, die sich häufen würden, so bliebe mit dieser Maßregel doch die Gefahr einer neuen Art von Rechtsunsicherheit bestehen, die die verwickeltsten und schlimmsten Folgen für die Betroffenen nach sich ziehen müßte, und die deshalb einfach indiskutabel ist.

Ganz anders stellt sich die Sachlage dar, wenn jemand an einen solchen Posten gestellt wird, auf dem ihm große Werte anvertraut werden müssen. Hier heißt es eine ganz falsche Empfindlichkeit zeigen, wenn, wie das geschehen ist, die Forderung nach seiner Photographie von seiten des Angestellten als ein verletzendes Zeichen des Mißtrauens beanstandet wird. Es kann aber die Bank- oder sonstige Geschäftsfirma ihrem absolut berechtigten Anspruch, das Bild des Angestellten stets zur Verfügung zu haben, den Stachel leicht dadurch nehmen, daß sie beim Engagement schon nebst Zeugnissen und Lebenslauf die Photographie einfordert, die sie dann mit den übrigen Papieren ganz selbstverständlich bis zum Abgang des Angestellten in ihrem Gewahrsam behält. Wenn man weiß, wie wichtig in Defraudationsfällen gerade die ersten vierundzwanzig Stunden sind zwecks Eruierung des Flüchtigen, und wie schwer es oft ist, ein Bild von ihm zu bekommen, das seinem momentanen Aussehen entspricht, so kann man solche Forderung der Geschäftsinhaber nicht unbillig finden.

Eine weitere, eigentlich ganz selbstverständliche Anwendung des Lichtbildes wäre seine Verwendung dem

Einbrecher gegenüber, der Banken, Juweliergeschäfte, Pfandleihen usw. heimsucht. Hier wäre direkt über der Tür, durch die der Verbrecher eindringt, eine Lampe von entsprechender Stromstärke anzubringen, die demselben elektrischen, mit dem Aufbrechen der Tür einsetzenden Kontakt gehorcht, der die Platte in dem gut verborgenen Apparat klarmacht, so daß der Eindringling, ohne es zu wissen, sich selbst photographiert. Aber wir sind in Deutschland noch allzusehr gewöhnt, die Behörden für uns sorgen zu lassen; an Selbstschutz und Prophylaxe denkt hier kaum jemand. Hat sich doch selbst in den vorgenannten Branchen, die so sehr gefährdet sind, noch nicht einmal jene in den amerikanischen Großstädten seit Jahrzehnten geübte Vorsichtsmaßregel Eingang verschafft, nach welcher solche Geschäfte direkt in die Polizeibureaus mündende Alarmleitungen haben; diese melden dem Revier den Einbruch mit dem Augenblick, wo der Verbrecher eindringt, so daß dann sofort Mannschaften nach der gefährdeten Stelle entsandt werden können. Bei uns, wo die Polizeireviere sowieso stets an Beamtenmangel leiden und mit Arbeit demnach überlastet sind, kämen zweckmäßig die Wach- und Schließgesellschaften für derartige Alarmeinrichtungen in Frage.

Vor allem aber könnte die Photographie in den Dienst der sogenannten „Patrouillen" gestellt werden. Es sind das Abteilungen von Beamten, die sich mit der Beobachtung der einzelnen Verbrecherkategorien zu befassen haben. Wie oft kommt diesen Beamten eine Person in den großen Warenhäusern, auf der Straße, auf den Bahnhöfen, in Restaurationsgärten usw. verdächtig vor, ohne daß sie, mangels eines direkt beobachteten Delikts imstande sind, zuzugreifen. Eine unauffällig gemachte Aufnahme, die mit den jetzt im Kriege ideal vervollkommneten Miniaturapparaten leicht bewirkt werden kann, würde aber auch dem Erkennungsdienst des Präsidiums den vorbestraften Verbrecher zeigen, der nun, entweder schon vorher bis zu seinem Schlupfwinkel begleitet oder abermals am Ort seiner Wirksamkeit ertappt, festgenommen werden könnte. Für diese Art eines neuen photographischen Erkennungsdienstes geeignete Plätze sind auch bekannte Kaschemmen, ferner die Häuser, in denen vermutlich Hehler wohnen, aber besonders alle Orte, wo viele Leute aus den besitzenden Klassen versammelt sind, unter denen die Diebe sich ihre Opfer aussuchen. Erst wenn ein mal die Miniaturkamera ebenso in der Tasche jedes Geheimpolizisten steckt wie heute der Revolver, wird man sehen, welche Erfolge damit zu erreichen sind. Denn der Techniker, der unablässig an dieser ebenso lichtheischenden, wie lichtbringenden Erfindung weiterbaut, wird, sobald ihm dieses neue Arbeitsfeld gezeigt wird, sogleich bereitsein, neue und für den besonderen Zweck geeignete Apparate zu ersinnen, die den heute wohl noch vorhandenen Schwierigkeiten begegnen und der Polizei eine unschätzbare Waffe in die Hand geben werden gegen das Verbrechertum.



Österreichisch-ungarische Flieger über Italien: Verona aus der Vogelschau gesehen.

# Die Kittelbluse.

Hierzu 7 Aufnahmen
von E. Schneider, Berlin.



**1. Kittelbluse in Kieler Form**
aus Seidentrikot.



**3. Kittelbluse aus glänzender Seide**
mit dunkelblauer Stickerei.



**2. Bluse aus sandfarbenem Seidentrikot**
mit dunkelbraunen Steppereien.

Die augenblickliche Neigung der Mode, die Kleidlinie lose und gerade zu gestalten, hat sich auch auf die Bluse übertragen. Dieses war zwar nie oder doch nur selten ein nach genauen persönlichen Maßen hergestelltes Kleidungsstück und gefiel erst wirklich gut, wenn anmutige Flottheit ihr das eigenartige Gepräge gab. In den letzten Jahren trug man mit Vorliebe Blusen aus waschbaren Stoffen. Da diesem Waschen augenblicklich Schwierigkeiten gegenüberstehen, liegt es nahe, daß man sich lieber Geweben zuwendet, die dieser Linie geringere Ansprüche stellen. Um außerdem auch den Anzug vollkommener zu gestalten, wählt man Formen, die, wenn auch die Farbe mit dem Rock übereinstimmt, mehr wie ein ganzes Kleid aussehen. Die neue Kittelbluse trägt beiden Anforderungen Rechnung. In den meisten Fällen wird sie aus gedecktem Material hergestellt und in den Farben so gewählt, daß sie mit dem Rock einen hübschen Straßenanzug ergibt. Es ist erstaunlich, welche Mannigfaltigkeit diesem Gedanken abzuringen ist.

Unsere abgebildeten Modelle sind durchweg auf dem Grundsatz der Kittelbluse aufgebaut. Jede einzelne unterscheidet sich jedoch durch eine besondere Art der Ausgestaltung. In den meisten Fällen ist die Kittelbluse rund oder oval ausgeschnitten und durch neuartige Kragen verschönt. Aber auch der schlichte Matrosenkragen kommt zu seinem Recht. Besonders hübsch wirkt er an der losen Kieler Form aus weichem Seidentrikot. Seidentrikot gehört zu den schönsten Webarten, die die neue Frühjahrsaison zu bieten vermag. Die flotte Kieler Form (Abb. 1), besonders passend für schlanke junge Damen, hat einen dunklen Kragen aus glänzender Seide. Aus der gleichen Seide ist auch die große Schleife gebunden. Die Ärmelaufschläge stimmen mit der Halsverzierung überein.

Recht straßenmäßig wirkt auch die



**4. Kittelbluse aus weißem Chinakrepp**
mit schwarzem Ansatz und bunten Stickereien.



**5. Bluse aus grauem Seidentrikot**
mit schwarzem Ansatz und farbigen Stickereien.



**6. Jugendliche Kittelbluse**
aus weißem Schleierstoff mit Smokstichen.

Bluse aus sandfarbenem Seidentrikot mit dem seitlichen Verschluß (Abb. 2). In regelmäßigen Abständen sind schlichte Zeichnungen aus dunkelbrauner Seide eingestickt. An der Stulpe des Ärmels und oben in der Spangenform wiederholt sich diese schlichte Verzierung. Ein kleiner, runder Kragen aus dunkelbrauner Seide, wiederum mit sandfarbenem Trikot abgefüttert, paßt zu dem lose umgelegten, aus gleicher Seide hergestellten Gürtel. Wird diese Bluse zu einem dunkelbraunen Wollrock getragen, so ergibt sich aus dieser Zusammenstellung ein reizender, vollkommener Frühjahrsanzug.

Die Bluse aus weißer, glänzender Seide (Abb. 3) ist ohne Gürtel gearbeitet. Ungefähr im Taillenschluß ist sie mehrere Male mit einem dunkelblauen Seidenfaden eingezogen. Am Ende des weiten Schoßteiles zieht sich ein geschmackvolles einfaches Muster aus blauer Seide entlang. Das gleiche Muster wiederholt sich an dem rundgelegten Kragen, der eine neuartige, außerordentlich beliebte Form veranschaulicht. Ein dunkelblauer Seidenstreifen bildet den Abschluß dieses Kragens und wiederholt sich in breiterer Form an dem Schoßteil. Er leitet auf diese Weise zu dem dunkelblauen Rock über, zu dem die Bluse gedacht ist. Durch den dunkelblauen Abschluß ergibt sich das angestrebte Ergebnis.

Der gleiche Gedanke, durch den dunkelfarbigen Ansatz zu dem Rock überzuleiten, wiederholt sich an beiden, in bulgarischen Farben bestickten Blusen. Die Bluse aus weißem Chinakrepp (Abb. 4) ist in der Taille eingezogen und dann noch einmal von einem glänzenden, weichen, schwarzen Seidenband abgebunden. Ein breiter Streifen schwarzen Chinakrepps ist mittels einer Hohlnaht dem Schoßteil angegliedert. Den rundlichen Ausschnitt umsäumen buntfarbige Stickereien, denen viel schwarz beigemengt ist. Die gleichen Stickereien finden sich auf den beiden Täschchen wieder. Die Bluse wird auf den Schultern geknöpft, so daß das hübsch angeordnete Vorderteil keinerlei Unterbrechung erleidet. Das zu Falten geordnete Mittelteil wird mehrere Male von Hohlnähten durchzogen.

Die Bluse aus grauem Seidentrikot (Abb. 5) hat gleichfalls einen Ansatz von schwarzem Seidentrikot. Ihr runder Ausschnitt wird von schwarzem Seidentrikot eingefaßt. Der schärpenartige Gürtel besteht zur Hälfte aus schwarzem, zur Hälfte aus grauem Seidentrikot. In den reizvoll gemischten Farben der Stickereien ist ebenfalls viel schwarz vertreten.

Sehr zart und jugendlich ist die Kittelbluse aus weißem Schleierstoff mit dem runden Ausschnitt, um den sich eine Rüsche aus weißer, mit einer feinen Randstickerei versehener Krause schmiegt (Abb. 6). An dieser Bluse tritt deutlich die Bevorzugung des Kimonoschnitts zutage. Eigenartig ist die Verzierung durch den Smokstich, dessen einzelne Felder durch lachsfarbene Seidenfäden zusammengehalten werden. Die Smokstiche ersetzen den Gürtel. Vorn hängen zu beiden Seiten kleine Quasten aus weißen und lachsfarbenen Seidenfäden herab. Auch ein Teil des Ärmels sowie ein Teil der Vorderbluse wird durch Smokstiche verziert. Soll die Bluse zu einem bestimmten Rock getragen werden, kann an Stelle der lachsfarbenen Seide eine Farbe gewählt werden, die, wenn auch nur auf geringe Weise, eine Uebereinstimmung des Anzuges erzielt.

Die Kittelbluse in Schlüpferform (Abb. 7) hat ihren Verschluß auf den Schultern. Aus blauem Seidenkaschmir gearbeitet, heben sich die grauen Verzierungen sehr wirkungsvoll ab. Die augenblicklich in hoher Gunst stehende Schlüpferform kann mit und ohne Gürtel getragen werden. Auf dem Modell ist ein Gürtel lose umgelegt, man kann jedoch die Enden vorn auch zu einer kunstlosen Schleife knoten.



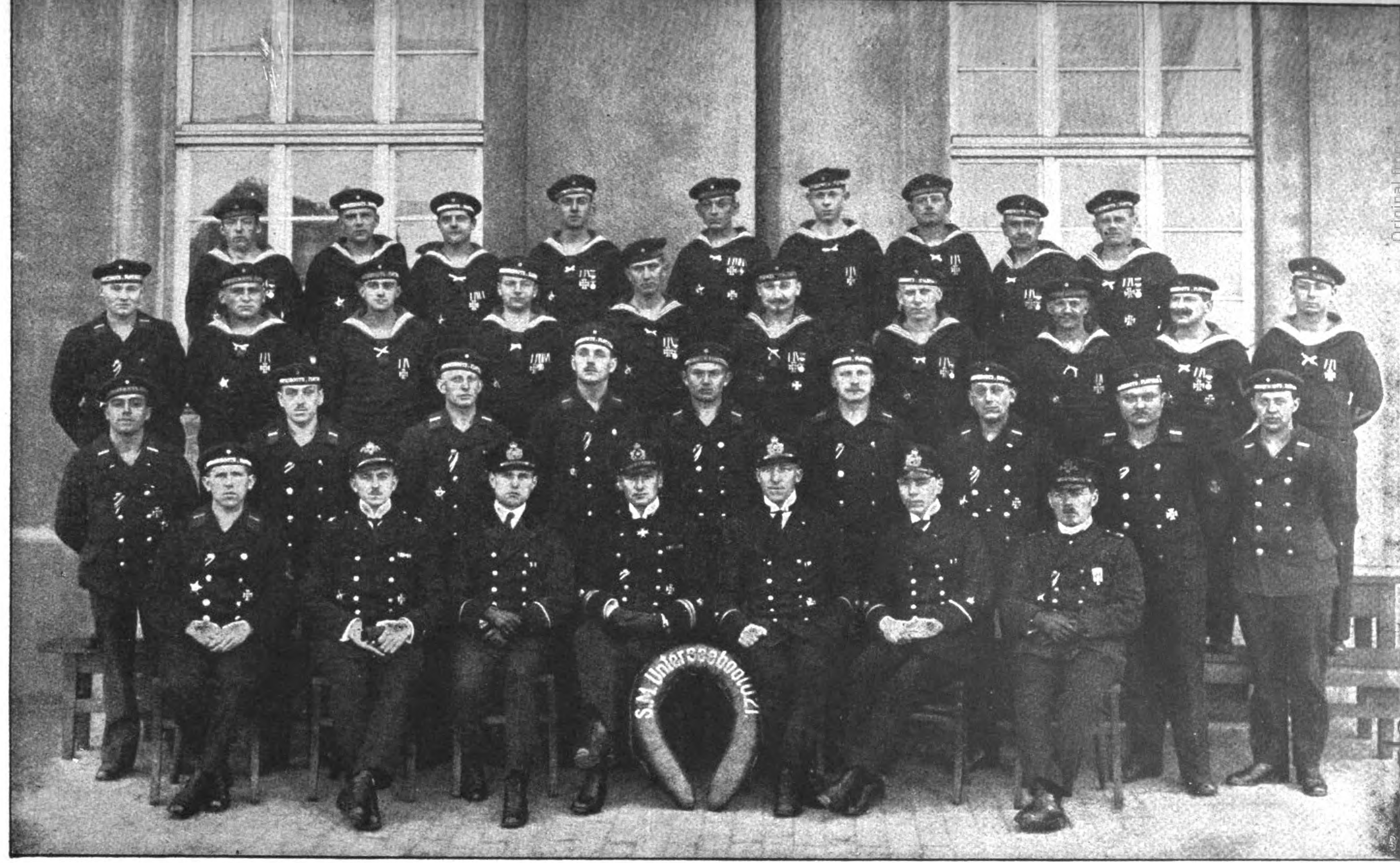
**7. Bluse in Schlüpferform**
aus dunkelblauem Seidenkaschmir mit grauen Verzierungen.



**Frau Lotte Klein-Fischer.**

Gemälde von Prinzessin Albrecht zu Waldeck und Pyrmont.

Ausstellung in der Galerie Ernst Arnold, Dresden, zum Besten der Kriegshilfe.




Atelier Kloppmann.

1. Reihe: Volmershaus, Ober-Masch.-Maat. Teich, Maschinist. Glazel, Mar.-Ingenieur. Hersing, Kapitänleutnant. Hirzel, Leutnant z. S. Sperling, Leutnant. Krahn, Steuermann. — 2. Reihe: Rampf, Bootsm.-Maat. Grimm, Masch.-Maat. Rasmus, Bootsm.-Maat. Dillhardt, Ob.-Masch.-Maat. Doerk, Ober-Bootsm.-Maat. Wicher, Masch.-Maat. Wolff, Masch.-Maat. Mayer, Masch.-Maat. Reckhaus, Ober-Masch.-Maat. — 3. Reihe: Kallmeyer, Masch.-Maat. Weber, Ober-Matr. Frauenhoff, Ober-Heizer. Janz, Heizer. Wittke, Ober-Matr. Paulig, Ober-Heizer. Haefner, F.-T.-Gast. Tietz, Matrose. Laschinla, Ober-Heizer. Konitzko, Ober-Matr. — 4. Reihe: Thiel, Matrose. Holst, Heizer. Schmidt, Heizer. Lüs[illegible], Heizer. Knoll, Ober-Matr. Ingenhaag, Masch.-Anw. Wüst, Ober-Matr. Bartsch, Ober-F.-T.-Gast. Klingbeil, Ober-Heizer.

**Kapitänleutnant Hersing mit der Besatzung seines U-Bootes.**

# Die Stoltenkamps und ihre Frauen.

Roman
von
Rudolf Herzog.


4. Fortsetzung.



Auch an diesem Morgen wartete Fritz Stoltenkamp sehnsüchtig auf den Augenblick, in dem der am oberen Bachlauf gelegene Müller die Stauwerke ziehen werde. Seine ganze Arbeit wurde ihm durch dies Abhängigkeitsverhältnis gestört und zerstückelt, und er erwog, ob er nicht kurzerhand die Mühle aufgeben und das Hammerwerk an einer bequemeren Stelle neu errichten solle. Aber ihm war, als säh er mit einem Male das blasse Gesicht seines Vaters mit der rastlos arbeitenden Stirn vor sich, und er sagte laut: „Abwarten. Alles in seiner Ordnung und zu seiner Zeit. Vom Kleinsten zum Größeren."

„Der Frowein ist ein fixer Gesell", meinte er, als er sich von dem Hammerschmied Haniel verabschiedete. „Mit seinen zwanzig Jahren zeigt er viel Übersicht und Anordnungsgeschick. Obwohl er erst zwei Jahre im Schmelzbau arbeitet, kennt er sich aus wie ein Alter."

„Der Frowein hat nich nur Hand," bestätigte der Hammerschmied, „er hat auch Kopf. Er war auf der Bürgerschule, und dat wir anderen nur bei irgend so einem Hinternverhauer zusammengepfercht wurden wie die Schafe im Stall, dat macht sich eines Tages für jeden von uns bemerkbar. Da is kein elastischer Horizont, Herr Stoltenkamp. Lauter Borke um den Kopp."

„Und der Frowein hat den elastischen Horizont?"

„Der hat ihn. Un wir erkennen dat im Interesse der Firma auch neidlos an."

„Ich frage nur", sagte Fritz Stoltenkamp, „für den Fall, daß ich einmal einen Vertreter brauche. Denn ich werd doch demnächst einmal die Kundschaft aufsuchen müssen. Da muß einer zu Haus sein, der die Arbeit einteilt, und den ihr kennt."

„Nehmen Sie den Frowein, Herr Stoltenkamp. Treu wie Gold sind sie alle. Aber wie gesagt — die Borke!"

Fritz Stoltenkamp hatte eine Aufnahme der Fertigwaren vorgenommen, des Gußstahls und der Rohstoffe.

Es mußte irgend etwas geschehen, um das Lager zu räumen und Luft zu schaffen. Oder all das mühsam Geschaffene konnte in ein Museum. Nun hatte die Düsseldorfer Münze eine größere Bestellung an Stempeln geschickt und auf Betreiben des Münzwardeins Noelle gleichzeitig eine Anzahlung überwiesen. Das half für den Augenblick. Aber auf solche Augeblicke durfte sich ein Geschäft, das außer der Zahlung der Arbeiter und der Lieferanten auch noch Schuldentilgungen vorzunehmen hatte, nicht verlassen. Und der junge Geschäftsführer saß Abend für Abend am Schreibtisch des Vaters, rechnete und entwarf.

Ihm gegenüber saß Frau Margarete, den mädchenhaften Kopf mit dem schönen Braunhaar tief über die Geschäftsbücher gebeugt. „Die Buchführung geht schon ganz gut, Fritz. Ich habe mich heute nur dreimal geirrt und die Fehler alle wiedergefunden. Das Familienoberhaupt wird schon zufrieden mit mir werden."

Das Familienoberhaupt mit dem Knabenkopf auf dem hochgeschossenen Körper errötete.

„Überarbeite dich nicht, Mutter. Auf dir liegen doch auch alle Haushaltungsorgen."

„Soll das vielleicht eine leise Abschiebung bedeuten?"

„Ach, Mutter, ohne dich würd ich ja überhaupt nicht fertig. Du machst mir den Kopf frei für andere Gedanken. Aber der erste und letzte Gedanke ist doch, daß du uns gesund bleibst."

„Nein, Fritz," sagte Frau Margarete ernst, „daß du gesund bleibst. Darauf kommt es in erster und letzter Linie an. Denn du bist die Firma, und mit der Firma leben und sterben wir. Wir beide, deine Geschwister, der Poensgen, der Haniel, der Frowein, und wie sie alle heißen, und mit ihren Frauen und Kindern dazu. Das ist eine große Sache, Fritz."

„Ja, Mutter. Acht Familien! Dafür lohnt es sich schon!"

„Und die Haushaltungsorgen?" fuhr Frau Margarete fort. „Siehst du, da hab ich im kleinen, was du im großen hast, und ich möchte es gar nicht anders, denn dadurch erst wächst mir das Verständnis für die Sorgen des Fabrikherrn, und wir rücken täglich näher zusammen. Und weiter, Fritz. Zu Ostern verläßt Amalie die Schule und kann mich im Haus entlasten. Bis dahin aber muß sie durch die richtige Lehre der Sparsamkeit gegangen sein, damit ihr die Lebensführung, wie sie uns jetzt vorgeschrieben ist, als die selbstverständliche erscheint und gar nicht wie Armut. Und dem strudelköpfigen Eberhard kann das ‚Sichnachderdeckestreckenmüssen' auch nicht schaden."

Sie lachte ihn mit den Augen an.

„Da hätte ich also eine richtige Verteidigungsrede gehalten, und der Herr Staatsanwalt werden selbst den Freispruch beantragen müssen."

„Mutter," sagte der große Junge mit schwer verhüllter Zärtlichkeit, „woher nimmst du als schwache Frau nur diese Verwandlungsfähigkeit?"

„Schwache Frau", wiederholte Frau Margarete. „Verwandlungsfähigkeit." Sie legte die Schreibfeder, mit der sie gespielt hatte, vor sich auf den Tisch und faltete die Hände darüber. Versonnen blickte sie ins Leere.

„Zu allem unseren Tun, Fritz, gehört Liebe. Der Glaube kann Berge versetzen, heißt es in der Bibel, aber die Liebe kann es noch besser und macht nicht einmal so große Worte darum. Schwache Frau, sagtest du vorhin, Fritz. Und da sahst du mich, wie mich auch die Großmutter immer sah, im geblümten Kleid und Stöckelschuh und ein paar Bänder oder Blumen im Haar und den ganzen Tag wie einen übermütigen Sonnenvogel durchs Haus schwirren. Ich weiß gar nicht, ob das meine innerste Art war. Ich weiß überhaupt nicht, was meine innerste Art ist. Das wissen wohl die Frauen, die mit aller Inbrunst zu lieben verstehen, alle nicht. Aber was ich wußte, das war, daß dein Vater mich so und gar nicht anders nötig hatte, daß dieser Mann, der trotz seiner überragenden Begabung im Leben da draußen so glücklos blieb, in den vier Wänden seines Heims eine Entschädigung brauchte, daß er oft glaubte, das Glück nicht all fassen zu können, und die Niederlagen im Leben gar nicht in ihrer ganzen Schwere empfand. Denn sonst wäre er uns nicht erst jetzt, sonst wäre er uns schon vor zehn Jahren zusammengebrochen und nicht wieder aufgestanden. Darum, darum war ich — schön."

Ihr Blick kehrte aus der Ferne zum Sohne zurück, der ihr wie gebannt gegenübersaß.

„Und was du Verwandlungsfähigkeit nennst, Fritz, dieser schnelle Uebergang von der Verwöhnung in die Gewöhnung ist gar nichts anderes als die Uebertragung all der Liebe auf den Erben."

„Mutter", sagte Fritz Stoltenkamp und wußte nicht, was er dem einen Wort hinzufügen sollte.

Frau Margarete hatte sich erhoben. Auch in dem schwarzen Gewand blühte ihr feiner Körper wie eine seltene Blume. Sie trat hinter ihren großen Jungen und wand ihm die kühlen Hände um die Stirn.

„Es gibt Dichter, Fritz, die ewig von dem großen Frauenrätsel schreiben. Es gibt gar keine Frauenrätsel. Es gibt nur Frauenliebe. Das mußt du als Familienoberhaupt aber wissen."

Eine Sekunde lang drückte sie ihre Wange auf sein Haar. Dann ging sie hinaus und ließ ihn den Abend allein. — —

Nun war auch der Oheim Wilhelm Grote erschienen, „um einmal nach dem Rechten zu sehen". In dem glattrasierten, rotbraunen Gesicht mit dem kantigen Bauernschädel und den klugen Kaufmannsaugen war ein Schatten von Verlegenheit aufgetaucht, als er sich dem Neffen zum erstenmal allein gegenübersah, aber er wurde von dem knorrigen Mann rasch überwunden.

„Du hast einmal im Zorn nach mir gehauen, Fritz, aber das ist verjährt und würde auch sonst nicht viel auf sich haben. Denn mein Walter sagte, er hätt's an deiner Stelle nicht anders gemacht, obwohl das ja eigentlich die umgekehrte Weltordnung ist, daß die Söhne die Väter heraushauen. Also sprechen wir von deinen Angelegenheiten, die du heute wohl anders ansiehst als dazumal."

„Es tut mir leid, Ohm Grote, daß ich dir damals wehe getan habe."

„Wehe? Sehe ich aus wie ein Waschlappen? Das ist hier ein rheinisch-westfälischer Dickschädel, und der hat schon ganz andere Püffe ausgehalten. Weshalb ich zu dir komme, sagte ich dir schon. Um einmal nach dem Rechten zu sehen."

„Es ist alles beim Rechten, Ohm Grote. So gut es eben geht."

„Aber es könnte besser gehen, willst du damit sagen. Und das glaube ich dir unbesehen."

„Es wird schon kommen, Ohm Grote. Den Berg hinauf gehen die Pferde immer am schwersten."

„Dann nimmt man sich Vorspann, mein Junge, spannt ein Paar fremde Hengste mit ein, die die Sache machen."

„Die fremden Vorspannhengste, Ohm Grote, würden meinen Kleppern den Haber wegfressen, und wenn mir die dann an Futtermangel verreckten, hätt ich gar nix mehr und könnt als Pferdetreiber neben dem fremden Vorspann hühotten. Da racker ich mich schon lieber ein bißchen mühsamer mit dem eigenen Gespann den Berg hinauf, als zu guter Letzt anderer Leute Knecht und Zutreiber gespielt zu haben."

„Donnerwetter", sagte der Grubenbesitzer. „Du bist sechzehn, nicht wahr?"

„Möglich, Ohm Grote. Darüber darf ich gar nicht nachdenken."

„Hör mal, Fritz, das war gar nicht so dumm, was du da vorhin von dir gabst. Abgesehen davon, daß es auch höchst ehrenwert war. Aber wenn sich nun einer fänd, der seine Gäule zu Hause futterte und doch von Zeit zu Zeit den einen oder anderen, den er gerade im Stall stehen hat, als Vorspann schickte —"

„Ohm Grote," sagte Fritz Stoltenkamp gelassen, „du bist, was Verdienen betrifft, von Anfang an einer der klügsten Männer im ganzen Rhein-Ruhr-Gebiet gewesen. Aber um ein Paar schöner Augen willen hast du noch nie einen Groschen fahren lassen."

„Du hast gar keine schönen Augen!" schrie der Oheim. „Eulenaugen hast du, die bei Nacht sehen, wie deine Großmutter. Wenigstens das eine, denn das andere sieht bei Tage durch einen Berg von Reisbrei die Bretter, mit denen die Welt vernagelt ist!"

Da lachte Fritz Stoltenkamp, daß es schallte.

„Nun hast du es selber gesagt, Ohm Grote. Man glaubt, man frißt Reisbrei und rennt sich zum Schluß den Schädel an einem Balken ein. Ne, Ohm Grote, da wollen wir lieber die Gier ein wenig bemeistern und den Kopf auf den Schultern behalten."

Der Grubenbesitzer starrte den Neffen an. Das war ein Schlag für sich. Der Schlag gefiel ihm. „Junge, Junge," sagte er, „bist du nun eigentlich so schlau, oder stellst du dich nur so?"

„Ich stell mich wohl nur so, Ohm, denn von Schlauheit kann gar nicht die Rede sein. Ich rechne einfach so: Der Gußstahl bringt mir vorläufig nur soundso viel herein. Von dem sogenannten Reingewinn habe ich alljährlich die Schulden zu tilgen. Nehme ich noch Schulden dazu auf, so hebt sich möglicherweise der Umsatz durch allerhand Neueinrichtungen, sicher aber werden mir die Hände ebenso fest gebunden durch die erhöhte Zinszahlung. Dazu bin ich mit dem Gußstahl aber noch nicht weit genug. Und gerade der Gußstahl verlangt eine zarte, feste und frei verfügende Hand, die sich nicht in der Angst ums bloße Geld hinreißen läßt. Deshalb tilge ich zunächst Vaters Schulden, und wenn's in Blut und Schweiß sein muß, um Ellbogenfreiheit zu kriegen. Ich bin kein Spekulant. Ich weiß, daß ich eine gute Ware liefere, und was sie wert ist."

„Also Geld willst du nicht?" meinte der Ohm Grote und erhob sich.

„Erst Aufträge, Ohm Grote. So viel nur herein wollen. Eher habe ich keine Unterlage für fremdes Geld. Wenn du mir helfen kannst, Aufträge hereinzubekommen, Aufträge, daß die Essen rauchen, werd ich dir wahrhaftig dankbar sein."

Der kluge Geschäftsmann verzog ein wenig das Gesicht, daß ein paar Fältchen um die Augen zuckten: „Lohnende Aufträge zu kriegen, ist schwerer als billiges Geld. Na, werden die Augen schon offenhalten, Fritz."

Er war schon in der Tür, als er noch einmal stockte.

„Mein Jung läßt dich übrigens grüßen, der Walter. Ich hab ihn jetzt bei mir in der Lehre, und er macht seine Sache ordentlich, bißchen zu ordentlich beinah für meinen Geschmack. Zu viel Überlegung, daß auch kein Stäubchen an die Stiebel kommt; im Kohlenbetrieb! Wäre vielleicht mal ein Teilhaber für dich, Fritz."

„Wenn's zusammengelegt wird und auf halbpart geht, soll's mir recht sein, Ohm Grote."

„Du," sagte der Grubenbesitzer und tippte ihm mit dem ausgestreckten Zeigefinger gegen die Brust, „du weißt also wirklich nicht, ob du dich nur schlau stellst? Na denn: Glück auf, Fritz."

„Glück auf, Ohm Grote. Und den Walter, den grüß wieder."

Es war Sonntag nachmittag, und Frau Margarete kam herein und benachrichtigte ihn, daß seine Freunde gekommen seien. „Sie sind hinauf auf deine Dachstube, da die den Ohm Grote bei dir hörten. Fritz, der hat dich bei mir über den grünen Klee gelobt."

Fritz Stoltenkamp lachte. „Der hört das Gras wachsen, Mutter. Der weiß schon, weshalb er herüberkommt. Der glaubt an den Gußstahl, Mutter!" Und dann lachte er noch einmal. „Ich habe noch mehr, Mutter!"

Und damit sprang er die Stiege hinauf zu seinen Freunden.

Alle fünf waren sie da, und sie lagen auf dem Bett wie auf einem Diwan, hockten auf den Holzschemeln, saßen auf dem Tisch und ließen die Beine baumeln, und jeder Winkel der kleinen Dachkammer war von ihnen und ihren schwirrenden Jugendstimmen angefüllt.

„Beneidenswert wohnst du, Fritz! Wie ein Fürst wohnst du! Keinen Höheren über dir! Und wenn

er nachts auf dem Rücken liegt, guckt er in den Himmel und zählt die Engelchen!"

Das wirrte und schwirrte um den Eintretenden, daß er kaum ein Wort verstand und nur die Hände drücken konnte, die sich ihm entgegenstreckten. „Wir kommen nur, weil der Felix Moldenhauer heut abend wieder zu seiner Kanone muß. Der Urlaub ist herum. Der Herr Wachtmeister winkt dem feinen Knaben. Freiheit, die ich meine!"

„Das ist kameradschaftlich, daß ihr an mich denkt. Bring doch das nächstemal deine Kanone mit, Felix. Dann sagst du dem Wachtmeister, was du immer dem Lehrer sagtest, wenn du die Schule schwänztest: Ich arbeite zu Hause."

Und in das Gelächter hinein sprach herablassend der junge Kanonier: „Ihr versteht einen Dreck vom königlichen Dienst. Aber wartet nur, wenn ich übers Jahr im schimmernden Portepee erscheine, dann werdet ihr euch klein und häßlich vorkommen, ihr rußigen Kohlenzwerge und Eisenwürmer."

„Moldenhauer," rief der übermütige Jan Kröger, der bei einem Malermeister lernte, „Moldenhauer, das nimmst du zurück, denn auch ich bin in Arkadien geboren und werde ein Künstler und kein kohlender Zwerg. Du nimmst es zurück, oder ich male dich so naturgetreu, daß jeder Beschauer sagen wird: Mensch, nehmen Sie doch mal die dumme Maske herunter."

Und wieder sprach in das Gelächter hinein die herablassende Stimme des zukünftigen Offiziers: „Du bist hiermit ausgenommen, Jan Kröger."

„Diese beiden Jünglinge können uns nicht beleidigen", meinte Karl Schulte, der das Eisenhüttenfach erlernte, zu Robert Hüttemann aus dem Kohlengrubenbetrieb. „Sie gehören zu Ständen, die der allgemeinen Wohltätigkeit zur Last fallen, denn für den einen zahlen wir mit unseren Steuern und für den anderen mit unserer Tugend."

„Da zahlt Robert Hüttemann lieber mit der Tugend," rief der angehende Maler, „denn auf Geld ist er eklig. Ich werde ihn malen, wie er Geldsäcke schluckt, als wär's ein Gericht Speckklöße."

„Schimpf nicht auf das Geld", knurrte der breitschultrige Hüttemann. „Geld ist Macht. Für Geld kauf ich mir die Welt und ein Dutzend Spaßmacher wie dich dazu."

„Wenn du dir ein Dutzend Lauten kaufst, mein Sohn, bist du noch lange kein zierlicher Lautenschläger, sondern immer noch der Kohlen-Hüttemann."

„Und wenn der Karl Schulte", rief der junge Kanonier plötzlich befehlshaberisch, „so viel von der Wohltätigkeit fabelt, so soll er mit uns ins nächste Wirtshaus gehen — hic Rhodus, hic salta!"

„Der Mensch spricht Latein! Woher des Wegs, wunderbarer Fremdling?"

„Das lernen sie alles bei der feinen Artillerie. Überhaupt: das Durch-die-Blume-Sprechen."

„Moldenhauer," sagte der begüterte Karl Schulte, der am liebsten unter den Arbeitern saß und die Hebung ihres Loses auf sein jugendliches Sturmpanier geschrieben hatte, „solange du noch selber nach ‚eins — zwei — eins — zwei' an der Kanone arbeitest und dich eher für eine Schildkröte als für einen tändelnden Schmetterling hältst, sollst du gelabt werden, und wäre es mit meinem letzten Herzblut."

„Bitte sehr. Hier ist keine Volksversammlung. Hier wird ganz reell von ‚Wirtshaus' gesprochen."

„Und alle meine Granden sind geladen."

„Ich glaube, der Max Schlachtendahl ist auf dem Tisch eingeschlafen. He, Max, bleibe bei dir, Max."

Der Angerufene zwinkerte. Er war, gegen die robusten Freunde gesehen, klein und schmächtig und hatte übernächtige Augen. Wie Menschen, die nachts viel zu lesen pflegen. Er war aus kleinen Handwerkerkreisen und bei einem Buchhändler in der Lehre, der auch ein Schreibwarenlager führte, und von dem brennenden Ehrgeiz besessen, in die Höhe zu gelangen, wie es allen jungen Menschen des aufstrebenden Eisen- und Kohlengebietes eigen war.

„Ja? Rieft ihr mich? Was ist los? Ich bin immer dabei!"

„Max," sagte Fritz Stoltenkamp, der gerade für den Kleinen eine Vorliebe hatte, „du wärst im Schlaf beinahe vom Tisch gefallen, und vor fünf Minuten strampeltest du noch mit den Beinen."

Der Schmächtige blickte sich nach den Kameraden um. Die rüsteten lärmend zum Aufbruch.

„Ich hab die Nacht durchgearbeitet, Fritz, und war heut morgen auf Kundschaft", flüsterte er schnell.

„Auf Kundschaft? Am Sonntagmorgen? Für deinen Buchhändler?"

„Auf eigene Rechnung. Auf den kleinen, versteckten Hämmern und Schleifkotten im Land, wo niemand hinkommt. Da ist noch Geld zu verdienen. Aber gut zu Fuß muß man sein und seinen Kasten selber tragen können."

Fritz Stoltenkamp horchte auf. „Wo niemand hinkommt? Geld zu verdienen?" Wort für Wort sprach er nach.

„Das ist eine katilinarische Verschwörung!" rief Jan Kröger und warf sich zwischen sie. „Wo ist der Hut des Max Piccolomini? Hier ist er, mein Kleiner. Was, Stoltenkamp, du zauderst, wo die Trompeten blasen? Ach, entschuldige. Ich bin ein Flegel. Du kannst ja nicht."

„Nein, ich kann nicht. Und ich werde wohl sehr lange nicht können. Aber wenn ihr mich mitunter des Sonntags besuchen wollt, damit ich die Politur behalte, so wißt ihr, wie willkommen ihr seid."

Die Schar drängte hinaus. Als letzter ging Max Schlachtendahl, der Buchhändlerlehrling, der in eigenen Geschäften reiste. Fritz Stoltenkamp faßte ihn beim Arm. „Kannst du nicht wiederkommen?"

„Für Ernstes bin ich zu müde heut, Fritz. Morgen abend nach Feierabend."

„Gut. Morgen abend nach Feierabend."

Eine lange Weile noch stand er sinnend am Dachfenster und blickte zum Schmelzbau hinüber und weiter in das sommerliche, erntereife Land. Noch ein paar Tage, und die Sensen würden durch die Weite klingen.

Wann würde auch er unter den Schnittern gehen? Korn zu schneiden, um es aufs neue auszusähen? —

Er nahm sein englisches Lehrbuch vom Bücherbrett. Bis ihn die Mutter zum Abendbrot rief, ging er in halblautem Lernen in seiner Dachkammer auf und ab. Auf und ab . . . Unermüdlich.

5. Kapitel.

„Heute abend", sagte Fritz Stoltenkamp am nächsten Tage zu seiner Mutter, „muß ich dir die Buchführung allein überlassen. Max Schlachtendahl will nach Feierabend ein Stündchen bei mir sein. Es geht doch?"

„Es geht alles an der Schnur", beruhigte Frau Margarete. „Wenn man täglich das, was der Tag bringt, aufarbeitet und keine Reste läßt, kommt nichts überraschend."

Von der Seite beobachtete sie ihren Sohn. Ihr kam sein Gesicht zu schmal und seine Augen zu ernst vor.

„Du bist gestern abend nicht mit deinen Kameraden gegangen. Das hättest du tun sollen, Fritz. Arbeit braucht Ausspannung, und Jugend braucht Jugend. Das ist wie der Wein im Faß, der immer wieder bis zum Spund aufgefüllt werden muß, damit er frisch bleibt und sich nicht selber verzehrt."

„Ich hab dich, Mutter. Das ist mehr."

Ein Erröten stieg in Frau Margaretes Wangen. Aber sie schämte sich der mädchenhaften Wallung nicht. Sie tat ihr wohl.

„Junge," sagte sie, „glaubst du denn, ich hätte in der Jugend nicht auch gelacht und gesungen und mich meines Lebens gefreut? Seh ich aus wie eine vergrämte Jungfer? Laß gut sein", wehrte sie lachend ab, als der Sohn Miene machte, heftig zu widersprechen. „Also heute abend kommt dein Freund, der kleine Schlachtendahl. Da werdet ihr wohl Nachfeier halten."

„Nachfeier nicht," meinte Fritz Stoltenkamp und strich sich nachdenklich das Haar aus der Stirn, „aber wenn's kommt, wie ich es mir denke, könnte es wohl eine Art Vorfeier werden."

Frau Margarete verstand. Weiter durfte sie heute nicht eingreifen. „Nun, wenn's nur irgendeine Art Feier wird." Und sie bastelte an ihrer Hausschürze, bis sie fest über dem schwarzen Kleidchen saß, nickte dem Sohn zum Abschied zu und begann mit ihren feinen Händen im Hause zu putzen und zu reiben, als müsse es täglich und stündlich für Lebensfeste vorbereitet sein.

Den ganzen Tag sann Fritz Stoltenkamp über seine Arbeit in die Weite. Diese Weite mußte erschlossen werden, das spürte er, sie mußte einbezogen werden in seinen Arbeitsring, oder der enge Ring schnürte den Kreislauf des Blutes ab. Und da die Weite nicht zu ihm kam, weil sie nichts von ihm wußte, mußte er zu der Weite kommen und ihr sagen: Hier bin ich, und wir warten aufeinander, weil wir einander brauchen. Daß sie ihn aber brauchte, das mußte er ihr zeigen und beweisen. Vom Kleinsten zum Größeren. Und dann weiter, weiter. Wenn man dreimal drei nahm, gewann man neun. Vervielfältigte man dann aber neun um die eigene Zahl, so ergab sich schon einundachtzig. Auch der Punkt des Archimedes war klein.

Das alles schoß ihm durch den Kopf, gewann Farbe und Form, ordnete sich ein und machte ihn fröhlich, während er den Hammer schwang oder den Schmelztiegel beschickte. Aber seine Fröhlichkeit war eine gesammelte, und er wunderte sich über den Schmelzer Frowein, dem keine Arbeit zuviel, keine Arbeit unbekannt war, der seine Augen auf der eigenen Arbeit und der der Kameraden hatte und doch immer noch Zeit, Lust und Gedanken übrig behielt, zu singen und zu pfeifen.

„Wie macht ihr das, Frowein? Ich brächt's nicht fertig."

Der Krausköpfige lachte. Es war ein hübscher, sehniger Bursch mit einem Bärtchen auf der Oberlippe, und die Mädchen liefen ihm nach.

„Das ist kein Wunder, Herr Stoltenkamp. Sie haben die Verantwortung. Ich nicht. Wenn ich meine Pflicht tue, streich ich pünktlich meinen Lohn ein. Und was Sie über Ihre Pflicht hinaus mit Sorgen ausfüllen müssen, füll ich mit Pfeifen aus."

„Da möchtet ihr gewiß nicht mit mir tauschen, Frowein?"

„Danach wird man wohl nicht gefragt, Herr Stoltenkamp. Wird man aber danach gefragt, ob's über das Pfeifen hinaus reicht, so beißt man sich eben auf die Zunge und pfeift innerlich. Entschuldigen Herr Stoltenkamp, der Tiegel muß raus."

Auch über diese Unterhaltung dachte Fritz Stoltenkamp im Laufe des Tages nach. Der Mann war zwanzig und er sechzehn. Und doch kam er sich alt vor gegen den zupackenden, sehnigen Arbeiter. „Sie haben die Verantwortung. Ich nicht", hatte der Frowein gesagt. Das traf den Kern. Und damit mußte er sich nicht abfinden, das mußte sein Stolz und Lebensinhalt sein und bleiben. Pfeifen ging ja auch innerlich. Wenn einmal Gelegenheit dazu war. Ja — wenn einmal!

Er hatte die Kundenliste im Kopf, als er auf seiner

Dachkammer saß und den Freund erwartete. Es war nicht schwer, die paar Namen und Orte im Kopfe zu behalten. Aber er hatte ein Notizbuch und einen Bleistift neben sich gelegt.

Max Schlachtendahl kam. Er kam in seiner dünnen, abgescheuerten Ladenjoppe, und seine übernächtigen Augen blickten aus dem grauen Gnomengesicht forschend auf den Tisch. Dann setzte er sich stumm.

„Fehlt was, Max?"

„Ich wußte nicht, daß du schon gegessen hattest. Aber es macht nichts aus."

„Was? Du hast noch nicht gegessen? Ich glaubte, das käm nur bei mir mal vor. Warte, ich sag's eben der Mutter."

Nach wenigen Minuten kam er mit einigen faustdicken Butterbroten und einer Tasse Kaffee zurück. „Die Mutter meint, bei der Dicke des Butterbrots merkte man die Dünne des Schinkens nicht so arg", berichtete er vergnügt wie ein Junge. „Na, nu hau ein. Arme Leut machen keine Umständ miteinander."

Der Buchhändlerlehrling aß und trank, bis sein graues Gesicht sich rötete. Dann schob er Teller und Tasse beiseite und sagte: „Nun kann's losgehen. Wenn ich dich gestern richtig verstanden habe, möchtest du einen Vortrag über die Art und Weise meines Geschäftsbetriebes."

„Du gehst also wirklich auf den Handel? Und auf eigene Rechnung?"

„Ich habe nächstes Jahr ausgelernt. Dann sitze ich als Gehilfe mit acht Taler Monatsgehalt, freier Wohnung in einem Verschlag und freier Beköstigung neben der Küche im Zimmerwinkel. Tritt dann erst die Gewöhnung dazu, kann man für den Rest des Lebens sein Tagebuch zuklappen und sich für den Altersfall mit dem Armenvorsteher guthalten. Wer sich nicht schon als Lehrling seine Ziele steckt, wird nicht Meister."

Er trommelte auf der Tischplatte und kniff die entzündeten Augen ein.

„Glaubst du nicht, daß das Leben so schön und reich ist, daß man sein ganzes Ich daran wagen kann, an all dem Reichtum und der Schönheit teilzunehhaben? Irgendeinmal. Aber nicht zu spät. Damit einem die Organe zum Genießen nicht fehlen. Das hab ich mir vom ersten Tag meiner armseligen Lehrzeit an als Ziel gesetzt, und meine Schwester hat mich darin bestärkt."

„Deine Schwester?"

„Meine Schwester Mathilde. Kennst du sie nicht? Sie ist vierzehn Jahre alt und mit deiner Schwester Amalie auf derselben Klasse. Das hab nur ich ihr in den letzten Jahren ermöglichen können durch meinen Hausiererhandel, wenn du so willst."

„Erzähl mir davon", drängte Fritz Stoltenkamp. „Wie hast du deine Kundschaft gefunden?"

„Zuerst hab ich meine Mineraliensammlung verkauft. Du weißt, ich habe nie etwas liegen lassen. Und für die paar Taler habe ich vom Lager meines Buchhändlers Schreibpapier, Bleistifte, Schreibfedern, Tinte, und was so dazu gehört, entnommen. Ich hab gesagt, die zu Hause wollten damit handeln. Da kriegt ich es zum Wiederverkäuferpreis. Und das hab ich in einem bequemen Kasten alles schön herausgeputzt und bin damit an meinen freien Sonntagen zunächst auf die Dörfer gezogen. Das war eine harte Lehrzeit, denn die Bauern wollten die Schreibfedern immer erst probieren, bevor sie sie kauften, und ich konnte sie vor dem Dorf immer erst wieder reinigen, damit sie wieder wie neu wurden. Das Gebiet war denn auch schnell abgegrast, denn der Bauer schreibt seine paar Briefe am liebsten auf leeren Kalenderseiten. Ich grübelte nach. Dabei wurde ich nicht reich, und die Schuhsohlen wollten auch bezahlt sein. Die großen Werke hier im Kohlen- und Eisengebiet kamen für mich nicht in Betracht. Die bezogen vom Kaufmann selber. Aber wo waren denn all die kleinen Betriebe, die das Eisen verhämmerten und die Kohle verstochten? Die ihre kleinen Gewerke zu betreiben hatten wie die großen und Geschäftsbücher führen mußten und Schreibarbeit zu erledigen hatten, für die Kalenderblätter nicht paßten? Die saßen in den kleinen Seitentälern der Ruhrberge, an der Volme und der Emscher, an der Lenne und auf der Enneper Landstraße bis zur Wupper, als Eisenrecker und Werkzeugschmiede, als Knopfstanzer, Gürtler und Harnischfeger, auf einsamen Kotten, wo Wasserkraft war und ein Kohlenmeiler in der Nähe. Leute, denen es lästig war, um jeden Bleistift in die Stadt zu schicken, und die nicht lange feilschten, wenn sie wissen, man bedient sie gut. Es ist eine rauhe Gesellschaft, Fritz, das bringt die Beschäftigung mit dem Eisen wohl so mit sich, und du hörst zum Beispiel auf der Enneper Landstraße mehr Flüche, als alle Päpste des Mittelalters zu verschleudern hatten. Aber daraus darfst du dir nichts machen."

„Und da bist du ins Geschäft gekommen?"

„Zuerst haben sie mit dem Hammer nach mir geschmissen. Da bin ich zu den Frauen gegangen. Und dann haben sie die Frauen angebrüllt: ‚Bist du der Herr oder ich?' Und dann haben sie über den Kasten hingekuckt und gefragt: ‚Wat kost der Kram?'

„Ich weiß nicht," sagte Fritz Stoltenkamp zögernd, „diese Art Geschäftsverkehr würde mir wohl nicht liegen."

Und der Kleine bekannte ohne Scheu: „Das bieten sie mir auch nur, weil ich nicht zum Eisenfach gehöre, sondern zum Papierfach. Und was nicht zum Eisenfach gehört, macht ihnen nicht den geringsten Eindruck. Aber ich kenn mich doch aus in Eisen und Kohle. Das wird einem bei uns im Land der Gruben und Zechen doch mit der Muttermilch eingeflößt, und wenn man

mit Heringen handelt. Davon hab ich denn keinen schlechten Gebrauch gemacht und mit meiner Wissenschaft nur so um mich geworfen. Das half. Erst guckten sie sich ganz verdutzt an. Dann lachten sie, hauten mich über die Schulter und schrien sich zu: „Der Gnom tut so, als ob er wahrhaftig was von der Sache verstünde." Aber von Stund an faßten sie Vertrauen, kauften, was sie brauchten, und ließen sich auch allmählich zu anderen Käufen drängen, beispielsweise zu Abenteuerromanen und Reisebeschreibungen, die ich nach und nach in meinen Handel aufnahm. Sie betrachteten mich sozusagen als ein Zwischenglied zwischen dem Eisenfach und dem übrigen Leben."

(Fortsetzung folgt.)

# Selamlik.

Von Max Nentwich. — Hierzu 9 Aufnahmen des Verfassers.

Das glückliche Konstantinopel, dessen reger Verkehrstrom Vertreter aller Völker, Rassen und Religionen des Abend- und Morgenlandes aufweist, zählt drei Sonntage in jeder Woche, wenn man die allwöchentlichen Ruhetage einrechnen und „Sonntage" nennen darf. Sonntag ist Sonntag, und es feiern ihn alle, die es von Kindheit her gewöhnt sind, und deren es gar viel in der türkischen Hauptstadt gibt.



Der Sultan auf der Fahrt im geschlossenen Wagen.

Der Sonnabend gehört den Israeliten. Der Hauptfeiertag für die schöne Stadt am Goldenen Horn aber ist der Freitag, der Wochenfesttag des Islams. Von den Zinnen und Türmen wehen die prunkenden roten Fahnen mit weißem Halbmond und Stern; in den Straßen herrscht reges Leben, die Zuckerbäckereien sind üppiger ausgestattet als sonst. Die Fesbügler haben ihre glänzende Messingform dauernd unter Dampf



Galata am Selamlik.

stehen, der Basar liegt verödet, es drängt sich in den andern Straßen; Datteln, Feigen, Rosinen, Mandeln, Sesamkuchen werden laut zum Kauf ausgeboten, und in den türkischen Speisewirtschaften dreht sich die Hammel-



Der Sultan verläßt den Wagen und begrüßt die Versammelten.

keule am Spieß.

Gegen elf Uhr aber beginnt es sich zu regen. Vom höchsten Punkt Stambuls, dem Seraskeriat mit dem Kriegsministerium, zieht sich unter Vorantritt der Militärmusik eine lange Schlange braungelb gekleideter Soldaten abwärts, windet sich durch die winkligen, mit Flaggen geschmückten Straßen und Gäßchen der alten Türkenstadt, an der schönen Jeni-Walidee-Moschee vorbei und zieht über die breite neue Brücke, die das rege Schiffsleben des Goldenen Horns überschreitet, nach Galata hinüber. Hier trifft sich der Zug mit dem der blauen Jungen und der kupferbehelmten Feuerwehr, die alle zum Ehrendienst am Selamlik befohlen sind.



Kriegsminister Enver-Pascha geht zum Selamlik.

Der ganze Troß bewegt sich die Große Galatastraße entlang, marschiert die Straße von Top Hanee dahin an den überfüllten Arsenalen vorüber, streift das herrliche Bosporusschlößchen von Dolma Bagtsche mit einem der prunkvollsten Tore der Welt und wendet sich in Beschik Tasch, gerade dort, wo der algerische Draufgänger Cheireddin Barbarossa in seinem Ehrengrab den letzten Schlummer tut, hügelaufwärts zum Jildis-Kiosk, dem prachtvollen Sultanschloß mit zierlicher Moschee.

Längs des Weges, der von der Moschee in einigen Kehren durch den dichten Park hinauf zum Schloß führt, und auf dem sonnigen, freien, kiesbestreuten Platz vor der Moschee nehmen die Soldaten der Ehrenwache Aufstellung. Hier finden sich auch alle diejenigen Persönlichkeiten ein, die der Anfahrt des Padischah beiwohnen dürfen, und dazu jene Bevorzugten, die der Sultan nach dem Gebet in einem Ne-


Die Hamidje, in der der Selamlik abgehalten wird.


Geschmückte Straße von Stambul am Selamlik.

benraum der Moschee empfangen wird, Herren im schwarzen Rock und mit Zylinderhut, Militärs, wohl auch Damen; Turban, Fes und der weiße Burnus des Nordafrikaners sind hier zu sehen. Enver-Pascha betritt den Platz. An der allgemeinen Aufmerksamkeit, die sein Erscheinen hervorruft, erkennt man die Bedeutung der jugendlich frischen Persönlichkeit.

Mit einer gewissen festlichen, aber wohlbewahrten Erregung harrt alles der Ankunft des Sultans.

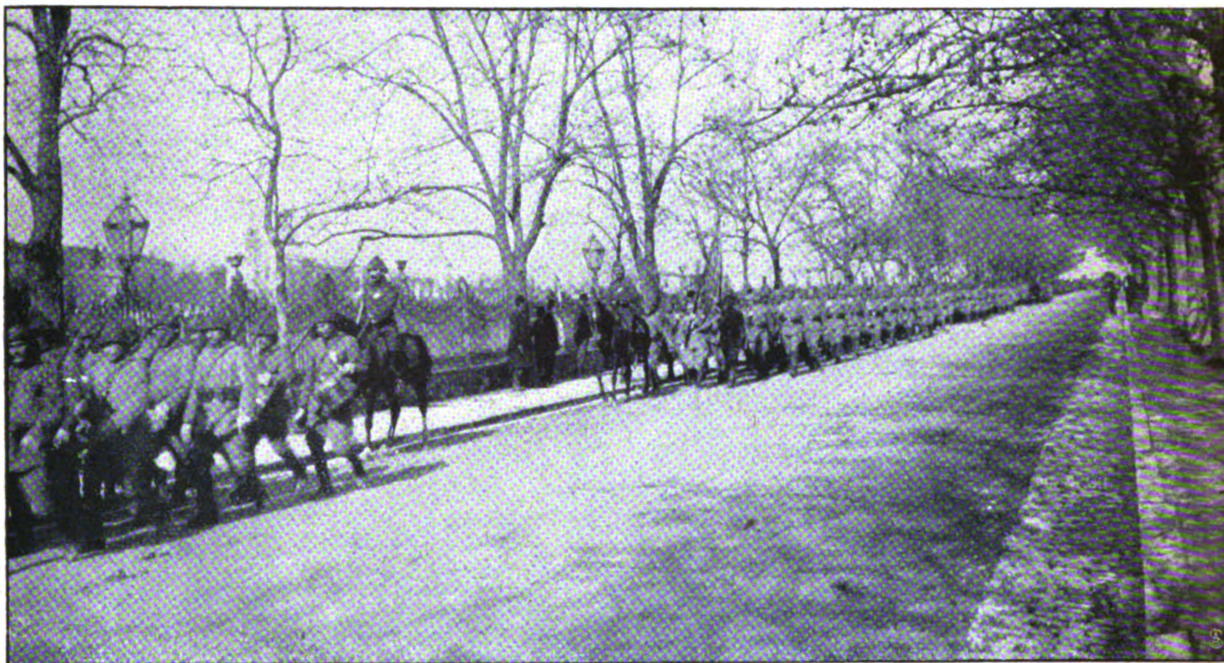
Genau um Sonnenmittag erschallen oben vom Schloßportal her, das ebenso wie der ganze Weg hinter den Bäumen des Parks unsichtbar bleibt, Trompetensignale, und tausend Kehlen rufen dem aus dem Schloß tretenden Sultan ein „Langes Leben!“ zu. Musik setzt ein, pflanzt sich fort. Ein Hornsignal ertönt, und ihm folgt der tausendfache Ruf der spalierbildenden Soldaten.

Auf dem Vorplatz der Moschee erschallen plötzlich Kommandos, mit klappendem Griff wird präsentiert, man hört so etwas wie guten, preußischen Drill hindurch — da kommt der Vortrab in Erscheinung: blaue Husaren mit reichbetreßten Schabracken und grünroten Fähnlein.


Leibgarde des Sultans.

Es folgt die unverfälscht farbig-orientalisch ausgestattete Leibgarde, ihr Führer auf prachtvollem, schneeweißem Zelter, Musikkorps, Beamte des Marstalls in reich mit Gold gezierter Purpuruniform und schließlich, gefolgt von einer weiteren Abteilung Husaren, der Galawagen mit dem Sultan. Nach kurzer Wendung hält das Gefährt vor der Eingangstür; der Sultan verläßt den Wagen, begrüßt die Anwesenden und betritt die Moschee.

Damit hat der öffentliche Teil des Selamliks seinen Abschluß gefunden. Der Zutritt zur Moschee ist nur Mohammedanern gestattet. Während des Gebets erscheint der Muëdsin auf dem Kranz des Minaretts, ruft zum Mittagsgebet, und man kann in der Umgebung der Moschee manchen Gläubigen unbekümmert sein Antlitz südostwärts nach Mekka richten und sein Gebet beginnen sehen. Nach dem Gottesdienst und nach dem Empfang im Nebengemach der Moschee fährt der Sultan ins Schloß zurück, und die Ehrenwachen ziehen wieder ab.



Fahnenkompagnie auf der Rückkehr vom Selamlik.



Rückkehr der blauen Jungen.

Der Nachmittag aber ist der Erfüllung des Prophetenwortes gewidmet: „Zerstreut euch im Lande und genießet, was Allahs Huld euch beschieden!“ Und sofern es die Witterungsverhältnisse irgendwie gestatten, belebt sich das Goldene Horn von Tausenden von Barken,

Kaiks und Seglern, und in den Straßen von Tscheschme, Kiathane, Alibeiköj und dem näher gelegenen Chalidsche und Ejub — es sind die hügligen Matten der „Süßen Wasser von Europa“ — rollen Tausende von Gefährten hinaus ins Freie, tief verschleierte Damen nicken sich gegenseitig, vielleicht auch einem vorüberreitenden oder -fahrenden Herren zu. Draußen wird gelagert; die Zuckerbäcker, Limonaden-, Eis- und Wasserhändler bieten ihre Genüsse an, Musik ertönt von da und dort, bis die untergehende Sonne dem lichtfrohen Zauber des Selamlik ein Ende bereitet und die Barken- und Wagenreihe alle die Ausflügler wieder heimwärts bringt.

# Und wenn de Welt voll Düwels weer ...

Skizze von Fritz Lau.

Durch die kleinen bleiverglasten Fenster der Halligkirche kroch der graue Wintermorgen. Er kam aber nur bis zu den Frauenbänken, dort legte er sich wieder schlafen wie ein spielmüdes Kind in der Dämmerstunde.

Eine sturmverschlagene Seemöwe war in der letzten Nacht gegen ein Kirchenfenster geflogen, und mit blutendem Schnabel lag sie nun neben den Glasscherben auf dem kleinen Kindergrab an der Kirchenmauer.

Der Nordwest freute sich, daß er auch mal Kirchgang halten durfte. Er spielte in den Blättern eines aufgeschlagenen Gesangbuches mit den Trinitatisepisteln und blies in die vollen Segel des kleinen Schoners, der an einer langen Kette vor der Kanzel pendelte. Die beiden Halligkränze unterm Fenster hoben und senkten ihre Schleifen zum Gruß wie im Winde flatternde Bänder einer Marinemütze.

Hinter dem Glockenturm der Kirchwarf stand der alte Drews Frödden in Ölrock und Südwester. Er kam aus dem Watt und brauchte eigentlich keine Predigt mehr zu hören. Seine Kirche war dort draußen in Sturm und Unwetter. Dort zog der Nordwest alle Register seiner großen Orgel, und reißende Prielwasser und schäumende Flutwellen erzählten ihm von dem großen Wunder der Gotteswelt.

Nun hatte der Krieg ihn zum Kirchendiener gemacht.

„Erst mal sehn, wo mi dat ansteit, Herr Paster,“ hatte er gesagt, „un wenn ik dar ni mit tregg kam, munster ik wedder aff!“

Hinter dem Schloß der Kirchentür war ein kleiner Zettel angeklebt: „Vor der Predigt: 295, Vers 1—4.“ Von den nun folgenden Notizen war nichts mehr zu entziffern. Eine Regenbö hatte die Schriftzüge verwaschen.

Drews hätte zum Pastor gehen können und sich dort Rat holen, aber er dachte nicht daran. Es war ja auch ganz gleichgültig, was sie vor und nach der Predigt sangen. Die paar verrosteten Männerkehlen ließen sich doch von der Orgel ins Schlepptau nehmen, und unser Herrgott hatte jetzt andere Sorgen, der würde sich wohl wenig um die Nummerntafel der Halligkirche kümmern. Es wurde ohnehin in dieser Zeit so viel gesungen und so viel gebetet in allen Sprachen von alten und von jungen Lippen. Und doch war es immer dasselbe Lied:

„Aus tiefer Not schrei ich zu dir!“

Die Kirchentür war eingefroren, Drews mußte erst mit seinen schweren Seestiefeln die junge Eiskruste sprengen. Eine eisige Kälte schlug ihm aus der Kirche entgegen. Seitdem der Eisgang jegliche Verbindung mit dem Festlande unmöglich gemacht hatte, mußte mit der Feuerung gespart werden.

Drews kramte hinterm Altar in einer alten Seekiste. Sie war ein Vermächtnis Dircks Siemens', der im Nebel verirrte, und den die Nordsee am neunten Tage mit ihren Riesenfäusten wieder an die Halligkante warf. Die Kiste war schmucklos wie alle Seekisten, nur den Innendeckel schmückte das Bild einer feurigen Siamesin.

Seit Jahr und Tag hatte die Kiste hinterm Altar gestanden neben der Galionsfigur der auf Heernsriff versandeten schwedischen Bark Gustava. Drews hatte sie wieder hervorgeholt; er kannte den alten, stummen Zeugen einer unruhvollen Seefahrtzeit. Seine Gedanken setzten wieder Segel, und sie kreuzten wieder mit der „Godefroi“ in der Mittlandsee. Er saß wieder neben Dirck auf der Seekiste, und er spielte wieder auf seiner Harmonika alte vertraute Friesenlieder; Lieder voller Sehnsucht und Heimverlangen. Wo sonst farbenprächtige Seidentücher neben weitmaschigen Wollstrümpfen gelegen hatten, dort hatte Drews alte vergilbte Gesangbücher, zwei zinnerne Leuchter und abgegriffene Nummernplatten in peinlicher Ordnung nebeneinandergelegt.

Die obere Hälfte der Nummerntafel war mit Drews zufrieden: „Vor der Predigt: 295 — Vers 1—4.“ Der untere leere Raum sah Drews fragend an: „Wat nu!“ Drews stand mit seinen Gedanken wie vor einem großen Priel; sie konnten nicht hinüber, und sie liefen mit dem Ebbstrom dem Meere zu. Er dachte an jene Novembersturmnacht, wo das englische Vollschiff „Queen“ auf Steensriff stampfte, und wo sie vierzehn Mann aus den Wanten herausgeholt hatten.

„Dat sünd ok Minschen!“ hatte Jens Larsen gegrölt, als seine Eyke ihn angefleht hatte, an Land zu bleiben. „Denk an din fief Kinner!“ hatte Eyke gejammert, und Drews hatte hinzugefügt: „Un an all de annern!“

Vor einem englischen Seemann hatte Drews immer Achtung gehabt, er stand seinen Mann. Das war nun anders geworden, seitdem die „Baralong“ und viele andere . . .

Nun wußte er, was die alten ergrauten Seebären im Kirchengestühl singen sollten: ein Kampflied sollte es werden, alle Register sollte der Küster ziehen, und wie Meeresbrandung sollte ihr Gesang sich an den kahlen Kirchenwänden brechen.

Drews griff nach einem Gesangbuch, und dort, wo eine Möwenfeder zwischen den Blättern lag, dort fand er, was er suchte: „Ein feste Burg ist unser Gott!“

Er las alle vier Verse halblaut vor sich hin; beim dritten Vers schwoll seine Stimme wie ein aufkommender Nordwest. Seine Hünengestalt reckte sich, seine Gedanken kletterten wie ein übermütiger Schiffsjunge durch das zersplitterte Kirchenfenster, und seine Stimme polterte hinterher: „Un wenn de Welt voll Düwels weer!“

Wenn seine Gedanken mit seinem Herzen Kurs halten wollten, dann redeten sie in der heimatlichen Mundart. Es hörte ja niemand, und unser Herrgott verstand ihn auch so. In wie mancher Seenot hatte er mit seinem Gott in der Muttersprache geredet, er und all die anderen, die mit ihm in den Rahen baumelten.

Drews lächelte, als er die Nummerntafel in Händen hielt, und noch einmal las er leise vor sich hin: „Nach der Predigt: 128 — Vers 1—4." Sie sollten alle Verse singen: „. . . das Reich muß uns doch bleiben!"

Eine schwere Schneebö kroch von Westen herauf, und der junge Tag schloß nun ganz die müden Augenlider. Drews hatte die Nummerntafel aufgehangen und stand nun unschlüssig neben dem Taufbecken. Er brauchte sich noch nicht zu beeilen, in einer halben Stunde erst mußte er die Halligglocke läuten. Er saß nun auf der kleinen grobgezimmerten Bank neben der Kanzel. Zweiunddreißig Jahre hatte ihr Holz im Bug einer finnischen Bark gesessen, und ihre eisenharte Stirn hatte manchen Brecher kopfscheu gemacht.

Die Kirche lag noch immer im Halbdunkel, und schauerlich heulte und pfiff der Wind durch das Kirchenfenster. Die Schiffsuhr hinter der Altarwand trippelte mit ihren zarten Sekundenfüßen in die Ewigkeit.

Drews lag mit seinen seebefahrenen Gedanken vor Anker, und der Ankergrund war voller Erinnerungen. Sie rissen an den Ankerketten und holten aus der Tiefe Sonnentage und Sturmnächte herauf; und sein Lebensschiff schaukelte auf sturmbewegtem Meer.

Der Nordwest peitschte eine neue Schneebö vor sich her, und sein eisiger Atem redete immer lauter und gewaltiger. Er hatte auch seine Mundart, und in dieser Sprache hatte er schon zu so manchen sterblichen Geschlechtern der Menschen geredet. Er hatte Drews einst Wiegenlieder gesungen, und bei Kap Horn hatte er ihn von der Oberbramrahe ins Meer geschleudert. Drews kannte die ganze Tonleiter seiner umfangreichen Stimmmittel und hörte sinnend zu:

„Draußen vor Grießhörn liegen zwei U-Boote auf dreißig Faden Tiefe, Drews, und dort, wo du nach Schellfischen und Zungen gefischt hast, dort fischt ein englischer Torpedojäger nach Menschen. Menschen mit warmem Blut in den Adern und mit einem Herzen voller Frühlingshoffen. Auf dreißig Faden Tiefe, Drews, spielen unsere blauen Jungs noch auf ihrer Harmonika:

„O Deutschland, hoch in Ehren,<br>Du altes Land der Treu!"

Grieshörn, Drews, dort habt ihr am 4. Dezember 1886 zwölf Engländer aus den Wanten geholt, und deine alte Mutter hat einen fast erstarrten blauäugigen Schiffsjungen in dein warmes Bett gepackt, und immerzu hat sie seine Hände gestreichelt und zum lieben Gott gebetet: „Lat em doch leben!"

Grieshörn, Drews, dort riß eine gewaltige Sturzsee Harm Flor über Bord, und du sprangst ihm nach; und ihr habt der Nordsee in ihr wutschäumendes Gesicht gespuckt, als ihr wieder Decksplanken unter den Füßen hattet.

Ich komme weit her, Drews; über Gischt und Wellenberge und eisstarrende Wattenfelder.

Hundert Seemeilen hinter Helgoland dampft ein Kreuzergeschwader. Deutschland zur See, Drews! Seinen Rauchschwaden habe ich die zottige Mähne zerzaust, und deinem Jungen oben im Krähennest habe ich die wettergebräunten Wangen gestreichelt.

Dreitausend Meter über Helgoland surrte ein Luftkreuzer nach Westen zu. Deutschland in der Luft, Drews! Sei stolz, daß du ein Deutscher bist!

Es ist Sonntag, alter Fahrensmann. Von allen Kirchen läuten die Glocken; auf allen Nummerntafeln müßte stehen: Nach der Predigt: 128 — Vers 1—4:

„Un wenn de Welt voll Düwels weer!"

Der Nordwest war ruhiger geworden. Er erzählte von der blühenden Hallig, von spielenden Kindern, von heimkehrenden Halligsöhnen und von einem Sonntag, wo in allen Kirchen gesungen wurde:

„Nun danket alle Gott!"

Drews faltete die Hände. Seine Gedanken waren auch dort oben. Worte fand er nicht, es war auch nicht nötig: seine Wünsche stiegen wie Wattennebel zum Himmel empor, und die Sonne nahm sie in ihre heißen Arme und legte sie unserm Herrgott zu Füßen.

Es war nun ganz hell in der Kirche. Nur wenige Wolkenfetzen jagten noch über die Hallig, und die ersten Sonnenstrahlen lachten durch die Fenster.

Drews wollte die Kirchentür öffnen, da kam der alte Rickmer Larsen mit seiner Sissel die Kirchwarf herauf. Sie hatten nun auch ihren letzten Jungen hergeben müssen, und Schulter an Schulter trugen sie gemeinsam ihr großes Leid. Drews wollte ein paar Worte sagen, aber Rickmer schnitt ihm das Wort ab: „Lat uns 'n Ogenblick alleen, min Jung!"

Drews schloß behutsam die Kirchentür hinter den beiden Alten, und wie ein treuer Wächter blieb er vor dem Eingang stehen. Er wußte, in diesem Augenblick hatte unser Herrgott einen schweren Stand.

Der Nordwest war nun ganz eingeschlafen; auch er wollte die Andacht der beiden Alten nicht stören.

Auf Nordhall wimmerte schon die Halligglocke, und ihre ängstlichen Töne erstarben im Watteneis. Drews ging zum Glockenturm, und ein übermütiger Windstoß wehte ihm den Glockenstrang entgegen. Zögernd setzte er die große Glocke in Bewegung, dann faßte er den Strang mit beiden Händen, und laut und sonntagsfroh rief die Halligglocke ihre kleine Gemeinde zur Andacht.

Als nach der Predigt der Gemeindegesang einsetzte, lief Pastor Ohlsen in seiner Sakristei unruhig auf und ab; so etwas war ihm denn doch während seiner Amtzeit noch nicht vorgekommen. Beim zweiten Vers sang er auch mit, und als die Orgel zum dritten Vers einsetzte, da erhob Drews sich von seiner Bank, und seine knarrende Stimme übertönte den Gemeindegesang:

„Und wenn die Welt voll Teufel wär!"

Am nächsten Sonntag saß ein anderer Kirchendiener auf der kleinen Bank.

Drews war wegen „eigenmächtigen Eingreifens in die Befugnisse des Pastors" seines Amtes enthoben worden.

Geärgert hat Drews sich über diesen Beschluß nicht. Er hat dem Pastor es auch nicht nachgetragen; auch der kleinen Halligkirche hat er die Treue bewahrt. Nur dem alten Rickmer hat er einmal draußen im Watt sein Herz ausgeschüttet. „Un wenn ik to seggn harr, Rickmer; in all de Karken, up all de Schep: ünner 't Water, up 't Water, in de Luft, allerwegens schulln se singen: ‚Un wenn de Welt voll Düwels weer!' Dat is de eenzigst Gesang, Rickmer, de noch 'n beten Politik in 'n Liev hett. Dat Pulver alleen deit dat ok ni, 'n beten Politik un Gotts-Wort mutt dar ok mit bi wähn; un denn lat se man kamen!"

Draußen auf See, hinter Hogsand, stieg eine lange, schwarze Rauchfahne in den Himmel. Man sah nur die Mastspitzen eines Kreuzers; 887 Mann dachten wie die beiden Alten im Watt:

„Das Reich muß uns doch bleiben!"

**Schluß des redaktionellen Teils.**




**Schröder-Schenke's**
**biologische naturgemäße Schönheitspflege**

## Eine neue Gesichtshaut

durch Schröder-Schenke's Schälkur. Aerztlicherseits als da Ideal aller Schönheitsmittel empfohlen. — Während derjenige, der sich medizinischen Schälkuren unterwirft, gezwungen ist, während ca. 10 Tagen zu Hause zu bleiben, wird mit meiner Schälkur die Oberhaut allmählich und unmerklich, also ohne Mitwissen Ihrer Umgebung, durch eine neue Haut ersetzt. Alle Unreinheiten, wie **Sommersprossen, Mitesser, Pickel, großporige Haut, Flecken, Röte, Falten, fettglänzende Haut und alle durch Pickel entstandenen Unebenheiten etc.,** werden gleichzeitig mit der Oberhaut entfernt. Die neue Haut erscheint in wunderbarer Schönheit jugendfrisch, elastisch und rein, wie man sie sonst nur bei Kindern antrifft.
Preis M. 12.— (Porto 60 Pf.)

## Ein schönes Augenpaar

ist die schönste Zierde jeden Antlitzes. Mit meiner Augenlotion „Damon", ein vegetabilisches, absolut unschädliches Präparat, erlangen Ihre Augen erhöhte Ausdrucksfähigkeit, Feuer u. Frische. Der müde Ausdruck schwindet, und das Auge wird wieder lebhaft und frisch. Preis M. 4.—

## Schönheit der Brauen und Wimpern.

Dichte, schön geschwungene Augenbrauen, lange, seidige Wimpern werden Sie mit meinem „Asiatischen Augenbrauensaft" erzielen, er fördert das Wachstum derselben auffallend schnell — Kein Färbemittel. Preis M. 3.—

## Schönheit des Haares.

Mein Haarkraftbalsam empfiehlt sich besonders für jene, deren Haar schon dünn, spärlich und gelichtet ist, und bei denen die Kopfhaut und Haare trocken und glanzlos sind. Haarkraftbalsam ist das denkbar Beste zur Beseitigung von Haarausfall, Kopfjucken, Schuppen, gespaltenen Haaren und das geeignetste Mittel zur Verhütung von Ergrauen und Kahlheit. M. 2.-, M. 3.50, M. 6.50

## Lockiges Haar.

Meine Haarkräusellotion „Isolde" ist ein vorzügliches Präparat, um die Haare voll, aufragend und duftig zu gestalten. Er eichtert die Frisur, macht natürliche Locken, die absolut haltbar sind, selbst bei Feuchtigkeit der Luft und Transpiration. Preis M. 2.50

## Eine schöne formvollendete Büste

durch die eigenartige (nur äußerliche) Anwendung meines Mittels „Juno". Sofort — schon nach den ersten Anwendungen — wird neues Leben in den Organen der Büste rege.

**Entschwundene, zurückgebliebene Büste erlangt graziöse, normale Fülle während schlaffgewordener Büste die Festigkeit und Elastizität wiedergegeben wird.**

„Juno" übertrifft sowohl in der Wirkung als in der Art der Zusammensetzung und der Anwendung alle Büstenmittel, Salben, Lotionen, Apparate und Nährpräparate und ist ärztlich warm empfohlen.
Preis M. 6.— (Porto 60 Pf.)

## Lästigen Haarwuchs,

Damenbart, unerwünschten Haarwuchs im Gesicht und am Körper beseitigen Sie sofort schmerzlos

**mit der Wurzel**

mit meinem Enthaarungsmittel „Rapidenth". Aerztlich empfohlen. Die haarbildenden Papillen werden zum Absterben gebracht, so daß dann die

**Haare für immer beseitigt**

sind. Keine Reizung der Haut. Weit besser als Elektrolyse, bei der oft Narben entstehen und die Haare doch wiederkommen
Preis M. 5.50.

## Schönheit der Nasenform.

Mit meinem patent. Nasenformer „Orthodor"! Orthodor ist scharf einstellbar und kann deshalb der sich bessernden Form der Nase jeweils genau angepaßt werden. Orthodor beseitigt jede Mißbildung der Nase, wie schiefe, dicke, breite, kolbige, hochstehende Nase, Stumpf-, Sattel-, Adler-, Haken- oder Höckernase, gleichviel ob angeboren oder später erworben kein lästiges atembehinderndes Klemmen, bequem nachts tragbar. Ebenso vorzüglich für Damen wie für Herren und Kinder. Bei letzteren Erfolg schon in wenigen Tagen. Preis M. 6.—

## Schröder-Schenke-Seife

kann während des Krieges nicht mehr geliefert werden. Die Emulsionen sind aber vollwertiger Ersatz und zur Teintpflege bestgeeignet.
Kräutersaft-Emulsion M. 2.50
Zitronen-Emulsion . . M. 3.50

**Salon für Spezialbehandlungen in Gesichts-, Büsten- und Handpflege.**

# Schröder-Schenke

**Berlin 14, Potsdamer Str. O. 26 b.**

Niederlagen in Wien 14, Wollzeile 15/14 u. Zürich 14, Bahnhofstr. 73.

---

**TOLA ZAHN-PULVER**

Reinh. Mock Ulm a/D.

in Schachteln zu 20 u. 40 Pf.
zu haben in den Niederlagen von KAISER-BORAX.

---

**KIOS CIGARETTEN**
— TRUSTFREI —

| | |
|---|---|
| Kleine Kios St. | 3 Pf |
| Kurprinz | 3½ |
| Jubiläum | 4 |
| Fürsten | 5 |
| Welt-Macht | 6 |

Türk. Tabak- & Cigaretten-Fabrik „Kios" E. Robert Böhme, Dresden.

---

**Sanabo** D.R.P. Neues Instrument zur sicheren u. schmerzlosen Behandlung von Harnleiden

Ohne Berufsstörung

In Krankenhäusern, Lazaretten, Kliniken im Gebrauch. Schnellster Erfolg auch bei hartnäckigen Fällen

Literatur u. Prospekt W. d. „Sanabo" G.m.b.H.

**„Sanabo" Heilanstalt für Harnleiden** Berlin W. Bülowstr. 12 pt.
Ärztlicher Leiter: Sanitätsrat Dr. Paul Wolff
Sprechst. 1-2, 6-8, Sonnt. 11-1. Fernspr. Lützow 9604

---

**25 Jahre lang**
treue Kunden und tausende Anerkennungen höchst. Zufriedenheit sind das beste Zeugnis für meine garant. unschädliche
**Alcolor-Haarfarbe**
echt und natürlich färbend. In allen Farbtönen erhältlich. Flasche 3.— Mk.
Otto Reichel, Berlin 76, Eisenbahnstr. 4

---

**H. W. Voltmann**
**Bad Oeynhausen 9**
**Spezialfabrik f. Handbetriebsfahrräder (Invalidenräder).**
Krankenfahrstühle für Straße und Zimmer.
Kataloge gratis.

---

**Musterschutz Nr. 640 826**

Neuheit! **Adler's verstellbarer** Neuheit!

# Umstands-Rock

**für junge Frauen**

zum Erweitern ohne Trennen, Nähen noch Schneidern.

**Gesetzlich geschützt!**

**Deutschlands erstes Spezialgeschäft,**

**Großes Lager in Umstands-Kleidern, Röcken u. Mänteln.**

Maßanfertigung ohne Preiserhöhung.

**Versand-Abteilung:** Nach außerhalb werden auf Wunsch zur Bestellung Abbildungen und Stoffproben gesandt. Für guten Sitz und Ausführung wird garantiert.

Sachgemäße Bedienung — Nur eigenes System

Mod. Umstands-Kostüm. Mod. Umstands-Mantelkleid.

# Adler's Mode-Haus für junge Frauen

**Berlin W 34. Potsdamer Straße 118c, hochparterre. — Kein Laden.**

## Büchertafel.

Besprechung einzelner Werke vorbehalten. Rücksendung findet in keinem Falle statt.

„1916. Die neuen Reichskriegsstempelsteuergesetze." Berlin, L. Schwarz & Comp.

Erwin Rosen: „Der große Krieg." Bd. 4. Ein Anekdotenbuch. Stuttgart, Robert Lutz.

P. Ch. Martens: „1917. Das Warenumsatzstempelgesetz nebst amtlichen Auslegungen." Berlin, L. Schwarz & Comp.

Paul Dehn: „Englands Oberseeherrschaft im Kriege." Hamburg, Deutschnationale Buchhandlung.

J. Günthersberg: „Die Wahrheit über den Weltkrieg und seine voraussichtlichen Folgen." Leipzig, Otto Hillmann.

Hilde Hagen: „Festschrift zum 60. Geburtstage des Meisters Wilhelm Kienzl." Graz, Leipzig, Leuschner & Lubensky.

Gustav Kohne: „Eckhart Kutenberg". Leipzig. Fr. Wilh. Grunow.

## Verschiedene Mitteilungen.

— Vorbereitung für Schulprüfungen. Eltern, die um das Fortkommen ihrer Söhne und Töchter besorgt sind, sei die Dr. Fischersche Vorbereitungs-Anstalt, Berlin, Zietenstraße Nr. 22, angelegentlichst empfohlen. Die Schüler werden dort von altbewährten Lehrern schnell zu ihrem Ziele geführt, die Pensionäre trotz der Kriegszeit gut verpflegt, bei ihren

# Katarrhe und Tod.

## Betr. Katarrh, Asthma, Bronchialkatarrh, Schnupfen, Erkältungen usw.

Ohne Luft kein Leben! Wenn die Atmungsorgane ihre Tätigkeit einstellen und der Lunge keinen Sauerstoff zur Weitervermittlung mehr zuführen, ist es aus mit dem Leben. Sind die Atmungsorgane nun erkrankt, so können sie natürlich nicht intensiv genug arbeiten, und der ganze Körper leidet darunter. Nun leiden viele Menschen schon jahrelang an solchen Krankheiten, ohne es zu wissen. Sie kennen wohl die Namen, wie z. B. Bronchialkatarrh, Lungenspitzenkatarrh, Luftröhrenkatarrh, Kehlkopf-, Nasen-, Rachenkatarrh, Schnupfen, Erkältungen, Asthma usw., Sie wissen aber nicht, woran man diese sich so furchtbar rächenden Krankheiten erkennt. Wir wollen Sie aufklären und fragen Sie deshalb:

1. Haben Sie oft Husten?
2. Fühlen Sie oft Trockenheit im Halse?
3. Sind Sie oft heiser?
4. Sind Sie oft erkältet?
5. Ist Ihre Luftröhre oft verschleimt?
6. Besonders des Morgens?
7. Ist Ihre Nase oft verstopft?
8. Haben Sie Beschwerden beim Atmen?
9. Ist die Nasenschleimabsonderung oft stark?
10. Müssen Sie zeitweise anhaltend niesen?
11. Hören Sie zeitweise schwer?

Beantworten Sie sich diese Fragen selbst! Es sind dies alles Anzeichen von vorhandenen Entzündungen der Schleimhäute (Katarrhe), und diese sind gefährlicher, als man im allgemeinen annimmt. Im Interesse der Allgemeinheit senden wir kostenlos eine belehrende Schrift über die Selbstbehandlung der Schleimhäute mit dem Wiesbadener Doppel-Inhalator an jedermann. Man schreibe sofort, denn jeder Tag bedeutet eine Gefahr und Qual, oder bestelle gleich einen Doppel-Inhalator bei:

**Wiesbadener Inhalatoren-Gesellschaft**
**Wiesbaden 45, Rheinstraße 34.**

Der „Wiesbadener Doppel-Inhalator" ist eine neue Erfindung, welche von ersten Spezialärzten als hervorragend gut befunden wurde. Auf vollständig kaltem Wege überführt er jede medikamentöse Flüssigkeit in einen vollkommen gasartigen Zustand. Dieser gasartige Medizinnebel wird dann genau wie die Luft eingeatmet und vermag bis in die verstecktesten Teile der Atmungsorgane, sogar bis in die Lungen zu dringen. Die Wirkung ist verblüffend. **Deshalb verordnen ihn viele Spezialärzte, Lungenheilstätten usw.**

Der Preis ist so gestellt, daß ihn jeder kaufen kann. Er kostet, sofort gebrauchsfertig für Mund und Nase, mit Inhalationsflüssigkeit nur 10,50 Mark. (Porto 60 Pf., bei Nachnahme 95 Pf.) Keine weiteren Unkosten, nur einmalige Ausgabe.

Zirka 2000 Anerkennungen von Aerzten und Patienten erhielten wir in einem halben Jahre. **Ein noch nie dagewesener Erfolg!** Nachstehend nur einige:

### Heilung des Bronchialkatarrhs.




Wolfseck, Station Lengenwang, den 8. Juni 1916. Im Februar dieses Jahres kaufte ich in einer Drogenhandlung zu Berlin Ihren Doppel-Inhalator und vertrieb durch regelmäßige Inhalation, morgens und abends 5 Minuten, einen langjährigen Bronchialkatarrh, mit dem ich infolge eines Lungenleidens seit 5 Jahren behaftet war, binnen 8 Wochen. Die Heilung des Bronchialkatarrhes, der weder einer Inhalationskur im Sanatorium noch Heimkuren mit allerkompliziertesten, teuersten Apparaten, noch einer langwierigen, lokalen Bepinselungskur weichen wollte, verdanke ich allein Ihrem Apparat.

Dr. Richard Bolte




### Verblüffender Heilerfolg.

Fürstenberg Weser, den 21. 9. 16. Unser Obermaler Büchner leidet seit langen Jahren an einem hartnäckigen Luftröhrenkatarrh. Vergebens hat er viele Aerzte konsultiert und alle möglichen Mittel gebraucht. Vor einigen Wochen klagte er mir besonders sein Leid und sprach die Befürchtung aus, daß sich zu seinem Katarrh nun wohl noch Lungenblähung gesellen würde. Da ich nun selbst mit Ihrem Inhalator einen verblüffenden Heilerfolg erzielt habe, so riet ich Herrn Büchner, sich schleunigst einen Apparat von Ihnen kommen zu lassen. Vor ca. 3 Wochen bekam er denselben zugesandt. Er bittet mich heute, Ihnen mitzuteilen, daß er von der Wirkung Ihres Apparates ganz überrascht ist. Was er durch jahrelange Kuren und Bäder nicht erzielt hat, das hat Ihr vorzüglicher Apparat fertiggebracht.

Pech, Betriebsleiter.

### Vom Halsleiden befreit.

Berlin, den 9. Dezember 1916. Vor etwa vier Jahren bezog ich von Ihnen einen Wiesbadener Doppel-Inhalator, derselbe hat meiner Frau sehr gute Dienste geleistet, so daß sie von ihrem Halsleiden befreit ist; spreche Ihnen hiermit unseren Dank aus.

Otto Hübner, Polizei-Beamter, Alt-Moabit 80.

### Metall-Luftpumpe vorzüglich.

Ludwigshafen, den 20. 2. 1917. Senden Sie mir für meinen Freund Ihren Doppel-Inhalator mit Metall-Luftpumpe per Nachnahme. Ihre Metall-Luftpumpe ist vorzüglich und kann sie jedermann empfehlen.

Hugo Happ, Siegfriedstr. 14.

Es gaben uns die Ehre, den „Wiesbadener Doppelinhalator" von uns zu beziehen:

**Ihre Kgl. Hoheit die Großherzogin von Mecklenburg-Strelitz**
**Seine Kgl. Hoheit Heinrich XXX. Prinz Reuß.**
**Ihre Kgl. Hoheit die Großherzogin von Luxemburg, Herzogin zu Nassau**
**Ihre Großherzogl. Hoheit die Herzogin von Anhalt**
**Ihre Hoheit die Herzogin von Oldenburg**
**Seine Großherzogl. Hoheit Prinz Max von Baden**
**Seine Hoheit Bernhard Prinz zur Lippe**
**Ihre Durchl. die Prinzessin Elisabeth zu Solms-Braunfels**
**Ihre Durchl. Prinzessin von Ratibor**
**Ihre Durchl. Fürstin zu Putbus**
**Seine Durchl. Fürst Wittgenstein**
**Seine Durchl. Prinz Wittgenstein**

### Vorsicht!

Es gibt minderwertige Nachahmungen! Achten Sie deshalb genau auf unsere Firma, um auch den wirklich echten, vieltausendfach bewährten „Wiesbadener Doppelinhalator mit dem Doppelzerstäuber" zu erhalten.

**Es hat kein anderer das Recht, Inhalatoren mit und doppelten und mehrfachen Zerstäuber herzustellen. (Gerichtlich entschieden). Wir warnen vor eventl. Angeboten, die wir, sobald wir davon Kenntnis erhalten, strafrechtlich verfolgen.**

Natürliches Wiesbadener Kochbrunnen-Quellsalz zum Gurgeln, Inhalieren und für Trinkkuren (unter **strengster Aufsicht der Stadt Wiesbaden und der Städt. Kurdirektion gewonnen)** ist zum Preise von **2.50 M.** per Glas ebenfalls von uns zu beziehen.

Alleinige Fabrikanten: **Wiesbadener Inhalatoren-Gesellschaft, Wiesbaden 45, Rheinstraße 34.** Telegramm-Adresse: „Doppelinhalator Wiesbaden".
Depot f. d. Schweiz: Max Zeller Söhne, Romanshorn.